This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

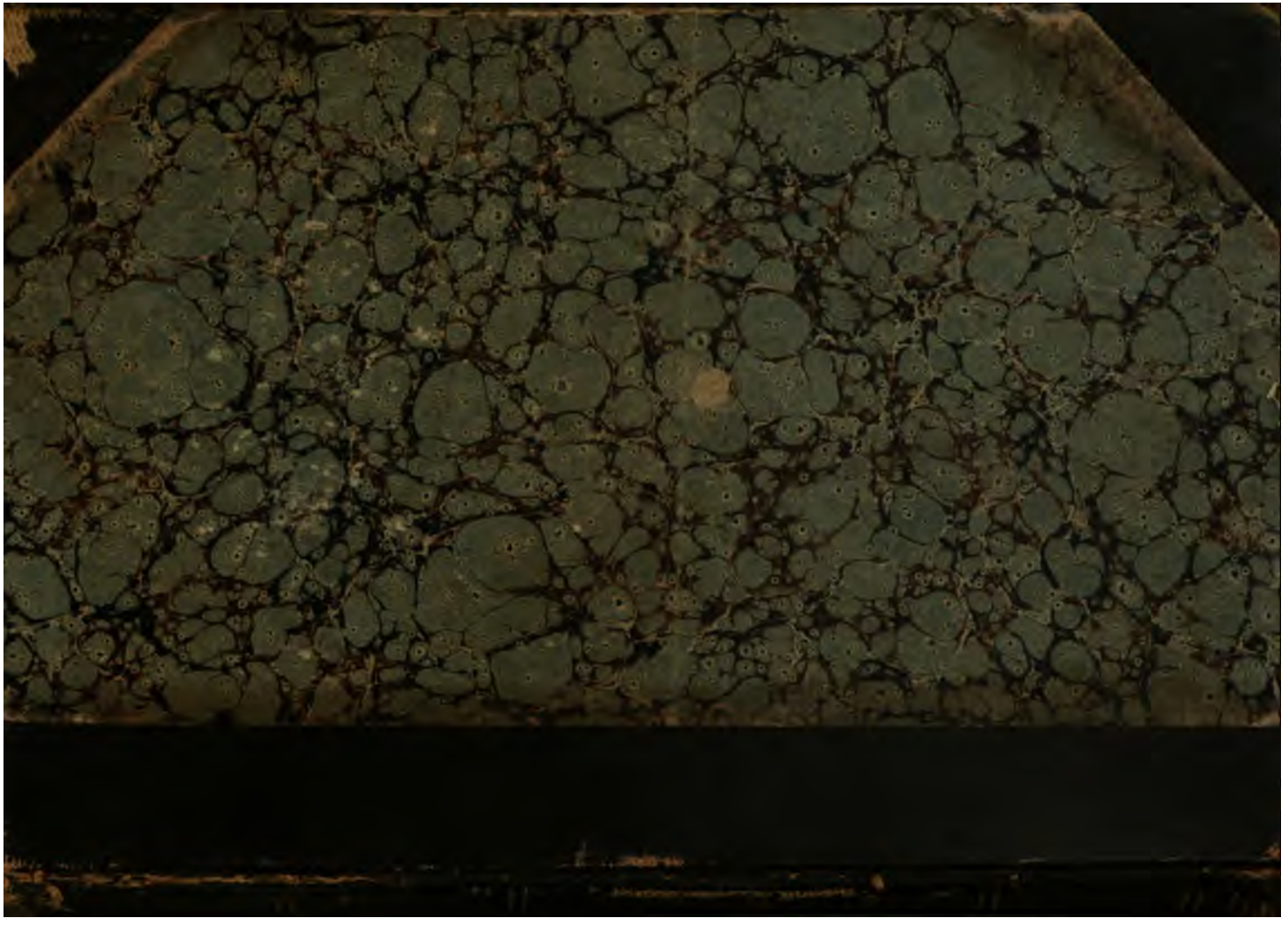
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



The Library

of the

University of Wisconsin

The Gift of
The Karel Jonas Estate

11,396

Die Türken in Europa.

Erster Band.

Die

Türken in Europa

Von

Gustav Rasch.

„Wo der Türke den Fuß hinsetzt,
da verdorrt selbst das Gras."
(Ausspruch eines türkischen Derwisches.)

Na památku

Erster Band.

Vojtěch Nejedlý

Prag, 1873.
Druck und Verlag der Buchdruckerei
von
J. S. Skrejšovský.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen behält sich der Verfasser vor.

A
11,396

728398

Seiner Hoheit

dem Fürsten von Montenegro und Brda

NICOLA I. PETROVIČ NĚGOŠ

dem ersten Ritter des Schwarzen Berges

dem Erleuchter seines Stammes

dem Repräsentanten eines fünfhundertjährigen, immer siegreichen Kampfes

gegen die asiatischen Barbaren in Europa

gewidmet

vom Verfasser.

Vorrede.

Seit fast fünf Jahrhunderten hausen die Türken auf der Balkanhalbinsel, während sie seit ihrem Erscheinen in und gegen Europa über hundert Kriege geführt haben, in denen die auf dem Schlachtfelde gefallenen oder in türkische Sklaverei gerathenen Christen nur nach Millionen zu zählen sind. Ein aus Asien nach Europa eingedrungener Nomadenstamm, dessen Ziffer heutigen Tages auf der Balkanhalbinsel kaum 800,000 beträgt, setzt seinen Fuß seit fast fünf Jahrhunderten auf die Häupter von fünfzehn Millionen griechischer und slavischer Christen und proklamirt noch heute bei der Schwertumgürtung jedes neuen Padischah in der Moschee zu Ejub „die Ausbreitung des Islam durch Feuer und Schwert und die Vertilgung der Ungläubigen." Nichts ist bezeichnender; nichts charakterisirt besser und umfassender diese fast ein halbes Jahrtausend dauernde Türkenherrschaft in Europa, als der bekannte Ausspruch eines türkischen Derwisches: „Wo der Türke seinen Fuß hinsetzt, verdorrt selbst das Gras."

Mit jedem Schritt hat der Türke auf der Balkanhalbinsel die Früchte tausendjähriger Kultur niedergetreten. An die Stelle der Wunder von Pracht und Herrlichkeit des ehemaligen Byzanz, von denen uns die griechischen Schriftsteller erzählen, an die Stelle von tausend Palästen haben die asiatischen Nomaden eine schmutzige und stinkende Riesenstadt gebaut, welche aus lauter elenden, hölzernen Baracken besteht, deren Gestalt an das Zelt des Nomaden erinnert. Stinkende, holprige, enge Gassen, schmierige Khane, enge, winklige Märkte ohne jede regelmäßige Gestalt, Gestank, Dunst und Schmutz, elende Holzhäuser — das ist der Charakter des heutigen Stambul, der Charakter jeder anderen Türkenstadt in Europa! Der Unterschied einer Türkenstadt von der andern liegt nur im Umfang und in der Größe. Aus diesem schmutzigen Häusermeer, aus diesem Gewirr holpriger, düsterer, enger und finsterer Gassen steigen eine Menge Moscheen auf, welche „aus der Christen Mark und aus der Gefangenen Lösegeld" erbaut sind, wie der Koran dem Padischah vorschreibt. Eine Moschee schaut wie die andere aus; eintönig und leer im Innern, kahl und immer dieselben Formen wiederholend im Aeußern. Die hölzernen Häuserbuden repäsentiren das faule Nomadenthum des Türken; die eintönigen, aus der Christen Mark und Blut erbauten Moscheen repräsentiren den Fanatismus mit blutigem Schwert, das eigentliche Wesen des Islam.

Und was haben die Türken aus einem der reichsten und fruchtbarsten Kulturländer der Erde, aus der Balkanhalbinsel, seit einem halben Jahrtausend gemacht? Die Flüsse sind versandet; Landstraßen, Brücken, Häfen sind nicht vorhanden; das Getraide verfault, wo es nicht verkauft werden kann, weil die Fortschaffung desselben aus Mangel

an Kommunikationswegen unmöglich ist. Ueberall liegt der natürliche Bodenreichthum vollständig brach, weil er nirgends ausgebeutet wird. Der Ackerbau befindet sich auf der Stufe, wie vor zwei Jahrtausenden zur Zeit der jüdischen Patriarchen. In einem der reichsten und fruchtbarsten Länder übertrifft der Import den Export um das Vierfache. Die türkische Staatsmaschine ist die liederlichste auf der Erde. Dreiviertel alles Grund und Bodens befindet sich in den Händen der türkischen Pfaffen In allen Kreisen der türkischen Beamten unglaubliche Corruption, Dummheit und Indolenz. Jeder Pascha ein Generalgewaltiger ohne jede Kontrole. Ein ungeheurer Statsschuldenberg, welcher alle Jahre höher wird; eine Armee, welche drei Fünftel des Staatseinkommens verschlingt; ein maßloser Steuerdruck, dessen natürlichste Consequenz die alljährlich zunehmende Verarmung der Bevölkerung ist. Jahrhunderte hindurch waren die einst so blühende Industrie und der blühende Seidenbau Griechenlands erloschen. Ganze Strecken des edlen Hellas, welches Thucydides „den Stolz der menschlichen Bildung" nannte, in grausenerregende Einöden verwandelt! Als der Sitz der griechischen Regierung im Jahre 1835 von Nauplia nach Athen verlegt wurde, bestand die Stadt, welche zur Zeit ihrer Blüthe 150,000 Einwohner gezählt hatte, noch aus einigen hundert elenden Hütten. Das Meiste hatte Athen seit den letzten beiden Jahren gelitten, wo die Stadt wieder in die Hände der Türken gerathen war. Daß die türkischen Barbaren nicht den ganzen Oelwald niederhieben, um die tausendjährigen Stämme als Brennholz zu verbrauchen, lag nur daran, daß im Oelwald griechisches und türkisches Eigenthum mit einander vermischt war.

Seit mehreren Jahrhunderten haben die christlichen südslavischen und griechischen Stämme, welche die Balkanhalbinsel bewohnen, nun begonnen, Osman aus seinem Zelt zu treiben und Theile dieses Zeltes als ihr Eigenthum wieder in Anspruch zu nehmen, nach einander in ihrer Arbeit durch Venedig, durch Oesterreich, durch Frankreich, durch England unterstützt, oder auch ganz allein, gestützt auf die eigene Kraft, den tapfern Arm bewehrt mit dem eigenen Schwert. Nach dreißigjährigen, glänzenden Aufständen haben die Serben das türkische Joch abgeschüttelt und sich zu einem freiheitlichen und unabhängigen Staate konstituirt. Von dem letzten Reste türkischer Souzeränetät, welchen sie nur der eifersüchtigen Einmischung der Großmächte zu verdanken haben, lastet auf ihnen nur noch ein jährlich an die Pforte zu zahlender Tribut. Das Besatzungsrecht der Festungen haben sie schließlich den Türken abgerungen. Mit russischer Hilfe haben die Rumänen sich ebenfalls zu einem selbstständigen Staate mit demokratischer Verfassung konstituirt. Ein Stück Griechenland hat nach entsetzlichen Leiden, nach vierhundertjähriger Unterdrückung, nach zwanzigjährigen Kämpfen voll antiker Tapferkeit sich zu einer nationalen und freiheitlichen Selbstständigkeit emporgerungen; aber noch heute schmachten über vierzehn Millionen griechischer und südslavischer Christen auf der Balkanhalbinsel unter dem harten Drucke des faulen, türkischen Nomadenstammes: Die Bulgaren, welche fast fünf Millionen stark am schwarzen Meere und längs der untern Donau wohnen, die Griechen in Rumelien, welches das ganze Land der „Romeoi" umfaßt; am adriatischen Meere die griechische Bevölkerung der albanischen Provinzen; im Nordwesten die Bewohner der ungeheueren Landschaften,

welche ehemals das serbische Königreich bildeten und jetzt unter dem Namen Bosnien, Herzegowina und Altserbien bekannt sind, und die griechischen und südslavischen Stämme, welche Thracien, Macedonien und Epirus bewohnen. Diese südslavischen Stämme sind ernst und zähe, intelligent und tapfer; sie haben sich nie mit den Türken vermischt, sind immer ihrer Nationalität treu geblieben und sind sämmtlich zum Aufstande gegen ihre Unterdrücker bereit. Das demokratische Element ist, da sie immer in einer freien Gemeindeverfassung gelebt haben, beständig unter ihnen das herrschende gewesen. In Bosnien, in Serbien, in Bulgarien ist das demokratische Bewußtsein der allgemeinen Gleichheit zur andern Natur der Bevölkerung geworden. Daß die Südslaven zur Bildung eines freiheitlichen, staatlichen Organismus vollkommen im Stande sind, hat Serbien bewiesen. Serbien ist in kaum vierzig Jahren zu einem der bestregierten und freiheitlichst organisirten Kulturländer Europas geworden, und die Staatsverfassung Serbiens ruht auf der ausgedehntesten Selbstverwaltung der Gemeinden.

Seit neuerer Zeit ist in der weiteren Vertreibung Osmans aus seinem Zelt durch Erschaffung eines diplomatischen Undings, welches man die „orientalische Frage" getauft hat, ein Stillstand eingetreten. Die orientalische Frage soll darin bestehen, welche staatliche Organisation an die Stelle der zerfallenden Türkei auf der Balkanhalbinsel treten soll, und die Cabinette von England und Frankreich suchen zur Wahrung ihrer eigenen kommerziellen und materiellen Interessen und weil sie fürchten, Rußland werde die Balkanhalbinsel in Besitz nehmen und seine Herrschaft am Bosporus ausbreiten, die Lösung dieser orientalischen Frage in der

Aufrechthaltung der Herrschaft der Türken auf der Balkanhalbinsel und in der Reorganisation und Regeneration des türkischen Nomadenstamms durch Reformen. Zugleich mit der künstlichen Erschaffung dieser orientalischen Frage ist eine ebenfalls künstlich gehegte und gepflegte Anschauung in den Anschauungskreis des civilisirten Europa eingetreten, nämlich eine philanthropische Verhätschelung der Türken, während man die seit einem halben Jahrtausend auf der Balkanhalbinsel von den asiatischen Barbaren niedergetretenen und in der barbarischsten und nichtsnutzigsten Weise behandelten und ausgebeuteten südslavischen und griechischen Christen, für civilisationsunfähig, für unfähig, eigene Staatsorganismen zu bilden, und für den russischen freiheitsfeindlichen Interessen ergeben erklärt. Es ist ganz unglaublich, welche Masse von Blödsinn, Dummheit und Niederträchtigkeit nach dieser Richtung hin in neuerer Zeit in der Presse, in der Literatur, in den Kammern und Landtagen ausgekramt worden ist, um die öffentliche Meinung zu verwirren und irre zu führen. Während man die fluchwürdigsten Gräuel und die schändlichste Wirthschaft, welche ein fauler und grausamer asiatischer Nomadenstamm seit mehr als vier Jahrhunderten auf der Balkanhalbinsel ausgeübt hat, plötzlich vergessen zu haben scheint, spricht man mit Theilnahme und Bedauern von „den armen, biedern Türken", welche arbeiten und für sich nicht mehr den Schweiß und Fleiß der Griechen und Bulgaren verwenden sollen, um zehn Stunden des Tages auf der Matratze zu liegen, zu rauchen und „den Kef" zu machen, während man die Griechen „faul und niederträchtig" schimpft, ihnen alle möglichen Laster aufbürdet, die Serben „Schweinetreiber" und „Schweinehändler" und die tapfern Montenegriner, welche

seit einem halben Jahrtausend die nationale und freiheitliche Unabhängigkeit „des schwarzen Berges" gegen die türkischen Barbarenhorden vertheidigt haben, „Räuber" und „Kopfabschneider" nennt.

Unter dieser Unmasse von Blödsinn, Dummheit und Niederträchtigkeit aufzuräumen, ist der Zweck meines Buches „Die Türken in Europa." — Die Lösung des Undings, welche die Kabinette und Diplomaten „die orientalische Frage" getauft haben, besteht nicht darin, wer von den Großmächten, ob Rußland, Oesterreich, Frankreich oder England am Bosporus herrschen oder sich festsetzen soll, sondern in der endlichen Befreiung der die Balkanhalbinsel bewohnenden fünzehn Millionen Südslaven und Griechen von der fluchwürdigen Herrschaft eines wegen seiner nationalen Individualität und wegen seiner Religion und gesellschaftlichen Einrichtungen zur Herrschaft unfähigen, barbarischen, asiatischen Nomadenstammes. Es ist und bleibt eine Schande für die Großmächte und für das ganze civilisirte Europa, daß Eine Million Türken fünfzehn Millionen christlicher Südslaven und Griechen auf der Balkanhalbinsel knechten darf.

Alle unter türkischer Botmäßigkeit auf der Balkanhalbinsel schmachtenden oder unter türkischer Suzeränetät lebenden südslavischen und griechischen Stämme sind zur Bildung unabhängiger und freiheitlicher Staatsorganismen kraft ihrer nationalen Individualität und ihres freiheitlichen Strebens vollkommen fähig und geeignet. Daß diese südslavischen und griechischen Stämme Sympathien für russische Botmäßigkeit haben, ist eine unverschämte Lüge, absichtlich erfunden, um die unterdrückten und nach nationaler und freiheitlicher Vereinigung strebenden südslavischen Völker zu

verdächtigen. Ihre Sympathien für Rußland wurzeln nur in der Stammesverwandtschaft und in dem Umstande, daß Rußland die einzige europäische Großmacht ist, welche sie in ihrem Ringen und Streben nach endlicher Befreiung und nationaler Vereinigung unterstützt. Unfähig zur Fortexistenz und unfähig, auf der Balkanhalbinsel weiter zu regieren ist nur der asiatische türkische Nomadenstamm, der heute auf der Balkanhalbinsel regiert. Das türkische Element auf der Balkanhalbinsel ist aus Marasmus, aus Mangel an Lebensfähigkeit im täglichen Absterben begriffen. Die Türkenherrschaft in Europa ist weder eine Nothwendigkeit noch eine Möglichkeit. Die Europäisirung des türkischen Nomadenstammes, die Umgestaltung der türkischen Regierung in eine europäische Regierung ist aber eine Unmöglichkeit; oder die europäischen Großmächte müßten erst das Kunststück erfinden, die türkische Individualität in eine europäische Individualität zu verwandeln, in der Türkei die Vielweiberei abzuschaffen, aus dem türkischen Familienleben ein europäisches Familienleben zu machen, die Anschauungen des Islam auszurotten, die die Balkanhalbinsel bewohnenden südslavischen und griechischen Stämme mit den Türken auszusöhnen. Alle bisher auf Andrängen der Großmächte in der europäischen Türkei versuchten Reformen haben nur den Charakter des Aufputzes und der Verbesserung unverbesserlicher Zustände, beschränken sich immer nur auf Konstantinopel und auf einige größere Städte, sind überall in der Ausführung stecken geblieben und werden nie im Stande sein, eine durchgreifende Umgestaltung der Zustände zu Wege zu bringen, welche die Balkanhalbinsel in ein europäisches Land verwandeln könnte. Der Islam kann weder transigiren noch sich modernisiren. Das „non pos-

sumus" der türkischen Geistlichkeit ist ebenso dauerhaft, wie das „non possumus" des Papstthums. Die Interessen des Sultans und des Großmufti sind viel zu eng miteinander verbunden, als daß Einer oder der Andere durchgreifende Veränderungen zugeben würde. Der absolute Einfluß des Ulemas gründet sich, wie die absolute Macht des Sultans, auf den Koran; der Islam ist der Kitt, welcher die Interessen des Sultans und des Großmufti zusammenhält.

Die Lösung der orientalischen Frage, dieses diplomatischen Undings, besteht also in der Zerstörung der europäischen Türkei und in der Neuschaffung einer Reihe von demokratischen Staatsorganismen, welche an die Stelle der heutigen staatlichen Gestaltung der Balkanhalbinsel treten und unter sich eine Föderativverbindung bilden würden. Serbien, Griechenland und der Schwarze Berg würden die Oberleitung in dieser neuen föderativen Staatenbildung einnehmen. An das heutige Serbien würden sich Bulgarien, Altserbien und Rumänien anschließen; an den schwarzen Berg, Bosnien, die Herzegowina und Albanien; mit Griechenland würden sich Rumelien und die griechischen Elemente in Epirus, in Thracien und Macedonien verbinden. Konstantinopel würde ein Freihafen für alle europäischen Nationen werden.

Mein Buch soll ein Plaidoyer für diese gewaltsame, dem großen Zuge, der seit mehr als vierzig Jahren durch das Leben aller europäischen Völker geht, dem Streben nach nationaler Einheit und nach politischer und bürgerlicher Freiheit ganz entsprechende Lösung der orientalischen Frage bilden. Ich habe deshalb in demselben „die Türken in Europa" und von den an Stelle der Türken auf der Balkanhalbinsel zukünftig tretenden Stämme, die Serben, die Bul-

garen, die Griechen, die Rumänen und die Montenegriner die „Ritter vom schwarzen Berge", aus eigener Anschauung geschildert. Als Form habe ich, um dem Leser eine Reihe von sein Interesse erregenden Bildern von „Land und Leuten" vor das Auge zu führen, Skizzen aus den verschiedensten Hauptstädten der „Unterdrücker" und der „Unterdrückten" gewählt und an diese Spaziergänge durch Belgrad, Bukarest, Ruščuk, Konstantinopel, Athen und Cetinjé die Charakteristiken der in den Hauptstädten vertretenen Völker und Stämme angeknüpft. — Den „Türken in Europa" habe ich selbverständlich in meinem Buche den größten Platz eingeräumt.

Die „orientalische Frage" muß durch das Schwert der unterdrückten und geknechteten südslavischen und griechischen Männer der Balkanhalbinsel gelöst werden. Das Mittel ist der gemeinsame Aufstand aller Südslaven und Griechen, gemeinsam und gleichzeitig; das Feldgeschrei: „Hinaus mit den Türken aus Europa!" — Serbien, Griechenland und der schwarze Berg haben in diesem gemeinsamen und gleichzeitigen Aufstande aller von den Türken Geknechteten und Unterdrückten die Initiative zu ergreifen und sowohl im Kampfe wie im Aufbau der neuen Staatenbildung nach dem Kampfe die Führung zu übernehmen.

Berlin, im Januar 1873.

Gustav Rasch.

Erstes Kapitel.

Unter dem Zelte Osman's.

Seit sieben Uhr Morgens dampfte die Sofia von Pest die Donau abwärts. Die Sofia ist eines der besten Eilschiffe der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft, in der komfortabelsten und bequemsten Weise für den Reisenden, der Konstantinopel besuchen will, eingerichtet. Man wohnt und schläft in diesen prächtigen Eilschiffen, wie im ersten Hotel einer europäischen Hauptstadt. Ein mit Sammetsesseln und Sammetsopha's, mit Spiegeln, broncirten Astrallampen, Bildern und Blumen eingerichteter und dekorirter großer Verdecksalon, ein Rauch- und Lesezimmer, ein Belvedere, welches sich über die ganze Länge des Verdecksalons ausdehnt, bieten Gelegenheit, um sich zu unterhalten, um zu lesen, zu schreiben, um eine Promenade zu machen, um die Ufer des mächtigen Stromes zu betrachten; auf einer breiten, blumengeschmückten Treppe steigt man Abends aus diesem heitern und schönen Salon in die Schlafräume hinab, welche durch Gardinen und Tapetenwände in eine Menge kleiner Zimmer getheilt, welche in der bequemsten Weis, mit Teppichen, Toiletten und einzelnen Betten eingerichtet

das Schlafzimmer auf dem Festlande kaum vermissen lassen. Unter den einzelnen Kabinen des Vorderdeckes befindet sich sogar ein Badezimmer. Der Verdecksalon und die Schlafräume für die Passagiere zweiter Klasse, welche sich auf dem Vorderdeck des Eilschiffes befinden, sind allerdings nicht in der prächtigen und splendiden Weise eingerichtet und ausgestattet, wie die für die Passagiere erster Klasse bestimmten Räume, entbehren aber auch durchaus nicht des Komforts und der Bequemlichkeit. Auf den Eilschiffen speist man ebenfalls wie in einem ersten Hotel einer europäischen Großstadt. Ein aus mehreren Schüsseln mit Wein bestehendes Dejeuner und ein höchst splendides Diner mit verschiedenen Weinen nebst Kaffee werden um neun Uhr Morgens und um fünf Uhr Nachmittags servirt. Abends wird Thee mit Gebäck gegeben. Alles das ist in den nicht hohen Fahrpreisen miteinbegriffen, wenn der Reisende die „Fahrt mit Beköstigung" verlangt; sonst ist der Reisende aber darin ganz ungenirt, daß er auch die Fahrt ohne Beköstigung verlangen und sich dann ganz nach Belieben einrichten kann. Die Bedienung ist äußerst zuvorkommend und willig. Ich muß den Eilschiffen der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft, mit denen ich jetzt zum zweitenmale die Donau nach Rustschuk abwärts fahre, das Zeugniß ausstellen, daß sie unter allen Dampfern, mit denen ich seit fünfzehn Jahren die europäischen Meere und Ströme befahren habe, in erster Reihe stehen.

Eine Stunde unterhalb Pest werden die Donauufer sehr öde und eintönig. Der malerische Charakter des Stromes zwischen Preßburg und Pest verschwindet ganz und gar; zuweilen nimmt der Fluß einen seeartigen Charakter an, oder bildet so viele Krümmungen und ein-

zelne Arme, daß das Auge nicht mehr weiß, in welcher Richtung es das eigentliche Fahrwasser suchen und verfolgen soll. Eine Menge kleinerer und größerer Inseln, alle mit Gebüsch und Wald bedeckt, steigt aus diesem weiten, seeartigen Strombette auf, um bei jeder neuen Krümmung anderen Inselbildern Platz zu machen; die eigentlichen Ufer des Stromes, ich meine die Ufer des Festlandes, sind flach, oft so flach, daß sie sich kaum über dem Niveau des Wassers erheben, und ebenfalls mit Gebüsch, mit Wald, mit Ried und Gras bedeckt. Nur ausnahmsweise zeigen sich dem Reisenden, der auf dem Belvedere des Dampfers Rundschau hält, an diesen reizlosen Ufern und auf diesen grünen Inseln Häusergruppen, Dörfer und Städte. Im Herzen Ungarns sind die Städte und Dörfer mehr im Innern des Landes zu suchen, weil die Donauufer zu sehr den Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Aber noch eine Erscheinung gehört dazu, um den Charakter der Donau unterhalb Pest bis nach Belgrad zu schildern. Ich meine nicht die Heerden von Schafen und Hornvieh, welche sich hie und da auf den Inseln und an den Ufern zeigen, nicht die langen Züge von Gänsen, Pelikanen und Fischreihern, welche dicht über den Fluthen vorüberziehen, sondern eine Legion von Wassermühlen, welche sich bei jedem Donaueinzelnbilde von Pest bis Belgrad immer wieder von Neuem wiederholen. Immer habe ich diese Wassermühlen, wenn ich die Donau abwärts fuhr, mit einem Gefühl der Dankbarkeit betrachtet. Wenn ich, so weit und wohin ich auch blickte, kein Haus, keine Hütte, keinen Menschen, keine Heerde erspähen konnte, so legte mir in dieser lautlosen Stille, in dieser tiefen Einsamkeit das Geklapper der Räder der Wassermühlen doch ein Zeugniß

dafür ab, daß ich durch einen bewohnten Theil des südöstlichen Europa fuhr.

Hinter Tolna erhielt das Ufer einigen Reiz durch eine Bergkette, welche sich in der Ferne über Gebüsch und Waldgruppen erhob. Es waren die Höhen, an denen der Szegszarder rothe Wein wächst, welche sich bis Mohacz hinziehen. Unterhalb Bata stieg das rechte Donauufer gleichmäßig an. Dann erschien Mohacz, oder ich will lieber sagen, es erschienen die schwarzen Schuttberge des Steinkohlenbergwerkes von Fünfkirchen, dessen Hafen Mohacz bildet; denn von Mohacz selbst, welches in einiger Entfernung vom Ufer liegt, konnte ich nur einige Häusergiebel und einige Kirchthürme erspähen. Hinter Draueck, wo sich die Drau in die Donau ergießt, nahm das rechte Ufer endlich einen reicheren und mannigfaltigeren Charakter an, und entrollte eine Reihe anmuthiger Landschaftsbilder, während in der Ferne der Höhenzug der syrmischen Gebirge einen festen und malerischen Hintergrund zeichnete.

Ich brachte den Tag meistentheils auf dem Belvedere des Dampfers zu, um den mächtigen Strom mit seinen vielen Armen, Krümmungen und seeartigen Breiten zu überschauen, um diese grünen, einsamen Inseln und diese, wenn auch wenig Abwechselung dem Auge bietenden Ufer zu betrachten, ohne mich um meine Reisegesellschaft im ersten Verdecksalon viel zu bekümmern. Diese grünen, mit Wald, mit Gras und Gebüsch bedeckten Ufer interessirten mich mehr, als die Menschen im Verdecksalon, welche rauchten, Domino und Schach spielten oder sich mit einander — ich habe nicht gehört, über was — unterhielten. Der Dampfer fuhr ja den ganzen Tag durch ein historisch so interessantes Land; denn seit meiner Abfahrt von Pest

befand ich mich unter dem Zelte Osmans. Kennt der Leser das Zelt Osmans, wie der Begründer des türkischen Reiches es in seinem Großmachtstraume erblickte? Ich werde ihm den Traum erzählen. „Gleich einem laubigen Zelte stieg sein zukünftiges Reich über seinem Haupte auf. Das grüne Zelt bestand aus einem einzigen Riesenbaume, der aus den Lenden des asiatischen Nomaden hervorwuchs, und ruhte auf vier großen Säulen, dem Hämus, dem Kaukasus, dem Taurus und dem Atlas. Zu den Füßen Osmans wogten die Donau, der Tigris, der Euphrat und der Nil. Die Flüsse und das Meer waren mit Schiffen bedeckt, die Felder mit Ernten, die Wälder mit dichten Forsten; in den Ebenen erhoben sich aus reichbevölkerten Städten die vergoldeten Kuppeln und Minarets zahlloser Moscheen und in den Rosenbüschen und Cypressengruppen der duftigen, blumenstrahlenden Gärten mischten sich der Gesang der Nachtigallen und das Geplauder purpurfarbener Papageien mit den Gebeten des Imam. Schaaren von fremden Vögeln ließen sich zwitschernd unter der duftigen Wölbung des Zeltes nieder, dessen in einandergeschlungene Aeste sich gleich Säbeln ausdehnten und über dessen laubiger Kuppel der Halbmond leuchtend und funkelnd emporstieg. Dann erhob sich ein heftiger Sturm und wandte alle die Säbelspitzen gegen verschiedene Städte des Erdbodens und namentlich gegen Konstantinopel, welches, wie Osman sagt, an der Vereinigung zweier Meere und zweier Kontinente liegt, wie ein zwischen zwei Saphiren gefaßter Diamant, um den Hauptring der Kette zu bilden, welche die Welt umschlingt. Dieser Ring fiel in Osman's Hände, und das türkische Reich wurde gegründet."

Fünf Jahrhunderte sind seit Osman's Traume im Laufe der Zeit dahingeschwunden, und das Zelt Osman's steht noch immer; aber die Zeit naht heran, wo das Zelt Osman's unter die Völker und Stämme vertheilt werden wird, welche es gepflanzt haben. In Asien und in Afrika sind es die Völker, welche sich zum Glauben Mahomed's bekennen; in Europa sind es die südslavischen und griechischen Stämme, welche die Balkanhalbinsel bewohnen. Seit mehreren hundert Jahren haben dieselben bereits mit der Vertreibung Osman's aus seinem Zelte den Anfang gemacht, nach einander in ihrer Arbeit durch Venedig, durch Oesterreich, durch Frankreich, durch England und durch Rußland unterstützt, oder auch allein, gestützt auf die eigene Kraft, den tapferen Arm bewehrt mit dem eigenen Schwert. Ungarn, Griechenland, die Wallachei, Serbien haben Osman aus seinem Zelte getrieben und Theile seines Zeltes für sich als Eigenthum wieder in Anspruch genommen. Die Griechen und die Südslaven, welche noch heute in Epirus, in Macedonien, in Bulgarien, in Bosnien, in Montenegro, in Albanien und Rumänien unter dem Zelte Osman's wohnen, warten nur auf den Moment ihrer Vereinigung, um Osman ebenfalls aus seinem Zelt zu jagen, und das Unding, was die europäischen Mächte in ihrem eigenen selbstischen Interesse „orientalische Frage" getauft haben, durch eine demokratische Konföderation aller südslavischen und griechischen Stämme aus der Welt zu schaffen. Wäre der Fürst Michael von Serbien nicht vor sechs Jahren ermordet worden, so hätte er diesen Vereinigungspunkt der südslavischen und griechischen Stämme in Belgrad gebildet, und die Vertreibung Osman's aus dem Zelte der Balkanhalbinsel wäre wahrscheinlich heute schon eine Thatsache.

Die Ungarn gehören zu den ersten Völkerstämmen, welche in Europa Osman aus seinem Zelte getrieben haben, dessen laubiges Dach sich bis über Ofen hinaus auch über das Land der Magyaren wölbte. Bei meiner heutigen Fahrt donauabwärts nach Belgrad konnte ich vom Belvedere der Sofia mit dem Auge eine lange Reihe von Kampfplätzen, auf denen der Säbel des Magyaren mit dem Damascener des Türken um die Besitznahme des Zeltes Osman's kämpfte, überschauen. Da tauchten unter den schwarzen Schuttbergen am Ufer die Thürme von Mohacz auf, unter ihnen noch ein Minaret aus der Türkenzeit, wo die beiden Türkenschlachten von 1526 und 1687 gefochten wurden. Im Palaste des Bischofs von Fünfkirchen in Mohacz habe ich vor fünf Jahren, als ich auf der Donau abwärts fuhr, noch zwei große, alte Gemälde gesehen, welche diese beiden Schlachten darstellen. Damals besuchte ich von Fünfkirchen aus auch Szigeth, wo sich der tapfere Graf Zriny im Jahre 1566 mit einer Handvoll Tapferer unter den Ruinen der Festung und unter Tausenden von Türkenleichen den Säbel in der Hand begrub. Heute sind die Festungstrümmer unter grünen Wiesen und Gärten verschwunden; aber ein wohlerhaltenes Minaret, der letzte Rest einer Moschee, legt auch heute noch ein körperliches Zeugniß ab für die Heldenthaten des tapferen Zriny, deren Erinnerungen in der Freiheitsgeschichte des Ungarnlandes immer leben werden. Vom Belvedere des Dampfers aus konnte ich das Minaret nicht erspähen. Einen anderen der Hauptkampfplätze, wo von Türken und Ungaren um den Besitz des Zeltes Osman's im vergangenen Jahrhundert gestritten wurde, sah ich bei meiner jetzigen Donaufahrt ebenfalls nicht. Der Abend hatte längst seinen aus dichten Regenwolken gewo-

benen, schwarzen Schattenmantel über Strom und Höhen gelegt, als der Dampfer unter der Festung Peterwardein anlegte, wo „Prinz Eugen, der edle Ritter," am 5. August 1716 den Großvezir Ali Pascha auf's Haupt schlug und den Bruch des Friedens von Karlowitz rächte. Vor fünf Jahren, als ich hier vorüberfuhr, besuchte ich die Festung; die Erinnerungen an die große Türkenschlacht zogen mich hinauf. Damals sah ich auch die Kapelle Maria-Fried auf dem Hügel bei Karlowitz. Sie wurde eigens zum Abschluß des Friedens erbaut und zwar mit fünf Thüren, durch welche die Gesandten Oesterreichs, Rußlands, Englands, Polens und Venedigs in demselben Momente in die Kirche traten, um den Vertrag zu unterzeichnen.

Als der Dampfer in die Nähe der berühmten Festung kam, zwang mich der leise herabrieselnde Regen, das offene Verdeck zu verlassen und den Salon von Neuem aufzusuchen. Seine Gäste, welche sich heute auf höchstens zehn beliefen, waren theils wieder beim Schachspiel und beim Domino beschäftigt, oder unterhielten sich in ungarischer Sprache, welche ich nicht verstehe. Es war langweilig im Verdeck-salon erster Klasse, wie schon mehrmals während der heutigen Fahrt. Ich las eine Stunde in einem der interessantesten Bücher, welches über die Zustände und Bewohner im Zelte Osman's in der neueren Literatur existirt. Der Titel lautet: „Die Slaven der Türkei." Verfasser ist ein Franzose, Cyprien Robert, der sich acht Jahre auf der Balkanhalbinsel aufgehalten hat. Das Buch ist eine auf eigener Anschauung gegründete, freiheitlich gehaltene und die Rechte der griechischen und südslavischen Stämme in Schutz nehmende Arbeit.

„Ein ſo ungeheuerer Wohnplatz," ſagt Robert vom Zelte Osman's, „kann nicht im Beſitze eines einzigen Volkes ſein. Der Gedanke eines Soliman und Amurat, welche die Gränze ihrer Staaten bis zum adriatiſchen Meere ausdehnen wollten, war vernünftig; aber dieſe Gränze, die für eine europäiſche, zu Stambul errichtete Macht regelmäßig ſein würde, konnte ſich mit keiner Monarchie vertragen, die das Feſthalten an ihrem muſelmänniſchen Urſprunge bis zur Hartnäckigkeit trieb. Durch eben dieſe Hartnäckigkeit war die Pforte verdammt, eine aſiatiſche Macht zu bleiben; denn der Islam iſt weſentlich für Aſien beſtimmt. Dem ſei, wie ihm wolle; das türkiſche Reich befand ſich ſeit ſeiner Entſtehung in zwei heterogene Regionen zertheilt, welche die Natur nicht vereinigt hat. Auf einer Seite hatte es Aegypten, Arabien, Turkomanien und die kaukaſiſchen Länder, auf der andern beſaß es die zahlreichen Inſeln des Mittelmeers und die griechiſch-ſlaviſchen Länder, ein natürliches Centrum des orientaliſchen Chriſtenthums, ein Bollwerk gegen Aſien und zugleich eine Brücke zwiſchen dieſem Erdtheile und Europa. Dieſe Dualität war das Verderben des türkiſchen Reiches. Allerdings verlieh eine ſolche Stellung ihm den großen Vortheil eines gemiſchten, zugleich aſiatiſchen und europäiſchen Charakters. Auf den Vereinigungspunkt der drei älteſten Theile der Erde geſtellt, mit Hilfe ſeiner Karavanen und ſeiner Flotten über den indiſchen Ocean durch den arabiſchen Meerbuſen und über das Mittelmeer durch den Archipel herrſchend, konnte ſich das Haupt der Osmanen mit vollem Rechte „Padiſchah" oder König der Könige nennen; allein, um ſich auf dieſer ſchwindelnden Höhe zu erhalten, bedurfte es einer weiſen und mit der Zeit fortſchreitenden Verwaltung; es bedurfte

der civiliſirteſten und zugleich feſteſten Regierung. Nur in dieſem Falle konnte das Gleichgewicht zwiſchen ſo vielen rivaliſirenden Völkern Beſtand haben. Anſtatt nun gegen alle Unterthanen gleich väterlich geſinnt zu ſein, blieb die Herrſchaft der Osmanli's ein Familienregiment, ein orientaliſcher Thron. Die urſprüngliche Dualität, welche dieſes zugleich aſiatiſche und europäiſche, chriſtliche und muſelmänniſche Reich bedrohte, verſchrieb ſich immer ſtärkere Recepte, bis endlich die beiden Principien und die Völker zweier Welttheile einander den Fehdehandſchuh hinwarfen und einen Kampf auf Leben und Tod begannen. Venedig rief zuerſt die unterjochten Chriſten zu den Waffen und brachte durch ſeine Eroberungen des Archipels und Albaniens dieſer monſtröſen Monarchie eine bedeutende Schlappe bei. Hierauf kam Oeſterreich, dann Frankreich, endlich Rußland; denn es bedurfte nicht weniger als der Bemühungen aller großen Nationen, um Osman aus ſeinem Zelte zu jagen."

„Jetzt handelt es ſich darum, die Ordnung in dem durch die rächenden Schläge ſo vieler Feinde ruinirten Wohnſitze wiederherzuſtellen. Die beiden Völkergruppen, Muſelmänner und Chriſten, befinden ſich noch immer ebenſowenig als zur Zeit Osman's mit einander verſchmolzen und ſind entſchloſſen, die Einen wie die Andern, nur unter dem Föderaltitel eine Union mit den Osmanli's einzugehen. Man weiß, wie dringend die Araber Mehmed Ali's, desgleichen die von Mekka und aus der Wüſte eine föderative Union verlangen. Die Syrer ſind ebenſowenig geneigt, das Joch der Pforte zu tragen, wie die Araber; noch weniger Gewalt hat der Sultan über die furchtbaren Stämme, welche die Berge Kurdiſtans und Turkomaniens bewohnen.

Von allen asiatischen Provinzen scheint blos das friedliche und handeltreibende Armenien keine Emancipationsprojekte zu hegen; aber es würde dessenungeachtet mit Gier eine Freiheit hinnehmen, welche ihm ohne Geldopfer gegeben würde. Der Absolutismus der Pforte ist also von Seiten Asiens ebenso untergraben, wie von Seiten Europa's."

Von der Bevölkerung der Balkanhalbinsel, welche in Europa unter dem Zelte Osman's gewohnt hat oder heute noch wohnt, sagt der Verfasser: „Die politischen Eintheilungen der Halbinsel sind ganz in der Natur gelegen. Jede ist durch eine Berggruppe mit den von ihr getragenen Hochebenen, sowie durch die Flüsse und Wasserbecken, welche von derselben ausströmen, bestimmt. Im Schooße einer jeder dieser Gruppen befindet sich eine Nation mit ihren verschiedenen Stämmen, welche eben so viele Provinzen bilden. Diese großen Gebietseintheilungen sind an Zahl fünf: im Süden Rumelien, welches das ganze Land der Romeoi oder Griechen umfaßt; im Westen gegen das adriatische Meer hin die drei albanischen Provinzen; im Nordwesten die ungeheueren Landschaften, welche sonst das serbische Königreich bildeten und jetzt unter dem Namen Herzegowina, Montenegro, Bosnien Kroatien und Serbien bekannt sind; im Osten links des schwarzen Meeres und der Donau die zahlreichen Paschaliks des ehemaligen Bulgarenstaates, endlich auf der anderen Seite des Flusses die lange Gegend der Moldau und Walachei, die, wenn sie getrennt, unmächtig ist, aber fruchtbar und blühend wird, sobald sie sich wie ein Bollwerk an ein großes Reich anschließt."

„Diese fünf Theile der europäischen Türkei, die so natürliche Gränzen haben, daß man sie nie mit einander vermischen konnte, und es auch niemals zu thun im Stande

sein wird, im Besitze von fünf Nationalitäten, unter denen, obwohl sie sich an Stärke so ziemlich gleich kommen, doch der Zahl nach die slavische Race vorherrscht; denn die Türkei allein zählt gegen acht Millionen Slaven. Diese Bevölkerung ist allerdings in zwei Völker getheilt, welche in ihren Grundsätzen und ihren Tendenzen völlig von einander abweichen, nämlich die Bulgaren und die Serben. Die Bulgaren, ungefähr fünfthalb Millionen stark, lieben vor Allem den Frieden und den Ackerbau; die Serben, mit Ausnahme derer in Oesterreich, betragen allein in der Türkei 2,500.000 Seelen und sind leidenschaftliche Freunde von dem abenteuerlichen Leben des Kriegers und Hirten. Aber die einen wie die anderen haben geschworen, frei zu sein, und wenn auch in ihren Kämpfen für die Freiheit besiegt, würden sie gleich ihren Verbündeten, den moldauischen Wallachen, Gastfreunde an den Gebirgsbewohnern des Südens finden; jenseits der Donau bewohnt die Nation der Romanen den Norden des Reiches. Sie ist etwa vier Millionen stark und in zwei Herrschaften getheilt, welche eigentlich nur einen und denselben Staat ausmachen. Mit den Slaven macht dieselbe die Stämmereihe vollzählend, die man uneigentlich die neuen Völker der Halbinsel nennt, im Gegensatze zu den zwei alten Nationen der Hellenen und der Albanesen oder ursprünglichen Illyrier. Die albanische Nation, ehemals bis an die Donau verbreitet, jetzt aber in die Berge zurückgedrängt, zählt kaum eine Million Seelen. Auf die gleiche Art decimirt, beträgt die griechische Bevölkerung schwerlich über drei Millionen mit Inbegriff der helleniſirten Slaven Macedoniens, der helleniſirten Albanesen von Epirus, des griechischen Königreichs und der Inseln. Ohne Zweifel würde die Anzahl der

Griechen in wenigen Jahren sich verdoppeln, wenn die Freiheit und Eintracht endlich einmal in die Halbinsel zurückkehrten, aber dann würde auch die moldauische, wallachische, serbische und bulgarische Bevölkerung verhältnißmäßig zunehmen und das Gleichgewicht bliebe aufrecht erhalten."

„Diese fünf Völker, die einzigen Eingeborenen auf der Halbinsel, die sich fast insgesammt, mit Ausnahme eines Theiles der Serben und Albanesen oder Arnauten, zum Christenthume bekennen, bilden also beinahe eine Gruppe von 15 Millionen Menschen. Man könnte zu dieser Gruppe auch noch die Türken, als sechste Nation hinzurechnen, wenn sie nicht an Zahl zu unbedeutend wären und wenn sie nicht beständig als Ausländer in der Halbinsel, wo sie sich lagerten, gelebt hätten; denn sie haben nur die Festungen im Besitze und existiren als Landvolk blos in Thracien, wo indeß die bulgarischen Ackerbauer immer mehr Raum gewinnen und die Türken gegen Stambul zurückdrängen. Betragen wohl jene alten Herrscher gegenwärtig eine Million in Europa? Man darf daran zweifeln. Was die Albanesen und mahomedanischen Bosniaken betrifft, so haben diese eingeborenen Völker auf den Besitz ihrer Berge ebenso rechtmäßige Ansprüche als die Christen, und man könnte sie, wenn man auch wollte, nicht leicht aus ihren festen Plätzen in den Gebirgspässen, die wahre Geiernester sind, verjagen. Sie fordern übrigens nur ihre eigene Unabhängigkeit und um sie zu erlangen, würden sie sich sogar mit den Christen, deren Sprache sie reden und deren abgefallene Brüder sie sind, gegen die Türken verbinden. Der Grieche, der Bulgare, der Serbier, der Albanese, der moldauische Wallache sind also die einzigen socialen Grundlagen der

europäiſchen Türkei. Dieſe fünf griechiſch-ſlaviſchen Nationalitäten haben gemeinſchaftliche Intereſſen, aber leider begreifen ſie dieſelben noch nicht hinlänglich. Ihre Eiferſucht machte immer ihr Unglück aus. Sie hatte die Einheit der Halbinſel ſchon zu den Römerzeiten zerſtört und der Türke, wie früher die Römer, vermochte dieſe Staaten blos dadurch zu beſiegen, daß er ihre eigenen Zwiſte zu Hülfe nahm. Die einzige Bedingung, unter welcher auch im gegenwärtigen Augenblicke das griechiſch-ſlaviſche Volk, dem ganzen Europa zum Trotze, ſeine Rechte wieder erobern könnte, iſt die Vereinigung; aber die ottomaniſche Politik, welche gleich der der alten Eroberer dem Grundſatze „Divide et impera“ huldigt, wußte unter dieſen Völkern immer die Uneinigkeit und oft ſogar Feindſeligkeit zu unterhalten; die Türkei vereitelt ſeit dreißig Jahren ihre Aufſtände dadurch, daß ſie ihnen keinen freien Verkehr geſtattet. Vereinigten ſie ſich, ſo wäre ihr Wille Geſetz: getrennt ſind ſie ſo ſchwach, daß die kleine ottomaniſche Armee hinreicht, um ſie zu beſiegen.“

„Seit Jahrhunderten ſtellen die griechiſch-ſlaviſchen Nationen das Phänomen von ebenſo kriegeriſchen, als einſichtsvollen Völkern dar, welche durch unwiſſende Barbaren und eine Menge Ausländer, die jenen Barbaren Hülfe leiſten, wie durch die Armenier und Juden, ausgeſogen werden. Gegen 200.000 an dem Bosporus wohnende Armenier, die Banquiers Aſiens, drängen ſich raubgierig in alle griechiſch-ſlaviſchen Bazars; ſie ſind die Pächter ſämmtlicher Paſcha's und die Gläubiger aller Gemeinden, welche ſie durch ihren himmelſchreienden Wucher in Armuth ſtürzen. Die Juden, deren die Halbinſel gegen 250.000 enthält, ſind eine andere, nicht minder abſcheuliche Geißel,

als die Armenier und Türken. Eine dritte Landesplage sind die nomadisirenden Tsiganen, Tsingaris oder Gyphtos. Dieses Pariavolk, das aus Hindostan gekommen, beträgt in der Bulgarei, Serbien, der Moldau und Wallachei gegen 300.000 Seelen sowohl Muselmänner als Christen."

„Alle diese Schmarotzerstämme würden unmächtig, wenn einmal die griechisch-slavischen Völker einen aufrichtigen Frieden unter sich schlößen. Das Hinderniß, welches einem solchen Frieden im Wege steht, rührt von den Europäern her, die bis jetzt der Sache der Rajahs beigetreten sind. Die Einen, eifrige Philhellenen, wollten Alles den Griechen unterthänig machen; die Anderen, blinde Slavophilen, erblickten in der edlen Sache der Griechen nur einen rebellischen Bruch des Slavismus. Allerdings können diese beiden Angelegenheiten nicht getrennt werden, aber sie dürfen einander auch nicht absorbiren. Der Triumph der Griechen und Slaven, welcher zugleich ein Triumph der orientalischen Civilisation wäre, wird erst durch die Verbindung beider Stämme vollendet werden. Die Rajahs fühlen dies wohl und richten daher alle ihre Wünsche auf dieses Ziel; ein Beweis davon sind die unausgesetzten Bemühungen, bei ihren Aufständen einander die Hand zu reichen, und nur die List der Paschas vermochte bisher dieses Streben zu vereiteln."

„Längst hat das slavische und griechische Interesse aufgehört, sich selbst feindselig entgegenzutreten. Da sie einander nicht besiegen können, um gleichzeitig eine freie Existenz zu genießen, welches Mittel bleibt ihnen sonst noch übrig als die Vereinigung? Auf jenem klassischen Boden, der ehemals gleichsam mit Städten übersäet war, herrscht die Oede und wird so lange herrschen, als man diesen Ge-

genden die ihnen allein naturgemäße Regierungsart, nämlich die föderative Form vorenthält. Es wäre eine ungegründete Furcht, wenn man dadurch die Pläne der Russen auf Konstantinopel zu begünstigen glaubte."

„Durch Unterstützung der Pforte bei ihren Bemühungen um die Erlangung einer unmöglichen Centralisation schlägt man, anstatt das europäische Gleichgewicht wieder herzustellen, gerade den Weg ein, der Russen, Oesterreicher und Engländer anfangs als Bundesgenossen der Türken gegen die immerwährenden Aufstände der Rajahs, hierauf als definitive Herren des Landes in diese Gegenden führen wird."

Um eine Abwechselung zu haben, machte ich dann einen Besuch in der zweiten Kajüte. Dort ging's heiß her. Ein heftiges Gespräch hatte sich zwischen einigen Ungarn und einer deutschen Familie, welche aus zwei Herren und zwei Damen bestand, über den entsetzlichen deutsch-französischen Krieg entsponnen. Die Ungarn nahmen die Partei der französischen Republik und sprachen sich in maßvoller und verständiger Weise über die dynastische Fortsetzung des Krieges seitens des Königs von Preußen nach der Kapitulation von Sedan, sowie über die Barbarei der preußischen Kriegsführung aus. Die Deutschen schimpften, nannten Gambetta einen „Lumpen" und einen „verrückten Narren"; eine von den Damen unterbrach den Ungarn mehrmals in der heftigsten Weise mit den Worten: „Ich leide es nicht, daß Sie so von meinem König sprechen." — „Von *meinem* König!" — Das war sicher eine Preußin! Der Dialekt der deutschen Familie hätte mich übrigens an ihrer Nationalitätsspecialität nicht zweifeln lassen. Daß Alle an der Preußenseuche litten, darüber war ich schon bei den gegen den Kriegsminister der französischen Republik,

der den Boden seines unglücklichen Vaterlandes mit solchem Heroismus vertheidigt hat, angewandten Schimpfworten in's Klare gekommen. Dergleichen unfläthige Schimpfreden hatte ich in Deutschland, im Lande „der Philosophen und der Denker" zum Ueberdruß gehört.

Schleunigst verließ ich den Verdecksalon zweiter Klasse und stieg auf der blumengeschmückten Treppe in die Schlafräume hinab, um mein Bett aufzusuchen. Es mußte bald Mitternacht sein. Schlafend und vom Zelte Osman's träumend, über dessen laubiger Kuppel der Halbmond aufstieg, fuhr ich von Peterwardein nach Semlin. Die Donaustrecke zwischen der berühmten Festung und dem Orte, wo Prinz Eugen die Brücke schlug, „daß," wie es in dem berühmten Liede heißt, „Geschütz und Wagen frei passirte den Donaufluß," ist wieder ganz kahl und reizlos. Ich hatte sie vor fünf Jahren bei Tage gesehen. Flache Ufer, zahllose Inseln, Gebüsch, Gestrüpp und Riedgras, kein Dorf, keine Ortschaft weit und breit; überall Oede und Einsamkeit. Ein Stoß weckte mich aus dem Schlafe und aus dem Traume. Das Schiff stand still. Der Kellner trat in mein Kabinet, um mir zu melden, daß wir in Semlin seien. Ich stand auf und kleidete mich während der Ueberfahrt von Semlin nach Belgrad an. Nach einer Viertelstunde stand der Dampfer wieder still. Ich betrat das Verdeck. Der erste Frührothschein glühte über einem mir bekannten Städtebilde. Die Häusergruppen und die Mauern der Festung Belgrad stiegen an der Uferhöhe über einander auf. Belgrad, heute, aber erst seit vier Jahren die von der Herrschaft des Halbmondes ganz befreite Hauptstadt des freien Serbenreiches!

Freies Serbien, Du Leuchtthurm aller unterdrückten slavischen und griechischen Stämme auf der Balkanhalbinsel, ich grüße dich! Ich betrat den Boden eines freien Landes.

Zweites Kapitel.

Belgrader Spaziergänge.

Ich war so neugierig, die vor vier Jahren durch die Räumung der Türkenfestung ganz befreite Hauptstadt des Serbenreiches wiederzusehen, daß ich, als ich beim ersten Frührothschein vom Bord der Sofia an's Land getreten war, mir vornahm, sofort einen Spaziergang durch die Straßen der mir so wohlbekannten Stadt zu machen und den Sonnenaufgang nicht abzuwarten. Auf dem Thurme der griechischen Kirche, welche von ihrem grünen Hügel zu mir herabblickte, schlug es drei und ein halb Uhr. Ich trat, den serbischen Lastträger, der meinen Reisekoffer am Bord des Dampfers auf seine starke Schulter genommen hatte, hinter mir, an den am Quai gelegenen, mir wohlbekannten Gasthof „zur Stadt Kragujevac". Das Stubenmädchen wurde erst aus dem Schlafe geweckt, um mir ein Zimmer einzurichten. „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach," heißt es in der Bibel. Als Zimmer und Bett hergerichtet waren, überfiel mich eine solche Müdigkeit, daß ich mich auf das Bett legte und sofort einschlief. Die Vögel zwitscherten im Laube der Bäume am

Quai; im Hofe des Gasthauses krähten ein halb Dutzend Hähne; Frühlingsluft wehte über die Donau durch die offen gebliebenen Fenster — ich vergaß meinen Morgenspaziergang durch die Hauptstadt des Serbenreiches im Schlafe unter dem Krähen der Hähne und beim Zwitschern der Vögel, welche wahrscheinlich den grünen, schönen Frühling des Orientes besangen, und als ich erwachte, schlug die Uhr der griechischen Kirche eine neue Stunde. Ich zählte die Schläge. Wirklich; es war neun Uhr! Ich stand auf, kleidete mich an, frühstückte im Kaffeehause des Gasthofes, und trat meinen Morgenspaziergang durch Belgrad fünf Stunden später an, als ich mir vorgenommen hatte. Jedenfalls war ich nun sicher, die Bevölkerung der Stadt auf den Straßen zu sehen. Um vier Uhr wäre ich wohl der einzige Spaziergänger in Belgrad gewesen.

Auf dem Quai war ein reges Leben. Ein Lastschiff wurde beladen. Ueberall die mir wohlbekannten Gestalten in serbischer Tracht, den rothen Fez mit der blauen Quaste auf dem dunklen Haar, blaue Jacke, den Leib umgürtet mit dem breiten, rothen Tuch, aus dem bei Manchen die metallbeschlagenen Griffe von zwei langen Pistolen herausschauten; blaue Pluderhosen bis zum Knie, der untere Theil des Beines in enganschließender Gamasche, welche den halben Fuß bis zum schwarzen Lederschuh bedeckt. Lastwagen, von zwei Ochsen gezogen, bewegten sich langsam vorüber. Da erschien sogar ein Fiaker von ziemlich elegantem Aussehen, von zwei Pferden gezogen, der Kutscher auf dem Bocke. „In Belgrad Fiaker!“ rief ich unwillkürlich aus. Vor fünf Jahren, als ich die serbische Hauptstadt besuchte, gab es in Belgrad noch keine Fiaker. Nun, ich sollte die Bekanntschaft eines Fiakers sammt seinem Kutscher noch

im Laufe des Tages machen. Es war gerade ein so frecher Schlingel, wie man sie in Wien und Prag auf jeder Straße findet. Die Frechheit und die Schlingelei scheinen nothwendige Elemente in der Individualität aller Fiakerkutscher Europas zu sein. Da kam ich an die Treppe, welche am Quai vom Strande der Donau auf die Höhe führt, auf der sich die Straßen und die Häusergruppen der Stadt Belgrad ausbreiten. Mit Verwunderung sah ich, daß sich die hölzerne Treppe seit den fünf Jahren, wo ich ihre Stufen nicht hinaufgestiegen war, in eine breite, schöne steinerne Treppe verwandelt hatte. Hundert Schritte weiter hinauf entdeckte ich die zweite steinerne Treppe. Vor fünf Jahren gab es nur eine einzige Treppe am Quai, und diese einzige Treppe war, wie gesagt, aus Holz, und recht baufällig. Neue Verwunderung! Aber wie hoch stieg erst meine Verwunderung, als ich die Treppe hinaufgestiegen war und mich in der Mitte der Stadt befand. War das Belgrad, was ich sah, oder betrat ich eine ganz andere Stadt? Nein; es war Belgrad, nur das neue Belgrad, was sich hier oben aufgebaut hat, seitdem die Türken die Festung sowie alle anderen Festungen des Landes geräumt haben. Der Alp, der so lange auf der Brust der Hauptstadt des Serbenreiches gelastet hatte, war verschwunden. Belgrad athmete seit vier Jahren auf, und jeder Athemzug zertrümmerte die häßlichen Baracken der alten Türkenhäuser und schuf ein neues, europäisches Haus, eine neue Straße. Erstaunt ging ich stundenlang durch diese Straßen, welche mir nur zum Theil bekannt waren. Ueberall neue, moderne, hellgestrichene Häuser, neue Läden mit großen Schaufenstern, ganz großstädtisch anzuschauen! Um so mehr kontrastirten die neuen Häuser mit den kleinen, alten Türken-

häusern, welche hie und da noch zwischen den neuen Gebäuden auftauchten. Hölzerne Baracken, nur aus einem Erdgeschoß bestehend, auf dem sich sogleich das aus Holz oder Ziegeln gefertigte Dach erhebt; Fenster und Thüren offen; der Boden ein roher Estrich; jeder Raum zugleich als Werkstätte wie als Verkaufsladen dienend, der Besitzer und seine Gehilfen im Hintergrunde auf einer hölzernen Bodenerhöhung sitzend, arbeitend oder in den Waaren kramend. Eine Reihe solcher Holzbaracken nennt der Türke einen Bazar. Nun, in Belgrad gibt es glücklicherweise weder Türken mehr noch türkische Bazars. Die wenigen Baracken aus der Türkenzeit, in denen heute serbische Handwerker und Krämer arbeiteten und kramten, werden in den nächsten Jahren gänzlich aus Belgrad verschwinden. Dr. Rosen, Mitredacteur des „Vidov Dan", in dessen Begleitung ich Nachmittags einen zweiten Spaziergang durch Belgrad machte, vergaß nie hinzuzusetzen, wenn er mit dem Finger auf diese alten Baureste aus der Türkenzeit deutete: „Sie sind auch bereits zum Abbruch bestimmt; in den nächsten Tagen, in der nächsten Woche, in drei Monaten werden sie fallen." Dann stieg ich in die alte Türkenstadt zum Ufer des Stromes hinab. Vor fünf Jahren hatte mich der Oberhofmeister des ermordeten Fürsten Michael, Herr Iwanowič, in ihren engen schmutzigen Straßen und im Gewirr der kleinen Holzhäuser umhergeführt. Aber wo war denn die Türkenstadt geblieben? Vergebens schweifte mein Blick am Ufer der Donau entlang. Die Türkenstadt war total verschwunden. Ganz neue Straßen waren entstanden, in denen sich europäische Häusergruppen erhoben. Doch dort sehe ich noch einige Türkenhäuser, und dort erhebt sich auch die mir wohlbekannte

Moſchee, neben ſich das hohe, ſchlanke Minaret. Das waren die ganzen Reſte der Türkenſtadt! Die Moſcheen und Minarets müſſen nach den zwiſchen der Türkei und der ſerbiſchen Regierung bei Räumung der Feſtungen geſchloſſenen Verträgen ſtehen bleiben, bis der Zahn der Zeit ſie zerbröckelt. Und vor der Moſchee in der ehemaligen Türkenſtadt erhob ſich ein großes, modernes Gebäude, welches wie ein Theater ausſah. Ich trat unter das Periſtyl des Gebäudes. Unter den drei großen Eingangsthüren entdeckte ich große, weiße Zettel. Wirklich! das große, elegante Gebäude war ein Theater. Die Zettel zeigten für heute Abend die Vorſtellung eines Drama's an. Ein Theater auf den Ruinen der alten Türkenſtadt! Wie wunderbar!

Ich ging wieder nach der Stadt zurück, um dem Oberſten Zach, dem Direktor der Militärakademie, einen Beſuch zu machen, an den mir bei meiner Durchreiſe durch Prag Dr. Rieger eine Empfehlung gegeben hatte. Bei jedem neuen Schritt, den ich vorwärts that, neue Erſcheinungen, neue Gebäude. Da waren neue Hôtels entſtanden, von deren Exiſtenz ich keine Ahnung hatte. „Hôtel de Paris" las ich über dem Hausthor eines geſchmackvollen, großen Hauſes, durch deſſen Flur ich in einen Blumenhof blickte. Und wie waren die Kaſtanienbäume gewachſen, welche in den Hauptſtraßen Alleen bildeten! Rothe und weiße Blüthen zwiſchen dem Laube der dichten Baumkronen. Vor fünf Jahren waren die Laubkronen noch ganz klein; heute warfen ſie ſchon einen langen, breiten Schattenſtreifen über das Pflaſter. Ja, wirklich, auf das Pflaſter! Vor fünf Jahren ſuchte ich vergebens in Belgrad nach einer gepflaſterten Straße. Heute fand ich alle Hauptſtraßen ge-

pflastert, wenn das Pflaster auch noch sehr viel zu wünschen übrig ließ und die Trottoirs fehlten. Nun, vor fünf Jahren konnte man in den Löchern und Pfützen der Belgrader Straßen die Beine brechen. Fünf Jahre sind im Leben einer Stadt, deren Gemeinde arm ist und welche noch keine Industrie hat, eine kurze Spanne Zeit. Regnen darf es freilich auch heute noch nicht in Belgrad — oder der Fußgänger ist auch auf dem neuen Pflaster übel genug daran, am meisten, wenn der Abend die Stadt in seinen dunklen Schattenmantel hüllt; denn zu einer Straßenbeleuchtung hat es Belgrad noch nicht gebracht. Das Theater ist das einzige Gebäude, welches mittelst Gas erleuchtet wird.

Als ich am Konak des Fürsten vorüber kam, trat ich durch das Thor, durch welches ich vor fünf Jahren so oft gegangen war, in den Hofraum, um nach dem Oberst-hofmeister zu fragen, in dessen gastlicher Wohnung ich damals so manchen angenehmen Abend zugebracht hatte. Herr Iwanowič war nicht mehr in Belgrad, sondern in Wien, in der Absicht, sich dort anzusiedeln. Er war der Vertraute und Gesellschafter des ermordeten Fürsten Michael gewesen, eine liebenswürdige, intelligente und durchgebildete Persönlichkeit, auch Künstler und Schriftsteller. Am Abend war sein Haus der Mittelpunkt der Belgrader Gesellschaft; am Tage war seine ganze Zeit den Interessen Belgrads und Serbiens gewidmet, wie die Zeit des Fürsten Michael. Andere Regenten, andere Umgebung! Der zukünftige Fürst Serbiens, Milan Obrenowič, ein Jüngling von siebenzehn Jahren, der heute im Konak wohnt, hat einen andern Oberstthofmeister, wie mir ein Offizier von der Wache im Palaste sagte.

Der neue Obersthofmeister interessirte mich selbstverständlich nicht. Jedenfalls hat Belgrad an Iwanowič und seinem Organisationstalent viel verloren. Vom Konak ging ich nach der vor der Stadt gelegenen Militärakademie. Ich traf den Direktor der Militärakademie in seinem schönen, ganz von ihm selbst geschaffenen Garten, wo er eine reiche Flora heimischer und fremder Blumen im Schatten prächtiger Bäume und zwischen köstlichen Rasenplätzen zieht. Oberst Zach ist eine der interessantesten, gebildetsten und bedeutendsten Persönlichkeiten in Belgrad, ein höchst gediegener, wissenschaftlich gebildeter Militär, der Schöpfer der Akademie, in deren Hörsälen immer einige vierzig Zöglinge zu Offizieren aller Waffengattungen herangebildet werden. Zwölf Lehrer unterrichten in den die militärische Laufbahn der Zöglinge betreffenden Fachwissenschaften. Die jungen Leute wohnen und leben im Gebäude der Akademie. Alle ihre materiellen Bedürfnisse bestreitet der Staat. Oberst Zach hat ein vielbewegtes Leben hinter sich. Er ist eine in der Türkei sowie in Rußland wohlbekannte Persönlichkeit. Aus Mähren gebürtig, Slave, studirte er zuerst Jurisprudenz und wandte sich später der militärischen Laufbahn zu. Im Jahre 1830 focht er für die Wiederauferstehung und für die Freiheit des unglücklichen Polen. Als der Kampf mit der Niederlage Polens beendigt war, floh er nach Frankreich. Louis Philipp machte ihn zum Bibliothekar an der Bibliothek zu Fontainebleau. Zehn Jahre versah der polnische Flüchtling das Amt des Bibliothekars und lernte dabei auf vielfachen Reisen ganz Frankreich kennen. Oberst Zach ist auch heute ein Freund des französischen Volkes geblieben. Als auf Grund einer geheimen Klausel des bekannten, zwischen Louis Philipp

und dem russischen Car geschlossenen Vertrages die flüchtigen Polen Frankreich verlassen mußten, wurde Zach, der polnische Offizier, der französischen Gesandschaft in Konstantinopel zugetheilt. Von dort kam er als Dragoman des in Serbien neugegründeten französischen Generalkonsulats nach Belgrad. Zu dieser Zeit entstand bei der serbischen Regierung die Idee, in Belgrad eine Artillerieschule zu gründen. Als Chef derselben wurde auf seinen Wunsch der Dragoman des französischen Generalkonsulats ausersehen. Bevor es indeß zur Errichtung der neuen Militärakademie kam, sollte ihr Chef seine geographischen und militärischen Studien noch in ganz anderer Weise verwerthen. Der österreichische Generalkonsul Dr. Hahn machte seine bekannte Reise durch die Balkanhalbinsel. In seiner Begleitung befand sich der Chef der neuen Artillerieschule. Auf diese Weise hatte er Gelegenheit, Theile der Türkei zu besuchen, welche vor ihm kein Europäer betreten hatte und die Bodenverhältnisse des unbekannten Landes gründlich kennen zu lernen. Wenn es einmal zu einem Kampf Serbiens und der südslavischen Stämme gegen die Pforte kommt, wird Oberst Zach in diesen Kämpfen einen bedeutenden Platz einnehmen. Auch später noch, als die Militärakademie längst in ihrer Blüthe stand, hat Oberst Zach außerhalb Serbiens viel gesehen und viel studirt. Er war im Krimkriege, besuchte das Uebungslager zu Chalons und machte verschiedene Reisen durch Frankreich, Deutschland und England. Mir selbst war der Oberst während meines jetzigen Aufenthaltes in Belgrad sehr sympathisch. Er ist ein Mann von freiheitlichen politischen Grundsätzen und stand bei dem ermordeten Fürsten Michael in hohem Ansehen. Viel Interessantes über die serbischen

Zustände habe ich von ihm erfahren. Ich werde nie den interessanten und heitern Abend vergessen, den ich bei ihm in Gesellschaft des Oberbibliothekars, Senators Šafařik, und des aus Prag gebürtigen, ersten Belgrader Arztes, Dr. Valenta, zugebracht habe.

Am Nachmittage, nachdem ich im Hotel de Paris zu Mittag gegessen hatte, trat ich in Begleitung Dr. Rosen's meinen zweiten Spaziergang durch die serbische Hauptstadt an.

Wir schlugen an diesem Nachmittage zuerst unseren Weg nach der ehemaligen Türkenfestung ein. „Sie werden die Umgebung der Festung gar nicht wiedererkennen," hatte mir bereits am Morgen Oberst Zach gesagt. Und wie wir in die Nähe der Festung kamen, veränderte sich wieder das alte Bild der Stadt von Schritt zu Schritt.

„Wir haben in Belgrad über vier Hundert neue Häuser seit den fünf Jahren gebaut, wo Sie nicht hier waren," sagte Dr. Rosen, als ich ihm meine Verwunderung aussprach, „und täglich steigen die Preise der Bauplätze noch enorm. Die Regierung hat mit der Regulirung der alten Türkenstadt sehr gute Geschäfte gemacht. Sehen Sie dort das schöne, neue Gebäude mit dem großen Garten daneben?" — „Gewiß; und wozu dient das Gebäude? ein Privathaus scheint es nicht zu sein." — „Nein, es ist unser neues Kasino, der Sammelpunkt der Belgrader Intelligenz, Gesellschaft und Beamten. Der Garten wird jetzt ebenfalls zu Bauplätzen eingetheilt. Ich höre, die Preise der Baustellen sind sehr hoch. Als die Türken noch in der Festung saßen, wagte hier Niemand zu bauen. Das Bombardement, das wir einmal erlebt haben, konnte sich ja alle Tage wiederholen. Jetzt sind wir die Türken los; die Souzeränetät Serbiens ist nur noch ein Schatten, der alljährlich 100.000

Dukaten kostet; Herren im Lande sind wir, und Belgrad ist aufgeblüht, daß Sie es kaum wiedererkennen." — In einer anderen Straße kamen wir wieder an zwei neuen Gebäuden vorüber. „Sehen sie dort hin, das Gebäude ist ein Bankinstitut," sagte mein Begleiter, auf eines von den Häusern deutend, „eine Kreditbank; in jenem Gebäude da ist eine „Wechsel- und Zettelbank eingerichtet." „Was sagen Sie, zwei Bankinstitute in Belgrad? Vor fünf Jahren wagte sich Niemand in Belgrad an derartige Unternehmungen." „Oh, wir haben seit einigen Jahren auch Associationen der verschiedensten Art."

Nun standen wir am Rande des Rayons, der sich noch vor vier Jahren als neutrales Gebiet zwischen der Türkenfestung und der Stadt ausdehnte. Welch' blutige Erinnerungen knüpfen sich für Serbien an diesen schrecklichen Raum! Wie viel serbische Freiheitskämpfer sind hier von den Türken gepfählt worden und haben am Pfahle langsam und schmerzlich ihr Leben ausgehaucht! Noch im Jahre 1815, erzählte mir Oberst Zach, haben zahlreiche Serben hier diese fürchterlichste aller Todesstrafen erlitten. „Hundertfünfzig der vornehmsten Serben wurden nach Belgrad geschickt, wo ihre Köpfe in Kurzem die Pfähle von vier Stadtthoren schmückten", erzählt Robert in seinem interessanten Werke;*) „dreißig der würdigsten Staresinen, unter ihnen der Igumine von Trnavo wurden von Soliman gepfählt. Die Delis des Letzteren steckten die Frauen an ihre Spieße und verbrannten sie; andere erstickten sie unter Steinhaufen oder steckten dieselben mit den Köpfen in Habersäcke, welche an den Hals der Pferde gebunden waren, bis die Asche, wovon diese Säcke voll waren, die Unglücklichen erstickte."

*) S. Les Slaves de la Turquie par Cyprien Robert.

Der französische Schriftsteller spricht vom Jahre 1815 von der Zeit des Wiener Kongresses. „Man versicherte in Serbien," erzählt Robert weiter, „daß der Wiener Kongreß Alles wieder gut machen und einen Jeden in seine Rechte wieder einsetzen würde. Auf diese Nachricht verließ ein Priester mit langem Barte, den Hirtenstab in der Hand, das verwüstete Serbien, um in der österreichischen Hauptstadt diejenigen, welche sich die Befreier der Nationen nannten, um das Almosen eines Artikels für die Seinigen in ihrem ungeheueren Protokolle anzuflehen. Dieser Priester war der unerschrockene Mathäus Nenadović von Volievo. Von einem Souverän ging er zum anderen und beschwor sie unter Thränen, sich einer Million Menschen zu erbarmen. Die jungen Monarchen und die eleganten Diplomaten, welche über die Naivetät des Barbaren lächelten, schickten denselben Einer zu dem Anderen; die Ernsthaftesten fragten ihn mit Erstaunen: Was ist denn Serbien? — Während dieser Zeit wurden in Belgrad Menschen gepfählt und die in den Streit verwickelten Knesen gleich dem Rothwilde von den Genossen Miloš's gejagt und an Soliman ausgeliefert." —

Noch im Jahre 1825 ist auf dieser Blutstätte, versicherte man mir jetzt in Belgrad, ein vornehmer serbischer Geistlicher zwischen zwei Brettern zersägt worden. Vor fünf Jahren durfte und konnte Niemand ohne einen vom türkischen Festungskommandanten sowie von der Belgrader Polizeibehörde gleichzeitig ausgestellten Passirschein die Grenze des neutralen Raumes zwischen Festung und Stadt überschreiten. In Besitz eines solchen Passirscheines gelangte ich in Begleitung von Dr. Landau in die Türkenfestung. Eine serbische Polizeiwache war Tag und Nacht an der Grenze des Belgrader Stadtbezirkes zur Kontrole aufgestellt.

Und heute! Heute bildete diese ehemalige Grenze des wüsten Raumes eine lange Reihe eleganter, moderner Gebäude, Privathäuser, Kaffeehäuser und zwei elegante Hotels, „zum König von Serbien“ und „zur serbischen Krone,“ und der fürchterliche wüste Raum hatte sich in einen blühenden, herrlichen Park und Garten verwandelt.

Die Festung selbst war aufgeräumt; Bastionen, Mauern und Gräben waren ausgebessert; auf den ersten Blick war zu erkennen, daß eine tüchtige Regierung im Besitz der ehemaligen Türkenfestung war; das obere Glacis war von parkähnlichen Anlagen bedeckt, wozu indeß schon der letzte türkische Generalgouverneur, der auf der Belgrader Festung residirte, den Anfang gemacht hatte. Der letzte Generalgouverneur war ein gebildeter Mann, der seine militärische Ausbildung in Paris genoß. Während seiner Regierung wäre das fürchterliche Bombardement, wovon noch heute Jedermann in Belgrad spricht, nicht vorgekommen.

Am Abend besuchte ich das neue Belgrader Theater, welches vor zwei Jahren erbaut worden ist. Es steht, wie ich schon erwähnte, neben der türkischen Moschee auf den Trümmern der regulirten Türkenstadt. Sein äußeres architektonisches Kleid läßt Manches zu wünschen übrig; die inneren Räume sind dagegen recht geschmackvoll hergerichtet und dekorirt. Vier Reihen Logen über einander, die Grundfarbe weiß, die Verzierungen Gold, die Seitenwände und Rückwände der Logen dunkelroth. Ein großer Gaskronleuchter in der Mitte der weißgehaltenen, mit Goldverzierungen geschmückten Decke erleuchtet den Zuschauerraum. Dekorationen und Kostüme lassen nichts zu wünschen übrig. Sie sind in Wien angefertigt worden. Das Orchester ist gut. Die Regierung giebt zur Erhaltung des Theaters eine

bedeutende Subvention; sämmtliche am Theater mitwirkenden Künstler stehen im Range fürstlicher Beamten, beziehen ihre Gagen aus fürstlicher Kasse und haben Anspruch auf Pensionen.

Ueber die Leistungen der Künstler mich auszusprechen, bin ich nicht im Stande, da ich der serbischen Sprache nicht mächtig bin.

Es wurde ein aus dem Englischen nach einem Bulwer'schen Roman verfaßtes ins Serbische übersetztes Drama gegeben, dessen Hergang mir ein freundlicher Nachbar im Parquet während der Darstellung in deutscher Sprache wiedergab. Die Logen waren an diesem Abend recht schwach besetzt. Theils mochte das schlechte Wetter schuld an dem schwachen Theaterbesuche sein, theils lag derselbe darin, daß man sich in Belgrad für ein englisches Schauspiel wenig interessirte. Einige Abend später wurde ein Drama gegeben, dessen Stoff der serbischen Freiheitsgeschichte entlehnt war, und das ganze Theater war ausverkauft, obschon das Wetter ebenso schlecht war, wie an dem Abend, wo man das englische Schauspiel gab. „Bei schlechtem Wetter ist der Theaterbesuch zu theuer," sagte mein Nachbar, als ich mich über die schwachbesetzten Logen wunderte, „zu Fuß sind unsere Straßen in diesem Falle nicht zu passiren; man muß also fahren, und unsere Fiakerkutscher, welche keine Taxe haben, fordern für die Fahrt die unsinnigsten Preise. Das Fahren ist in Belgrad ein Luxusartikel, und der Fiakerkutscher bildet sich ein, daß Jeder, welcher sich in seinen Wagen setzt, ein Nabob ist. Also müssen unsere Damen jedenfalls an einem Regenabende zu Hause bleiben."

Die Richtigkeit der Anschauungen meines Nachbars sollte ich gleich am ersten Abend meiner Anwesenheit in Belgrad

kennen lernen. Ich verließ die Vorstellung, welche fünf Akte hatte und bis Mitternacht zu dauern versprach, nach dem zweiten Akt, also zwischen neun und zehn Uhr.

Der Regen hatte von Neuem begonnen. Ich ließ mir durch einen deutschsprechenden Burschen, den ich in der Vorhalle des Hauses traf, von dem nahegelegenen großen Platze, auf dem das Universitätsgebäude steht, einen Fiaker holen, der mich nach meiner Wohnung brachte, welche höchstens eine Viertelstunde vom Theatergebäude entfernt lag. Vor der Thüre des Hotels angekommen, nahm ich den Kutscher, der nur serbisch sprach, mit dem ich mich also nicht verständlich machen konnte, mit in's Kaffeehaus, um ihn dort, bezahlen zu lassen. Der Kellner gerieth mit dem Kutscher in Streit, wie ich aus der Heftigkeit des Gesprächs hörte, in welches sich schließlich mehrere Gäste mischten.

„Bezahlen Sie den Menschen nicht, wandte sich schließlich Einer von den Gästen in deutscher Sprache an mich, das ist ein ganz unverschämter Bursche!" — „Nun," fragte ich „was will er denn haben?" — „Was er verlangt, nur einen Ducaten!" — „Für die Fahrt aus dem Theater hieher?' — „Allerdings, die Kerle haben keine Taxe und sind so unverschämt, daß es nie ohne Streit abgeht." — Um die Sache zu Ende zu bringen, ließ ich dem Kutscher zwei Gulden bieten. Er verweigerte die Annahme und blieb hartnäckig bei seiner Forderung von einem Ducaten. Was meinen die Wiener Fiakerkutscher? Bei einem Belgrader Fiakerkutscher könnten selbst sie noch in die Schule gehen. Das Resultat meiner Bekanntschaft mit dem ersten Belgrader Fiakerkutscher war, daß einige Kaffeehausgäste ihn aus der Thüre auf die Straße führten. Die Belgrader Polizei, welche den Fremden, so wie er das Schiff verlassen hat

und an's Land steigt, mit Fragen nach Paß und Legitimation belästigt, thäte aber doch recht wohl, sich um die neue Belgrader Schöpfung der Fiakerkutscher zu bekümmern, ihnen eine Taxe zu geben und streng auf die Befolgung dieser Taxe zu halten. Sie hätte umsomehr Grund dazu, da die Straßen in Belgrad bei Abend und bei schlechtem Wetter schwer zu passiren sind. Der Oberst Zach macht, wie ich hörte, deshalb seine Besuche zu Pferde.

Am folgenden Tage machte ich mit Dr. Rosen einen neuen Spaziergang durch die ehemalige Türkenstadt. Wir kamen an der mächtigen Ruine des Palastes vorüber, den einst in Belgrad „Prinz Eugen, der edle Ritter," bewohnte. Das Dach des Palastes ist eingestürzt, die Friese und Balustrade hat der Zahn der Zeit benagt; Moos und Epheu wuchern in den Fensterbogen und das Käuzchen nistet in den ehemals so prächtigen Sälen; aber Stürme, Wetter und ein Jahrhundert haben die colossalen Mauern nicht brechen können. Bevor das Jahr zu Ende ist, werden Haken und Brecheisen des Maurers auch ihrem Dasein ein Ende machen und das Andenken an „Prinz Eugen, den edlen Ritter," der so viele Türkenschlachten siegreich schlug, wird nur noch in der Geschichte und im Ruhmesglanz seiner Thaten leben. Sein ehemaliger Palast in Belgrad steht an einem Platze, den die neue Hauptstraßenlinie durchschneiden soll, und deshalb muß er fallen. Wir waren nun am Ende der Trümmer der Türkenstadt angekommen. Ein fremdartig aussehendes Stadtviertel schloß sich an die Trümmer an. Ich blickte in Straßen, welche gepflastert waren und deren Seiten nicht hölzerne, türkische Baraken, sondern Häuser von westeuropäischer Bauart bildeten. „Das ist die

spanische Judenstadt," sagte mein Begleiter; „hat der Oberst-hofmeister, der Sie bei Ihrem letzten Besuch in Belgrad spazieren führte, Sie nicht in die spanische Judenstadt gebracht?" — „Ich erinnere mich nicht." — „Nun, so gehen wir durch das Quartier. Wir steigen dann den Festungsberg von jener Seite hinan."

Wir betreten das Stadtviertel von Belgrad, welches die spanischen Juden nun fast drei Jahrhunderte bewohnen. Nach dem Siege der castilischen und aragonischen Könige über die Mauren haben die Kerker und die Scheiterhaufen der Inquisition die Juden ebenso aus Spanien vertrieben wie die Mauren. Sie flohen über das Meer nach Marocco, zogen aus Marocco nach Asien, und ein Theil derselben fand endlich in Europa in Belgrad eine Ruhestätte. Welch' eine weite Wanderung haben die unglücklichen Flüchtlinge gemacht! Heute zählen sie zu den gewerkthätigsten und fleißigsten Bürgern Belgrads, nähren sich als Handwerker und Gewerbtreibende, haben alle Rechte serbischer Staatsbürger und sitzen im Belgrader Gemeinderathe. Viele von ihnen sind reich geworden und haben große Kaufläden in der Stadt. Aber ihre Nationalität haben sie die Jahrhunderte hindurch, welche sie Belgrad bewohnen, treulich bewahrt. Sie sprechen unter sich spanisch und verheirathen sich nur im Kreise ihrer Landsleute; alle ihre Sitten und Gewohnheiten tragen noch heute das Gepräge ihrer spanischen Heimat.

Höchst sonderbar! Bei unserer Wanderung durch das Stadtviertel konnte ich glauben, eine halbe Stunde lang in einer kleinen Stadt des südlichen Spaniens umher zu spazieren. Der Gesichtstypus der Frauen und Männer, welche uns begegneten, war charakteristisch spanisch; die Tracht der

Männer war spanisch; die Frauen trugen den serbischen, rothen Fez in das dunkle Haar eingeflochten; die Unterhaltung klang spanisch, die Ebenbilder der Kinder, welche auf dem Pflaster spielten, hatte ich in Malaga und in Cadix auf den öffentlichen Plätzen sich umhertummeln gesehen. Die Kaffeehäuser hatten ein spanisches Aussehen und an einer Straßenecke brodelten über Kohlenpfannen dieselben süßen Gerichte, welche man an den Straßenecken von Sevilla den Vorübergehenden anbietet. Auch an einem schönen großen Schulhause kamen wir vorüber; in einer anderen Straße stand der Tempel. Spanien in der Türkei! — In der spanischen Judenstadt Belgrad mögen noch ungefähr tausend Spanier wohnen. Eine auf die Donau auslaufende Querstraße führte uns neben dem Tempel vorüber aus der Stadt zu einem Pfade, auf dem wir zu dem Hügel hinanstiegen, von dem die ehemalige Türkenfestung mit ihren Kanonen die Stadt Belgrad, die Sawe und die Donau beherrscht. Nun standen wir oben! Die Blicke umfassten Jahrhunderte türkischer Vergangenheit und die freiheitliche serbische Gegenwart, welche erst fünfunddreißig Jahre alt ist. Dort unten an der Donau gruppirten sich die Trümmerreste der türkischen Vergangenheit um verfallene Moscheen und Minarets. Von grüner Hügelkuppe blickten die Bastionen und die Forts der alten Türkenfestung zu mir hinab, in der ich noch vor fünf Jahren den letzten türkischen Generalgouverneur der serbischen Festungen, Ali Reschid Pascha, besuchte, bei ihm türkischen Kaffee trank und den Tschibuk rauchte. Heute ist Ali Pascha Gouverneur der Pforte in Tripolis und auf dem Walle der türkischen Festung weht die Fahne Serbiens.

Serbien ist ein freies Land. Doch dort, der Festung gegenüber, auf einem Hügel hoch über der alten Türkenstadt, weht noch die Fahne des Propheten mit dem Halbmond neben dem Minaret einer Moschee, und auf der Gallerie erscheint der Iman und ruft die Gläubigen zum Gebete. Es ist ja Freitag, der Feiertag der Muselmänner. Was ist das? „Sie wundern sich über die Fahne des Propheten im christlichen Belgrad", sagte Dr. Rosen, der meine Verwunderung bemerkte, „ich will Ihnen die Erklärung geben. Eine von den halb verfallenen türkischen Moscheen hat die serbische Regierung aus freiem Antriebe in Stand gesetzt und dem Cultus Mahomed's erhalten. Es geschah wegen der türkischen Kaufleute, welche häufig nach Belgrad kommen. Sie sehen dort oben den Iman, wie er die Gläubigen zum Gebete ruft. In Belgrad werden heute kaum zehn Muselmänner auf seinen Ruf hören." Im Erdgeschoß des Casinogebäudes fand ich eine Nationalbuchhandlung, welche die Regierung seit einem halben Jahre eingerichtet hatte, um dem serbischen Volke zu ermöglichen, alle interessanten Erzeugnisse der slavischen, deutschen, französischen und englischen Literatur aus Belgrad ohne Schwierigkeiten und zu billigen Preissätzen zu beziehen. Der von der Regierung mit der Nationalbuchhandlung betraute Buchhändler, Herr Lazarewič, hatte die Verpflichtung, die bedeutenden und interessanten literarischen Erzeugnisse des Auslandes für die Nationalbuchhandlung zu beschaffen und seinen Kunden in Serbien gegen einen Reingewinn von nur zehn Percent abzulassen. Gegen Uebernahme dieser Verpflichtung hatte die serbische Regierung ihm den Vertrieb sämmtlicher in der Belgrader Nationaldruckerei gedruckten Schulbücher gegen einen Gewinn von dreißig Percent übergeben und

ihm für alle Sendungen im Lande Postfreiheit und Portofreiheit zugesichert. Mir ist keine europäische Regierung bekannt, welche zur Hebung und Beförderung der Bildung des Volkes etwas Aehnliches unternommen hätte, wie die serbische Regierung in Herstellung dieser Nationalbuchhandlung. Ich ließ mir eine Reihe von serbischen Schulbüchern vorlegen; die Preise waren enorm billig gestellt, die Ausstattung gut. So unterstützt diese billige Beschaffung der Schulbücher das serbische Schulunterrichtswesen in praktischer und würdiger Weise; denn der Schulunterricht ist in allen serbischen Elementarschulen, Realschulen und Gymnasien umsonst und kostet den Eltern der schulpflichtigen Kinder keinen Piaster. Daß der Schulunterricht obligatorisch ist, versteht sich von selbst. Die Universitätsbildung kostet ebenfalls nichts. An der Belgrader Universität sind jetzt drei Fakultäten besetzt, die juristische, technische und philosophische. In den Hörsälen des großen und prächtigen Gebäudes lesen fünfzehn Professoren. Collegiengelder werden nicht gezahlt. Alle Vorlesungen sind öffentlich. Jeder kann umsonst jedes Collegium besuchen, welches er will, und für seine Studien die Fakultät wählen, welche er zu studiren wünscht. Die Professoren der Universität in Belgrad werden von der Regierung in so reichlicher Weise besoldet, daß sie auf Collegiengelder nicht angewiesen sind. Was sagen die deutschen Universitäten und die deutschen Regierungen, welche den Besuch der Vorlesungen von der Zahlung mehrerer Goldstücke abhängig machen, zu dieser bei der Belgrader Universität getroffenen Einrichtung?

An der Universität in Belgrad waren momentan 250 Studenten eingeschrieben. Im Universitätsgebäude befindet sich auch das Belgrader Gymnasium, an welchem jetzt acht

Lehrer unterrichten. Belgrad hat außerdem noch zwei andere Gymnasien. Die Regierung hat besonders während der letzten fünfzehn Jahre alle erdenklichen Anstrengungen und Ausgaben gemacht, um die Volksbildung zu heben und zu befördern. Die Zahl der serbischen Elementarschulen betrug im Jahre 1870 nicht weniger als 471, an denen 550 Lehrer unentgeltlich unterrichteten. In allen serbischen Kreisstädten sind gegenwärtig unentgeltliche Sonntagsschulen eingerichtet; fünfundzwanzig Städte haben Lesevereine.

Auf Staatskosten studiren gegenwärtig sechzig junge Serben auf ausländischen Universitäten und Bildungsanstalten. Derartige Staatsunterstützungen werden Jedem, der Talent und Trieb zeigt, sich wissenschaftlich heranzubilden, in der bereitwilligsten Weise zugesichert; die bedeutendsten Staatsmänner Serbiens sind auf Kosten der Regierung herangebildet worden. Der jetzige Regent von Serbien, Herr Johann Ristić, war ein armer Knabe, das Kind armer Leute, und hat auf Staatskosten studirt. Der bekannte Garaschanin, der fast vierzig Jahre hindurch in Serbien verschiedene Ministerposten bekleidete, ein organisatorisches Genie, dem das heutige Serbien einen großen Theil seiner jetzigen Kultur verdankt, war ebenfalls der Sohn armer Eltern. Zurückgezogen lebt er gegenwärtig auf seinem kleinen Bauernhofe in der Nähe von Belgrad von einigen tausend Gulden Pension, arm und bescheiden, nachdem er fast ein halbes Jahrhundert hindurch Millionen verwaltet hatte.

Ristić und Garaschanin sind leuchtende Beispiele des energischen Strebens und des Bildungstriebes im serbischen Volke, von dem einer der besten Kenner der die

Türkei bewohnenden slavischen Stämme sagt: „Die Hirten verlassen ihre Heerden und kommen zu den Schulbänken, wo sie die Eklogen Virgil's und die Rhapsodien Homer's unentgeltlich hören. Der Arme, welcher sich nicht selbst ernähren kann, nimmt bei einem Kaufmann Dienste und besorgt seinen Laden oder gräbt in seinem Garten. Nachdem er das Geschäft vollendet hat, kann er während der Vorlesungen in der Classe sogar über den Söhnen eines Senators sitzen. Abends begegnet man in den nahen Gehölzen oder an den Ufern der Lepinicza jenen rauhen Kindern der Musen, welche noch in ihren Hirtenlumpen stecken und öfters schon Greise sind. Mit lauter Stimme ihre Lectionen hersagend, geben sie sich alle Mühe, ihren harten Köpfen die Wissenschaft und die classische Poesie einzuprägen.“*) Ich bin sowohl bei meinem jetzigen, wie bei meinem früheren Besuche in Belgrad derartigen Zöglingen der Musen, welche sich in der mühsamsten Weise oft durch grobe Handarbeiten ernährten und dabei den Studien auf dem Gymnasium oder auf der Universität oblagen, vielfach begegnet.

Im Konak von Belgrad wohnt jetzt Milan Obrenowič, der zukünftige Fürst von Serbien. Er ist der leibliche Cousin des ermordeten Fürsten Michael, der Sohn der Fürstin Marie Obrenowič aus ihrer ersten Ehe. Fürst Michael hatte sich nach dem Tode des Vaters des jungen Milan väterlich angenommen und ließ den Knaben in Paris erziehen. Seine Erziehung leitete der bekannte französische Schriftsteller und ehemalige Professor an der

*) S. Les Slaves de la Turquie par Cyprien Robert.

Universität von Gent, Herr Huët, in dessen Hause der Knabe zugleich Aufnahme und Verpflegung fand. Die Erziehung ist, wie mir einstimmig in Belgrad von competenter Weise versichert wurde, vortrefflich gewesen. Herr Huët war ein Mann von gediegener Bildung, von großem Wissen, von vortrefflichem Charakter und von republikanischen Ueberzeugungen. Als Fürst Michael in so schändlicher und grausamer Weise im Park von Dopschider ermordet wurde, und die Skupschtina von Serbien Milan Obrenowič zum Nachfolger Michaels ernannte, war der Knabe vierzehn Jahre alt. In Begleitung seines Lehrers kam er nach Belgrad. Auch dort hat Professor Huët, der selbst ohne Familie war und den Knaben wie seinen eigenen Sohn liebte, die weitere Erziehung des jungen Prinzen in denselben Grundsätzen wie früher geleitet, bis er vor Jahr und Tag an den Folgen einer Steinoperation, der er sich auf einer Reise nach Paris unterziehen mußte, starb. Sein Tod wird in Belgrad noch allgemein bedauert. Die Erziehung des jetzt siebenzehnjährigen Fürsten, der mit dem achtzehnten Jahr volljährig wird, ging nach dem Tode des französischen Lehrers in die Hände eines Verwandten über, der dieselbe von den besten Lehrern, welche die Belgrader Universität besitzt, vollenden läßt. Fürst Milan ist groß und kräftig gebaut, und sieht einem vierundzwanzigjährigen jungen Mann eher ähnlich als einem siebenzehnjährigen Jüngling. Sein Charakter, sowie seine geistige Bildung wurden mir allseitig gelobt. Doch — darauf ist gerade nicht viel zu geben; bei einem noch so jungen Manne, wie der künftige Fürst von Serbien ist, kommt es ganz darauf an, in welche Hände er geräth. Jedenfalls ist — und das ist die Hauptsache für Serbien

— die Skupschtina souverän, und in Serbien macht man schließlich mit einem Fürsten, der Staatsstreiche machen und die Freiheit des Landes mit Füßen treten will, sehr wenig Umstände. Fürst Michael war trotz seiner großen Vorzüge als Organisator und trotz der vielen Verdienste, welche seine Regierung in volkswirthschaftlicher und civilisatorischer Beziehung für Serbien gehabt hat, zu Ende seiner Regierung ziemlich unpopulär geworden — wegen einiger Octroyirungen und autokratischer Schwenkungen, welche „das Volk der Philosophen und der Denker", welches mit so vielem Dünkel auf Serbien herabzublicken gewohnt ist, kaum beachtet.

Seine Ermordung hing mit dieser Unpopularität durchaus nicht zusammen; aber man sagte mir ganz unverholen in Belgrad: „Wir hätten ihn vielleicht doch noch fortschicken müssen, wenn er in autokratischer Willkür dies und jenes versucht hätte!" Jedenfalls ist die gegenwärtige Regentschaft Serbiens nun in sehr guten Händen. Sie besteht aus den Herren Johann Ristič, Gabrilowič und Oberst Blasnavač, drei Männern, welche sowohl ihres Charakters wie ihrer staatsmännischen Bedeutung wegen in Serbien in allgemeiner Achtung stehen. Jeder rühmte mir in Belgrad ihr organisatorisches Talent, ihre bedeutende Bildung und ihre freiheitliche Gesinnung. Ich habe keine Stimme in Belgrad gehört, welche sich anders geäußert hätte. Jeder gestand den drei Mitgliedern der Regentschaft zu, daß, seitdem sie die Regentschaft übernommen, sie bei der Verwaltung des Landes nur das Interesse des serbischen Volkes und die Wahrung seiner freiheitlichen Rechte im Auge gehabt hätten; Eigennutz und Selbstsucht sei ihnen fremd. Der einzige Vorwurf, der ihnen hie und

da gemacht wurde, bestand darin, daß sie zuweilen in der Anwendung ihrer Befugnisse zu scrupulös seien — ein Vorwurf, den man bekanntlich „im Lande der Philosophen und der Denker" den Staatsmännern und Ministern nicht machen kann. Herr Gabrilowič ist ein Mann von großer, wissenschaftlicher Bildung und Gelehrsamkeit und gehört auf dem Gebiete classischen Wissens zu den ersten Capacitäten Serbiens, Oberst Blasnavač ist ein Offizier von ausgezeichneter militärischer Bildung, welche er sich im Auslande erworben hat, eine Capacität auf militärischen, wie Gabrilowič auf wissenschaftlichem Gebiete. Herr Ristič ist der in Europa genügend bekannte Diplomat, der schon als Gesandter in Constantinopel und auf besonderen Missionen bei der Pforte wie an anderen europäischen Höfen seinem Vaterland in Erlangung seiner Unabhängigkeit, besonders bei Räumung der Festungen seitens der Türken, viele ausgezeichnete Dienste geleistet hat. Von der Laufbahn Ristič's sprach ich bereits. Durch Energie, Talent und Wissen hat sich der jetzige Regent Serbiens aus ärmlichen Verhältnissen zu der bedeutenden Stellung, welche er heute in seinem Vaterlande bekleidet, emporgeschwungen, ohne seinem Charakter je die geringste Blöße zu geben. Als ihn der Fürst Michael von seinem Posten als Gesandten bei der Pforte zu der Stelle eines auswärtigen Ministers aus Konstantinopel nach Belgrad berief, gerieth er sofort mit dem Fürsten in Opposition, weil er sich weigerte, in ein Ministerium zu treten, welches den autokratischen Gelüsten des Fürsten Rechnung trug. Ristič war in „Ungnade", wie die Höflinge sich auszudrücken beliebten, bis er nach dem Tode des Fürsten Michael durch die Stimme des serbischen Volkes zum Regenten

berufen wurde. Als er in den serbischen Staatsdienst trat, rückte er schnell durch sein Talent, sowie durch seine ausgezeichneten Leistungen zum Administrationschef auf; vom Administrationschef wurde er zum serbischen Geschäftsträger in Konstantinopel ernannt.

Die Civilliste, welche die Skupschtina dem Fürsten von Serbien ausgeworfen hat, beträgt jährlich vierzigtausend Dukaten. Im Fall der Fürst minderjährig ist, erhält er bis zu seiner Volljährigkeit dreißigtausend Dukaten jährlich; die übrigen zehntausend Dukaten werden je in drei Theile unter die drei Regenten vertheilt. So wird es auch heute gehalten. Jeder der drei Regenten bezieht jährlich den Gehalt von 3333 und einen halben Dukaten, ohne auf Pension oder Wittwengelder Anspruch zu haben. Mit der Verwendung der dreißigtausend Dukaten, welche dem minderjährigen Fürsten Milan jährlich bleiben, scheinen die Herren Vormünder recht ordentlich und recht sparsam im Interesse ihres Mündels umzugehen. So wurde mir mitgetheilt, daß das Taschengeld, welches er erhalte, monatlich nur zwanzig oder gar nur zehn Dukaten — ich erinnere mich der Summe nicht genau — betrage. Die Sparsamkeit ist immer ein durchgehender Zug im Charakter der serbischen Regierung gewesen. Auch Fürst Michael war ein sehr sparsamer und ordentlicher Haushalter in Betreff der Gelder des Staates, und hinterließ einen reichgefüllten Schatz. Die drei jetzigen Regenten Serbiens setzen diese Sparsamkeit fort — um, wenn die Stunde der Befreiung für die südslavischen und griechischen Stämme von der Botmäßigkeit des Sultans schlägt, mit einer wohlorganisirten Armee, mit Waffenvorräthen und mit Millionen Dukaten am Platze zu sein. Serbien ist bekannt-

lich das einzige Land Europa's, welches — man staune nur nicht zu sehr — keine Schulden hat, aber trotzdem eine wohlorganisirte Armee — Linie und Landwehr — auf die Beine bringen kann, welche über hunderttausend Mann zählt. Das kommt daher, weil der Effektivstand der serbischen Armee — das sogenannte stehende Heer — nur 4500 Mann beträgt. Das in der serbischen Armee angewandte System beruht auf der allgemeinen Wehrpflicht und ist dem preußischen System sehr ähnlich. Die ganze serbische Landwehr hat ihre Bildungsschule in der stehenden Armee durchgemacht. Die serbischen Landwehrmänner sind keine gewöhnlichen Milizen, wie beispielsweise die wallachischen Dorobanzen, sondern geschulte und durchgebildete Soldaten, wie die preußischen Landwehrmänner.

Von den Mitgliedern der jetzigen Regentschaft Serbiens habe ich die Herren Ristić und Blasnavač persönlich kennen gelernt. Der Eindruck, den beide Mitglieder der Regentschaft auf mich gemacht haben, entsprach ganz dem Rufe, den sie in Belgrad genießen. Oberst Blasnavač steht noch in den dreißiger Jahren; Minister Ristić, der Regent, bekleidet zugleich die Stellung eines Ministers des Auswärtigen und mag die Vierziger um einige Jahre überschritten haben. Der Oberst ist eine hohe schlanke Gestalt, beweglich, feurig und lebendig, hat dunkles Haar, einen langen, dunklen Schnurbart, und einen edlen und intelligenten Gesichtstypus, dem die feurigen und dunklen Augen einen sehr sympathischen Ausdruck verleihen. In einer fast zweistündigen Unterredung, welche sich theils auf Serbien theils auf das allgemeine Gebiet der europäischen politischen Gegenwart erstreckte, lernte ich in dem Obersten einen Mann von klarem politischen Urtheil, von weitem

politischen Blick und zugleich den serbischen Patrioten und den freiheitlichen Staatsmann kennen, bei dem die Freiheit in erster Linie steht; außerdem als einen Mann von höchst gediegener wissenschaftlicher und militärischer Bildung. Mit voller Ueberzeugung konnte ich einem solchen Manne, als ich von ihm Abschied nahm, sagen: „Ich freue mich, Herr Oberst, in dem militärischen Regenten Serbiens nicht allein einen so ausgezeichneten Offizier, sondern auch einen Staatsmann von so freiheitlichen Grundsätzen und so wahrhaft constitutionellen Principien kennen gelernt zu haben." Im „Lande der Philosophen und der Denker" wüßte ich wahrhaftig keinen Minister, dem ich dies mit Ueberzeugung hätte sagen können.

Ich mußte dazu „in das Land der Schweinetreiber" kommen, wie „das Volk der Philosophen und der Denker" bekanntlich das schöne, freiheitliche Serbien mit hochmüthigen Achselzucken nennt, weil es von den serbischen Zuständen wenig oder gar nichts weiß. Der andere Regent Serbiens, Herr Ristić, ist ein Mann von gedrungener Gestalt und mittlerer Größe. Auch der Typus seiner Gesichtszüge, auf denen sich Ruhe und Intelligenz ausprägen, ist echt serbisch. Sein Wesen ist ruhiger und leidenschaftsloser als das des Obersten; der Staatsmann dominirt bei ihm in der Art und Weise des Ausdruckes der Sprache. Mit der größten Offenheit und Klarheit gab er mir ein Bild der momentanen Lage Serbiens und seiner Stellung zur orientalischen Frage. Selbstverständlich eignen sich seine „persönlichen" Mittheilungen nicht zur Veröffentlichung. Auf politischem Gebiet habe ich nur einmal von einem Minister der auswärtigen Angelegenheiten die freiheitlichen Grundsätze und Principien aussprechen hören, welche der Minister und Regent

Serbiens mir gegenüber aussprach; das war vor eilf Jahren in einer Unterredung, welche ich mit dem Grafen Cavour, dem genialen Schöpfer des freiheitlichen und einheitlichen neuen Italiens, in seinem Cabinet in Turin hatte. Bei Cavour marschirte bei der einheitlichen Gestaltung Italiens die Freiheit in erster Reihe. Cavour annectirte Mittel- und Süditalien auf Grund der Befreiung von brutaler Despotie, von freiheitlichen Institutionen und freier Abstimmung der Bevölkerung. Im „Lande der Philosophen und der Denker" hat man heute die brutale Eroberung ohne Zustimmung der Bevölkerung „Annectirung" getauft, sowie man die über ganz Deutschland ausgebreitete preußische Militärherrschaft „deutsche Einheit" nennt. Blos eine kleine Verwechselung der Begriffe „Einwilligung" und „Gewalt"!

Der leider zu früh verstorbene Minister Italiens und der gegenwärtige Regent Serbiens haben es in ihrer Logik zu solchen Gedankensprüngen nicht bringen können; derartige Gedankensprünge mußten an der Spree im märkischen Sande erfunden werden.

Da ich nun unwillkürlich auf heimische Verhältnisse zu sprechen gekommen bin, so höre ich die fast natürliche Frage des Lesers: „Wie steht es mit der Preußenseuche in Serbien?" Ich bin auf diese Frage zu antworten im Stande, denn ich habe mich, als Entdecker dieser neuen Völkerepidemie, bei meiner Untersuchung serbischer Zustände auch nach der Preußenseuche genau erkundigt. Die Preußenseuche grassirt bei einem halben Dutzend Offizieren der serbischen Armee, welche ihre militärische Ausbildung in Preußen genossen haben. Als ehemalige Zöglinge preußischer Kriegsschulen fühlen sie sich seit den Siegen gegen

das französische Volk und gegen die französische Republik immer in gehobener Stimmung. Sie bilden sich ein, indirekt an den Siegen theilgenommen zu haben, und möchten gern ähnliche Thaten auf der Balkanhalbinsel vollbringen. Leider existiren diese Kriegshelden aber in Belgrad nur in der kleinen Minorität von sechs, und die freiheitliche Strömung des serbischen Volkes, in welchem es bekanntlich weder Adel, noch Junker gibt, sondern alle Bürger einander gleich sind, läßt ihnen nicht die geringste Aussicht auf Menschenschlächtereien und Eroberungszüge.

Drittes Kapitel.

Ein fürchterliches Sommerschloß.

Eine kleine Stunde von der serbischen Hauptstadt Belgrad, in einem grünen frischen Thal, erhebt sich zwischen Garten und Park ein einfaches Landhaus, nur aus einem Erdgeschoß, zu dem eine Freitreppe führt, und aus einem oberen Stockwerk bestehend. Das hell getünchte Haus, welches über der Bogenthür des Erdgeschosses einen vorspringenden Pavillon hat, schaut so friedlich und still auf den reichen Blumengarten mit dem Springbrunnen und die prächtigen Baumgruppen, die seine Rückseite umgeben, daß man es für die Wohnstätte friedlicher und glücklicher Menschen halten sollte. Und neben dem stillen Hause steigt man zu einem hügelig gelegenen, großen Park hinan, der sich über eine Stunde lang an der Berglehne hinanzieht und eine wundervolle Waldeinsamkeit mit frischen Rasenplätzen, versteckten Laubgängen, herrlichen Durchsichtspunkten auf das Gebirge unter dichten Buchenkronen, uralten Eichenwipfeln und schattigen Kastanienbäumen bildet. Das Unterholz zwischen den mächtigen Stämmen steht oft so dicht, daß man sich kaum durchzuwinden vermag. Ueberall

tiefe Stille, Friede und Einſamkeit in dem grünen, friſchen Bergwalde! Doch da raſchelt es im Unterholz! Es iſt nichts. Ein friedliches Reh tritt aus dem Walde und ſchaut den Wanderer harmlos aus ſeinen ſchönen ſtillen Augen an. Aber da rauſcht es in den Zweigen der mächtigen Buchen! Es iſt der Abendwind, der flüſternd vorübereilt. Jedoch nun! Es fallen Schüſſe, einer, zwei, drei, vier, raſch auf einander. Menſchenſchrei! Dann iſt Alles wieder plötzlich ſtill. Sie ſind ſämmtlich todt, die in der Waldeinſamkeit um Hülfe ſchrien. Die Schüſſe haben ihnen den Kopf zerſchmettert. Der Fürſt liegt zerhauen und zerſchoſſen, todt auf dem friſchen, grünen Raſen; neben ihm eine Frau mit zerſchmettertem Haupte — es iſt Frau Anka Konſtantinowič. Zwanzig Schritte von ihnen liegt ein ſchönes, junges Mädchen blutend am Boden. Auf der Flucht bergabwärts nach der Straße, welche unten durch das Thal nach dem Kloſter führt, wurde ſie von hinten in den Rücken getroffen. Sie athmet noch. Der grüne, ſtille Park von Topſchider iſt zur großen Mordſtätte geworden. Das ſchöne, junge Mädchen iſt Katharina, die Tochter der Frau, welche wenige Schritte von ihr bereits den letzten Athemzug ausgehaucht hat. Und der Mann, der furchtbar verſtümmelt auf dem blutigen Raſen liegt, liebte das junge Mädchen. Es iſt Fürſt Michael von Serbien.

Aber weit fürchterlicher, als an der Mordſtätte in der ſtillen Waldeinſamkeit, iſt's in jenem friedlichen, weißen Hauſe, welches mit ſeinen ſtillen Fenſteraugen, die im Widerſchein der Abendſonne erglühen, auf die ſtrahlenden Blumenkörbe und auf die ſprudelnden Waſſerſtrahlen des weiten Gartens blickt! Topſchider iſt der Name

dieſes fürchterlichen Landhauſes. Fürſt Michael, der im Parke ermordet wurde, blieb nie zur Nacht in dieſen Mauern. Er fuhr und ritt faſt täglich im Sommer hinaus, ging in der Waldeinſamkeit des Parkes ſpazieren, lud auch ſeine Freunde zu einer Jagd oder zu einem Diner im Freien ein; aber bevor die Schatten des Abends das weiße Haus umdunkelten, kehrte er heim in den Konak nach Belgrad. Es grauſte ihm wohl vor dem Schatten des Mannes, der in dem ſtillen Landhauſe geſtorben iſt. Der Mann war ſein Vater. Es war der fürchterliche Miloſch Obrenowič, auch einſtens Fürſt von Serbien. Weiß der Leſer, wer Miloſch Obrenowič war? Ich werde ihm von ſeinen Thaten und von ſeinen Grauſamkeiten erzählen. Zuerſt will ich ihn aber in ſein Sterbezimmer führen. Das Bett iſt noch in dem Zuſtande, wie die Leiche des Ungeheuers es verließ. Dem Bette gegenüber hängen noch an einem Ständer die Kleider, welche Miloſch getragen hat, die Mütze mit dem breiten dunkelrothen Streif, welche ſein ſchreckliches Haupt bedeckte, wenn er ſeine Todesurtheile mit eigener Hand vollſtreckte. Ueber dem Bette hängt ſein Bild in reichem Phantaſiekoſtüme. Das Bild lügt. Der Maler hat dem Tyrannen geſchmeichelt. Aber auf einem kleinen Tiſche neben dem Bette liegt unter einer Glasglocke auf ſchwarzem Sammtgrunde die Wahrheit. Die Wahrheit iſt die Wachsmaske von dem Todtengeſichte Miloſch's. Das Geſicht eines Todten lügt nie. Der Todte iſt ja nicht mehr im Stande, auf ſeinem bleichen Antlitz Verſtellung zu heucheln. Ich ſchauderte, als ich in das bleiche Wachsgeſicht blickte. Welch' grauſamen Ausdruck hat noch dies erloſchene Auge; welcher Zug von gemeinſter Wolluſt, von Bosheit und Rachſucht lagert ſich um dieſen Mund! Ich

traf den Regenten von Serbien unten im Blumengarten, und sagte ihm: „Nie habe ich den Charakter des düstern Miloſch so richtig beurtheilt, als heute, wo ich seine Todtenmaske sah.“ —

An einem ausnahmsweise sonnenhellen und heitern Maitage fuhr ich in Gesellschaft zweier Freunde aus Belgrad nach Topschider. Sie führten mich in das Sommerschloß des Fürsten Miloſch, der dasselbe sich als Sommeraufenthalt erbaut hat. Das Erdgeschoß war äußerst einfach, niedrig; der Flur nahm fast den ganzen Raum ein. Eine türkisch verzierte Laterne hing an einer Schnur von der hölzernen Decke herab, um Abends diesen öden Flur zu erleuchten. Eine hölzerne Treppe führte in den obern Stock. Derselbe hatte nach vorn drei große Zimmer. Das Zimmer zur linken Hand war der Audienzsaal des Tyrannen. Die Wände einfach und schmucklos; aber die Decke in türkischem Geschmacke auf das Reichste mit grellen Farben und vergoldeten Zierrathen dekorirt. Längs den Wänden zog sich ein breiter, türkischer Divan unter den Fenstern hin. Das Mittelzimmer war das Wohnzimmer des Fürsten. Die Decke war wieder in türkischer Weise gold, roth und blau gemalt, überladen und geschmacklos. Ein breiter Divan zog sich auch hier unter den Fenstern entlang. Im Wohnzimmer des düstern Miloſch waren die Wände aber nicht leer. Sie waren mit Oelbildern bedeckt, Copien der gewöhnlichsten Art, viele nackte weibliche Gestalten. Der interessanteste Theil des Wohnzimmers war der Vorbau, von dem ich schon gesprochen, ein viereckiger, vorspringender Pavillon, mit Glasfenstern, ganz in türkischer Manier reich dekorirt. Fürst Miloſch, sagte man mir, feierte in diesem Pavillon seine Schäferstunden. Aber

die Schäferstunden des Fürsten Miloſch rochen nach Blut und erzählten von Mord und grauſamen Qualen. — Sein Agent Abraham durchreiſte von Zeit zu Zeit Serbien, um die ſchönſten Mädchen auszuſuchen und ſie an den Hof zu führen, wo Fürſt Miloſch, wie er ſagte, „ſich mit ihrer Erziehung befaſſen wollte.“ Glücklich waren noch die Armen, wenn Miloſch die Befriedigung ſeiner Luſt nicht auf der Stelle durchzuſetzen verſuchte, wie auf einer Reiſe längs der Morawa, wo er ein ſchönes Mädchen mit Gewalt den Armen ſeiner verzweifelten Mutter entreißen und ſie in ſein Zelt ſchleppen ließ. Den Gebrauch der „Otmitza“ — die Entführung der Geliebten durch ihren Liebhaber — wollte Miloſch in Serbien ausrotten. Ein Bauer, der auf dieſe Weiſe ſeine Frau entführt hatte, wurde vor den Fürſten gerufen und in einer Laune von ihm begnadigt. Einige Tage ſpäter ſah Miloſch die Frau zufällig, die Frau, um die es ſich gehandelt hatte. Sie war außerordentlich ſchön. Der wollüſtige Tyrann widerrief ſogleich die ihrem Manne gewährte Gnade, ließ denſelben holen, vor ſich niederknieen und ſpaltete ihm mit einem Axthiebe den Kopf. Noch in derſelben Stunde wurde die Witwe mit Gewalt vor den Mörder geſchleppt. Von ſolchen Schäferſtnnden weiß der türkiſche Pavillon im Sommerſchloß zu Topſchider zu erzählen. —

Das Sterbezimmer des Ungeheuers habe ich bereits geſchildert. Das Taſchentuch, womit er ſich den Todesſchweiß von der fieberheißen Stirn gewiſcht hatte, lag noch auf dem Bette. Hinter dem Sterbezimmer befindet ſich das Betzimmer. Wie konnte ein ſolches Ungeheuer beten?

Als im Jahre 1813 die Türken den heiligen Krieg gegen Serbien predigten, welches nach neunjährigen heißen

Kämpfen seine Freiheit von der Türkenherrschaft errungen hatte, begann Miloſch seine Laufbahn. Cyprien Robert ſagt in ſeinem vortrefflichen Werke über die Slaven der Türkei von jener Zeit und von Miloſch: „Die Pforte hatte Serbien die Ruhe des Grabes gegeben. Nur im Monat Dezember 1814 ließ Soliman, Vezir von Belgrad, drei hundert ſerbiſche Gefangene ſpießen. Dieſe Schlachtopfer lebten auf ihren Pfählen oft noch drei bis vier Tage lang, und ihr Herz zuckte noch, als bereits Rudel von hungrigen Hunden an ihren Beinen nagten und die Mütter zurücktrieben, welche den letzten Athemzug ihrer Söhne aufzunehmen hofften. Deſſenungeachtet lebte unter dieſem Märtyrervolke ein Mann, welcher mit Begierde dieſen Stand der Dinge ſich zu Nutzen machte. Dieſer Mann war Miloſch.“

Miloſch war der Sohn eines Pächterknechtes. Er fütterte die Schweine in ſeinem Geburtsort Dobrinia. Als Erbe ſeines heldenmüthigen Halbbruders Milan, von dem er in die Kriegskunſt eingeweiht wurde, nahm er deſſen Namen Obrenowič an. Als die Türken im Jahre 1814 die ſerbiſche Freiheit von Neuem niedertraten, ſäumte er nicht, ſich mit den Todfeinden Serbiens zu verſtändigen, welche ihn auch zum Oberknesen von Rudnik machten, unter der Bedingung, daß er ihnen bei der Reinigung des Landes von allen Unruheſtiftern Hülfe leiſte. „Keine Woche werde vergehen,“ verſprach er dem grauſamen Paſcha Soliman, der ihn für das Verſprechen ſeinen vielgeliebten Adoptivſohn nannte, „ohne daß er den Kopf eines ſerbiſchen Rebellen einſenden werde, um die Thore von Belgrad damit zu krönen.“ Der Verräther Serbiens hat Wort gehalten. Er fand dabei ſeinen beſonderen Vor-

theil. Einerseits empfing er das Blutgeld des Judas; andrerseits wurde er durch die Hinrichtung der verrathenen Knesen nach und nach der mächtigste Rajah seiner Nation. Er besaß ein Haus in Belgrad, welches an der Stelle stand, wo sich heute der Palast der serbischen Fürsten befindet, machte dem grausamen Soliman Pascha beständig den Hof und begleitete ihn öfters auf seinen Spazierritten. Wenn er nicht selbst die Köpfe aller in seine Schlingen gefangenen Kriegskameraden überreichte, so schickte er sie wenigstens durch die Empfehlenswertheften seiner Landsleute. Als eine neue Empörung in Serbien ausbrach, marschirte Milosch selbst an der Spitze türkischer Truppen gegen die Aufständischen, welche ihn mehrmals schlugen, aber endlich der Uebermacht wichen und mit ihm eine Kapitulation abzuschließen gezwungen waren. Belgrad sah nun fürchterliche Gräuel. Milosch sandte hundertfünfzig der vornehmsten serbischen Häuptlinge nach Belgrad, wo ihre Köpfe nach einigen Tagen die Stadtthore von Belgrad schmückten. Dreißig der würdigsten Stareschinen wurden von Soliman gepfählt. Die Deli's Solimans steckten die Frauen an ihre Spieße und verbrannten sie lebendig; Andere erstickten sie unter Steinhaufen oder steckten sie mit den Köpfen in Habersäcke, welche an den Hals der Pferde gebunden wurden, bis die Asche, womit die Habersäcke gefüllt waren, die Unglücklichen erstickte.

Zum Erbfürsten von Serbien wurde Milosch durch den weißen Czar Nikolaus ernannt, und zwar als Belohnung für eine neue schändliche Verrätherei seines eigenen Landes. „Sobald er Erbfürst geworden war," sagt Cyprien Robert, „betrachtete er Serbien wie ein großes Pachtgut, aus dem er so viel Gewinn als möglich ziehen mußte, und

das Volk als eine Heerde, deren Hirt und Eigenthümer er wäre. Die Millionen, welche ihm die jährliche Schafschur seiner Unterthanen einbrachte, wurden in die Wiener Bank geschickt und auf seinen Namen zinsbar angelegt, als gehöre ihm selbst das Geld. Ohne regelmäßige Besoldung und täglich absetzbar, waren die Beamten zu gewöhnlichen Bedienten herabgesunken. Einen jungen Offizier ernannte er zum Obergeneral der Artillerie, bald darauf setzte er ihn ab und ließ ihm fünfundzwanzig Stockprügel geben; einen Oberst machte er zum Richter, einen gemeinen Soldaten zum Adjutanten, einen Bedienten zum Kapitän und einen Kapitän zum Bedienten. Mit bewundernswerther Schlauheit machte Miloſch das gemeine Volk glauben, er handle für seine Interessen, er sei der Vater der Armen und der Unterdrückten. Auf der andern Seite fand er, wie alle Tyrannen, dann wieder seine Freude daran, dem armen Volke Schrecken einzujagen. Bald lud er es zu einem Feste oder zu einem Feuerwerke ein und ließ plötzlich die Raketen gegen dasselbe wüthen; bald verbot er unter den schrecklichsten Drohungen, es solle Niemand in der Nähe des Konak das geringste Geräusch machen, und damals hörte man in Belgrad, wie die Serben sagen, eine Mücke durch die Luft fliegen. Seiner Unzüchtigkeit kamen sein Geiz und seine Wildheit gleich. Um sich einer verbrauchten Maitresse leichter entledigen zu können, gebot er allen Offizieren seiner Garde, ihre Frauen von keiner andern Hand anzunehmen, als von der seinigen. Der Ukas von 1834 enthält diese Bestimmung ausdrücklich. Oefters, nachdem er zu Gericht gesessen hatte, nahm er selbst am Geschäft des Henkers Antheil. Ein wegen Diebstahls angeklagter Mann wurde Miloſch vorgeführt. Nachdem er ihm nicht

einmal durch Streiche in's Gesicht ein Geständniß abpressen konnte, verlor er die Geduld und schlug ihm selbst mit eigenen Händen den Kopf herunter. Eines Tages sah er auf dem Marktplatz in Belgrad einen Serben sich mit einem türkischen Kaufmann zanken. Wüthend darüber, daß einer seiner Unterthanen die Pflichten der Gastfreundschaft so vergessen konnte, stürzte er auf ihn los, warf ihn zu Boden und zerschmetterte ihm den Kopf durch seine mit Nägeln beschlagenen Sohlen.

Dies war das Ungeheuer, an dessen Todtenbette ich im Sommerschloß zu Topschider stand. Und dies Ungeheuer haben deutsche Historiker, wie Leopold Ranke, und deutsche Reisende, wie der Ingenieur Richter*) und der Schriftsteller Possart, in ihren Schilderungen zu einem großen Mann, zu einem Organisator, „zu einem der aufgeklärtesten und größten Monarchen seiner Zeit" aufzuputzen gesucht! — Welcher Tyrann hätte in Deutschland nicht seine Panegyriker gefunden? Adolf Stahr hat kürzlich versucht, einen Nero und einen Tiberius vom Schmutz und Blut rein zu waschen. — Ich begreife, daß Fürst Michael niemals in dem fürchterlichen Sommerschloß, wo ein solches Ungeheuer verendete, die Nacht zubringen mochte.

Verlasse der Leser nun mit mir das Sterbezimmer des Tyrannen im Sommerschloß von Topschider und begleite mich auf einem Spaziergange durch den Park. Ich werde ihn zu einer fürchterlichen Mordstätte führen, deren Schlußakt im verflossenen Jahre vor einem Wiener Gerichtshof gespielt hat. Mich begleiteten die beiden Freunde aus Bel-

*) S. Serbiens Zustände. 1839. Geographisches und statistisches Gemälde von Serbien. 1835.

grad, welche mich in das Sterbezimmer des fürchterlichen Miloſch geführt hatten, und den Gang der blutigen Tragödie, in der Fürſt Michael fallen mußte, genau kannten.

Wenn man im Park von Topſchider eine ſtarke halbe Stunde lang an der äußern Kante der Berglehne, welche die Baumgruppen und die grünen Waldplätze bedecken, aufwärts ſteigt, ſo gelangt man zu einem Ausſichtspunkt, von dem man die Bergkuppe des Avalon erblickt. Das kleine Plateau war ein Lieblingsplatz des Fürſten Michael. Heute iſt dort ein Raſenſtück, von einem ſchwarzen Eiſengitter umgeben, an deſſen Ecken Trauerflore befeſtigt ſind. Das Raſenſtück iſt die Mordſtätte, auf der an einem der letzten Tage des Monat Mai im Jahre 1868 der Fürſt Michael von Serbien von vier Meuchelmördern niedergeſchoſſen wurde. In Begleitung von ſeiner Tante, Frau Anka Konſtantinowič, und ſeiner Couſine, Fräulein Katharina Konſtantinowič, kam er den ſchmalen Fußweg hinauf, der an der Berglehne zu dem erwähnten Ausſichtspunkte führt. Das Unterholz ſteht zu beiden Seiten des Fußpfades ſo dicht und der Fußpfad iſt ſo ſchmal, daß nur zwei Perſonen neben einander gehen können. Der Fürſt und ſeine Couſine gingen voraus; einige Schritte hinter ihnen folgte Frau Anka. In demſelben Momente, wo ſie zu dem Ausſichtspunkt vorgetreten waren, traten zu beiden Seiten vier Bauern aus dem Unterholz. Alle Vier legten die linke Hand an die Mütze, um den Fürſten und die Damen zu grüßen. Als Fürſt Michael plötzlich die vier Männer aus dem Unterholz auf dem Fußpfad erſcheinen ſah, ſagte er: „Alſo doch!“ Er kannte alle Vier; es waren Sträflinge aus dem Belgrader Zucht-

hause. Der Eine von ihnen war Gerichtspräsident gewesen und wegen Vergiftung seiner Frau zu lebenslänglicher Strafarbeit verurtheilt; der Andere war Advokat und befand sich wegen einer Fälschung im Zuchthause; der Dritte, ebenfalls Advokat, war wegen Meineids verurtheilt; der Vierte, ein Beamter, wegen Veruntreuung von dem Staate gehörenden Geldern. Fürst Michael war in Betreff des Attentats gewarnt worden; auf diese Warnung bezogen sich die Worte: „Also doch!", als er das Attentat nun körperlich vor sich stehen sah. Wäre er, sobald er die Mörder sah, welche er sämmtlich aus ihrem früheren amtlichen Verkehr mit ihm persönlich kannte, auf dem schmalen Fußpfade zurückgestürzt, beide Damen mit sich fortreißend, so wäre er wahrscheinlich gerettet gewesen. Kaum vierzig oder fünfzig Schritte hinter ihm ging ein Adjutant als Begleiter einer alten Dame, der Schwägerin des fürchterlichen Milosch. Die übrigen Begleiter waren zurückgeblieben. Fürst Michael liebte seine schöne Cousine und dachte daran, sich mit ihr zu verheirathen. — Selbstverständlich war es ihm lästig, wenn er mit ihr im Park von Topschider einen Spaziergang machte, immer von Adjutanten und Dienern umgeben zu sein, welche jedes Wort erlauschten, das er mit der schönen Cousine wechselte, und deßhalb war sowohl den ihn begleitenden Adjutanten als den Dienern der Befehl gegeben, ihm nur in einiger Entfernung zu folgen. Darauf hatten die Mörder das Gelingen ihres Planes gebaut. Bereits an mehreren Abenden hatten sie ihm an derselben Stelle aufgelauert, ihre Waffen in einem hohlen Baum des Dickichts verbergend. Entweder fehlte es dem Fürsten Michael an Geistesgegenwart, die gefährliche Lage, in der er sich befand, als er die vier Mörder erblickte, zu durch-

schauen, oder er wollte in Gegenwart des Mädchens, welches er liebte, keinen Mangel an Muth zeigen. Er machte noch einige Schritte vorwärts. In demselben Moment, wo die Mörder grüßend die linke Hand an die Mützen legten, zogen sie die rechte Hand aus den zugeknöpften Röcken. Jede Hand hielt einen Revolver. Vier, sechs Schüsse fielen. Fürst Michael stürzte nieder, durch mehrere Kugeln in Brust und Kopf getroffen. Frau Anka griff einem der Mörder an die Kehle, sich vor den Fürsten werfend. Der Mörder zerschmetterte ihr mit einer neuen Kugel den Kopf, so daß sie todt niederstürzte. Während dem fielen zwei der Mörder nochmals über den Fürsten her, der, auf das Knie gesunken, die rechte Hand zur Abwehr vor das Antlitz hielt. Da zog einer von den Mördern einen Handschar und hieb damit so lange auf den Fürsten ein, bis er todt am Boden lag. Hand und Kopf der Leiche waren durch eine Menge Hiebe mit dem Handschar zerhauen und verstümmelt. Fräulein Katharina stürzte im natürlichen Gefühle der Selbsterhaltung, als rings um sie herum plötzlich die Schüsse knallten, vorwärts, um an der Berglehne hinab nach der Straße zu entfliehen, welche einige hundert Fuß unter dem Plateau durch den Thalgrund führt. Ein Streifschuß traf sie in den Rücken, eine zweite Kugel drang in das Fleisch. Das Fräulein stürzte nieder; sie hatte den glücklichen Gedanken, sich nicht zu rühren, auch nicht zu schreien. Ihr leichtes Mousselinkleid brannte unter der Flamme des Schusses. Die Mörder hielten sie für todt. Dieser Umstand rettete ihr Leben. Während dem, daß drei Mörder sich mit der Ermordung des Fürsten und der Dame beschäftigten, trat der vierte dem herbeieilenden Adjutanten mit dem Revolver in der

Hand entgegen, mehrmals auf ihn feuernd und ihn zweimal am Arm verwundend. Dann verschwanden alle vier Mörder abwärts im dichten Unterholz. Die Adjutanten und die Diener, welche nun, als sie die Schüsse hörten, herbeistürzten, fanden den Fürsten und Frau Anka todt auf dem Rasen liegen. Fräulein Katharina athmete kaum — aber sie lebte.

Das ist der Hergang des fürchterlichen Mordes im Park des Sommerschlosses des Fürsten von Serbien bei Belgrad, der vor fünf Jahren ein so gerechtes Entsetzen in ganz Europa hervorrief. Nur zwei Personen sind aus dieser fürchterlichen Mordgeschichte noch am Leben: Die Eine, Fräulein Katharina, ist heute mit dem Obersten Blasnawaz, dem Regenten von Serbien, verheirathet und der ehemalige Fürst Kara Georgjewič, der als der intellektuelle Urheber des Mordes bekanntlich in Pest in Anklagestand versetzt und verurtheilt, in Wien in letzter Instanz freigesprochen worden ist. Sämmtliche Mörder und am Morde selbst betheiligten Personen, unter ihnen der Strafanstalts-Direktor, aus dessen Strafhause die Mörder abgesandt waren, wurden nach dem Morde ergriffen und in der Nähe von Belgrad auf der gewöhnlichen Richtstätte erschossen. Das sind die schrecklichen Erinnerungen, welche sich an das stille Sommerschloß von Topschider und an jenen duftigen, einsamen Waldpark knüpfen! Habe ich nicht Recht, Topschider ein fürchterliches Sommerschloß zu nennen?

Viertes Kapitel.

Ein serbisches Krankenhaus.

Aus der Einrichtung und Verwaltnng von Krankenhäusern, Armenhäusern, Gefangenhäusern und Wohlthätigkeitsanstalten eines Staates kann man fast immer einen richtigen Schluß ziehen, auf welcher Stufe der Humanität und der Volkswirthschaft ein Volk und eine Regierung sich befinden. Ich werde deshalb hier, um einen Beleg serbischer Kulturzustände zu geben, das Krankenhaus der serbischen Hauptstadt schildern. Das Belgrader Krankenhaus steht in einer Vorstadt, welche in den letzten fünf Jahren, wo die Türken die Festung haben räumen müssen und die Türkenstadt abgetragen worden ist, eine ganz europäische Gestalt angenommen hat. Die Lage des Krankenhauses ist frei und gesund. Die Front kehrt sich einer breiten Straße zu; die Rückseite wird von dem Saum eines Waldes berührt, der zum Ufer des Flußes hinansteigt und den Rekonvalescenten des Krankenhauses als Aufenthalt im Freien und zu Spaziergängen dient. Die Kosten des Baues und der Einrichtung, welche sich auf 24.000 Dukaten belaufen, sind aus den Stadtfonds, aus Zunftfonds, aus

der Regierungskasse und aus Mitteln, welche die wohlhabenden Bewohner der Hauptstadt hergegeben haben und an deren Sammlung der jetzige Direktor des Krankenhauses, Dr. Iwan Valenta, Arzt in Belgrad, ein böhmischer Flüchtling, der im Jahre 1849 vor den Bluturtheilen der österreichischen Kriegsgerichte nach Serbien floh, einen großen Antheil gehabt hat. In Begleitung Dr. Valenta's ging ich an einem Samstag Nachmittag aus den schönen Parkanlagen, welche heute den wüsten Platz vor der ehemaligen Türkenfestung bedecken, wo im Dezember 1815 zweihundert serbische Freiheitskämpfer von den Schergen des Vezirs Soliman gepfählt wurden, nach dem Krankenhause.

Ein rechts und links von einigen kleinen, niedrigen, nur aus einem Erdgeschoß bestehenden Häusern flankirter Hof bildete den Eintritt. Im Hofe empfing uns der Oekonom der Anstalt welcher zu gleicher Zeit, da er eine chirurgische Ausbildung erhalten hat, die Stelle eines Assistenten des Direktors bekleidet. Im Hintergrunde des Hofes erhob sich die Front des Krankenhauses, eines zweistöckigen Gebäudes mit hohen Bogenfenstern, zu dessen Erdgeschoß eine Freitreppe von acht Stufen führte. Staunend betrachtete ich einige Minuten das Gebäude. Ich hatte dies Gebäude schon anderswo gesehen, ohne mich sogleich zu erinnern, wo? und sprach meine Verwunderung meinem ärztlichen Begleiter aus. „Sie haben ganz Recht", erwiderte er lächelnd, „die Gestalt unseres Krankenhauses ist dem Ihnen wahrscheinlich wohlbekannten jüdischen Krankenhause in Berlin nachgebildet. Sie sehen das Mittelgebäude derselben Anstalt wieder, mit Fortlassung der beiden Flügel." Wir stiegen die breiten Stufen der Freitreppe hinan und gelangten auf einen brei-

ten Flur, auf den links und rechts zwei Korridore mündeten, an denen die Krankenzimmer lagen. Eine breite Treppe führte aus dem Flur in den oberen Stock. Die Erleuchtung des Flurs fand durch große, hohe Fenster statt, welche sich im Hintergrund des Treppengebäudes befanden. Mich fesselte einen Moment die Weite, die Höhe und Stattlichkeit des Raumes, wo wir standen. Mein Begleiter wollte in mein Lob nicht einstimmen. „Es hat hier eine zu große Raumverschwendung stattgefunden", sagte er, „welche für unsere Verhältnisse nicht paßt. Deshalb ist eine so enorme Summe auf den Bau verwendet worden, welche in nützlicherer Weise hätte angewandt werden können. Wozu die hohe Freitreppe im Hofe; wozu das hochliegende Erdgeschoß? Stattlich sieht es allerdings aus, aber es hat seine Schwierigkeiten, die Kranken die hohe Treppe hinauf- und hinabzutragen. Eine oder zwei Stufen vor dem Eingangsthore wären hinreichend und für den Transport der Kranken besser gewesen. Kommen Sie, ich werde Sie nun umherführen. Sie brauchen nur die Säle und Zimmer des untern Stockes unseres Hauses anzusehen. Die Einrichtung des oberen ist der Einrichtung des unteren Stockes ganz ähnlich. Wir können hundert und zwanzig Betten aufstellen in acht Sälen und acht Zimmern. Jeder Saal hat Raum für zwölf, jedes Zimmer für drei Betten."

„Halt, Doktor," sagte ich auf die Einladung des Arztes, unsern Gang durch die Krankensäle zu beginnen, „erst erzählen Sie mir in diesem großen und prächtigen Vorhause, wie die Aufnahmebedingungen in Ihrem Krankenhause sind."

„Aufnahmebedingungen," erwiderte der Arzt, mich mit etwas verwundertem Blick anschauend, „ich verstehe Ihre Frage nicht."

„Nun," sagte ich, „in den großen Berliner Krankenhäusern, beispielsweise in dem Charitékrankenhause, in Bethanien, im evangelischen Diaconissenhause, im Elisabethkrankenhause, welches ebenfalls von Diaconissinen verwaltet wird, hängt die Aufnahme eines Kranken von vielen Bedingungen, namentlich aber davon ab, ob der Kranke im Stande ist, monatlich eine gar nicht geringe Pensionssumme einzuzahlen. Man fragt ihn nach seiner Heimatsberechtigung, nach seiner Religion, nach seiner Familie, nach seinen Vermögensverhältnissen, nach dem Gelde, das er in der Tasche hat, und wenn seine Antworten nicht sämmtlich mit den Aufnahmsbedingungen des Krankenhauses übereinstimmen — nun, dann wird er nicht aufgenommen und kann an einem andern Krankenhause anklopfen. Von der Hausordnung der Anstalt macht man nur eine Ausnahme, wenn der Kranke in Gefahr ist, auf dem Flur des Hauses zu sterben. In Anwendung dieser Härte zeichnet sich besonders das evangelische Diaconissenhaus Bethanien aus. Während des letzten Krieges haben Wagen mit Schwerverwundeten im Schneewetter und in der Nacht vor dem Thore desselben lange warten müssen — um endlich abgewiesen und um Mitternacht die weitere Reise nach einer Kaserne in der Stadt antreten zu müssen."

„So," sagte Dr. Valenta entrüstet, „so ist's in Berlin, in der Stadt der Intelligenz, in der Kaiserstadt des Volkes „der Philosophen und der Denker?" So nennen sich, glaube ich, Ihre Landsleute. Hier in der Hauptstadt der Serben, welche Ihre Landsleute „das Volk der Schweinetreiber" nennen, ist's anders. Jeder wird hier im Krankenhause in Belgrad aufgenommen, der krank auf diesem Flur erscheint, ob Serbe oder Türke, ob Christ oder Feueranbeter, ob

Neger oder Weißer, ob wandernder Handwerksbursche aus Deutschland oder in Belgrad ansässiger Kaufmann, ob arm oder wohlhabend — nach alledem fragt hier Niemand. Es wird überhaupt hier nicht gefragt; hier werden nur Leidende geheilt. So ist's in Serbien."

„Konnte mir's wohl denken. So ist's auch in Bukarest, in der wilden Wallachei, so habe ich's auch in Spanien, in Frankreich und in Italien gefunden. Nur in Berlin ist's anders, in „der Stadt der Intelligenz." Aber wie ist's in Belgrad, wenn der Kranke nun das Krankenhaus verläßt und nicht im Stande war, zu bezahlen? Wird er dann wegen der Forderung, die das Krankenhaus an ihn hat, gerichtlich verfolgt?"

Auf dem Gesichte meines ärztlichen Freundes stieg eine neue Zornesröthe auf. „Der Kranke, der bemittelt ist," sagte er, „bezahlt täglich in unserem Krankenhause zwei Zwanziger. Für diese zwei Zwanziger hat er Alles: Beköstigung, Verpflegung, Wäsche, Medizin, ärztliche Behandlung. Wenn sein Gesundheitszustand es erfordert, trinkt er Bordeauxwein und Portwein und speist gebratene Hühner und Krebssuppe. Ich verschreibe diese Diät und die theuersten Dosen Arzneimittel, falls sie zur Heilung nöthig sind, ich, der Arzt. Die ökonomische Verwaltung des Hauses steht unter meinen Befehlen. Und wenn er nichts zahlt, erhält er ebenfalls alles dies auf meine Anordnung. Und wenn er das Krankenhaus verläßt und ich mich überzeuge, daß er arm ist, nöthigenfalls durch ein Schreiben in seine Heimath, so mache ich einen Strich durch die Rechnung und Niemand fällt ihm durch eine Zahlungsaufforderung auf seinem künftigen Lebenswege beschwerlich. Ist's in Berlin nicht so?"

Ich lachte. „Das sollte der Geheime Regierungsrath Esse hören," sagte ich, „der ökonomische Direktor des Berliner Charitékrankenhauses, der aus ökonomischen Rücksichten alle Tage in die medizinische Verwaltung mithineinspricht und momentan auch diese Verwaltung dirigirt. Der Mann ist kein Arzt, sondern ein ehemaliger preußischer Subalternbeamter. Nein, Freund, so ist's in Berlin nicht. Der mittellose Kranke, der die Berliner Charité verläßt, wird, so lange er lebt, mit Arrestmandaten, Lohnmandaten, Exekutionsmandaten verfolgt, bis er seine Schuld bis auf Heller und Pfennig bezahlt oder abgearbeitet hat, und wenn es auf dem Wege dieser Abarbeitung wieder in die Charité kommt; dem armen Dienstmädchen wird von ihrer späteren Herrschaft auf Antrag des Krankenhauses oder der Armenverwaltung so lange von ihrem schwererarbeiteten Lohn abgezogen, bis die Rechnung des Krankenhauses quittirt ist."

„Ich bin empört," sagte Dr. Valenta.

„Ich auch," erwiderte ich. „Ich habe meine Empörung über eine solche Wirthschaft auch schon zwanzigmal in unsern Zeitungen und Journalen ausgesprochen, und zwar in der stärksten Weise — trotz alledem ist es gerade so geblieben, wie es immer war. Nun, kommen Sie, um mir das Krankenhaus „der Schweinetreiber" im Orient zu zeigen. Wie werden indeß die Kosten der Erhaltung Ihres Krankenhauses gedeckt?"

„Sie wissen, wir haben eine Besteuerung nach „Steuerköpfen," welche von dem Steuerkopf auf die Gemeinde, der er angehört, vertheilt wird. Jeder Steuerkopf in Serbien steuert jährlich zwei Zwanziger für das Krankenhaus in Belgrad. Diese Steuer beläuft sich auf einen jährlichen Gesammtbetrag von ungefähr 3000 Ducaten. Diese Summe

reicht bei sparsamer und ordentlicher Verwaltung für die Ausgaben unseres Krankenhauses hin. Nun treten wir wohl unsern Gang an!"

Die Corridore waren geräumig, licht und hoch, um bei schlechtem Wetter von den Kranken zur Bewegung benutzt werden zu können. Auf jeden Corridor zu beiden Seiten des Flurs öffneten sich zwei Säle und zwei kleinere Räume. Säle und Stuben hatten die volle Höhe der Corridore. In jedem Saale waren zwölf eiserne Bettstellen, in jeder Stube drei Betten aufgestellt, so daß eine Trennung der Kranken nach ihren Krankheiten, sowie nach ihrer Individualität leicht herzustellen war. Im Krankenhause zu Belgrad finden neben den körperlich Kranken auch Geisteskranke zeitweise Aufnahme, bis sie in das in der Nähe der Stadt gelegene Irrenhaus gebracht werden. In einer Stube fand ich drei geisteskranke Frauen. Eine von ihnen befand sich außerhalb des Bettes und saß, Kaffee trinkend, am Fenster. „Die Frau ist hergestellt, befindet sich in der Reconvalescenz und kann in wenigen Tagen das Haus verlassen," sagte Dr. Valenta zu mir und unterhielt sich dann mit der Frau in serbischer Sprache. „Aber, sehen Sie die beiden andern Frauen an, sie sind beide blödsinnig, nach meiner Ansicht unheilbar und sollen nächste Woche in unsere Anstalt für Geisteskranke geschafft werden!" Der Typus des Blödsinns war auf den Gesichtern der beiden Unglücklichen in hervortretender Weise ausgeprägt. Die Eine starrte, halb im Bette aufsitzend, finster vor sich hin; die Andere hatte sich bis zum Hals in die Bettdecke gehüllt; auf ihren Gesichtszügen lag der Ausdruck der Irren, welche gerade eine Vision heiterer Natur hat. Der Arzt redete beide Kranken an. Es erfolgte keine Antwort.

Derselbe düstere, blödsinnige Blick auf den Gesichtszügen der Einen; dasselbe sinnliche und irre Lächeln auf dem Gesicht der Andern. In einem Zimmer sah ich Typhuskranke; in einem andern Saale neben Kranken, die äußere Verletzungen erhalten hatten, mehrere Lungenkranke, welche entsetzlich husteten. Einer von den Lungenkranken sprach die Hoffnung aus, in den nächsten Tagen aufstehen und bei dem warmen Frühlingswetter sich im Garten ergehen zu können. Der fürchterlichste Husten unterbrach ihn nach jedem vierten oder fünften Worte. „Der Arme wird den morgenden Tag nicht erleben," sagte Dr. Valenta zu mir in deutscher Sprache, „die Hoffnung verläßt die Lungenkranken ja bis zum letzten Moment ihres Lebens nicht. Sie kennen das wohl?" Der hoffnungsvolle Kranke hauchte seinen letzten Athemzug in den Frühstunden des nächsten Tages aus.

Einer von den Sälen des Erdgeschosses des Krankenhauses war nicht mit Kranken belegt. In einem andern Saale lagen zehn weibliche Kranke, unter ihnen eine blutarme Kranke, ein bleiches, junges Mädchen von einigen zwanzig Jahren, und eine Geisteskranke. Die blutarme Kranke verspeiste, wie es schien, mit recht gutem Appetit ein Backhuhn und trank dazu ein Glas serbischen Weines von Smederevo, dessen Reben noch in ununterbrochener Folge von den Reben stammen, die Kaiser Probus vor mehr als anderthalb Jahrtausenden gepflanzt hat. „Ich habe die sichere Hoffnung, das junge Mädchen herzustellen," sagte Dr. Valenta, auf die blutarme Kranke deutend, „Sie hätten sie vor sechs Wochen sehen sollen, als sie hieher kam. Ihr Zustand bessert sich von Woche zu Woche. Ich verordne ihr neben den Medikamenten eine besonders gute

und reichliche Nahrung.“ Die Geisteskranke saß aufrecht im Bette, eine kräftige Frau, anscheinend in den vierziger Jahren. „An welcher Art von Geisteskrankheit leidet die Frau?“ fragte ich, „auf ihren Gesichtszügen finde ich keine bestimmte Spezialität ausgeprägt.“ — „Ich kann Ihre Frage heute noch nicht beantworten; wir haben die Frau erst gestern erhalten. Vielleicht ist sie gar nicht geisteskrank und der Zustand nur simulirt. Sie ist in Untersuchung wegen Brandstiftung. Unser Krankenhaus ist für Geisteskranke, wie ich Ihnen schon vorher sagte, nur eine Durchgangsstation. Den Zustand der Geisteskranken habe ich nur festzustellen.“

In den Krankensälen und Krankenzimmern der Belgrader Heilanstalt trat mir in der auffallendsten Weise eine Erscheinung entgegen, welche ich in dem Berliner Charitékrankenhause leider nicht gefunden habe: die vollkommenste Abwesenheit alles Geruchs und alles Dunstes. Es befanden sich doch zwölf weibliche Kranke in einem von den Sälen und die Luft war so rein und so frisch, wie draußen im Hofe. Vergebens strengte ich meine Geruchsnerven an, um auch nur ein Atom von Dunst zu entdecken. Endlich fragte ich meinen ärztlichen Begleiter nach der Art der Ventilation im Belgrader Krankenhause, indem ich ihm meine Entdeckung mittheilte. „Auf diese Frage warte ich seit einer halben Stunde mit Ungeduld,“ erwiderte er lachend, „erwähnte deßhalb der Sache nicht; ich wußte, daß Sie, der sie so viele Krankenhäuser in Europa gesehen haben, diese Frage endlich von selbst an mich richten würden.“

„Nun, habe ich nicht Recht?“

„Gewiß haben Sie Recht. Unser Krankenhaus hat eine so treffliche Ventilation, wie irgend ein Krankenhaus in der Welt. Sie wissen, daß eine gute Ventilation in einem Krankenhause zur Hauptsache gehört. Die Art und Weise der hiesigen Ventilation habe ich nur in einer Station eines Wiener Krankenhauses gefunden, sonst nirgends. Ich werde sie Ihnen nun zeigen."

Die Ventilation des Belgrader Krankenhauses geschah durch ein Röhrensystem, welches sich innerhalb der Wände der Krankensäle befand. Die Wände waren doppelt. Die äußere Luft wurde durch am Boden befindliche Röhren vom Garten her in die Krankensäle geleitet, wo sie die sich sammelnden Dunstatome aufwärts drückte, um durch in der Höhe der Säle angebrachte Oeffnungen in die zwischen den Wänden angebrachten Röhren geführt zu werden. Diese Röhren hatten ihre Ausgangspunkte innerhalb der Schornsteine. Durch eine in den großen Oefen angebrachte Vorrichtung wurde während des Heizens in den Wintermonaten die Ventilation noch unterstützt. In jedem Saal und in jedem Zimmer befand sich ein Regulator.

Das ist das neue Krankenhaus in Belgrad, in der Hauptstadt Serbiens, „im Lande der Schweinetreiber," wie die Deutschen sich auszudrücken belieben. In der inneren Einrichtung, im System der Verwaltung, in der Humanität bei Aufnahme, Behandlung und Verpflegung der Kranken wird das Belgrader Krankenhaus von keinem deutschen Krankenhause übertroffen. Die meisten deutschen Krankenhäuser stehen sogar hinter dem Belgrader Krankenhause zurück. Auch in wissenschaftlicher Beziehung ist das Belgrader Krankenhaus für Serbien von großer Bedeutung. In dem kleinen Hause zur linken Hand des Eintritts in

den Hof werden jährlich durchschnittlich an hundert Sectionen gemacht und der Sectionsbefund von Dr. Valenta in wissenschaftlich gehaltenen Protokollen niedergelegt. Der erste Steinschnitt in Serbien ist von ihm im Belgrader Krankenhause gemacht worden. Jedenfalls könnte sich die Verwaltung des Berliner Charitékrankenhauses das Krankenhaus in der Hauptstadt „des Landes der Schweinetreiber" im größten Theil seiner Einrichtungen als nachahmenswerthes Muster nehmen. Im Krankenhause zu Belgrad spielt auch das Beten und das Vorlesen von sinnlosen Gesangbuchsversen und Bibelstellen gar keine Rolle, wie beispielsweise in dem Berliner evangelischen Diaconissenhause Bethanien. Aber wozu derartige Parallelen ziehen? Die Verwaltung der beiden genannten Krankenhäuser in der neuen deutschen Kaiserstadt hat für derartige Parallelen weder Augen noch Ohren, sondern höchstens ein königlich preußisches hochmüthiges Achselzucken.

Fünftes Kapitel.

Der Leuchtthurm des Ostens.

Serbien war fast zu gleicher Zeit wieder unter das türkische Joch gekommen, als der Sturz des französischen Kaiserreichs — oder, ich will lieber sagen, des niederträchtigen Tyrannen Napoleon Bonaparte — ganz Europa erschütterte. In den Frühlingsmonaten des Jahres 1813 rief der Padischah zu Stambul die Muselmänner von Neuem zum „heiligen Kriege" gegen die „Giauren" Serbiens auf, welche sich durch eine lange Reihe von heroischen Kämpfen, Schlachten und Gefechten unter Führung Georgs des Schwarzen von der Herrschaft der Türken frei gemacht hatten. Cerni Georg, der bereits so viele Invasionen der Türken zurückgeschlagen hatte, der seit neun Jahren der Sieger in allen Türkenschlachten war, hätte auch im Jahre 1813 die rasenden Muselmänner des heiligen Krieges niedergeworfen, wenn ihm nicht durch die Intriguen des russischen Czaren und seines Consuls Nedoba in Belgrad die Hände gebunden gewesen wären — möge Serbien sich in dem nächsten Kampfe für die Befreiung aller südslavischen Brüder vom Joche der Türkei dieser russischen In-

triguen erinnern und den Kampf ganz allein unternehmen. — Der Befreier Serbiens hatte 150 in gutem Zustande befindliche Kanonen, 7 Festungen und 40 Forts zu ebener Erde. Auf den Ruf seines Helden erhob sich das ganze Land enthusiastisch zum Kampfe gegen die Türken. Madine führte 10,000 Streiter gegen Tschuzria und die Morava, Sima 10,000 andere Streiter gegen Bosnien und die Drina und der schwarze Georg sammelte die Reservearmee Serbien's bei Jagodina. Mit solchen Mitteln und solchen Heeresmassen wären die Türken zu werfen gewesen. Aber der russische Consul Nedoba protestirte mit aller Macht gegen diese Rüstungen, und der Senat zu Belgrad, der dem russischen Consul in Belgrad ganz ergeben war, erließ an den Diktator den Befehl, die Truppen abzudanken. Auf den Schutz des weißen Czaren vertrauend, gehorchten die Hospodaren und verabschiedeten ihre Regimenter in demselben Momente, wo die Türken über die serbische Grenze strömten. Immer näher rückten die türkischen Horden, indem sie die Männer spießten, die Frauen ausweideten und die kleinen Kinder, in grausamer Parodie der Taufe, in siedendes Wasser warfen. Der schändliche Consul Nedoba, dessen Kreaturen den schwarzen Georg überlisteten, gab sich alle erdenkliche Mühe, diese entsetzlichen Gräuel dem Helden zu verbergen, der sich noch immer entschieden weigerte, der türkischen Armee das Einrücken in Serbien zu gestatten. Nun erschien die ganze ottomanische Armee an der serbischen Gränze und Nedoba erklärte im Namen des weißen Czaren, Rußland werde im Falle eines Widerstandes sich mit der Pforte gegen die rebellischen Serben verbinden; würde Serbien sich aber unterwerfen, so sollten alle Rechte Serbiens geachtet und gewahrt werden. Welche

niederträchtige List! Beruhigt durch diese Erklärung, legte der schwarze Georg die Diktatur nieder und begab sich nach Semlin in der Meinung, durch seinen Rücktritt dem Vaterlande einen ehrenvollen Frieden zu sichern und Serbien seine heldenmüthige Jugend für glücklichere Zeiten aufzubewahren. Nun warf der russische Consul die Maske ab. Mit eigener Hand verbrannte er alle serbischen Staatsarchive, sowie die Geschichtsbücher eines zehnjährigen, Rußland fremden Ruhmes und rief die nach Ungarn ausgewanderten Hospodare nach Belgrad zurück, um ihnen anzukündigen, daß der Friede in Serbien wieder hergestellt sei.

Dieser Friede war die Ruhe des Kirchhofes, das Schweigen des Grabes. Die Ruhe herrschte in Belgrad, wie nach den unglücklichen Polenaufständen von 1830 und von 1863 in Warschau. Bloß im Monat Dezember ließ Soliman, Wessir von Belgrad, dreihundert serbische Gefangene vor der Türkenfestung pfählen. Weiß der Leser, worin die von den Türken noch im Jahre 1825 in Serbien angewandte Todesstrafe des Pfählens besteht? Ich, der ich in Serbien die Hinrichtungsstätten der von den Türken gepfählten Märtyrer sah und dem die Söhne der Märtyrer den Tod ihrer Väter geschildert haben, werde diese grausamste und entsetzlichste aller Todesstrafen nun in Deutschland schildern. Der Verurtheilte wurde auf einen fest in die Erde gegrabenen, nach oben spitz zulaufenden Pfahl so gesetzt, daß die Spitze in den Mastdarm des Opfers so weit wie möglich eindrang. Dann überließ man ihn dem Hunger, dem Durst, der glühenden Sonne und seinen entsetzlichen Qualen. Bei Todesstrafe war verboten, dem unglücklichen Todesopfer einen Tropfen Wasser zu reichen. Er verdurstete und verschmachtete, er starb den Tod des Hungers und des Durstes, während

der spitze Pfahl in seinen Eingeweiden wühlte und eine Entzündung des Darmes und des Unterleibes hervorbrachte. Endlich starb der Unglückliche an diesen dreifachen Qualen des Hungers, des Durstes und der Entzündung. Aber die Schlachtopfer lebten auf ihren spitzen Pfählen zuweilen drei, zuweilen auch sechs Tage und Nächte. Sehr selten erlöste sie der Tod nach dem dritten Martertag und nach der dritten Marternacht von ihren entsetzlichen Leiden. Die Herzen der Unglückseligen zuckten noch, während bereits Rudel hungriger Hunde an ihren Beinen nagten und ihre jammernden Mütter zurücktrieben, welche den letzten Athemzug ihrer erbarmenswerthen Söhne aufzunehmen hofften. Die Deli's des Wessir's von Belgrad steckten die Frauen und Mädchen an ihre Spieße und brieten sie am lodernden Feuer; oder sie begruben sie unter Steinhaufen lebendig oder sie steckten ihre schönen, jugendlichen Häupter in mit Asche gefüllte Haersäcke, welche sie an die Hälse ihrer trabenden Pferde banden. Rachedurstig drangen die Türken in alle serbischen Palanken ein, wo sie durch die Besiegten ihre zerstörten Festungen und Konaks wieder aufbauen ließen. Wie die Thiere mittelst der Peitsche zur Arbeit getrieben, des Schlafes beraubt und der Nahrung entbehrend, unterlagen die unglücklichen Serben in Masse den epidemischen Krankheiten, den Folgen dieser grausamen Frohnden.

Während dieser für Serbien so entsetzlichen Zeit trat der Wiener Congreß in der Hauptstadt Oesterreichs zusammen. Man erzählte sich in Europa und die Kunde drang auch nach dem fernen, von den Türken tyrannisirten Serbien, daß der Congreß alles Unrecht wieder gutmachen und einen Jeden wieder in sein Recht einsetzen würde. Auf diese Kunde verließ ein Priester mit langem Barte, den Hirtenstab

in der Hand, das verwüstete Serbien, um in Wien diejenigen, welche sich lügenhafterweise „die Befreier der Völker“ nannten, um das Almosen eines Artikels für die Seinigen in ihrem ungeheuren Friedensprotokolle anzuflehen. Dieser Priester war der unerschrockene Matheus Nenadowić von Valievo. Im Jahre 1814 war er schon einmal zu einer ähnlichen Mission mit einer Bittschrift des serbischen Volkes vergeblich bei Kaiser Franz gewesen. Der tapfere Priester legte dem Fürsten Metternich, den in Wien anwesenden Königen und Dynasten, den Bevollmächtigten Preußens, Englands und aller beim Wiener Congreß vertretenen europäischen Staaten Bittschriften vor, welche die serbischen Schriftsteller Davidović und Frušchić im Namen des serbischen Volkes verfaßt hatten. Von einem Könige, von einem Fürsten, von einem Gesandten ging er zum andern, um sie unter Thränen zu beschwören, sich einer Million unglücklicher Menschen anzunehmen und sie durch einen kleinen Artikel in ihrem großen Friedensprotokolle von ihrem ungeheuren Elende zu befreien. Und was erwiderten die jungen Monarchen und die eleganten Diplomaten dem braven serbischen Priester, der für sein unglückliches Vaterland um einige geschriebene Worte bettelte? Die jungen Monarchen und die eleganten Diplomaten lächelten über die Naivetät des Barbaren, des Priesters mit dem langen Barte, mit den bestaubten Kleidern, mit dem Hirtenstabe in der Hand und schickten ihn ohne ein Wort des Trostes und des Versprechens Einer zu dem Andern, und die Ernsthaftesten unter ihnen fragten ihn mit Erstaunen: „Was ist denn Serbien?“ Was ist Serbien? Sie hatten von Serbien kaum sprechen hören. Die Meisten von ihnen wußten kaum, was Serbien eigentlich war, wo auf der Landkarte Serbien zu

ſuchen ſei. Während dem, daß der brave Matheus Nenadowič ſo vergebens in Wien an den Thüren der Könige und ihrer Geſandten umherbettelte, wurden in Serbien Menſchen verbrannt, geſpießt, geköpft und gepfählt, Frauen und Mädchen genothzüchtigt und erſtickt, Kinder in ſiedendes Waſſer geworfen und die in den Freiheitskampf ihres Landes verwickelten Kneſen gleich dem Rothwilde von den Genoſſen Miloſch's gejagt und an Soliman ausgeliefert, um geköpft und gepfählt zu werden. Aber trotz dieſer beiden blutbefleckten Tyrannen vermehrte ſich die heldenmüthige Miliz der Haiduken alle Tage. „Beſſer als Räuber leben, denn als Sklave," ſagte jeder hochherzige Serbe und ging nach dem Gebirge, nichts mit ſich nehmend als ſeinen Karabiner.

Was iſt denn Serbien? Und thun denn in Deutſchland nicht noch heute Millionen gebildeter Männer und Frauen dieſelbe Frage? Man weiß in Deutſchland eigentlich heute noch nichts von Serbien. Manche ſind kaum im Stande, die Lage Serbiens auf der Landkarte anzugeben; von den innern, politiſchen Verhältniſſen Serbiens, von der Individualität ſeines freiheitlichen, tapfern und ſchönen Volksſtammes wiſſen die meiſten gar nichts. Und doch iſt Serbien der Leuchtthurm, der Pharus für alle heute noch von der Türkei unterjochten ſüdſlaviſchen Stämme, welche nach ihrer Befreiung von türkiſcher Tyrannei ſchmachten. Die Blicke Aller richten ſich nach Belgrad. Ich werde nun in Deutſchland von Serbien erzählen. Ich werde die Frage beantworten: Was iſt denn Serbien? Die Trompeten, vor deren Tönen die Tyrannei von 800.000 Türken — mehr gibt es nicht in Europa — auf der Balkanhalbinſel zuſammenſtürzen wird, wie einſt die Mauern von Jericho, werden bald in Belgrad erſchallen; auf dem ſerbiſchen Leucht-

thurm wird bald das Feuer entzündet, dessen Schein über die ganze Balkanhalbinsel in die Thäler aller Unterdrückten leuchten wird, daß sie aufstehen und Jeder das Gewehr in die Hand nehme; es ist Zeit, daß in Deutschland Jedermann auf die Frage zu antworten weiß: „Was ist Serbien? Wer sind die Serben?“ —

Ein muselmännischer Schriftsteller hat die Serben wegen ihres Triebes zum Gemeindeleben „die Araber Europa's“ genannt. Slavische Publizisten nennen die Serben „die volksthümlichste Nation des Orients“, weil sich ihr Charakter durch hohe Freiheitsliebe auszeichnet. Ich will sie „die freiheitlichste und demokratischste Nation des Orients“ nennen. Serbien ist seit seiner Sebstständigkeit eine wahre, wirkliche Republik, in welcher die vollständigste Gleichheit aller Bürger die Basis bildet. Frägt man die serbischen Landleute, ob es Adelige unter ihnen gebe, so antworten sie: „Wir sind alle adelig.“ Serbien hat keine Titel, keine Prärogative, keine bevorzugten Klassen. Jeder Serbe nennt sich „Herr.“ Der Hospodar, der Fürst, wie er sich auch nennt, ist nicht edler als der Geringste derer, deren Interessen er verwaltet und die ihn, sobald er schlecht regiert, seiner Stelle als Hospodar entsetzen und seinen Sohn oder einen Verwandten an seiner Stelle erwählen. Stolz, Vaterlandsliebe, Freiheitsdurst, Gleichheitsgefühl, feuriger Muth, der die Geduld nicht ausschließt, das Streben nach ruhmvollen Thaten — das sind, in wenigen Worten zusammengefaßt, die herrlichen Eigenschaften des serbischen Volkes. Das heutige, seit dem Jahre 1830 selbstständige Serbien umfaßt ein Gebiet von 760 Quadratmeilen und wird heute anderthalb Millionen Einwohner haben. Serbien wird im Westen von der Save und der Drina, im Norden von der Donau, im Osten von

dem Timok, im Süden von Bosnien und Macedonien begränzt und bildet den Embryo eines Reiches, welches eines Tages frei, groß und mächtig zu werden bestimmt ist, wenn es sich bis zu den natürlichen physischen Gränzen seiner Nationalität und seiner Sprache wieder ausgedehnt haben wird. Diese Gränzen sind die griechischen Gebirge, die Donau und das adriatische Meer. Der serbische Stamm nimmt heute den dritten Theil der Balkanhalbinsel ein. Bosnien, die Herzegowina, ein Theil Macedoniens, das nordöstliche Albanien, der schwarze Berg — Montenegro — sind von Serben bewohnt. Den kühnsten und kräftigsten Ausdruck hat der serbische Nationalcharakter auf dem schwarzen Berge — in Montenegro. Der Stammesgeist, das Prinzip der asiatischen Gesellschaft, ist nirgends im serbischen Volke erloschen. In den Distrikten sieht man die verbündeten Familien sich in Brüderschaften gruppiren. Jede dieser Tribus hat einen Vorsitzenden, Knes oder Hospodar, zugleich Friedensrichter und Patriarch des Distrikts, der von den Mitgliedern der Tribus gewählt und abgesetzt wird. Dasselbe Blut rollt in den Adern aller Kinder der Tribus, welche sämmtlich alle gleich edel sind. Als ich zum ersten Male nach Serbien kam, brachte ich einen Empfehlungsbrief eines ungarischen Reichstagsmitgliedes, des Baron Nikotič, des Neffen des Fürsten Michael von Serbien, an seinen Onkel mit. Der Brief war an den Oberstthofmeister des Fürsten Joannovič gerichtet, in französischer Sprache geschrieben und trug die Aufschrift „A Monsieur le Baron de J." Selbstverständlich nannte ich den Oberstthofmeister so. Da bat er mich, ihn nur Herr J. zu nennen, da es in Serbien gar keine Adelstitel gäbe. „In Serbien sind alle Bürger einander gleich," sagte er, „ich bin dasselbe, was der Fürst

ist und was der Mann ist, den Sie dort in meinem Garten graben sehen. Jeder heißt Herr. Herr Michael Obrenović führt seinen Titel als Hospodar oder Fürst nur so lange er an der Spitze unseres Staates steht." Die Tendenzen solcher Tribus führen zur Demokratie, zur Gleichheit und so ist das serbische Volk durch und durch demokratisch, wie sein Staatsleben, wie seine Verfassung.

Ich werde nun von dem Freiheitskampfe der Serben, von ihrem heroischen Muthe, von ihrer Freiheitsliebe, von ihrer Aufopferung erzählen, welche nach einem dreißigjährigen Kampfe und nach dreißigjährigen Leiden das geschaffen haben, was ist: Serbien, den Leuchtthurm des Orients.

Die politische Geschichte Serbiens beginnt im Jahre 1804 unmittelbar nach der Eroberung Belgrads durch Georg den Schwarzen und die mit ihm verbündeten Haiduken. Serbien war frei. Die Jahre 1804 bis 1810, wo Serbien von Neuem in die Gewalt der Türken gerieth, sind ausgefüllt mit den Parteikämpfen der „Armen" und der „Reichen", mit den Versuchen der Wojwoden — der kriegerischen Befehlshaber der alten Tribus — sich in ihren Distrikten als „Knesen" — Staatsoberhäupter der Civilgewalt — zu behaupten und sich der alten, von den Türken konfiszirten Nationalgüter und der von den Spahis in den Konaks aufgehäuften Schätze zu bemächtigen, mit den Intriguen des weißen Czaren, sich in die serbischen Verhältnisse zu mischen und das freie Serbien unter das russische Joch zu beugen, worin er von der Partei der Reichen, deren Bestreben dahin ging, sich die Rechte von Bojaren anzueignen und eine Patrizierkaste zu bilden, schändlicher-

weise unterstützt wurde. Nur Ein Mann steht inmitten dieser egoistischen und oft von schmutzigen Motiven geleiteten Parteikämpfen klar und rein da, Georg der Schwarze, der heldenmüthige Befreier Serbiens, der „Haidukenkönig", der „Vater der Armen", der „Geächtete", ein Held der Schlachten und ein schöpferischer Organisator das Friedens, ein zweiter Cincinnatus wie Garibaldi, ein Muster von Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit, welcher immer nur ein Ziel vor Augen hatte: die Freiheit und das Wohl seines durch sein Schwert von dem Joche der Türkenherrschaft befreiten Vaterlandes. Ihm, dem „Vater der Proletarier", übertrug das erbitterte serbische Volk, als die Woiwoden anfingen, die öffentliche Freiheit zu bedrohen, bewaffnet in den Sitzungen der Nationalversammlung erschienen und mit Gewalt die Erörterungen der Reichstage zu hindern versuchten, die Diktatur. Der neue Diktator setzte die Errichtung eines Senats, der aus den Repräsentanten der zwölf Bezirke der jungen Republik zusammengesetzt wurde und Serbien mit einer politischen Organisation beschenken sollte, durch. Die Sitzungen des Senats — Sowietniks — machten der Herrschaft des Schwerts in Serbien ein Ende. Sie errichteten in jedem von den zwölf Bezirken der Republik ein Tribunal erster Instanz, an welches man von den Gerichten der Kmeten — der Dorfschultheißen — appelliren konnte; sie bestimmten die Abgaben, die Kirchensteuern und dekretirten den Verkauf der türkischen Güter in den Städten. Die Senatoren, im Prinzip und nach der Grundidee ihrer Wahl verpflichtet, die Rechte Aller und eines Jeden gegen die Gewaltthätigkeiten der hohen Offiziere — der Wojwoden — zu schützen, wurden zwar von dem Volke, aber leider unter dem Einflusse dieser Wojwoden

gewählt, weshalb sie nach und nach mehr oder minder zu Kreaturen derselben herabsanken. Aber einen Diktator, wie den Schwarzen Georg, schreckten der artige Dingenicht. Als die zu Hospodaren gewordenen Wojwoden den Senat ohne Unterlaß mit immer wiederkehrenden Forderungen bestürmten, und zu fürchten war, daß die Senatoren in die Fußstapfen der Hospodare treten würden, da ließ der Diktator eines Tages das Senatsgebäude belagern und die auf die Gitterstangen der Fenster gelegten Karabiner seiner Soldaten mußten die Senatoren belehren, daß ihre Gewalt nicht von den Hospodaren, sondern aus dem Schooße des souveränen Volks ausgegangen war. Indessen gab es eine Autorität in Serbien, vor welcher sich Diktator, Senat und alle Hospodare der Republik beugen mußten, die Nationalversammlung — die Skupschtina — welche jährlich zusammentrat, um das Gleichgewicht zwischen der bürgerlichen und militärischen Gewalt und in letzter Instanz über die Streitigkeiten zu entscheiden, welche der Senat nicht zu schlichten vermocht hatte. Jeder Serbe hatte das Recht, bei den Sitzungen der Nationalversammlung zu erscheinen, mitzusprechen und bei den Abstimmungen seine Stimme zu geben oder dieselbe zu verweigern.

Die Stellung des Diktators Georg's des Schwarzen war während der ganzen Zeit dieser unaufhörlichen Parteikämpfe eine äußerst schwierige. Seine Stellung als Oberanführer der Haiduken, mit denen er das Land befreite, war wahrhaftig eine leichtere gewesen, als diejenige war, die ihm im Frieden die Volkspartei, die Partei der Armen, übertragen hatte. Nur das Genie, die Vaterlandsliebe, die Energie, die Uneigennützigkeit eines Georg des Schwarzen waren im Stande, sich aus den Intriguen und

aus den Parteikämpfen, besonders nachdem die russische und die österreichische Regierung zum Unheil des Landes von der Partei der Reichen, von den Hospodaren und von einer dritten, vom griechischen Metropoliten von Belgrad geleiteten Partei, welche schändlicherweise unter die Oberherrschaft des Sultans zurückkehren und sich einen Fanarioten als Statthalter von ihm ausbitten wollte, gerufen, anfingen, sich in die serbischen Händel zu mischen, herauszufinden, sich zwischen den mächtigen Parteihäuptern durchzuwinden und doch immer das eine Ziel seines Lebens fest im Auge zu behalten: die Freiheit und Unabhängigkeit Serbiens. Daß Serbien in dieser schwierigen Zeit nicht unter das Joch Rußland's gerathen ist, hat das serbische Volk nur dem Diktator Georg dem Schwarzen zu verdanken. Vom ganzen Abendlande verlassen, von der österreichischen Regierung als Rebellen betrachtet, mit denen man in keine Unterhandlungen treten könne, nur von Rußland in ihrem Kampfe ermuthigt, waren die Serben mehrmals nahe daran, die Frage von der absoluten Unabhängigkeit zu vergessen und dem großen Traume des schwarzen Georg das System einer Bastardexistenz unter dem Protektorate Rußlands oder der Pforte zu substituiren. Aber Georg der Schwarze erwiderte entrüstet auf die Forderung des weißen Czar Alexander, Serbien solle ihn um den Preis seiner Protektion als Souverän anerkennen: „Wir haben uns ohne den Czar vom türkischen Joche frei gemacht; wir werden uns auch ohne den Czar zu vertheidigen wissen!“ Dann stellte sich der große Diktator, nachdem er seine Hauptstützen in Serbien, den geschickten Jugović, den ehemaligen Sekretär des Senats und den ehemaligen Haidukenführer, Mladine Milovanović, seinen Kampfgenossen aus hun-

dert Türkenschlachten, welche vom Senat aus Belgrad verbannt waren, nach Belgrad zurückgerufen hatte, um den Senat zu überwachen und zu leiten, wieder an die Spitze der Armee, um von Neuem gegen die Türken auszuziehen, welche wieder in Serbien eingedrungen waren, und warf sie von Neuem über die Gränzen Serbiens zurück. Als die Türken geschlagen waren, kehrte der schwarze Georg wieder als einfacher Landmann in die Schumadia zurück, wo er gleich Cincinnatus zu Topola wieder das Feld seiner Väter bebaute, den Nationaltruppen die Bewachung der Citadellen überlassend, welche er erobert hatte.

Aber von Neuem begannen die Intriguen. Kaum hatte der schwarze Georg wiederum sein Land befreit, als ihn die Hospodare, beherrscht durch den russischen Einfluß, anklagten, daß er es allein befreit und beträchtliche Verstärkungen, welche ihm Rußland angeboten, zurückgeschickt habe. Die russische Partei feierte in Serbien einen kurzen, aber vollständigen Triumph. Jakob Nenadovič von Valievo, nächst dem schwarzen Georg der mächtigste Parteichef in Serbien, wurde von der souveränen Versammlung zum Präsidenten des Senats ausgerufen und dieser forderte, mächtiger geworden als der Diktator, die Entfernung des Letzteren. Jakob nannte sich „Knes" — politisches Oberhaupt — und wußte es dahin zu bringen, daß Serbien die russische Garantie annahm. Noch weiter gingen die Hospodare. Sie hofften, Georg den Schwarzen in einen gegen seine Freunde Mladine und Jugovič eingeleiteten politischen Prozeß zu verwickeln und seine Verbannung aus dem Lande durchzusetzen. Da riß dem Sieger in hundert Türkenschlachten die Geduld. So lange seine Feinde nur dahin trachteten, ihm seine Gewalt zu nehmen und seine politischen Freunde

aus dem Senat zu entfernen, hatte er sie gewähren lassen; als es sich aber darum handelte, sein geliebtes Vaterland den Russen auszuliefern, da knirschte er mit den Zähnen. Noch einmal schlug er die Türken, welche wieder in Serbien eingedrungen waren, in einem kurzen und überaus glänzenden Feldzuge im Jahre 1810 zurück; dann berief er die souveräne Nationalversammlung Serbiens vor der gewöhnlichen Zeit, eröffnete sie selbst und ließ sich, die Abwesenheit der ihm feindlichen und russisch gesinnten Hospodare benutzend, von der Skupschtina mit der vollziehenden Gewalt der Republik bekleiden. Jakob Nenadović, als er sah, daß der schwarze Georg durch alle seine Ränke und Intriguen einen Strich gemacht hatte, unterwarf sich; der Wojwoda Milosch, der sich an einem neuen Aufstande betheiligt hatte, und der Metropolit Leonti, der das Land wieder an die Türkei ausliefern wollte, wurden verbannt und der schwarze Georg übte nun, von seinen Rivalen und ihren Ränken befreit, im Interesse der Freiheit Serbiens, der Gleichheit der Bürger und der bürgerlichen Ordnung längere Zeit hindurch eine souveräne Gewalt aus. „Dieser Held," sagt von ihm Cyprien Robert in seinem vortrefflichen Werke*) mit Recht, „ein Freund der Aufklärung, der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit, war er in seiner Gerechtigkeitspflege furchtbar; mit eigener Hand tödtete er diejenigen, welche er für schuldig hielt. Man sah ihn seinen alten Beschützer, den Knesen Theodosi, opfern; seinen eigenen Bruder, welcher in der Hoffnung, straflos zu sein, ein junges Mädchen entehrt hatte, knüpfte er an der Thür seiner ei-

*) Les Slaves de la Turquie par Cyprien Robert.

genen Wohnung auf. Eine Beleidigung, die ihn selbst anging, vergaß der schwarze Georg völlig, sobald er sie vergeben hatte; aber die Feinde seiner Nation fanden bei ihm kein Erbarmen. Den Türken gegenüber konnte sich dieser Löwe nicht beherrschen. Er ließ sogar die Gefangenen niedermetzeln, denen er Pardon gegeben hatte. Bei dieser wilden Natur mäßigte nichts das Feuer der mächtigen, aber rohen Gefühle, welche die Erziehung allein zu meistern vermag. Dies war der Charakter Georg des Schwarzen dies ist der Charakter des serbischen Volkes."

Die Ereignisse des unglücklichen Jahres 1813, wo Serbien wieder unter die Botmäßigkeit der Türken gerieth, wo der heldenmüthige Georg der Schwarze den Intriguen der russischen Regierung und ihres schändlichen Consuls Nedoba mit Hülfe des knechtischen und dem weißen Czaren ergebenen Senats unterlag, habe ich erzählt. Ich habe nun noch das Ende des großen Diktators und Befreiers Serbiens mitzutheilen. Er wurde ermordet, überfallen und ermordet durch die Türken auf Anstiften und mit Beihülfe Miloschʼs Obrenovič, dessen ich mit einigen Strichen beim Besuch im Sommerschlosse von Topschider gedacht habe. Ich werde seine Charakteristik auf den folgenden Blättern geben, und hier nur von der Ermordung Georg des Schwarzen sprechen, einer seiner niederträchtigsten und abscheulichsten Thaten; denn der Diktator Serbiens hatte ihm, als er bei einem Aufstande in seine Hände gerathen war, großmüthig das Leben geschenkt und ihn in seine Wojwodschaft Rudnik zurückgeschickt.

Nachdem Serbien durch die Intriguen Rußlands und durch die Feigheit des serbischen Senats im Jahre 1813 wieder in die Gewalt der Türken gerathen war, hatte Georg

der Schwarze im Inneren Beſſarabiens eine Zufluchtsſtätte geſucht und gefunden. Mit tiefem Kummer verfolgte er von dort den türkiſchen Schrecken in Serbien. Noch einmal ging er an die Befreiung ſeines unglücklichen Vaterlandes. Mit griechiſchen Patrioten knüpfte er eine Verſchwörung an, die ſich über die ganze Türkei erſtrecken und die Herrſchaft des Halbmondes auf der Balkanhalbinſel ſtürzen ſollte. Zu gleicher Zeit begab er ſich nach Stevermark, um die öſterreichiſche Taktik und Strategie zu ſtudiren. „Wenn ich," ſagte der Held, „20.000 von den Meinigen nach europäiſcher Art disciplíniren und mich mit den Griechen verbinden kann, ſo wird uns keine ottomaniſche Armee widerſtehen; von uns wird es abhängen, ſogar die Türken aus Stambul zu jagen." Als er nun glaubte, daß der richtige Moment zu einem allgemeinen Aufſtande gekommen ſei, verließ Georg der Schwarze Beſſarabien und erſchien plötzlich in Serbien, wo der Aufſtand gegen die Türken bereits begonnen hatte. Darauf hatte ſich der tapfere und muthige Diktator allerdings nicht gefaßt gemacht, in den ſerbiſchen Gebirgen einen Verräther zu finden, deſſen Egoismus vor keinem Verbrechen zurückſchauderte und deſſen dynaſtiſchem Ehrgeize er im Wege war, ich meine Miloſch. Miloſch fand es ſelbſtverſtändlich in ſeinem Intereſſe, den Mann, der bloß durch ſein Erſcheinen wieder als unumſchränkter Diktator an die Spitze der kriegeriſchen und politiſchen Geſchicke Serbiens treten mußte, aus dem Wege zu räumen. Er heuchelte ihm Freundſchaft und gewann ſein Vertrauen, was bei dem großmüthigen und offenen Charakter Georgs des Schwarzen nicht ſchwierig war. Was hätte den Letzteren abhalten können, ihm ſein Verſteck zu verheimlichen? Mehr brauchte Miloſch nicht zu wiſſen, um ſeine ſchwärzeſte That

auszuführen. Er gab den Türken die nöthigen Winke. Nachts überfielen sie die Hütte im Walde, wo der Held, der die ottomanischen Heere in allen Schlachten geschlagen hatte, nach einem mit den Haiduken abgehaltenen Bankette ruhig schlief. Der große Diktator erwachte nicht mehr. Die Türken tödteten ihn im Schlafe und trugen die sterblichen Reste des unsterblichen Helden nach der kleinen Kirche von Topola, welche er im Jahre 1811 erbaut hatte.

Ich werde nun von Miloš Obrenović erzählen.

Sechstes Kapitel.

Der Leuchtthurm des Ostens.

Zehn Jahre, welche durch Scenen der teufliſcheſten Rache verdunkelt waren, folgten der im Jahre 1813 von den Türken vorgenommenen neuen Beſetzung Serbiens. Neue Arten der Tortur und unerhörte Marterwerkzeuge wurden erfunden. Chriſtliche Gefangene wurden gegen die Wälle der Widerſtand leiſtenden Feſtungen durch eigens zu dieſem Zwecke erbaute Katapulte geſchleudert; Kinder wurden in Gegenwart ihrer Mütter zur Verſpottung des Taufritus durch ſiedendes Waſſer gezogen; die Esplanade, welche unter den Wällen der Feſtung liegt, war Monate lang bedeckt mit den Leichen ſerbiſcher Patrioten, welche gepfählt waren und nach tagelangen Leiden des Verſchmachtens und des Todeskampfes ſtarben. Die durch dieſe Gräuelthaten und den darauf folgenden Vernichtungskrieg verurſachte Abnahme der ſerbiſchen Bevölkerung iſt heute noch nicht wieder erſetzt.“ So ſchildert ein engliſcher Schriftſteller, Rev. W. Denton, deſſen Buch über Serbien in England „Achtung und Bewunderung für ein Volk gewonnen hatte, deſſen Tugenden durch vier Jahrhunderte der Unterdrückung nicht

zu Grunde gerichtet werden konnten," die zehn der Unglücksepisode von 1813 folgenden Jahre.*) Und den Jammer und den Schrecken dieser entsetzlichen Zeit verstand ein Serbe sich zu Nutzen zu machen, um mit Hilfe der Unterdrücker des Landes, der Türken, sich der serbischen Staatsgewalt zu bemächtigen. Dieser Mensch war Miloſch, den deutsche Geschichtsschreiber, wie Leopold Ranke, zu einem großen Manne gestempelt haben!

Miloſch war der uneheliche Sohn der Witwe eines Pächters Obren und eines Pächterknechtes Namens Techo und hütete, wie einst sein Vater in seinem Geburtsdorfe Dobrinia, die Schweine. Wenn man von Dobrinia aus die Felsen des Rudniker Gebirges erklettert, so gelangt man mitten im Walde an eine Meierei Namens Cernuca. Diese Meierei zwischen fast unersteigbaren Höhen baute Miloſch, als er die ungeheure Türkenbeute, welche ihm sein Halbbruder Milan, ein heldenmüthiger serbischer Häuptling in den Türkenkämpfen, der auch Miloſch in den Waffen und in der Kriegskunst unterrichtete, hinterließ, in Sicherheit bringen wollte. Als Erbe Milans nahm der ehemalige Schweinehirt und Sohn eines Knechtes auch Milans Namen an und nannte sich Miloſch Obrenović, Sohn Obrens, der er ja nicht war. Geiz und Habsucht waren immer hervortretende Züge in Miloſch's Charakter. Die Schätze und Reichthümer, welche er in der Meierei Cernuca im Rudniker Gebirge aufgehäuft hatte, fesselten ihn an Serbien, als im Jahre 1813 die anderen Chefs des Aufstandes nach Oesterreich auswanderten. Miloſch schlug

*) S. Serbien und die Serben von Rev. W. Denton. Frei bearbeitet von D. von Cölln. Berlin. 1865.

einen anderen Weg ein, wie Georg der Schwarze und seine Kampfgenossen in den Türkenschlachten, um sich seine Reichthümer zu erhalten und im Lande „Etwas zu werden;" er blieb in Serbien und verständigte sich mit den Türken. Im Dorfe Takairo legte er seine Waffen zu den Füßen Ali's, Kapitains der Leibgarde des Großwessirs Soliman, nieder, ritt dann nach Belgrad und stellte sich diesem grausamen Henker Serbiens vor, um ihm das Anerbieten zu machen, ihm bei der Reinigung des Landes von allen Unruhestiftern Hilfe zu leisten. Soliman war das Anerbieten höchst vollkommen. Er umarmte den abtrünnigen Miloſch, schenkte ihm mit Silber ausgelegte Pistolen und einen arabischen Hengst und ernannte ihn zu seinem „geliebten Adoptivsohn" und zum Oberknes von Rudnik. Miloſch wurde toll vor Eitelkeit. Er schwur „seinem geliebten Adoptivvater" Soliman, sein Blut zu vergießen, und in Serbien die türkische Herrschaft wieder herzustellen. „Keine Woche solle vergehen," fügte er seinem Schwur hinzu, „ohne daß er nicht den Kopf eines serbischen Rebellen sende, um damit die Thore von Belgrad zu schmücken." Der Oberknes von Rudnik hat sein verbrecherisches Wort gehalten. In Belgrad hofirte er dem Wessir in der unterthänigsten Weise, und wenn er nicht in Person die Köpfe alter, in seinen Schlingen gefangener Kriegskameraden überreichte, so geschah dies durch die Empfehlenswertheſten seiner Leibgarde. Dann marschirte er selbst an der Spitze türkischer Truppen gegen seine früheren Kampfgenossen, welche den Aufstand unter den serbischen Landleuten verbreiteten. Mehrmals wurde er geschlagen. Endlich unterdrückte er den Aufstand durch Uebermacht und sandte hundert und sechszig der vornehmsten Häuptlinge des Aufstandes nach Belgrad, wo ihre

Köpfe binnen Kurzem die Pfähle an vier Stadtthoren schmückten. Dreißig der von Miloſch nach Belgrad geſandten Gefangenen wurden vor der Feſtung auf Befehl Soliman's gepfählt. Solche Schandthaten waren der Urſprung der Macht Miloſch's Obrenović, der ſich unter allen Umſtänden als Oberknes von Rudnik behaupten wollte. Er fand dabei einen doppelten Vortheil. Einerſeits empfing er das Blutgeld, die Silberlinge des Judas; andererſeits wurde er durch die Hinrichtung der verrathenen Knesen nach und nach der reichſte und mächtigſte Rajah ſeiner Nation. Sind dieſe ungeheuren, aus dem ſchmutzigſten Egoismus und aus der nichtswürdigſten Eitelkeit, in Serbien eine Rolle zu ſpielen, hervorgegangenen Schandthaten wahr oder nicht wahr? Kein Hiſtoriker hat ſie beſtritten. „Nun," ſagt mein Berichterſtatter, „ſtelle Jeder eine Vergleichung an zwiſchen ſolchen Thatſachen und der Schilderung, welche deutſche Hiſtoriker und Reiſeſchriftſteller, wie Leopold Ranke, Poſſart und Richter, ſowie die Engländer Slade und Walſch von den erſten Regierungsjahren Miloſch's geliefert haben.*) Welcher Tyrann hat in Deutſchland nicht ſeinen Panegyriker gefunden? Ich werde nun die weiteren Thaten Miloſch's erzählen und ſolchen Geſchichtsfälſchungen gegenüber in Deutſchland die Wahrheit in der Geſchichte wieder herſtellen. Auch Otto von Pirch, ein preußiſcher Offizier, der Serbien im Jahre 1829 bereiſte und Miloſch nebſt ſeinen Zeitgenoſſen perſönlich kennen lernte, hat für dieſe Schandthaten kein Wort. Miloſch war ja Fürſt von Serbien geworden.**)

*) S. Les Slaves de la Turquie par Cyprien Robert.

**) S. Reiſe in Serlien im Jahre 1829 von Otto von Pirch. Berlin 1830.

Eines Tages war Miloſch gerade im Konak Soliman's zu Belgrad zugegen, als demſelben der Kopf des Serbenchefs Stanoie Glawaſch überbracht wurde, der vor dem neueſten, durch Miloſch unterdrückten Aufſtande die Gunſt der Türken genoß, es aber doch ſchließlich ſeiner Ehre wegen vorzog, lieber zu ſterben, als die Waffen gegen ſeine Landsleute zu führen. Die Deli's Soliman's zeigten Miloſch den Kopf und ſagten:

„Jetzt, Miloſch, muß der Deinige fallen.“ Miloſch wurde von Schrecken ergriffen. Er ſah jetzt, daß der häufig im Leben der Renegaten eintretende Augenblick für ihn gekommen war. Aber Miloſch war ebenſo ſchlau, wie grauſam. „Bei Allah,“ rief er, „ſoll denn der Weſſir die hundert Beutel verlieren, welche ich ihm noch für die ſechszig mir abgetretenen Sklaven und für das Mädchen ſchulde?“ Soliman ging in die Falle. Er entließ „ſeinen geliebten Adoptivſohn“ aus dem Konak, um im Gebirge aus ſeinen Heerden eine Anzahl Schweine zur Deckung der Schuld zuſammenſuchen zu dürfen. Im Gebirge angekommen, begab ſich Miloſch zu den Haiduken, ſchwur, ſie nicht mehr verfolgen zu wollen und für ſie eine Amneſtie bei Soliman auszuwirken, falls ſie verſprächen, ihn vorkommendenfalls gegen den Haß der Muſelmänner zu ſchützen. Dann reiſte er wieder nach Belgrad. Aber ihm wurde doch ängſtlich zu Muthe. Unter dem Vorwande, ſeine Schuld lieber in baarem Gelde bezahlen zu wollen, erbat er ſich und erhielt auch von Soliman einen Paß nach Trieſt. Er hatte die Save aber noch nicht paſſirt, als Reiter hinter ihm herſprengten. Soliman hatte das Komplott des geliebten Adoptivſohnes mit den Haiduken entdeckt. Nur mit knapper Noth floh Miloſch auf eine öſterreichiſche Barke.

Das Bündniß Miloſch's mit den Türken war nun zu Ende. Nun mußte er's mit den Serben verſuchen. Der Aufſtand in Serbien war unterdeß allgemein geworden. Der tapfere Kapitain Wučič organiſirte den Aufſtand in den nördlichen Provinzen; der Aufſtand in den ſüdlichen Diſtrikten war bereits in vollem Gange. Miloſch kam heimlich aus Oeſterreich in ſeine ſerbiſchen Berge zurück, wo die Kneſen ſo einfältig waren, ihm trotz aller ſeiner Verbrechen nochmals zu trauen und ihn zu ihrem Chef zu ernennen. Eine große Tapferkeit ſprach ihm Niemand ab; ſeine koloſſale Geſtalt und ſeine ſchreckliche Stimme imponirten. Das Glück folgte ſeinen Waffen. Ganz Serbien ſtand auf. Nichts hinderte ihn, ſo lange den Krieg gegen die Türken fortzuſetzen, bis er ſeinem Lande die glorreiche Unabhängigkeit wiedergegeben haben würde, deren es ſich unter Georg dem Schwarzen erfreute. Aber Miloſch hatte nur ſein eigenes Intereſſe im Auge, nicht die Unabhängigkeit Serbiens. Die Pforte hatte den grauſamen Soliman abberufen und einen von verſöhnlichen Geſinnungen beſeelten Mann, Marochli Ali, zum Weſſir von Belgrad ernannt. Begleitet von den Kneſen ſeiner Partei ritt Miloſch nach Belgrad, warf ſich ihm in Gegenwart von mehr als fünfzig Beys zu Füßen, berührte mit der Stirn den Staub des Bodens und bekannte ſich dreimal für einen Rajah. Nun wurde ihm die Ehre des Kaffee's und des Tſchibuk's zu Theil und der Weſſir ſchloß mit ihm einen Vertrag ab, worin feſtgeſetzt wurde, daß die Türken nur die Feſtungen in Serbien beſetzen, in jedem Diſtrikt die Gerichtsbarkeit von einem ſerbiſchen Kneſen in Gemeinſchaft mit einem Muſelmanne ausgeübt werden und die Abhängigkeit Serbiens von der Pforte nur in einem jährlich

zu zahlenden Tribute bestehen solle. Der Amtsvertreter des Pascha's in Serbien aber solle Milosch sein. Milosch hatte nun eine Stufe seines Ehrgeizes erstiegen. Er regierte in Serbien, wenn auch unter türkischer Oberhoheit. Da erschien plötzlich Georg der Schwarze aus Bessarabien in Serbien, um, nachdem er die griechische Verschwörung organisirt hatte, die Idee seines Lebens und seiner Anstrengungen, die Unabhängigkeit aller slavischen und griechischen Stämme von dem Joche der Türkei, in Scene zu setzen. Das war ein Strich durch die Rechnung des schlauen Milosch. Aber er wußte sich zu helfen. Er entledigte sich des großen Befreiers Serbiens durch den nächtlichen Mord.

Milosch's Streben ging nun nach Centralisation der Regierungsgewalt in Serbien in seiner Hand. Kein Verbrechen war schändlich genug, keine Intrigue genug nichtswürdig, um das Ziel zu erreichen. Mord, Verrath, mit der Pforte, mit dem russischen und österreichischen Cabinet heimlich gepflogene Unterhandlungen mußten ihm als Mittel zum Zwecke dienen. Seiner politischen Gegner, welche seine nichtswürdigen Pläne durchschauten und schließlich zum Aufstande griffen, „um den nichtswürdigen Oberknesen zu verjagen, oder zu sterben," entledigte er sich durch Mord; den Aufstand schlug er mit Hülfe des türkischen Wessirs in Belgrad nieder. Den Sultan gewann er für seinen Plan, ihn zum Erbfürsten von Serbien zu ernennen, dadurch, daß er die serbischen Insurgenten aus Bosnien und der Herzegowina trieb. Durch den Hatischerif des Sultans vom Jahre 1830 erreichte Milosch endlich das Ziel seiner Wünsche. Während dieser Hatischerif die Traktate von Ackerman und Adrianopel bestätigte, welche die ganze innere Verwaltung Serbiens den eigenen Behörden, aber unter der Suzerai-

netät der Pforte, und während sieben Festungen von den Türken besetzt blieben, überließen, ernannte er zugleich Miloſch zum Erbfürſten von Serbien.

„Der Erbfürſt Miloſch betrachtete sein Land nun wie ein großes Pachtgut, aus dem er so viel wie möglich Gewinn ziehen mußte," sagt Cyprien Robert von der Regierung Serbiens Seitens des neuen Fürſten, „reiſte jedes Jahr ſeines Viehhandels wegen durch die Diſtrikte und wählte aus den Heerden ſeiner Unterthanen die ſchönſten Stücke, die er um einen niedrigen Preis ankaufte. Die auserleſenſten Schweine, Ochſen und Hammel wurden nach Belgrad gebracht und in die ungeheueren Ställe der Douane eingeſchloſſen, bis ſie der Fürſt auf ſeine Rechnung nach den öſterreichiſchen Märkten zum Verkauf ſchickte."*) Der ſerbiſche Staat war Miloſch, den er zur Vergrößerung ſeines Privatvermögens in jeder Art ausbeutete. Seine Privatkaſſe und die Staatskaſſe befanden ſich in demſelben Zimmer und ſtanden unter demſelben Aufſeher. Ueberall wußte Miloſch Verbrechen aufzufinden, um den Reichen Prozeſſe an den Hals zu hängen und die Güter derſelben konfiszíren zu können. In der Auspreſſung des Landes wurde er von ſeinen beiden Brüdern auf das Würdigſte unterſtützt. Die Glieder dieſer hölliſchen Dreieinigkeit, wie das Volk ſie nannte, hatten aus Serbien drei Theile gemacht, um ſich nicht im Wege zu ſtehen. Miloſch ſog den Norden aus, Jovane den Süden; die Domäne Ephrem's dehnte ſich von Belgrad bis Schabatz aus. Miloſch war der einzige Kaufmann und der einzige Grundeigenthümer an der Donau; Jovane's Verwaltung war eine

*) S. Les Slaves de la Turquie.

immerwährende Erpressung. Er zwang die Hauseigenthümer von Schabatz und Belgrad ihm ihre Grundstücke billig abzutreten. Wer sich zu widersetzen wagte, wurde so lange mit Prozessen und Plackereien verfolgt, bis er ruinirt war. Die Millionen, welche die jährliche Schafschur der Unterthanen einbrachte, wurden nach Wien geschickt und in der dortigen Bank auf Milosch's Namen angelegt. Der ganze Transitohandel, das ausschließliche Recht der Viehausfuhr befanden sich in Milosch's Händen. Um die Staatsbeamten zu seinen gehorsamen Dienern zu machen, wurden sie ohne regelmäßige Besoldung und auf Widerruf angestellt. Mit bewunderungswürdiger Schlauheit machte Milosch das gemeine Volk glauben, er handle in seinem Interesse, wenn er die Aristokraten und die Reichen verfolge, er selbst war der Gleichheitsheld, der Vater der Unterdrückten, der Demokrat. Milosch hatte sich auf seiner Jagd nach dem Throne zu oft des Mordes bedient, um, als er auf diesem Throne saß, nicht auch den Mord als Mittel zu wählen, sich seiner Gegner zu entledigen. Jedes von den drei Mitgliedern „der höllischen Dreieinigkeit" hielt sich zu dem Zwecke eine gewisse Anzahl auserlesener Banditen, denen die Mißliebigen schlimmstenfalls in die Hände geliefert wurden. In dieser Art wurde nur beispielsweise der reiche Grundbesitzer Mladene ermordet, nach dessen Reichthümern Milosch trachtete. Zuweilen nahm Milosch, nachdem er zu Gericht gesessen hatte, auch selbst am Geschäft des Henkers Antheil. Bei der Schilderung des „fürchterlichen Sommerschlosses" habe ich ja einige Fälle, wo der Fürst selbst das Henkeramt ausübte, erzählt. Dort habe ich auch von den Ausschweifungen Milosch's, von seiner Wollust und von den Mitteln gesprochen, welche er anwandte, um sich der Frauen und Mädchen zu

bemächtigen, welche ihm gefielen. Die serbische Charte war einem solchen Tyrannen gegenüber freilich ein bloßes Stück Papier; aber dies Stück Papier war schließlich doch dem Tyrannen lästig. Also wurde die Charte abgeschafft. Miloſch war Autokrat in Serbien. „Wozu eine Charte, meine Brüder?“ sagte Miloſch zu den Seinigen. „Wir haben ja schon die Charte von 1835, die ich beschworen habe.“ Kam ein Bittsteller, dessen Gesuch ihm nicht gefiel, so zeigte der Tyrann mit der Hand auf den großen Birnbaum, der vor seinem Konak auf dem Platze von Kragujevač stand, an dessen Aesten er die Verschwörer aufknüpfen ließ.

Ich denke, der Leser hat nun wohl genug von Miloſch, dem Sohne des Pächterknechtes Techo, erfahren, den Leopold Ranke und andere Historiker zu einem großen Manne gestempelt haben. Nach neunjähriger Tyrannei erhob sich endlich das serbische Volk zu einem allgemeinen Aufstande. Miloſch dankte ab und verließ mit seinen Schätzen das Land — um später noch einmal nach Serbien zurückzukehren und im Sommerschlosse zu Topschider zu sterben. Daß man ihn nicht zwang, den Unglücklichen, welche er seit neun Jahren beraubt hatte, ihr geraubtes Eigenthum zurückzugeben, daß man ihm nicht den Kopf herunterschlug, das hat das serbische Volk dem Doktrinarismus, der Schwäche und dem mangelnden Radikalismus seiner damaligen Führer, sowie der Erbärmlichkeit seiner Senatoren zu verdanken. Die schändliche Ermordung Georgs des Befreiers wäre ganz allein hinreichend gewesen, um die Anwendung der Todesstrafe an dem Tyrannen Miloſch zu rechtfertigen.

Von größter Bedeutung und Wichtigkeit für die politische Lage und für die innere Entwicklung Serbiens ist die Regierungsperiode des Fürsten Michael Obrenović, des zweiten Sohnes Miloš'ś, gewesen. Er folgte seinem Vater, als derselbe im Jahre 1860 starb, als Fürst von Serbien. Der blutige und egoistische Tyrann Miloš war neben seinen tyrannischen und egoistischen Eigenschaften ein Mann von großer Energie und von großem schöpferischen Talent. Die ersten Fortschritte, welche Serbien auf volkswirthschaftlichem und staatsökonomischem Gebiet gemacht hat, leiteten seine Regierung ein. Die noch heute bestehende Kreiseintheilung des Landes, die ersten Straßenbauten durch früher unzugängliche Wälder, die Gründung von Volksschulen, eines Gymnasiums, Lyceums, einer Zeitung und Buchdruckerei, die Regelung der Verhältnisse des Klerus, die Anlage eines Staatsschatzes, die Errichtung von Spitälern, Bädern und Apotheken stammen aus seiner Regierungszeit; der Grund zu der jetzigen serbischen Armee wurde von dem alten Miloš gelegt. Alle diese sozialen und volkswirthschaftlichen Fortschritte und Verbesserungen können indeß seine Grausamkeit, seine tyrannischen Handlungen, seine Bündnisse mit den Türken, seine Angriffe auf die serbische Freiheit nie und nirgends entschuldigen. Jeder Tyrann sucht bekanntlich mit sozialen und volkswirthschaftlichen Verbesserungen zu debutiren, damit derartige Schöpfungen einen Schleier über die Akte seiner Tyrannei werfen und die Augen des gutmüthigen und dummen Volkes blenden, daß es sich weiter von ihm tyrannisiren und ausbeuten lasse. Ein Tyrann debutirt in Sozialismus und Volkswirthschaft, der Andere in Erweckung des Großmachtskitzels, des Ruhms und der Großmachtsseuche, der Dritte

versucht es, wie Louis Bonaparte, der ehemalige Kaiser der Franzosen, mit Beidem. Derartige volkswirthschaftliche, staatsökonomische und soziale Verbesserungen können einem Tyrannen nur in ihren Resultaten vom Geschichtsschreiber angerechnet werden, nicht als Aufputz seiner Regierung, wie dies meist von allen Geschichtsschreibern Serbiens bei der Schilderung der Regierung des schlauen Milosch geschehen ist. Auch unter der Regierung Alexander Karageorgević's hat Serbien auf staatsökonomischem und volkswirthschaftlichem Gebiete große Fortschritte gemacht. Am bedeutendsten sind diese Fortschritte, wie gesagt, unter der Regierung des Fürsten Michael Obrenović gewesen. Belgrad hat heute eine aus drei Fakultäten bestehende, wohlbesetzte Universität, an welcher fünfzehn Professoren lehren und jährlich ungefähr 250 junge Leute studiren. Mit der Universität ist ein archäologisches, naturwissenschaftliches und historisches Museum und eine reiche Nationalbibliothek verbunden, deren Gebrauch Jedermann zugänglich ist. An Bildungsanstalten hat Belgrad neben der Universität ein Gymnasium, an welchem acht Lehrer unterrichten, und außerdem zwei Halbgymnasien. In Serbien bestehen jetzt 484 Normalschulen, an denen 605 Lehrer und Lehrerinnen beschäftigt sind. Im Jahre 1870 waren in diesen Normalschulen nicht weniger als 25.270 Kinder eingeschrieben. Der Schulunterricht ist in Serbien *umsonst* und *obligatorisch*. Die Bildung auf den Gymnasien, sowie auf der Universität ist ebenfalls *umsonst*. Gegenwärtig studiren 60 junge Serben auf Kosten der serbischen Regierung im Auslande. Abgesondert von den erwähnten Schulen bestehen in Serbien 437 Knabenschulen und 47 Mädchenschulen, an denen 531 Lehrer und Lehrerinnen un-

terrichten und wo im Jahre 1870 2882 Mädchen und 22.388 Knaben unentgeltlich unterrichtet wurden. Sontagsschulen sind in allen serbischen Kreisstädten eingerichtet. Außer diesen Schulen existiren in Serbien noch 7 kleinere Gymnasialrealschulen, welche von 333 Schülern im Jahre 1870 besucht wurden, ferner eine große Realschule in Belgrad, welche in demselben Jahre 97 Zöglinge besuchten. Halbgymnasien gibt es in Serbien 5; Gymnasien 2. Die Ersteren haben im Jahre 1870 582 und die Letzeren 713 junge Leute besucht. In der Lehrerschule zu Belgrad wurden im Jahre 1870 25 Zöglinge für den Lehrerberuf vorbereitet. Die höhere Mädchenschule in Belgrad wurde im Jahre 1870 von 36 jungen Mädchen besucht.

Die Finanzlage Serbiens wurde während der Regierung Michael Obrenović's eine sehr günstige. Mit Ausnahme weniger Jahre haben die Staatseinnahmen die Ausgaben immer überstiegen. Serbien hat keine Staatsschulden, aber einen bedeutenden Schatz. Die serbische Gesetzgebung ist den neueren Gesetzgebungen Preußens, Oesterreichs und Frankreichs nachgebildet, natürlich mit besonderen Abweichungen, die im serbischen Herkommen und Gewohnheitsrechten ihren Grund haben. Das Gesetz wird durch eine Stufenfolge von Gerichtshöfen nach europäischem Muster gehandhabt. Die serbische Armee ist theils nach preußischem, theils nach österreichischem, theils nach russischem Muster organisirt. Im Jahre 1862 wurde eine Landwehr nach preußischem Muster eingerichtet. Rechnet man alle Waffengattungen und alle Waffenfähigen zusammen, so ist Serbien im Stande im Augenblick besonderer Gefahr 150.000 wohlexercirte und gutbewaffnete Soldaten ins Feld zu stellen. Das Gewehr ist der Hinterlader, die Artillerie besteht aus gezogenen Ka-

nonen, welche sämmtlich dasselbe Kaliber haben. Die Dienstpflicht im stehenden Heere beträgt drei Jahre; die Dienstpflicht in der Nationalmiliz dauert von 20. bis zum 45. Lebensjahre und zerfällt in zwei Aufgebote. Das stehende Heer hat aber in Serbien keine andere Bestimmung, als eine Schule für die Landwehr zu sein; es bestand im Jahre 1866 aus 4500 Mann und aus ungefähr 200 Offizieren. Zur Heranbildung der Offiziere der verschiedenen Waffengattungen wurde eine Militairakademie zu Belgrad eingerichtet, deren Direktor jetzt der um Serbien hochverdiente Oberst Zach ist. Der Lehrcursus dieser Kriegsakademie dauert 5 Jahre; alle Bedürfnisse der Zöglinge werden auf Staatskosten bestritten. Nach vollendetem Studium treten die Zöglinge der Militairakademie als Offiziere in die Armee über.

Die ersten Straßen wurden in Serbien ebenfalls während der Regierung des Fürsten Miloſch angelegt. Fürst Alexander Karageorgevič setzte das begonnene Werk mit Eifer fort. Sein gegenwärtiges Straßennetz hat Serbien aber auch der Regierung des Fürsten Michael zu verdanken. Alle Kreisstädte sind mit der Hauptstadt heute durch gute Landstraßen, sowie durch Telegraphenlinien verbunden, wenn auch manche Straßen noch Manches zu wünschen übrig lassen. Für Anlegung von Vicinalstraßen ist leider noch sehr wenig geschehen. Trotz dieser Mängel ist Serbien indeß das einzige Land des ganzen ehemaligen türkischen Reichs, wo bereits Personenverkehr sowie Waarenverkehr die ersten Segnungen eines in europäischer Weise angelegten Kommunikationswesens empfinden. In den letzten Jahren, seitdem ein besonderes Ministerium für alle öffentlichen Arbeiten, für Straßenbau, Wasserbau und Hochbau unter Leitung von

Johann Ristić, des gegenwärtigen Regenten Serbiens, errichtet wurde, hat sich der Straßenbau in Serbien übrigens sehr gehoben. Eine große Thätigkeit ist während der letzten zehn Jahre in Serbien auf dem Gebiete des Post- und Telegraphenwesens entfaltet. Auf allen fahrbaren Straßen ist ein Postwagenverkehr ins Leben gerufen. In bestimmten Entfernungen sind an diesen Straßen Wirthshäuser zur Aufnahme der Reisenden eingerichtet. Ein neues, einfaches Briefsystem ist an die Stelle des alten, komplizirten Systems getreten.

Auch auf volkswirthschaftlichem und staatsökonomischem Gebiete ist seit den letzten zehn Jahren in Serbien viel geschehen. Die Seidenkultur hat einen höheren Aufschwung genommen. Der Maulbeerbaum gedeiht in Serbien wie nicht leicht in einem andern Lande. Die Bienenzucht wird allenthalben in rationeller Weise betrieben. Ein neues Forstschutzgesetz wurde Seitens der Nationalversammlungen von 1864 und 1867 sanctionirt und setzte den in Serbien eingerissenen Waldverwüstungen einen Damm entgegen. Dies neue Forstschutzgesetz erklärte alle zusammenhängenden, dichten Waldkomplexe zum Statseigenthum, auf welche Gemeinden oder Privatpersonen nicht zweifellose Besitztitel nachzuweisen vermögen. Den an solche Staatsforste gränzenden Gemeinden gibt das neue Forstgesetz das Mastungsrecht und das Weiderecht, ferner das Schlagrecht an Bauholz und Brennholz für den eigenen Bedarf gegen eine geringe Taxe. Auch eine Forstpolizei hat das neue Forstgesetz geschaffen und die Ziegenzucht geregelt. Der Tabakbau hat sich durch den auf importirte Blätter eingeführten hohen Zoll bedeutend gehoben. Auch ist für bessere Kultur des Tabaks Seitens des Finanzministeriums viel geschehen. Zur

Verbesserung der Viehzucht sind ausländische Thiere eingeführt worden; besonders ist dies in Betreff der Borstenviehzucht geschehen, worin die wichtigste landwirthschaftliche Erwerbsquelle Serbiens liegt. Das serbische Schwein spielt eine wichtige Rolle in der Approvisionirung das mittleren Europas. In den Jahren 1862, 1863 und 1864 betrug die Schweineausfuhr Serbiens durchschnittlich jährlich 325.000 Stück. Zur Hebung der Landwirthschaft ist eine landwirthschaftliche Versuchsanstalt in Topschider gegründet worden, welche in den letzten Jahren an 1,100.000 Obstbäume in das Innere Serbiens verkauft hat. Die Nationalversammlung des Jahres 1867 hat die Gründung von Musterwirthschaften zur Hebung der Landwirthschaft angeregt. Gewerbschulen und Industrieschulen sind in Angriff genommen worden. Von großer Wichtigkeit für Kolonisirung des Landes durch fremde Ansiedler ist das Kolonisationsgesetz vom Jahre 1865 geworden. Sehr günstig haben sich während der letzten zehn Jahre die Handelsverhältnisse gestaltet. Das Land ist aktiv im Handel geworden; der Export übersteigt den Import um ein Bedeutendes. Vieh und Bodenprodukte bilden die Gegenstände des Exports. Der Werth der Ausfuhr Serbiens hat im Jahre 1 Million und 658,811 Randdukaten betragen. Die serbische Regierung hat auch dafür Sorge getragen, den Grundbesitzern zu möglichst billigen Zinsen Kapitalien zu verschaffen. Bankinstitute und Kreditinstitute sind in Belgrad gegründet worden. Ein neues Berggesetz wurde im J. 1866 ausgearbeitet, welches theils dem österreichischen, theils dem preußischen Berggesetze nachgebildet ist. Ein großes Verdienst hat sich die Regierung des Fürsten Michael in Serbien dadurch erworben, daß es ihr gelang, die Räumung der von den Türken besetzten

Festungen bei der Regierung der Hohen Pforte durchzusetzen. Nach dem bekannten schändlichen und barbarischen Bombardement Belgrads durch Aschir Pascha war in der am 4. September 1862 in Konstantinopel stattgefundenen Konferenz der Großmächte nur die Räumung der Türkenstadt von Belgrad gegen Entschädigung der türkischen Einwohner zu erlangen; die serbischen Festungen blieben nach wie vor durch die Türken besetzt. Manches war durch diese Konzessionen allerdings für Serbien erreicht worden; die friedliche Entwicklumg der serbischen Handelsstädte, welche unter den Kanonen der Festungen lagen, war indeß selbstredend unmöglich. Die schrecklichen Scenen des Bombardements vom Jahre 1862 konnten sich wiederholen. Wer mochte unter so drohenden Auspizien in den serbischen Städten das Geringste unternehmen? Unter dem Druck der Großmächte und während der Serbien günstigen Konstellation der europäischen Verhältnisse des Jahres 1867 sah sich die Pforte in Folge fortgesetzter Unterhandlungen, welche der damalige Ministerresident in Konstantinopel, gegenwärtige Regent Ristić, mit großer Geschicklichkeit betrieb, endlich gezwungen, nachzugeben. Die serbischen Festungen wurden Seitens der Türken im April 1867 bedingungslos geräumt und den Serben übergeben. In der Geschichte der Wiedergeburt Serbiens und der vollständigen Befreiung von der türkischen Herrschaft ist die Räumung der türkischen Festungen in Serbien einer der glänzendsten Tage. Die Suzeränität Serbiens unter der Regierung der Hohen Pforte ist dadurch auf jährliche Zahlung eines Tributs — 41.552 Ducaten — zusammengeschmolzen. In Gestaltung seiner inneren Angelegenheiten besitzt Serbien die vollste Autonomie; in Betreff seiner staatlichen Stellung zu Europa und zu der

Pforte besitzt es durch völkerrechtliche Verträge sowie durch den Pariser Tractat vom Jahre 1856 das Recht unverletzbarer Integrität.

Das sind die Verdienste, welche die Regierung des Fürsten Michael sich in Serbien erworben hat. Unter den Ministern, welche mit Energie, rastloser Thätigkeit, organisatorischem und administrativem Talent die großen Reformen geschaffen haben, sind die Herren Garaschanin, Ristić und Blasnavaz in erster Stelle zu erwähnen. Den entsetzlichen Tod des Fürsten Michael im Park von Topschider habe ich in diesen Blättern ausführlich geschildert. Dynastische Motive waren die Veranlassung dieses schändlichen Mordes, keine revolutionären. Fürst Michael muß allerdings auch unter die Reihe „der erleuchteten Autokraten" gerechnet werden. Wo hätte es jemals einen Fürsten gegeben, der die Konstitution und die Freiheiten des von ihm regierten Landes immer in vollem Umfange respektirt und sich jedes Angriffs auf dieselben im dynastischen Interesse enthalten hätte? Auch Fürst Michael ist von diesem Vorwurf nicht freizusprechen. Manche Maßregeln, wie beispielsweise der Versuch, durch Disziplinargerichte die Unabhängigkeit der Richter anzutasten, haben ihm zu Ende seiner Regierung Haß und Mißfallen zugezogen. Im Allgemeinen war er indeß sowohl durch die von ihm ins Leben gerufenen großen Reformen, durch seine nationale Gesinnung, in der er nie die Aufgabe Serbiens, der Hort und der Leuchthurm für die Befreiung der heute noch unter dem türkischen Joche seufzenden slavischen und griechischen Stämme zu werden, aus dem Auge verlor, wie durch Organisirung der Armee, durch Herrichtung von Waffen- und Pulvervorräthen, durch Vermehrung des Staatsschatzes diese Aufgabe angebahnt

hat, und durch seine persönlichen Eigenschaften in Serbien ein populärer Mann. Sein Leichenbegängniß, zu dem aus allen Gegenden des Landes Leidtragende herbeiströmten, war ein Beweis dieser allgemeinen Popularität. Der grausen That seiner Ermordung ist das serbische Volk ganz fremd geblieben und ganz fremd gewesen. Der ehemalige Fürst Karageorgević — wenn er auch in letzter Instanz von diesem Morde aus politischen Rücksichten freigesprochen ist — war der intellektuelle Urheber dieses schändlichen Mordes. Die Mörder selbst waren gedungene Banditen — Sträflinge aus dem Strafhause zu Belgrad, deren Direktor unter den Verschworenen war. Der ehemalige Fürst Karageorgević wollte sich von Neuem der Regierung bemächtigen. Hinter ihm standen die österreichische und türkische Regierung, welche auf diese Weise die von Jahr zu Jahr ihnen lästiger werdende und unter der Leitung des Fürsten Michael immer schärfer hervortretende serbische Initiative zur Befreiung der unter türkischer Herrschaft sich befindenden südslavischen und griechischen Stämme der Balkanhalbinsel ganz bei Seite zu schaffen oder wenigstens weit hinauszuschieben hofften. Der erste Akt der Tragödie — die Ermordung des Fürsten Michael — wurde bis zu Ende durch die Verschworenen durchgeführt; der zweite Akt — eine reaktionäre und dynastische Erhebung in Belgrad, die Wiederberufung des ehemaligen Fürsten Karageorgević auf den Hospodarenstuhl und die Besetzung des Landes durch österreichische Truppen, unter deren Schutz derselbe seine Regierung einleiten wollte — mißlang gänzlich. Mit Entrüstung und Schmerz nahm die Belgrader Bevölkerung die Ermordung des Fürsten Michael im Park zu Topschider auf. Die Ruhe wurde keinen Moment gestört.

Die Mörder wurden ergriffen und hingerichtet. Drei Wochen nach der Kataſtrofe von Topſchider trat die Nationalverſammlung zuſammen und ernannte eine aus den Herren Ristić, Blasnavaz und Gabrilović beſtehende Regentſchaft, welche während der Minderjährigkeit des Nachfolgers des unglücklichen Michael die Regierung des Landes zu führen hat. Aus ſeiner Ehe mit der ungariſchen Gräfin Julie Hunyady, einer ſehr ſchönen Frau, hatte Michael keine Kinder. Die Ehe wurde getrennt. Fürſt Michael hat kein Glück in der Liebe gehabt. Gräfin Julie hat ihn, wie mir eine mit der geſchiedenen Fürſtin von Serbien befreundete Dame in Wien verſicherte, nie geliebt. Auch Fräulein Katharina Konſtantinović, deren Mutter, Frau Anka Konſtantinović, neben ihm im Park zu Topſchider, wie ich bei der Schilderung „des fürchterlichen Sommerſchloſſes“ erzählt habe, ermordet wurde, hat ſeine Neigung nicht erwidert, wie mir in der Belgrader vornehmen Geſellſchaft verſichert wurde. Daß ſie ſeine Neigung duldete, verdankte er wohl nur der Gunſt ihrer Mutter, welche ihre Tochter als Fürſtin von Serbien zu ſehen wünſchte.

Siebentes Kapitel.

Bukarester Spaziergänge.

Wenn man von der Terasse des ehemaligen Klosters Cotroceni, des Sommeraufenthaltes des Fürsten von Rumänien, einen Blick auf die Stadt Bukarest wirft, so ist das Bild, welches sich in der ganzen Länge des südlichen Horizontes vor dem Auge des Beschauers entrollt, phantastisch schön, ein Bild von orientalischer Ueppigkeit und fast märchenhafter Pracht, besonders wenn die untergehende Abendsonne dasselbe in die glühenden Farben und Tinten des Orients taucht. Die rothen Sonnenreflexe spielen auf hundert metallenen Kuppeln griechischer Dome und verwandeln dieselben in Gold und Silber; auf den Domen funkeln goldene Kreuze; sonst könnte man sie ihrer Form nach für Kioske im Garten eines Sultans halten; neben den Domen erheben sich die Ruinen von Klöstern in sonderbaren architektonischen Formen; dazwischen weiße Häuser von palastartigen Linien mit platten Dächern; auf einem Hügel steht eine alte byzantinische Kirche neben und zwischen Ruinen; eine andere Hügelreihe krönen Gebäude im modernen Kasernenstyl; an der einen oder andern Stelle

des Bildes schaut uns der Occident in dreistöckigen, europäischen Häusern mit rothen Ziegeldächern an; alle Zwischenräume zwischen den funkelnden Domen, den weißen Palästen, den Klosterruinen und den europäischen Häusern sind mit grünem Blätterschmuck bedeckt, aus dem schwankende Baumwipfel hervorragen, welche der Abendwind bewegt, und die weite Ebene, in der sich die orientalische Märchenstadt bis zu den tiefblauen und rothen Linien des Horizontes ausdehnt, gleicht einem endlosen Garten.

Das ist das Bild von Bukarest im Abendsonnenschein von der Terasse von Cotroceni, oder von dem Thurm der Pompiers, oder von dem Hügel der Metropole aus gesehen!

In die schönsten Farben kleidet sich das orientalische Städtebild, wenn ein starker Schlagregen die Atmosphäre erfrischt und wenn ein Sturmwind die Staubwolken hinweggefegt hat, welche sonst häufig seine glänzenden Contouren trüben und vor dem Auge des Schauenden in einen grauen Mantel hüllen. Aber das Bild von der Terasse von Cotroceni beruht theilweise auf Täuschung, denn es gleicht durchaus nicht dem Bilde, welches man erblickt, wenn man in die Mitte seiner einzelnen Partien tritt.

Der reiche grüne Blätterschmuck, die im Abendwinde schwankenden Baumkronen bedecken alle die häßlichen Kontraste, die dem Auge des Spaziergängers unaufhörlich entgegentreten, der durch die Straßen der großen Stadt wandert oder eigentlich fährt —, denn gehen kann man in den Bukarester Straßen nicht; auch ist das Gehen ganz gegen den guten Ton —, und welche Kontraste! Nie habe ich eine Stadt gesehen, welche so reich an Kontrasten ist, wie Bukarest. Kontraste in Gebäuden, in Hütten und Palästen,

im Glanze des Reichthums und im Elend der Armuth, in den Menschen und im sozialen Leben, in der Physiognomie der Bevölkerung, in den Farben und in den Jahreszeiten, in afrikanischer Hitze und in sibirischer Kälte, in den schärfsten Temperaturwechseln während kurzer Zeitfristen, Kontraste in der Bildung, Kontraste in der Moral, kurz Kontraste nach allen Richtungen und Beziehungen.

Bukarest liegt unter demselben Himmelsstriche, wie der Kaukasus, wie die Krim, wie Bologna, wie Ravenna und Cahors, und trotz alledem hat Bukarest sibirische Winter und eisige Stürme, wie sie nicht eisiger auf russischen Steppen wehen. Es gibt in Bukarest nur zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter. Frühjahr und Herbst sind dem Bewohner der rumänischen Hauptstadt unbekannte Dinge; alle schönen Uebergänge der einzelnen Jahreszeiten, wie in anderen europäischen Klimaten, fehlen gänzlich. Der Himmel ist von orientalischer Bläue und Reinheit, dann auf einmal von dunklen Wolken bedeckt, oder in einen grauen Mantel gehüllt; alle athmosphärischen Veränderungen finden mit rapider Schnelligkeit statt.

Aber betrachten wir diese Kontraste in geordneter Reihe! Gehen wir durch den Hof von Cotroceni und steigen wir in den Fiaker, der noch vor dem riesenhaften Klosterthore hält. Er führt uns in einer halben Stunde mitten in diese Welt der Kontraste. Aber welche Kontraste schon in den Höfen des alten, rumänischen Klosters! Ist das ein Lustschloß eines Fürsten? In der Mitte des ziemlich weiten Hofes steht noch die alte Klosterkirche. Sie hat dieselben unschönen, halb byzantinischen Formen, wie ehemals, wo hier noch der Archimandrit mit seinen Mönchen wohnte. Links und rechts von der häßlichen Klosterkirche zwei moderne Gebäude, die

sich übrigens weder durch Schönheit ihrer Linien, noch durch ihre räumlichen Verhältnisse auszeichnen. Kusa ließ beide Häuser aus den Trümmern des abgerissenen Klosters aufführen, um dort während der heißen Sommermonate zu wohnen. Der moderne Hof bietet einen vollkommen wüsten Anblick; selbst das Terrain ist nicht einmal geebnet. Von Gartenanlagen, von Rasenflächen, von Blumenbeeten und Baumgruppen ist keine Rede. Die den Hof einschließenden Mauern sind von enormer Höhe und Stärke. Die Klöster in der Wallachei und in der Moldau haben ehemals den Bewohnern als Zufluchtsstätte gedient, um sich mit ihrer Habe hinter ihren schützenden Mauern zu bergen, wenn Türkenschwärme und Tartarenhorden in das Land einbrachen. Und dort in der Ecke braune spitze Zelte, in der Form der Araberzelte wie ich sie in Afrika sah, flackernde Feuer, um welche braune, halbnackte Gestalten, in Lumpen gekleidet, lagern, ein ganz orientalisches Bild! Es ist eine Zigeunerhorde, welche auf ihrem Nomadenzuge hier Rast macht und sich ihre Mittagsmahlzeit bereitet. Die meisten Zigeuner leben in der Wallachei im Kreise von Bukarest. Ihre Gesammtzahl wird fast 200.000 Seelen betragen. So weit sie dem Staate gehörten, sind sie freigelassen und in die Zahl der kopfsteuerpflichtigen Bauern aufgenommen; nicht so die Zigeuner, welche den Bojaren und den Klöstern gehören. Sie sind noch heute Sklaven. Eine Zigeunerhorde lagernd im Lustschlosse des Fürsten, welcher Kontrast nach europäischen Begriffen! Hier stört sie Niemand, und wenn sie den Hof von Cotroceni wochenlang zu ihrem Lagerplatz ausersehen sollten.

Nach einer halben Stunde rollt der Wagen durch eine Vorstadt von Bukarest. Der großartige Anblick, den die

rumänische Hauptstadt von der Terasse des Klosters bot, ist hier auf einmal verschwunden. Von einem Straßenpflaster ist hier keine Rede Der Boden ist so uneben, daß nur die Achse eines Bukarester Fiakers die Stöße aushalten kann, ohne zu zerbrechen. Tiefe Pfützen, welche zuweilen die Breite der ganzen Straße einnehmen, würden dieselben für jeden Fußgänger unpassirbar machen.

Von Thoren, von Wällen, von Mauern ist keine Rede; ohne Prolog beginnt die Vorstadt mit einigen Baracken und Trümmerresten und endigt ohne Epilog wieder ebenso auf einer anderen Seite der Stadt, welche vielleicht einen doppelt so großen Flächeninhalt bedeckt, wie Berlin, und doch nur 160.000 Einwohner zählt, von denen ungefähr 30.000 Deutsche sind. Mit Genauigkeit hat mir Niemand die Ziffer der Einwohner von Bukarest angeben können, weil genaue Volkszählungen gar nicht vorgenommen werden. Die Straßen sind eng und krumm, ohne jede Regelmäßigkeit in ihrer Anlage, zuweilen durch ganz wüste Plätze unterbrochen. Dann und wann bilden die Gebäude eine zusammenhängende Häuserreihe, bis von Holzplanken umzäunte Höfe und Gärten es plötzlich zweifelhaft erscheinen lassen, ob man sich noch in derselben Straße befindet, oder ob man bereits eine andere Straße betreten hat. Die Gerbervorstadt ist beispielsweise so weitläufig angelegt, daß ich in Zweifel gewesen bin, ob ich mich noch in der Stadt oder auf dem Lande befände. Diese lockere Häuserverbindung ist ein charakteristisches Gepräge aller osteuropäischen Städte, welche ich außer Temeswar, abwärts von Pest, in den Donauländern gesehen habe. Und wie sonderbar sind die Kontraste in den Häusern dieser Bukarester Vorstadt selbst!

Mit Stroh bedeckte ländliche Häuser, deren Dächer um

einige Fuß über die weiß gestrichenen Grundmauern, welche immer nur aus einem Erdgeschoß bestehen, hinausragen und von roh gearbeiteten hölzernen Säulen gestützt werden, sind von Gärten und Höfen umgeben. Sie gleichen ganz den walachischen Bauernhäusern auf dem Lande, obschon sie hier zu der rumänischen Hauptstadt gehören. Sie sind von Weidenruthen geflochten, mit Erde überklebt und dann mit einem weißen Gypsanstrich versehen.

Die Wohnungen der Mehrzahl des Volkes in der Wallachei sind ja die ärmlichsten in Europa. Den ganzen Hausrath machen ein paar Kessel und Töpfe, einige hölzerne Tische und Schemel aus. Betten findet man bei den wallachischen Bauern selten. In seinen Schafpelz gehüllt, schläft der Bauer auf der Erde, in heißen Nächten auch unter der, durch das mit Holzpfeilern gestützte vorspringende Dach gebildeten natürlichen Veranda; den Luxus eines hölzernen Fußbodens kennen die wenigsten Häuser.

Aber der wallachische Bauer kontrastirt auch merkwürdig mit andern europäischen Bauern! Er ist außerordentlich reinlich, und selbst bei der größten Armuth wird das aus Flechtwerk und Erde zusammengebackene Haus äußerst reinlich gehalten. Mäßigkeit und Nüchternheit, Arbeitsamkeit und Reinlichkeit sind Hauptvorzüge seines Charakters. Er ist der Repräsentant der politischen Zukunft des rumänischen Volkes.

Weiterhin Reihen und Gruppen von mit Schindeln gedeckten Baracken, welche immer nur aus einem Erdgeschoß bestehen, wie man sie massenweise in allen orientalischen Städten findet. Früher bestanden alle Häuser in Bukarest nur aus einem Erdgeschoß; die Furcht vor den häufig in den Donauländern auftretenden Erderschütterungen war das

Motiv dieser einfachen Bauart. Während der letzten zehn Jahre hat man diese Besorgniß hintangesetzt, und heute sieht man, besonders in der inneren Stadt, viele mehrstöckige Häuser.

Die Baracken, deren Thüren, Fenstersimse und Querbalken oft mit grellen Farben angestrichen werden, sind in ähnlicher Weise gebaut und eingerichtet, wie die Baracken in den serbischen, türkischen und arabischen Städten. Durch die offene Thür erblickt man Handwerker der verschiedensten Art mit der Ausübung ihres Berufs beschäftigt; andere dienen als Verkaufsläden, Kramläden, Branntwein- und Bierausschank, Bäcker- und Fleischerläden und als Werkstätten der verschiedensten Art und Gattung.

In der Vorstadt, welche man durchfährt, wenn man von Cotroceni nach Bukarest kommt, treten diese Werkstätten und Verkaufsläden nur einzeln auf, in einer anderen Vorstadt bilden sie in zusammenhängender Reihe beide Straßenfronten, wie beispielsweise in der langen „Großvaterstraße," welche bei der Kirche zum heiligen Georg zu der Barriere führt, wo jährlich der große Markt gehalten wird, den man in Bukarest in Abkürzung eines rumänischen Wortes „Mosch" nennt.

Zwischen den orientalischen Baracken erheben sich dann, in der sonderbarsten Weise mit ihnen kontrastirend, hie und da elegante, ganz in moderner Weise gebaute, europäische Häuser von zwei und drei Stock mit Eisenbalkonen, grünen Fensterjalousien und mit Schnitzwerk und Vergoldung gezierten Thüren, von zierlich gehaltenen Vorgärten umgeben, Häuser, wie man in Berlin, Paris, Leipzig und Frankfurt sieht. Der Occident schaut dem Orient mit vornehmen Blicken über die Schultern. Aber an das eiserne, zierlich

Gitter, welches den trefflich gehaltenen Blumengarten umgiebt, stößt ein großer, wüster Platz mit Trümmerwerk und Schutt bedeckt. Der Platz ist die Trümmerstätte eines abgerissenen Klosters und soll zu Baustellen eingetheilt werden.

Plötzlich ändert sich die ganze Szenerie. Der Orient ist verschwunden, und wir befinden uns mitten im Occident, denn wir fahren am Rande eines großen, parkähnlichen Gartens vorüber. Der Garten würde jeder europäischen Hauptstadt zur Zierde gereichen. Es ist der größte und schönste Garten in Bukarest, der berühmte Garten Cismedjou, ein Rendezvous für den geringeren Adel und für die Bourgoisie mit ihren Frauen und Töchtern, ein Rendezvous für alle Spaziergänger, welche nicht im Stande sind, sich Equipagen zu halten, um Abends zu der gemeinsamen Promenade der vornehmen Welt auf die „Chaussee" nach dem Kisselewpark vor der Barriere Podu mogoschen zu fahren. Steigen wir aus, um eine Promenade durch den Garten Cismedjou zu machen, denn dem Wagen ist der Eintritt nicht gestattet. Welche prächtige Baumgruppen, welche in englischer Manier gehaltene, duftige Rasenplätze, welche schattige Bosquets! Auch das Wasser fehlt in diesem schönen Park nicht. Ein großer Weiher nimmt fast ein Viertel des ganzen Terrains ein und an seinen Ufern ziehen sich zwischen frischem Wiesengrün, bunten Blumenparterres und gut gehaltenen Gebüschgruppen wohlgepflegte Kieswege für Spaziergänger hin, welche den Schatten und die Einsamkeit lieben und die große Allee vermeiden wollen, die sich durch den Garten in seiner ganzen Breite erstreckt und deren eine Seite elegante Kaffeehäuser und Restaurants mit hohen, großen Sälen einnehmen. Abends ist es in dieser breiten Allee sehr lebendig. Bunte Lampions schlingen sich von

Baum zu Baum, Zigeunermusik tönt von der Estrade von einem Kaffeehause herüber und ein Strom von Spaziergängern aus allen Ständen wogt, der Musik lauschend, plaudernd, konversirend, lachend und scherzend in der breiten Allee auf und nieder. Alle Rangunterschiede sind hier verschwunden. Die weiße Fustanella des Griechen streift die schwere seidene Robe der reichen Jüdin und die geschmackvolle Uniform des Lancierkapitäns; man erblickt die schwarze, lange Robe des Popen neben der bunten Tracht des Armeniers und dem dunklen Oberrock des Europäers; die untadelhafte, vom feinsten Geschmack zeugende Pariser Toilette und kokette Damenhütchen, welche aus der Rue Richelieu und von den Pariser Boulevards stammen, können den Spaziergänger oft glauben machen, daß er sich im Bois de Boulogne, oder in den elysäischen Feldern befinde. Nur die Zigeunermusik und die dann und wann zwischen europäischen Toiletten auftretenden griechischen, armenischen und türkischen Trachten erinnern an den Orient. Aber was für eine Zigeunermusik ist das! Wer die Zigeunermusik nicht in Bukarest gehört hat, hat über Zigeunermusik im Orient kein richtiges Urtheil. Die Zigeuner von Bukarest sind die eigentlichen Vertreter der wallachischen Nationalmusik, die „Lautari", deren Namen von der „Lauta", einem Saiteninstrument, welches unserer Guitarre gleicht, herstammt. Die Lautari sind wahre Rhapsoden, welche die alten nationalen Poesien und Gesänge aufbewahrt und von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt haben. Sie sind stolz auf ihren Namen und sind keineswegs mit gewöhnlichen Musikanten zu vergleichen; es ist eine Art von Kultus, den sie ausüben, und dessen Anfänge sich in dunkler Vorzeit verlieren; manche von ihren Kompositionen und Weisen

haben einen höchst seltsamen und sonderbaren Ausdruck und erinnern vielleicht an die ersten Gesänge, welche an den Ufern des Ganges ertönten, von wo sie ihren eigentlichen Ursprung herleiten. Sie kennen keine geschriebene Note; ihr ganzes Repertoir ist in ihrem Gedächtniß und in ihrer Erinnerung aufbewahrt. Mit vier oder fünf Jahren nimmt der Zigeunerknabe die Flöte in die Hand, dann die Laute und später die Violine. Den Unterricht ertheilt der Vater und zwar lediglich nach dem Gehör. Das Gehör reicht dazu vollkommen hin; die Lautari haben eine wunderbare, angeborene Fertigkeit, Alles sofort nachzuspielen, was sie hören. Ein Bukarester Lautar, ein vorzüglicher Violinspieler, wurde in eine vornehme Gesellschaft eingeladen, wo auch mehrere Freunde anwesend waren. Er wiederholte augenblicklich Alles, was ihm auf dem Piano vorgespielt wurde. Man fragte ihn, ob er diesem Instrument folgen könne, wenn ihm eine Ouverture aus einer ihm unbekannten Oper vorgespielt würde. „Gewiß," erwiderte er, und nun begleitete seine Violine jede Note, welche auf dem Piano aufgeschlagen wurde, in einer so wunderbar exakten Weise, daß man hätte glauben sollen, die Ouverture sei vorher zwischen ihm und dem Klavierspieler auf das Sorgfältigste einstudirt. Die Orchester bestehen immer aus einer Pickelflöte, aus zwei Violinen und aus vier Lauta's. Die Flöte beginnt, dann fallen die Violinen ein, zuweilen abwechselnd, zuweilen zusammen, die Lauta's begleiten. In allen wallachischen größeren Orten und Städten finden sich eine oder mehreren Familien, welche sich zu den Lautari's rechnen, in denen der Vater seine Kunst auf die Kinder fortpflanzt. Der Haupttribus der Lautari befindet sich in Bukarest und besteht aus mehr als fünfhundert Mitgliedern. Sie machen

weite Ausflüge und überschreiten die Donau und die Karpathen; aber niemals vermischen sie sich mit den Rumänen oder mit irgend einem andern Volksstamme. Man findet bei ihnen nichts von dem kriechenden Wesen der gewöhnlichen Zigeuner. Sie tragen den Kopf hoch; ihre Gesichtszüge sind gewöhnlich schön und ausdrucksvoll; wenn sie spielen, so leuchten ihre Augen, wie unter der Inspiration des Genies. Ich habe Zigeunermusik in Ungarn, in Serbien, in Siebenbürgen, in der Türkei und in Algerien gehört; aber nirgends hat sie den Eindruck auf mich gemacht wie bei den Klängen des Orchesters der Lautari im Garten von Cismedjou. Mitten in der ganzen europäischen Umgebung trat der Orient in seinen wunderbarsten Kontrasten mir vor die Seele.

Es ist erst Mittag. Zu dieser Stunde ist der Garten von Cismedjou leer. Nur hie und da sitzt ein Spaziergänger, der den Schatten und die Einsamkeit sucht, auf einer Bank am Weiher, dessen blauen Spiegel ein kühler West fächelt. Der Fiaker erwartet uns an dem Haupteingange des Gartens, der nach der Stadt führt. Links und rechts fällt der Blick in breite Straßen, welche ein ganz europäisches Aussehen haben. Wir fahren gerade aus und halten nach einigen Minuten auf einem weiten, wüsten Platze. Nicht einmal das Terrain dieses Platzes ist geebnet. Und doch erhebt sich mitten auf dem Platze ein großes schönes Gebäude, welches in seinen Formen und architektonischen Linien an das Scalatheater in Mailand erinnert. Das schöne Gebäude ist das Bukarester Opernhaus, in dessen prächtigen Räumen im Winter die italienische Oper ihren Sitz aufschlägt.

Bukarest vor zwanzig Jahren und Bukarest von heute! Die Kontraste zwischen dem damaligen und dem heutigen

Bukareſt ſind eben ſo groß, wie die Kontraſte zwiſchen dem heutigen Rumänien und dem Rumänien vor fünf und zwanzig Jahren. Man leſe die düſteren Schilderungen der rumäniſchen Vergangenheit in einer Rede, welche der Major Kogalnitſchu 1844 über vaterländiſche Geſchichte in Jaſſy hielt und vergleiche damit Rumäniens Gegenwart. „Alle Elemente der Nationalität waren verloren," heißt es in dieſer vortrefflichen Schilderung, „die urſprünglichen Landesgeſetze wurden mit Füßen getreten, die allgemeinen Verſammlungen waren zu inhaltsleeren Formalitäten herabgeſunken. Eine unwiſſende Ariſtokratie, von der Pforte und der Geiſtlichkeit unterſtützt, ſchlug einerſeits in Ketten ein Volk von mehr als zwei Millionen; anderſeits ward die Moldau in drei Theile zerſtückelt; die Wallachei wurde mit den auf ihrem Boden erbauten türkiſchen Feſtungen umgeben. Ohne Hülfe von Außen noch von Innen, wurde den Rumänen jedes Mittel der Errettung entzogen, und während faſt alle Völker von Europa zu einer feſteren inneren und äußeren Begründung vorſchritten, näherten wir mit derſelben Schnelligkeit uns dem Untergange. Die franzöſiſche Revolution, nachdem ſie Europa bis in die tiefſte Grundlage erſchüttert hatte, wurde auch bei uns fühlbar. Der tapfere Rigas wurde der Führer der Freiheit, aber in ſeinen Unternehmungen verhindert, ſtarb er, dem Henker von Belgrad übergeben, für das Vaterland. Allein ſein Tod blieb nicht fruchtlos und war beſtimmt, unſere Auferſtehung vorzubereiten. Der Tod Rigas einerſeits, die unerträgliche Unterdrückung der Tyrannen anderſeits, die Ideen des Jahrhunderts, die zwar langſam aber doch unter den Rumänen durchzudringen anfingen, das Zuſammenkommen mit den ruſſiſchen Heeren, welche von 1806—1812

die Fürstenthümer besetzt hatten, alles das bereitete die Begebenheiten des Jahres 1821 vor. Den Begebenheiten von 1821 sind wir jeden Fortschritt, den wir seitdem gemacht haben, schuldig; denn wir haben bei uns den gänzlich abgestorbenen Nationalgeist wieder entwickelt. Nach vielen Unglücksfällen erschien für uns neue Hoffnung; der Friede von Adrianopel gab uns die seit Jahrhunderten verlorenen Rechte zurück. Kisselew, ein Name, den die Rumänen nur mit Dankbarkeit und Liebe aussprechen müssen, bewirkte die Auferstehung des Vaterlandes durch Gesetze, welche uns zu einer Nation zu machen bestimmt sind. Und heute ist Rumänien ein junger, aufstrebender Staat mit der freiesten Verfassung in Europa, der alle Keime einer glücklichen Entwicklung in sich trägt. Die Moldau und Wallachei sind unter einem Fürsten vereinigt, die Hörigkeit der Bauern ist abgeschafft, die Klöster sind aufgehoben, die Volksbildung macht Fortschritte. Rumänien bedarf nur einer fünf und zwanzigjährigen Regierung, welche mit Geschick und Energie die volkswirthschaftlichen und materiellen Interessen des Landes in die Hand nimmt, um ein eben so reiches wie freies Land zu werden. Dasselbe Bild bietet Bukarest im Einzelnen, wie Rumänien im Großen. — Wo heute sich das nach dem Muster des Mailänder Scalatheaters erbaute Opernhaus erhebt, da stand vor fünf und zwanzig Jahren die mit Stroh gedeckte Hütte eines armen Wallachen, der mit seinem einzigen Besitzthum — einigen Pferden — Fuhren für Lohn that. Und wo heute sich der schöne Garten von Cismedjou mit seinen schattigen Baumgängen, mit seinen verschwiegenen Bosquets, mit seinen duftigen Rasenplätzen, mit seinem blauen Weiher ausdehnt, da befand sich damals ein mit Kehricht und Buschwerk bedeckter Sumpf. Und in

einer Winternacht kamen die Wölfe aus dem Sumpf, machten der Hütte des armen Wallachen einen Besuch und fraßen seine Pferde im Stalle auf. Auf demselben Platze ertönen heute die Melodien Verdi's und Donizetti's, und eine lange Reihe glänzender Equipagen, mit prächtigen Pferden bespannt, hält vor einem in den edelsten Linien gebauten Vestibul. Die Straße, auf der sich der Platz des Opernhauses öffnet, ist die Hauptstraße von Bukarest, welche die Stadt in ihrer ganzen Breite durchschneidet. Man lasse sich in Bukarest erzählen, wie die Straße vor fünf und zwanzig Jahren aussah: lauter elende Baracken, wie wir sie in der Vorstadt gesehen haben, hie und da zwischen den elenden Baraken ein Bojarenhaus, vor dem der Schmutz so hoch lag, daß der Bojar, der in dem Hause einen Besuch machen wollte, sich aus seinem Wagen in das Haus tragen lassen mußte.

Gewöhnlich erschien er aber zu Pferde, da es nicht möglich war, mit dem Wagen durch den Schmutz zu kommen. Von einem Steinpflaster war keine Rede. Um aber in den grundlosen Straßen bei nasser Witterung doch weiter kommen zu können, waren Balken und auf die Balken Bohlen gelegt, unter denen sich der Schmutz sammelte, die Kloaken ihren Abfluß hatten und das gefallene Vieh verfaulte, so daß die Luft stets mit pestilenzialischen Ausdünstungen geschwängert war. Die reichen Bojaren brauchten das Alles nicht zu beobachten; sie besaßen Wagen und Pferde und konnten ja in der heißen Jahreszeit, wenn die ansteckenden Krankheiten zu bedenklich wurden, nach Siebenbürgen flüchten. Heute hat die Straße Podu magoschen ein vollkommen europäisches Ansehen und ist von einem Ende zum andern gepflastert, wenn auch von der Regel-

mäßigkeit des Pflasters nicht viel zu rühmen ist. Beide Seiten der Straße sind mit in moderner Weise gebauten europäischen Häusern besetzt, welche sämmtlich mehrere Stock hoch sind; Baracken, welche nur aus einem Erdgeschoß bestehen, kommen nur ausnahmsweise in der Nähe der Barriere vor. Der untere Stock der Häuser hat häufig glänzende Läden und Verkaufsmagazine, auch Conditoreien und Kaffeehäuser aufzuweisen; die Eigenthümer der besten und schönsten unter diesen Läden und Magazinen sind fast regelmäßig Deutsche. Man sieht deshalb in der Straße Podu mozoscheu auch viele deutsche Schilder und Inschriften. In diesen, Deutschland weniger als fremde Welttheile bekannten Donauländern haust eine ziemlich bedeutende deutsche Bevölkerung, von der man eben so wenig Kunde hat. Der Hauptsitz dieser deutschen Bevölkerung ist Bukarest. Zuerst sind es die siebenbürgischen Sachsen gewesen, welche sich in der vor mehr als hundert Jahren in gar üblem Rufe stehenden Wallachei festzusetzen versucht haben. Trotz mancherlei Unfällen, trotz der russischen Kriege und der ewigen Pestepidemie scheint ihre Lage gedeihlich und ihr Wohlstand gewachsen zu sein, denn ihre Anzahl hat sich von Jahr zu Jahr vermehrt, und man hat mir ihre Zahl in Bukarest auf 40,000 angegeben.

Die Aerzte, die Apotheker, fast alle in der Leipziger Straße wohnenden Kaufleute, die Uhrmacher, die Goldarbeiter, die Juweliere, die Tischler, Schneider, Schlosser, Hutmacher sind Deutsche. Mit dem Ackerbau beschäftigen sich die Deutschen in der Wallachei weniger.

Auch alle Feldmesser und Ingenieure, welche ich kennen lernte, waren — Deutsche.

Setzen wir unsern Spaziergang oder vielmehr Spa-

zierfahrt in der Straße Podu mogoscheu nach der Barriere fort; denn trotz des Steinpflasters hat der Spaziergang doch seine Schwierigkeiten, besonders wenn es geregnet hat. Zuweilen wird die Reihe der modernen Häuser, welche die Straße Podu mogoscheu einfassen, durch palastartige Gebäude unterbrochen, die Wohnungen reicher Bojaren, welche sich in Bukarest aufhalten. Einige unter ihnen sind von architektonischer Schönheit, wie beispielsweise der Palast des Prinzen Stirbey, und könnten in den Straßen jeder europäischen Hauptstadt einen Platz einnehmen. Sie liegen „zwischen Hof und Garten," oder ein in englischem Geschmacke angelegter Vorgarten mit köstlichen Baumgruppen, marmornen Springbrunnen und duftigen Rasenplätzen mit bunten Blumenkörben, von zierlichen Eisengittern mit vergoldeten Spitzen umgeben, trennt sie hier von der Straße. Die Säle und Zimmer dieser Paläste sind gewöhnlich mit großem Luxus, wenn auch gerade nicht immer mit großem Geschmack ausgestattet. Teppiche aus Smyrna wetteifern mit Teppichen aus Aubusson; die getäfelten Fußböden sind in Paris, Wien und Breslau gearbeitet; die kostbarsten Mobilien aus Paris und aus Wien sind nicht zu theuer; Porzellan aus China und aus Sevres; die Etageren mit allerlei kostbaren Kleinigkeiten bedeckt.

Der Hauptluxus besteht immer in reichem, ganz modernen Silberzeug. Statuen, Meisterwerke der bildenden Kunst, Originalgemälde findet man selten, aber dann und wann gute Kopien. Die Wände sind gewöhnlich in Wasserfarben oder al fresco dekorirt; Tapeten sind wenig in der Mode. Sehr viel gibt man auf gut gemalte Plafonds. Man findet sie in Turin und Mailand nicht besser. Die Heizung der Zimmer geschieht durch große, monumentale

Oefen, wie in Wien und in den lombardischen Städten; Doppelfenster mit Jalousien und Rouleaux schützen gegen die Kälte und die Feuchtigkeit. In einigen von diesen Bojarenpalästen findet man auch gut ausgestattete Gewächshäuser und Wintergärten. Und welcher Luxus wird in diesen prächtigen Sälen in der Toilette entfaltet!

Der Toilettenluxus ist für die Bukarester Damen dasselbe geworden, was das Spiel für die Männer ist, — eine zügellose Leidenschaft. Mit einer wahren Aengstlichkeit verfolgt man den Wechsel der Pariser Mode; aber bei der Auswahl der Stoffe und des Schmucks geht die Sucht, seinen Reichthum zu zeigen, oft dem guten Geschmack vor.

Bei den Festen und Bällen, welche während der Saison in den prächtigen Sälen dieser Bojarenpaläste gegeben werden, bei einer reich besetzten, von französischen Köchen mit allem Luxus der Gourmandise versehenen Tafel, unter den Klängen Strauß'scher und Lanner'scher Walzer, bei dem Knallen der Champagnerpfropfen könnte man sich oft nach Paris, nach Bordeaux oder Lyon versetzt glauben; aber wenn man dann heraustritt aus dem Thore eines dieser mit allem Luxus des Komforts versehenen Häuser, deren Eigenthümer Millionen besitzen und fünfzig bis hunderttausend Dukaten Rente haben, und nach wenigen Schritten in eine Seitenstraße gelangt, und dann plötzlich diese Masse von elenden, aus Holz zusammengefügten und aus Weidenruthen geflochtenen Baracken erblickt, wo so viele arme Familien auf dem nackten Boden schlafen, deren einziges Nahrungsmittel aus Mamaliga besteht; so sind alle Illusionen plötzlich verschwunden. Man sieht wieder, was man in der Atmosphäre des Eau de mille fleurs beim Anblick der reichen Toiletten und bei den Klängen der Du-

verturen aus italienischen Opern auf einen Moment vergessen hatte: daß man sich nicht in Deutschland, nicht in Frankreich, nicht in Italien befindet, sondern daß man im Orient, in Bukarest, in der Stadt der Kontraste ist. Eben noch schritt man über ein in Wien oder Breslau gefertigtes Parquet, jetzt stolpert man in holprigen krummen Straßen mit Löchern und Pfützen, welche Abgründen gleichen; dann stößt man mit dem Kopf an nicht fortgeräumte Mauertrümmer, oder fällt über halbverfaulte, gebrochene Pfähle; denn es ist stockdunkel; nur hie und da wirft eine erbärmliche, durch eine Oelflamme erleuchtete Laterne einige schwache Lichtreflexe über den holprigen Weg. Man biegt um eine Ecke. Plötzlich flackert der Schein einiger Feuer zwischen den Trümmern eines halb herabgestürzten Gebäudes, und sonderbare Gestalten in Lumpen schlummern, in zerrissene Decken gehüllt, neben ihren halbverlöschenden Bränden auf nacktem Boden. Es sind Zigeuner, welche bei Abbruch des Gebäudes beschäftigt sind und nachdem sie ihre Mamaliga gegessen, kein Nachtquartier haben. Und es sind doch nur wenige Schritte von ihrem Lagerplatz, über den der kalte Nachtwind streift, bis zu jenem prächtigen Palaste, wo man Champagner trinkt, wo man lacht und scherzt, wo man am heutigen Tage Tausende von Dukaten verspielt und unter seidenen Decken schläft. Ich habe alle großen Städte Europas besucht, ich habe London, Paris und Neapel gesehen; aber nirgends habe ich solche Kontraste in der Armuth und im verschwenderischen Luxus ganz dicht neben einander gesehen, wie in Bukarest!

Abends um sieben Uhr bietet die Straße Podu mogoschen einen glänzenden Anblick. Es ist die Stunde, wo die vornehme Welt sich ein Rendezvous auf der „Chaussee"

im Kisselewpark gibt. Prächtige Equipagen, wie man sie nur in Wien, in Paris, in Berlin, in London sieht, bespannt mit Racepferden, bilden vom Opernhause bis zu der Barriere eine lange glänzende Reihe. Sie fahren sämmtlich nach der „Chaussee," dem Hydepark, dem Longchamps, dem Bois de Boulogne von Bukarest. Nehmen wir einen Fiaker und fahren wir auch hinaus.

Einige hundert Schritt vor der Barriere Podu mogoschen beginnt ein Park, der ungefähr den Durchschnitt von einer halben Stunde haben mag, und jeder europäischen Hauptstadt zur Zierde gereichen würde. Graf Kisselew, dessen ich schon mehrfach erwähnte, war auch der Schöpfer dieser schönen Anlage. Alleen und Gruppen schattiger Bäume, herrliche Rasenplätze, dichte Bosquets mit einsamen Spaziergängen, geschmackvolle Springbrunnen mit plätschernden Wasserstrahlen, bunte Blumenparterres und orientalische Kioske bilden ein dem Auge sehr wohlthuendes Ensemble. Wer um diese Zeit nach Bukarest kommt, muß glauben, in eine Großstadt des Occidents einzufahren und kann nicht ahnen, daß Bukarest nichts ist, als ein unendlich großes Dorf, wo sich der Orient und der Occident in allen ihren Kontrasten begegnen. Mitten durch den Park führt die „Chaussee," eine breite schöne Kunststraße, und endigt an der andern Seite des Parks auf einem großen Rondeau, dem Hauptrendezvous nach beendigtem Corso. In zwei Reihen bewegen sich die glänzenden Wagen neben einander. Auf ihren Polstern ruhen die schönsten Frauen von Bukarest, in die modernsten und geschmackvollsten Toiletten gekleidet; das Feuer ihrer schönen Augen wetteifert mit dem Glanz ihrer Diamanten; verführerisch blicken ihre weißen Schultern aus den kostbarsten Brüsseler Spitzen, welche die

Seide und den Sammt ihrer Kleider umsäumen, zwischen den Wagen galloppiren reiche, junge Bojaren und Offiziere auf prächtigen Racepferden, von denen keines unter hundert Dukaten kostet; man lacht, man scherzt, man konversirt, man knüpft Verhältnisse und Bekanntschaften an, man trifft Verabredungen zu Rendezvous für die Nacht. Hier auf der Chaussee rechtfertigt sich die Benennung, welche Bukarest im Orient führt und nach deren Motiv ich unter all' den häßlichen Kontrasten auf den holperigen und schmutzigen Straßen vergebens gesucht habe: der Name „Freudenstadt." Die galanten Liebesintriguen bilden eine Hauptbeschäftigung der vornehmen Welt. Ein Franzose erzählt in seiner oft etwas zu bitter und zu kraß gehaltenen Schilderung Rumäniens: „Neugierig, wie jeder neu Ankommende, fragte ich bei meinem ersten Besuche in Bukarest, was man in Bukarest mache und wie man sich die Zeit vertreibe? Lächelnd erwiderte die von mir angeredete junge Dame: „Nun, man beschäftigt sich mit der Liebe, oder man spricht doch davon." *)

*) S. Die Völker der untern Donau von Gustav Rasch. Breslau 1867.

Achtes Kapitel.

Bukarester Spaziergänge.

Selbst die innere Stadt, welche im Ganzen ein europäisches Kleid trägt, ist voll jener Kontraste, welche den Reisenden, der nach Bukarest kommt, belehren, daß er an jener Grenze steht, wo sich Orient und Occident berühren.

Man rechnet in Bukarest so viel Kirchen, wie Tage im Jahre, scheint sich aber nicht die Mühe gegeben zu haben, sie zu zählen, da sich unter ihnen viele Kirchen ohne alle Bedeutung befinden, wenigstens habe ich bei meiner Anwesenheit in Bukarest die genaue Zahl der Kirchen nicht erfahren können. Man giebt 130 Kirchen von einiger Bedeutung an. Die Kirche zum heiligen Georg und zum heiligen Spiridion sind in einem eleganten byzantischen Styl erbaut. Ihre Mauern sind mit Freskobildern geziert, welche nicht ohne Werth sind. Der alte Friedhof der Kirche zum heiligen Georg ist neuerdings in einen schönen, duftigen Square nach englischer Manier verwandelt: reiche Baumgruppen, duftige Rasenplätze, wohlgepflegte Kieswege, Bänke zum Ausruhen. An der entgegengesetzten Seite des Squares öffnet sich die Großvaterstraße, welche zu jenem großen

Platze an der Barriere führt, auf dem Ende des Monats Mai der große Markt, verbunden mit einem nationalen Fest, abgehalten wird, den man wie ich schon erwähnte in Bukarest in abgekürzter Weise „Mosch" nennt. Die Großvaterstraße ist eine breite, ganz in orientalischer Art gehaltene Straße, zu beiden Seiten mit Baracken besetzt, welche sämmtlich nur aus einem Erdgeschoß bestehen. Sie werden meistens von Handwerkern und Verkäufern aller Art bewohnt. Wenn ich durch diese Straße fuhr, glaubte ich mich plötzlich in die Straße einer türkischen Stadt versetzt. Es fehlten nur die Minarets mit ihren funkelnden Spitzen und die Bewohner in bunter, türkischer Tracht. Da arbeiteten, auf dem Flur sitzend, bei offenen Thüren und Fenstern Huf- und Nagelschmiede, Kürschner, Sattler, Schuhmacher, Pfeifendrechsler, Barbiere, Mützenmacher, Bettdeckenmacher, Schneider für Landestrachten; da wurde Fleisch, Pastrame, Rinderschmalz, Unschitt, Brod, Bier und Branntwein verkauft, und die Frauen und Kinder saßen und lagen vor den Thüren. Bei Regenwetter war die Straße, welche natürlich kein Pflaster hatte, selbst zu Wagen nur mit Mühe und unter der Gefahr, im Schmutz stecken zu bleiben und in den Pfützen und abgrundartigen Bodenvertiefungen umzuwerfen, zu passiren. Im Sommer, wenn der beste Ingenieur im Orient, die Sonne, den Boden getrocknet hat, mag es besser gehen; aber dann ist man in Wolken erstickenden Staubes eingehüllt. Ohne Staub und Schmutz geht es in Bukarest nun einmal nicht ab.

Der weite Platz vor der Barriere, wo ein Wochenmarkt und Ende des Monats Mai der große, nationale Markt abgehalten wird, mit dem das gedachte Fest verbunden ist, heißt Tergu de Afare.

Der Markt dauert acht Tage und wird aus allen Theilen des Landes besucht. Da kommen die Bergbewohner aus den Karpathen, um ihre Produkte feilzubieten, welche in allen möglichen Mobilien und Utensilien aus Holz bestehen, in Töpferwaaren jeglicher Art, in Geschirr aus gebrannter Erde, in solid gearbeiteten und oft mit vielem Geschmack angefertigten Weidengeflechten und Weidekörben, in Schmucksachen von gefärbtem undurchsichtigen Glase; da giebt es Armbänder, welche nur drei Karas (kaum einen Groschen) kosten. Mit Interesse bleibt man vor den improvisirten Baracken stehen, welche die Handelsleute hier für eine Zeitdauer von acht Tagen aufgeschlagen haben. Unter Geschirren und Gegenständen von gewöhnlichstem Aussehen sieht man häufig wahrhaft etruskische Lampen und Vasen, welche nach Modellen gearbeitet sind, die einst die Römer aus dem alten Indien nach der Wallachei, dem ehemaligen Dacien, herübergebracht und deren Gestalten die inländischen Fabrikanten in den Karpathen treu im Gedächtnisse, der Vater dem Sohn und der Sohn dem Enkel, Geschlechter hindurch überliefert haben. Diese Bergbewohner mit dem ernsten Gesichtsausdruck, mit den edlen Zügen haben eine Physiognomie, auf der die Abkunft von den Römern unverkennbar ihr Stigma geprägt hat. Sie verkaufen zu einem festen Preise und lassen sich keinen Heller abhandeln. Auch sind ihre Preise so außerordentlich gering, daß man ihnen sehr Unrecht thun würde, mit ihnen zu feilschen.

Jede Haushaltung von Bukarest versieht sich hier mit geringen Kosten mit dem nöthigen Vorrath. Die Trödler kaufen Alles auf, was übrig bleibt, und verkaufen die Waare im Laufe des Jahres zehnmal so theuer als sie dieselbe angekauft haben.

Mehrere Straßen des Marktplatzes sind mit Restaurants, mit Kuchenbäckereien, mit Bier-, Branntwein- und Weinschänken besetzt, an die Kaffeehäuser stoßen Tanzsäle und Gauklerbuden. Trotzdem die Schüsseln nichts weniger als gut zubereitet sind, drängt man sich an den Eingängen dieser improvisirten Restaurants.

Ganz Bukarest ist, besonders an den letzten beiden Tagen des Marktes, vor der Barriere versammelt. Endlose Reihen von Droschken und prächtigen Equipagen bedecken die weite Ebene in langen Zügen; an den beiden letzten Markttagen bezahlt man dem Fiakerkutscher für eine Fahrt zum „Mosch" einen Dukaten bis zu einem Napoleon. Alle Schichten der Bukarester Bevölkerung ziehen vor den Augen des Beobachters an diesen Tagen im buntesten Wechsel vorüber, vornehme Damen und kleine Grisetten, die Frau des Handwerkers und die Gemahlin des ersten Würdenträgers des Staates, künstliche und natürliche Blumen, die neuesten Pariser Moden und die bunten Trachten der Frauen aus den untersten Volksklassen, geschminkte Schönheiten, und Schönheiten, deren Gesichter die orientalische Sonne gebräunt hat, bilden ein eben so buntes, wie origenelles Ensemble, welches man nirgends so in der Wallachei sehen kann, wie hier in Bukarest. Die Verschiedenheit der Kostüme wechselt eben so schnell wie die Schönheit der Typen. An einer Stelle versammelt der serbische Dudelsack einen Kreis von Zuhörern, unter denen sich Bulgaren, Griechen, Türken, Armenier, Bosnier, Alle in ihren heimischen Trachten, mit wallachischen Bauern und wallachischen Bäuerinnen vermischten; an einer anderen Stelle ertönen die Weisen der „Lautari" unter den Klängen der Guitarre, der Violine und der Pickelflöte, während sich auf einem

Tanzplatz unter Blätterschmuck und Laubgewinden Bukarester Damen in ganz europäischer Toilette nach den Klängen eines von der Militärmusik ausgeführten langsamen Strauß'schen oder Lanner'schen Walzers bewegen.

Mit dem Markt ist zugleich das Fest verbunden, was wir in Europa den Tag Aller Seelen nennen. „Möş" bedeutet in der rumänischen Sprache „Voreltern". Deshalb der Name des Nationalfestes, den man in Bukarest in „Mosch" abzukürzen pflegt. Die griechische Kirche feiert, alten Gebräuchen folgend, das Fest der Todten im Frühjahr, während wir im Abendlande dazu den düstern Tag des zweiten November gewählt haben. Ende Mai belegt man in den Bukarester Familien den Tisch mit so viel Gedecken, als Familienmitglieder verstorben sind. Ein Priester kommt, um den so gedeckten Tisch einzusegnen, und die Verwandten, welche schweigend und gedankenvoll sich rund um die Tafel aufstellen, sind überzeugt, daß die Seelen der Verstorbenen wirklich bei dieser stillen Feier gegenwärtig sind. Nachher werden die gefüllten Schüsseln vom Tisch genommen und unter die Armen vertheilt. Die öffentliche Feier des Allerseelentages auf Tergu de Afare ist deshalb auch gewöhnlich sehr prächtig. Der Fürst ist gehalten, sie in Person zu eröffnen. Ist er von der Hauptstadt abwesend, so muß er zurückkommen, um seiner Pflicht zu genügen. Ist die Rückkehr unmöglich, so wird er durch den ersten Würdenträger des Staates vertreten.

Am äußersten Ende von Tergu de Afare ist ein besonderer Platz eingetheilt, der von tiefen Gräben umgeben ist. Dort findet am letzten Tage des Marktes der officielle Ball statt. Der Hospodar selbst muß den Ball eröffnen. In aus Baumzweigen und Laubwerk improvisirten Lauben

Mehrere Straßen des Marktplatzes sind mit Restaurants, mit Kuchenbäckereien, mit Bier-, Branntwein- und Weinschänken besetzt, an die Kaffeehäuser stoßen Tanzsäle und Gauklerbuden. Trotzdem die Schüsseln nichts weniger als gut zubereitet sind, drängt man sich an den Eingängen dieser improvisirten Restaurants.

Ganz Bukarest ist, besonders an den letzten beiden Tagen des Marktes, vor der Barriere versammelt. Endlose Reihen von Droschken und prächtigen Equipagen bedecken die weite Ebene in langen Zügen; an den beiden letzten Markttagen bezahlt man dem Fiakerkutscher für eine Fahrt zum „Mosch" einen Dukaten bis zu einem Napoleon. Alle Schichten der Bukarester Bevölkerung ziehen vor den Augen des Beobachters an diesen Tagen im buntesten Wechsel vorüber, vornehme Damen und kleine Grisetten, die Frau des Handwerkers und die Gemahlin des ersten Würdenträgers des Staates, künstliche und natürliche Blumen, die neuesten Pariser Moden und die bunten Trachten der Frauen aus den untersten Volksklassen, geschminkte Schönheiten, und Schönheiten, deren Gesichter die orientalische Sonne gebräunt hat, bilden ein eben so buntes, wie origenelles Ensemble, welches man nirgends so in der Wallachei sehen kann, wie hier in Bukarest. Die Verschiedenheit der Kostüme wechselt eben so schnell wie die Schönheit der Typen. An einer Stelle versammelt der serbische Dudelsack einen Kreis von Zuhörern, unter denen sich Bulgaren, Griechen, Türken, Armenier, Bosnier, Alle in ihren heimischen Trachten, mit wallachischen Bauern und wallachischen Bäuerinnen vermischten; an einer anderen Stelle ertönen die Weisen der „Lautari" unter den Klängen der Guitarre, der Violine und der Pickelflöte, während sich auf einem

Tanzplatz unter Blätterschmuck und Laubgewinden Bukarester Damen in ganz europäischer Toilette nach den Klängen eines von der Militärmusik ausgeführten langsamen Strauß'schen oder Lanner'schen Walzers bewegen.

Mit dem Markt ist zugleich das Fest verbunden, was wir in Europa den Tag Aller Seelen nennen. „Möş" bedeutet in der rumänischen Sprache „Voreltern". Deshalb der Name des Nationalfestes, den man in Bukarest in „Mosch" abzukürzen pflegt. Die griechische Kirche feiert, alten Gebräuchen folgend, das Fest der Todten im Frühjahr, während wir im Abendlande dazu den düstern Tag des zweiten November gewählt haben. Ende Mai belegt man in den Bukarester Familien den Tisch mit so viel Gedecken, als Familienmitglieder verstorben sind. Ein Priester kommt, um den so gedeckten Tisch einzusegnen, und die Verwandten, welche schweigend und gedankenvoll sich rund um die Tafel aufstellen, sind überzeugt, daß die Seelen der Verstorbenen wirklich bei dieser stillen Feier gegenwärtig sind. Nachher werden die gefüllten Schüsseln vom Tisch genommen und unter die Armen vertheilt. Die öffentliche Feier des Allerseelentages auf Tergu de Afare ist deshalb auch gewöhnlich sehr prächtig. Der Fürst ist gehalten, sie in Person zu eröffnen. Ist er von der Hauptstadt abwesend, so muß er zurückkommen, um seiner Pflicht zu genügen. Ist die Rückkehr unmöglich, so wird er durch den ersten Würdenträger des Staates vertreten.

Am äußersten Ende von Tergu de Afare ist ein besonderer Platz eingetheilt, der von tiefen Gräben umgeben ist. Dort findet am letzten Tage des Marktes der officielle Ball statt. Der Hospodar selbst muß den Ball eröffnen. In aus Baumzweigen und Laubwerk improvisirten Lauben

werden Schüsseln und Platten mit eingemachten Früchten und Backwerk umhergereicht; Champagner fließt in Strömen. Die Minister, die Municipalität, alle Klassen der Gesellschaft sind dabei vertreten. Das Fest der „Mosi," der sogenannte „Mosch" ist ein nationales und patriotisches Fest in der vollen Bedeutung des Wortes.

Zu den ältesten Kirchen in Bukarest gehört wohl die Metropolitankirche, welche auf einem Hügel mitten in der Stadt steht. Diese Kirche wurde schon vor der Verlegung der Residenz nach Bukarest erbaut. Durch architektonische Schönheit zeichnet sie sich durchaus nicht aus. Neben ihr wohnt in einem unschönen, halbmodernen Gebäude der erste Geistliche des Landes, der Metropolit von Bukarest, der auch den Titel eines Patriarchen von Nicopolis führt. Seine Stelle ist äußerst reich dotirt; man sagte mir, daß seine Einnahme nicht weniger als 70.000 Dukaten betrage. Der Kirche gegenüber steht das Gebäude, worin die rumänische Ständeversammlung tagt. Es ist aus Holz ausgeführt und zeichnet sich weder durch Pracht, noch durch Architektonik aus. Seit sechs Jahren ist die Rede davon, statt dieses provisorischen Gebäudes ein würdiges Ständehaus zu erbauen; indeß unter der Regierung des liederlichen Kusa blieb in Bukarest Alles provisorisch.

Soll ich nun noch von der Kirche Koltza sprechen? Ihr Glockenthurm wurde 1715 von schwedischen Soldaten aus dem Heere des Schwedenkönigs Karls des Zwölften erbaut. Er war der höchste Thurm in Bukarest; aber er stürzte im Jahre 1812 bei Gelegenheit eines Erdbebens zur Hälfte ein und bildet jetzt, obschon er wieder mit einer Bedachung versehen ist, eine Ruine. Nicht weit davon befindet sich das Spital Koltza, ein treffliches, wohl ein-

gerichtetes und reich dotirtes Krankenhaus für Arme und Mittellose. Ich habe dasselbe besichtigt und kann der in demselben herrschenden Reinlichkeit, Krankenpflege und Ordnung nur meine Anerkennung aussprechen. Manche große deutsche Stadt könnte sich dasselbe zum Vorbild nehmen. Ohne alle Formalitäten und Weitläufigkeiten wird jeder Kranke dort aufgenommen, sei er Christ oder Türke, sei er Armenier, Wallache oder Deutscher, sei er fremd oder einheimisch; es genügt zur Aufnahme, daß er arm und krank ist. In dem Berliner Charitékrankenhause werden weit mehr Weitläufigkeiten und Schwierigkeiten bei der Aufnahme eines Kranken gemacht, als in diesem Krankenhause in der Hauptstadt der wilden Wallachei.

Bukarest hat noch ein zweites großes Krankenhaus, das Hospital Brancowan. Es ist noch weit räumlicher, schöner und prächtiger eingerichtet; als das Spital Koltza. Auch das Spital Brancowan steht allen Kranken ohne Unterschied offen. Ich habe es ebenfalls besichtigt und muß dasselbe in der rühmendsten Weise loben. Es ist aus den reichen Dotationen eines Bojaren, des Fürsten Brancowan, entstanden, sowie ein anderer Bojar, der Spatar Kantakuzeno, das Spital Koltza ganz aus eigenen Mitteln dotirt hat. Von jeher hat sich die rumänische Bojarie durch Wohlthun im großartigsten Maßstabe ausgezeichnet.

In allen moldauischen und wallachischen Städten trifft man treffliche Spitäler und Krankenhäuser, welche die reichen Familien des Landes gegründet und reich dotirt haben. Fast alle Klöster sind ja auf diese Weise entstanden. Ihre eigentlichen Zwecke waren die Hospitalität, die Krankenpflege und die Verbreitung der Bildung und des Volksunterrichts. Daß mit der Zeit die Archimandriten und die Mönche in

den Klöstern ihre Zwecke vergaßen und in Wohlleben, Müssiggang und Liederlichkeit verkommen sind, ist gewiß nicht Schuld der edlen und großmüthigen Absichten ihrer Stifter. Man spricht so viel in Deutschland und Frankreich von der Verkommenheit und der Unsittlichkeit der rumänischen Bojarie, aber man vergißt dabei sehr oft, daß sie sich auch zu allen Zeiten der schmählichsten und traurigsten Usurpationen des unglücklichen Landes durch große und edle Eigenschaften ausgezeichnet hat, unter denen Großmuth und Wohlthätigkeitssinn nicht zu vergessen sind. Haben die Sachsen in Siebenbürgen vielleicht vergessen, in welch gastfreundlicher Weise sie im Jahre 1842 in Bukarest von den Bojaren aufgenommen wurden, als sie vor den revolutionären Strömungen massenweise über die Karpathen in die Wallachei flohen? Die Bukarester Bojaren sorgten in der großmüthigsten Weise für alle Bedürfnisse der Flüchtlinge. Und das geschah, obschon sich die Sachsen in Siebenbürgen in früheren Jahren, als dieselben Familien der Bojaren sich vor einer Invasion der Türken nach Siebenbürgen retteten, gegen die wallachischen Flüchtlinge erbärmlich benommen und ihnen jedes Stück Brod und Fleisch nur für die höchsten Preise verkauft hatten! Im Jahre 1847 wurde fast der vierte Theil von Bukarest durch eine gewaltige Feuersbrunst verwüstet, aber noch an demselben Abend waren all die Tausende, welche arm und obdachlos geworden waren, untergebracht. „Es wäre mir recht schlecht gegangen," erzählte mir ein deutscher Ingenieur, der aus der Türkei nach der Wallachei kam und seinen Wohnsitz in Krajowa, der Hauptstadt der kleinen Wallachei, aufschlug, „mein Einkommen war so gering, daß ich mit meiner Familie nicht davon leben konnte. Und nie habe ich besser gelebt, als

während dieses meines Aufenthaltes in Krajowa. Die dort wohnenden Bojaren versahen mich mit Allem, was ich brauchte. Holz, Brod, Fleisch, Wein, alle Lebensbedürfnisse wurden mir in's Haus geschickt; selbst die besten Stoffe für die Kleider meiner Kinder und sogar Schmucksachen wurden nicht vergessen. Ich hatte für nichts zu sorgen. Meistentheils wußte ich gar nicht, woher das Alles kam."

Neuntes Kapitel.

Bukarester Spaziergänge.

Fünf Jahre waren verflossen und wieder stieg ich in Bukarest den Hügel hinan, auf dem sich die alte Metropolitankirche erhebt. Und wie vor fünf Jahren rollte sich ringsum das interessante und farbenreiche Panorama der Hauptstadt Rumäniens vor mir auf, und von Neuem fragte ich mich selbst: „Bin ich im Orient oder im Occident?“ Die metallenen Kuppeln und goldenen Kreuze der griechischen Kirchen funkelten und strahlten im Frühlingssonnenschein; weiße, moderne europäische Landhäuser erhoben ihre eleganten Giebel neben Gebäuden aus alten Zeiten und von allerlei architektonischen Formen und Gestalten, zwischen den Häusern und orientalischen Kuppeln frühlingsgrüne Gärten, Bäume und Gebüschgruppen; große, sonderbar geformte Klostergebäude schauten von dem Plateau eines grünen Hügels auf das weite Häusermeer, während gegenüber eine Reihe moderner Kasernen die Dekoration einer andern, wellenförmigen Bodenerhöhung bildeten. Ueberall Striche des Orients und des Occidents durcheinander in dem Bilde, dessen Farbengewand die orientalische Sonne

webte. Die Trümmer, die elenden Baracken, die Schmutzstätten, denen man auf einem Spaziergange durch die Straßen Bukarest's begegnet, sah ich von der Höhe des Hügels nicht, auf dem die alte Metropolitankirche sich erhebt. Sie wurden von den weißen Häusern, von den griechischen Kirchen mit den funkelnden Metallkuppeln und von den im Frühlingsgrün schimmernden Gebüschgruppen verdeckt. In seiner Totalität, wie in seinen Einzelheiten glich das wunderbare Panorama ganz und gar dem farbenreichen, interessanten Gemälde, welches ich vor fünf Jahren so oft von demselben Hügel betrachtet hatte.

Als ich aber meine Spaziergänge durch die Straßen der rumänischen Hauptstadt wiederholte, trat mir überall eine Menge von Erscheinungen und Veränderungen entgegen, welche mir ganz neu und fremd waren. Vor fünf Jahren war es kaum möglich, wenn es geregnet hatte, einen Spaziergang zu Fuß durch die Straßen von Bukarest zu machen, oder man hätte denn lange Wasserstiefeln angezogen. Von Straßenpflaster war nur in den wenigsten Straßen die Rede, und wo sich Straßenpflaster fand, hatten sich so viele Pfützen und Löcher neben den Steinen eingefunden, daß man die Pflastersteine verwünschte. Heute fand ich die Straße Podu mogoscheu, die Hauptstraße von Bukarest, nebst vielen Seitenstraßen und die ganze innere Stadt, die Leipziger Straße, die Deutsche Straße sammt den sie verbindenden und durchschneidenden Seitenstraßen regelmäßig und gut gepflastert. Es waren nicht die spitzen, eckigen Steine von damals, auf welche der Fuß nur ungern trat, sondern gehauene, viereckige Steine, welche das neue Pflaster bildeten; die Hauptstraßen hatten sogar Trottoirs aus Quadersteinen aufzuweisen. Viele wüste Plätze

waren von Schutt und von Trümmerhaufen gereinigt, geebnet und gepflastert; neben dem Hause des Hospodaren in der Straße Podu mogoschen hatte sich der wüste Platz in einen blühenden Garten verwandelt. Auch der Platz vor dem Opernhause war gepflastert; ein breiter Boulevard mit einer Baumreihe zog sich vor der Fronte des Universitätsgebäudes entlang, und die häßlichen Trümmer einer alten Klosterkirche, welche ein so widerliches Gegenüber des prächtigen und architektonisch schönen Universitätsgebäudes bildeten, waren verschwunden. Herr Peter Soutzo — in Rumänien giebt es weder Prinzen, noch Adelstitel — hatte seinen Palast mit köstlichen Gartenanlagen umgeben; die trümmerhafte Umgebung der Kirche zum heiligen Georg war in einen schönen Park mit schattigen Baumgruppen und wohlgepflegten Rasenplätzen umgeschaffen worden; der schöne Garten Godillot nahm die Stelle der verfallenen Kirche in der Straße Podu mogoscheu ein; wo ich ging und wohin ich blickte, neue, elegante Gebäude und hübsche Gartenanlagen. Auch zwei Bahnhöfe fand ich an den Stellen, wo ich vor fünf Jahren mit wallachischen Postpferden Bukarest besucht und verlassen hatte. Der eine Bahnhof, den die englische Compagnie der von Bukarest nach Giurgewo führenden Eisenbahn gebaut hat, war elegant, schön, sogar imposant; der andere, den Stroußberg gebaut hat, war wüst, unfertig und schmutzig. Auch eine prächtige Markthalle entdeckte ich, ganz aus Eisen nach dem Muster der Pariser Markthallen aufgerichtet. Viele Magazine und Kaufläden hatten sich für ihre Schaufenster große, glänzende Spiegelscheiben angeschafft; ein Paar neue Hotels waren entstanden; Fürst Karl hatte sein unschönes Haus in der Straße Podu mogoscheu, da er es nicht umbauen

konnte, wenigstens frisch anstreichen lassen; durch ganz Bukarest war man beschäftigt, Gasröhren zu legen; für den nächsten Winter sollten die Straßen der rumänischen Hauptstadt mittelst zahlloser Gasflammen statt häßlicher Petroleumlaternen erleuchtet werden. Das Projekt, die Dumbrowitza, den häßlichen, gelben Strom, der durch einen großen Theil von Bukarest kriecht, zu reguliren, stand wenigstens auf dem Papiere, und in Bukarest ist man, wenn ein Projekt auf dem Papiere steht, mit der Ausführung schnell bei der Hand. Kurz, um es mit ein paar Worten zu sagen, Bukarest hatte sich seit den fünf Jahren, wo ich es nicht gesehen hatte, europäisirt, und machte gegenwärtig alle möglichen Anstrengungen, das orientalische Gewand abzustreifen. Die Commune Bukarest hatte ihre Schuldenlast freilich durch diese Anstrengungen und Verbesserungen um ein Bedeutendes erhöht; indeß, in Rumänien geht man in der Finanzwirthschaft leichtsinniger zu Werke als anderswo. Man schaue sich nur den Berg rumänischer Staatsschuld an!

Europäisirt! Ja, anders sah es aus, als vor fünf Jahren; aber doch traten mir die Verfahrenheit und die Verfallenheit des Orients noch in allen Straßen und auf allen Plätzen entgegen. Es ist eben zu viel Orient in Bukarest und um mit dieser Masse orientalischer Trümmer aufzuräumen, braucht es eben eine längere Zeit als ein Jahrzehnt.

In Belgrad hat man mit dem Orient in den letzten fünf Jahren freilich fast ganz aufgeräumt; aber Belgrad hat auch nur dreißigtausend Einwohner, während Bukarest über hundertfünfzigtausend hat, welche einen kolossalen Flächenraum bewohnen. Wenn ich durch die Vorstädte Bukarest's fahre, weiß ich oft nicht, ob ich schon auf dem

Lande bin, oder ob ich mich noch in der Stadt befinde. Und wenn ich durch die Straßen spaziere, frage ich mich, wie oben auf der Kuppe des Metropolitanhügels: Bin ich im Orient, oder bin ich im Occident? Wüste Bauplätze an zwanzig verschiedenen Stellen zwischen den Häusergruppen der Hauptstraße Podu mogoschen, wie in allen anderen Straßen. Plötzlich wird das Straßenpflaster durch eine ungepflasterte Querstraße unterbrochen. Die Stelle, wo die Unterbrechung stattfindet, ist ein Sumpf. Der Ausdruck „Pfütze" würde zur richtigen Charakteristik der Stelle nicht hinreichen. Zögernd steht der Spaziergänger am Rande des Sumpfes. Es hilft nichts; er muß den Sumpf durchwaten. Kein anderer Weg ist da. Von Straßenkehrern oder von einer regelmäßigen Straßenreinigung weiß die Hauptstadt Rumäniens eben noch nichts. Wieder der Orient im Occident! Aber Bukarest hat doch ein Rettungsmittel gegen diese Sümpfe oder gegen den fußdicken Schmutz der noch nicht gepflasterten Straßen. Das Rettungsmittel besteht in einer Menge vortrefflicher, russischer Britzka's, mit unermüdlichen Pferden bespannt. Im gestreckten Trab überwinden diese wallachischen Pferde alle Hindernisse. Ein Franc ist der civile Preis, für den der nie verdrossene Bridjar von einem Ende Bukarest's zum andern jagt, und für die ganze Stunde nimmt er nur zwei Francs. Die Achsen dieser halboffenen Wagen halten alle Stöße aus, ohne zu brechen.

Ich kam zu einem schönen, parkähnlichen Garten. Große Weiher, prächtige Alleen von Linden und Kastanien, englische Anlagen in Rasenplätzen, herrliche Durchblicke und Fernsichten — ich kenne den Garten; es ist der Garten Cismedjou, der jeder europäischen Stadt zur Zierde gereichen

würde. Der Durchgang zu diesem herrlichen, parkähnlichen Garten findet durch eine trümmerhafte Straße statt, deren Seiten elende Baracken bilden. An das goldgeschmückte Gitter des Soutzo'schen Gartens stoßen elende Häuser mit halbeingestürzten Wänden; aus den Alleen des köstlichen Parkes, den die Kirche zum heiligen Georg umgibt, blickt das Auge in Perspectiven von eingestürzten Häusern und erbärmlichen Baracken. Im sogenannten St. Germain von Bukarest, wo die vornehme Welt in eleganten Landhäusern wohnt, gibt es kein Straßenpflaster. Ohne Britzka ist das St. Germain von Bukarest bei Regenwetter unbesuchbar. Die „Chaussee" heißt die Kiesstraße, welche von der Barriere Podu mogoschen durch einen wundervollen Park mit Springbrunnen, Alleen, Weihern, Rasenplätzen und Blumenparterres führt, auf welchen die vornehme Welt Abends gegen sechs Uhr oder nach Sonnenuntergang in reich geschmückten Wagen und auf herrlichen Racepferden ihren Corso macht; aber ehe die prächtigen Wagen und die herrlichen Racepferde auf die „Chaussee" gelangen, müssen sie die Barriere Podu mogoschen passiren, und diese Barriere besteht heute, wie vor fünf Jahren, aus einer Reihe elender Baracken und schmutziger Trümmerhaufen, und ist zu Fuß nicht leicht zu überschreiten. Neben einem prächtigen Spitale, wie die neue Kaiserstadt an der Spree leider keins aufzuweisen hat, erhebt sich ein alter Thurm. Der Thurm heißt der „Schwedenthurm." Die Schweden, welche in dem tollen Kampfe König Karl's bei Bender in die Hände der Türken fielen, haben ihn zur Beschäftigung während ihrer Gefangenzeit in Bukarest aufgebaut. Die Straße, welche zu dem Strousberg'schen Bahnhofe führt, ist, wenn es geregnet hat, ohne Britzka gar nicht passirbar. Selbst mit der Britzka habe

ich mich nur zögernd durch diesen Sumpf bewegt, weil ich, sobald die Achse der Britzka brach, rettungslos verloren gewesen wäre. Ein Omnibus, der auch die kühne That wagte, nach dem Bahnhofe zu gelangen, blieb stecken und kämpfte lange zwischen Sein und Nichtsein. Ueber sein Schicksal zu berichten bin ich außer Stande. Das sind Contraste selbst in dem europäisirten Bukarest! Zögernd stehe ich oft an einem Gebäude und frage mich: Stammt dieses sonderbare Haus aus Japan oder aus China; aus der Türkei oder aus Spanien? Ich weiß es nicht und kann es auch nicht erfahren. Seine Geschichte ist ihm nicht an die Stirn geschrieben. Das Haus ist eben ein Trümmerhaus, verlassen von seinem ehemaligen Eigenthümer. „Bukarest müßte einmal abbrennen, um mit seinen Baracken und Trümmerresten fertig zu werden," sagte mir ein Freund, der mich auf einem Spaziergange durch die Stadt begleitete. „Das ist freilich ein Radicalmittel," erwiderte ich ihm; „aber das Radicalmittel braucht nicht angewandt zu werden. Wenn die Bukarester Commune so tapfer weiter aufräumt, baut und ebnet, wie sie seit den letzten fünf Jahren gethan hat, so kann in Bukarest auch ohne Feuersbrunst aufgeräumt werden." Wie es mit den Finanzen der Commune am Ende dieses Jahrzehents aussehen wird — das kann freilich Niemand sagen. Weiß doch Niemand, wie es mit den Finanzen Rumäniens aussehen wird.

„Jawohl, Bukarest hat sich europäisirt, das ist richtig," sagte ich zu meinen Bekannten in der Hauptstadt Rumäniens; „dieses Verdienst hat die Initiative der Commune. Hat sich aber das Land auch europäisirt? Was hat die Regierung des Fürsten Karl von Hohenzollern während der fünf Jahre, wo ich nicht in der „wilden

Wallachei" war, für das Land gethan? Hat die Regierung des Fürsten Karl, worauf man vor fünf Jahren so große Hoffnungen setzte, den rumänischen Ackerbau befördert; hat sie Straßen und Vicinalwege gebaut, an denen es doch so sehr in Rumänien mangelt; sind Flüsse regulirt worden? Was ist für die Volksbildung geschehen? Haben sich die rumänischen Finanzen gebessert? Ist von dem ungeheuren rumänischen Schuldenberg ein Stück abgetragen worden?

Vierzehn Tage früher that ich alle dieselben Fragen über die serbischen Zustände in Belgrad. Und auf jede Frage erhielt ich eine bejahende Antwort, und die Beweise für jedes „Ja" fehlten niemals.

In Bukarest lautete dagegen die Antwort auf jede Frage Nein. Es war nichts geschehen. In Rumänien sah es gerade so aus, wie vor fünf Jahren unter der Kusa'schen Regierung; nein, es war noch schlechter geworden. „Der neue Hospodar, der Fürst Karl, hat weder Initiative noch Thatkraft, weder Organisationstalent noch Lust, Etwas zu thun. Er war während der fünf Jahre, wo er an der Spitze der rumänischen Staatsverwaltung steht, eine Null." Das war die Antwort, die mir jeder gab, den ich in Bukarest nach der Lage Rumäniens fragte! Und ich versichere, ich habe mich Tage lang mit sehr unterrichteten Personen über die gegenwärtige Lage Rumäniens unterhalten und zwar mit solchen Personen, welche den politischen Parteikämpfen vollständig fern stehen, weil sie Ausländer sind.

„Und was macht denn der Mann den ganzen Tag hindurch? Was macht er denn Abends? Die Winterabende sind doch lang in Bukarest?" fragte ich. Eigentlich wußte mir Niemand so recht anzugeben, womit der Fürst Karl fünf Jahre hindurch die Zeit zugebracht hatte. „Er geht

auf die Jagd," sagte mir der Eine, „er fährt im Lande umher, um diesen oder jenen Bojaren zu besuchen, um zur Abwechslung anderswo zu speisen, als in seinem langweiligen Hause in der Straße Podu mogoschen in Bukarest oder in seinem Sommerschlosse zu Cotroceni — es ist ein altes Kloster; Sie kennen es ja aus Ihrem früheren Aufenthalt in Bukarest; er war auf seinem Gute in der Moldau und beschäftigte sich dort mit dem Wildstande; im Winter besuchte er das Theater oder sah sich die Bilder in der Illustrirten Zeitung an; er war ja auch einmal in Constantinopel, um dem Sultan seine Aufwartung zu machen; ein anderes Jahr reiste er in Deutschland an den verschiedenen Höfen umher, um zu sehen, ob es nicht möglich sei, den unbedeutenden Hospodarentitel mit dem Titel eines „Königs von Rumänien" zu vertauschen. Das Hohenzollernwappen hat er auf jedem Gardinenhalter und auf jeder Stuhllehne anbringen lassen. Das erfordert schon viel Nachdenken und viel Zeit! Seit Jahr und Tag ist er verheirathet, wie Sie wissen. Seit jener Verheirathung beschäftigt er sich Abends mit seiner Frau."

„Nun, das ist alles für einen Privatmann, der in der Welt nichts zu thun hat, recht hübsch; aber nicht für einen Fürsten von Rumänien, wo noch Alles zu thun ist. Was ließe sich Alles aus Rumänien machen? Serbien ist ein Beispiel, was von einer thätigen und tüchtigen Regierung in wenig Jahren geschehen kann. Hat denn der Hospodar jetzt die rumänische Sprache erlernt?"

„Nun ja, so ziemlich; aber den Dialekt, den das Landvolk, den die Bauern sprechen, versteht er nicht. Mit dem Landvolk sich zu unterhalten ist er nicht im Stande."

Bald nach seinem Regierungsantritt — es war am

10. Mai 1866, als der neue Hospodar in Bukarest einzog — ich habe seinem Einzuge beigewohnt — veröffentlichten die Lohnschreiber und die illustrirten Bilderanfertiger der preußischen Regierung in Schrift und Bild Beschreibungen dieses Einzugs, wo viel von dem stürmischen Enthusiasmus des rumänischen Volkes die Rede war, als es in den Straßen von Bukarest den Prinzen Karl von Hohenzollern sah; ich versichere, ich habe von einem solchen Enthusiasmus auch nicht das Mindeste weder gesehen noch gehört. Der neue Hospodar sprach sich damals zu einem meiner Bekannten in Bukarest dahin aus: „Er möchte wohl auf volkswirthschaftlichem Gebiete Etwas für das Land thun, was seine Meinung sei?"

Rumänien hat bekanntlich, einige unbedeutende Industriezweige ausgenommen, weder Industrie noch Fabriken. Alles, was Rumänien an Mobilien, Einrichtungsgegenständen, Wagen, Tuchen, Kleidern, Stoffen gebraucht, wird in Oesterreich oder auch in Frankreich gearbeitet und gefertigt und auf der Donau oder auf den Landstraßen, die nach Siebenbürgen führen, importirt. Colossale Summen werden auf diese Weise dem Lande entzogen und fließen in die Taschen fremder Kaufleute und Fabrikanten. Der Mann, zu dem Fürst Karl bald nach seinem Regierungsantritt sich dahin aussprach: „Er möchte wohl auf volkswirthschaftlichem Gebiet Etwas für Rumänien thun," rieth ihm verständigerweise, die Industriezweige in Rumänien zu kultiviren, welche Siebenbürgen gegenwärtig kultivirt, um mit den Produkten derselben Rumänien zu überschwemmen. Der Rath war gewiß praktisch und nicht schwer auszuführen. Aber es blieb eben bei der Idee. Der Fürst kaufte sich allerdings eine große Besitzung in der Moldau. Aber die

Industriezweige, von denen ich soeben sprach, wurden dort nicht kultivirt. Statt mit der Industrie beschäftigte man sich auf dem Gute in der Moldau mit der Jagd und mit dem Wildstande. Auch von einer Beförderung des Ackerbaues, von Hebung der Volkswirthschaft, von Veredlung der Schafzucht, von Verbesserung der so sehr herabgekommenen rumänischen Pferderace Seitens der Regierung des neuen Hospodars wußte mir Niemand Etwas zu sagen. Ackerbau und Volkswirthschaft standen in Rumänien gerade auf derselben Stufe, wie vor fünf Jahren, und diese Stufe ist wahrhaftig keine hohe. Zuweilen wurden mir einige Straßen und Brücken genannt, welche die Regierung gebaut hätte; aber schließlich fand sich immer, daß diese Straßen und Brücken noch aus Kusa's Zeit stammten. Von Fortschritten auf dem Gebiete der Volksbildung und des Schulwesens wußte ebenso Niemand Etwas. In Serbien zählte man mir eine Menge neuer Realschulen vor, welche die Regierung in allen Kreisstädten errichtet hatte; man zeigte mir auf der Karte, wie sämmtliche Kreisstädte durch neu angelegte Landstraßen und durch Telegraphenleitungen mit der Hauptstadt verbunden waren; in Bukarest habe ich nichts Aehnliches erfragen können. Die Universität von Bukarest ist ein prächtiges sehr geräumiges Gebäude, welches jeder deutschen Universitätsstadt zur Zierde gereichen würde; aber an der Bukarester Universität waren nur zwei Fakultäten besetzt, die juristische und die medizinische Fakultät; die Ziffer der Studirenden war sehr gering und so schwankend, daß ich sie gar nicht aufführen will. Der Schulunterricht ist in Rumänien obligatorisch und auch unentgeltlich. Die Behörden kümmern sich aber gar nicht darum, ob die schul-

pflichtigen Kinder die Schulen besuchen oder nicht. So stehen die Schulen leer. „Ich habe viele Monate inmitten einer Dorfgemeinde gelebt," erzählte mir ein Ingenieur, „welche über fünfhundert Familien hatte, und ich habe in der Dorfschule niemals mehr als fünf bis sieben Kinder gesehen." Was nutzt da der unentgeltliche und obligatorische Schulunterricht? Rumänien hat eine Menge trefflicher Gesetze, aber um die Ausführung der Gesetze kümmert sich keine Behörde. Der bedeutende Exporthandel, den Rumänien mit Getreide betreibt, erfordert gebieterisch eine Regulirung des Flußsystems; aber Niemand konnte mir auch nur den Namen eines einzigen Flusses nennen, der seit den fünf Jahren, wo ich Rumänien zum letzten Male besuchte, regulirt worden war. Und von dem ungeheuren Berg rumänischer Staatsschulden war während der neuen Regierung gar nichts abgetragen. Der Berg war im Gegentheil jährlich um ein Bedeutendes gewachsen. Aber die Steuerlast war noch drückender geworden, als sie es vor fünf Jahren war. „Und wie ist's mit dem Räuberwesen?" fragte ich. „In den letzten Jahren hat es wieder recht zugenommen." Schließlich verlor ich die Lust, zu fragen; denn ich hörte niemals auf meine Fragen eine erfreuliche Antwort. Wahrhaftig, ich habe oft in Bukarest anhören müssen, daß mir Jemand sagte: „Es war weit besser unter der Kusa'schen Regierung. Es geschah doch Etwas. Kusa hat die Leibeigenschaft aufgehoben; er hat die Klöster säkularisirt und die großen Klostervermögen wieder einverleibt. Kusa besaß doch Energie und schlug dann und wann mal dazwischen, und dann zitterte die ganze träge und faule Bureaukratie und rührte sich, und es kam Bewegung in die Staats-

Industriezweige, von denen ich soeben sprach, wurden dort nicht kultivirt. Statt mit der Industrie beschäftigte man sich auf dem Gute in der Moldau mit der Jagd und mit dem Wildstande. Auch von einer Beförderung des Ackerbaues, von Hebung der Volkswirthschaft, von Veredlung der Schafzucht, von Verbesserung der so sehr herabgekommenen rumänischen Pferderace Seitens der Regierung des neuen Hospodars wußte mir Niemand Etwas zu sagen. Ackerbau und Volkswirthschaft standen in Rumänien gerade auf derselben Stufe, wie vor fünf Jahren, und diese Stufe ist wahrhaftig keine hohe. Zuweilen wurden mir einige Straßen und Brücken genannt, welche die Regierung gebaut hätte; aber schließlich fand sich immer, daß diese Straßen und Brücken noch aus Kusa's Zeit stammten. Von Fortschritten auf dem Gebiete der Volksbildung und des Schulwesens wußte ebenso Niemand Etwas. In Serbien zählte man mir eine Menge neuer Realschulen vor, welche die Regierung in allen Kreisstädten errichtet hatte; man zeigte mir auf der Karte, wie sämmtliche Kreisstädte durch neu angelegte Landstraßen und durch Telegraphenleitungen mit der Hauptstadt verbunden waren; in Bukarest habe ich nichts Aehnliches erfragen können. Die Universität von Bukarest ist ein prächtiges sehr geräumiges Gebäude, welches jeder deutschen Universitätsstadt zur Zierde gereichen würde; aber an der Bukarester Universität waren nur zwei Fakultäten besetzt, die juristische und die medizinische Fakultät; die Ziffer der Studirenden war sehr gering und so schwankend, daß ich sie gar nicht aufführen will. Der Schulunterricht ist in Rumänien obligatorisch und auch unentgeltlich. Die Behörden kümmern sich aber gar nicht darum, ob die schul-

pflichtigen Kinder die Schulen besuchen oder nicht. So stehen die Schulen leer. „Ich habe viele Monate inmitten einer Dorfgemeinde gelebt," erzählte mir ein Ingenieur, „welche über fünfhundert Familien hatte, und ich habe in der Dorfschule niemals mehr als fünf bis sieben Kinder gesehen." Was nutzt da der unentgeltliche und obligatorische Schulunterricht? Rumänien hat eine Menge trefflicher Gesetze, aber um die Ausführung der Gesetze kümmert sich keine Behörde. Der bedeutende Exporthandel, den Rumänien mit Getreide betreibt, erfordert gebieterisch eine Regulirung des Flußsystems; aber Niemand konnte mir auch nur den Namen eines einzigen Flusses nennen, der seit den fünf Jahren, wo ich Rumänien zum letzten Male besuchte, regulirt worden war. Und von dem ungeheuren Berg rumänischer Staatsschulden war während der neuen Regierung gar nichts abgetragen. Der Berg war im Gegentheil jährlich um ein Bedeutendes gewachsen. Aber die Steuerlast war noch drückender geworden, als sie es vor fünf Jahren war. „Und wie ist's mit dem Räuberwesen?" fragte ich. „In den letzten Jahren hat es wieder recht zugenommen." Schließlich verlor ich die Lust, zu fragen; denn ich hörte niemals auf meine Fragen eine erfreuliche Antwort. Wahrhaftig, ich habe oft in Bukarest anhören müssen, daß mir Jemand sagte: „Es war weit besser unter der Kusa'schen Regierung. Es geschah doch Etwas. Kusa hat die Leibeigenschaft aufgehoben; er hat die Klöster säkularisirt und die großen Klostervermögen wieder einverleibt. Kusa besaß doch Energie und schlug dann und wann mal dazwischen, und dann zitterte die ganze träge und faule Bureaukratie und rührte sich, und es kam Bewegung in die Staats-

maſchine.“ Das hätte ich vor fünf Jahren nicht gedacht, daß ich noch Kuſa's Lob in Bukareſt hören ſollte!

Fürſt Karl von Hohenzollern iſt in Rumänien ſeit den fünf Jahren ſeiner Regierung vollſtändig unpopulär geworden, weil er in dieſen fünf Jahren nichts gethan und nichts geſchaffen hat. Schwäche, Thatenloſigkeit, Mangel an Initiative, Unkenntniß der Verhältniſſe, wohin man ſieht! In letzter Zeit ſcheinen den preußiſchen Hoſpodaren Staatsſtreichgelüſte angewandelt zu haben. Er ernannte eine der gefährlichſten und ſchlechteſten Creaturen Kuſa's zu ſeinem Kriegsminiſter. Ich meine den General Floreſcu. Als ich vor fünf Jahren in Bukareſt war, ſprachen alle anſtändigen Leute von Floreſcu mit Verachtung, und beſchuldigten ihn aller möglichen Verbrechen. Mich wundert wirklich, daß ich nicht auch den berüchtigten Marghiloman, den Polizeichef Kuſa's, der für Geld Nachts die eingefangenen Räuber aus der Buscarie, dem Stadtgefängniß, entließ, als Polizeipräfekten von Bukareſt wiederfand. Und wo war Liebrecht, der Major, der Oberſtpoſtdirektor Kuſa's, geblieben? Nach dem Sturze Kuſa's war er in die Buscarie geſteckt, wegen koloſſaler Unterſchlagungen zu zehnjähriger Kerkerſtrafe verurtheilt und ſchließlich begnadigt worden. „Aber Liebrecht, wenn er auch ein Schlingel war, war doch ein Organiſationstalent; er war doch ein energiſcher und thätiger Mann, der wenigſtens Etwas geſchaffen hat,“ ſagte man in Bukareſt, „der Fürſt Karl hat gar nichts geſchaffen, er hat fünf Jahre geſchlafen.“ Endlich glaubte ich einen feſten Anhaltspunkt im Intereſſe der jetzigen Regierung gefunden zu haben. „Bei den letzten Wahlen hat ſich doch eine große Majorität

für die Regierung ergeben, während die Regierung bis dahin immer in der Minorität in der Kammer war," sagte ich; „das beweist doch einen Umschwung zu Gunsten der Regierung." „Da ist man sehr im Irrthum, wenn man das in Deutschland glaubt," wurde mir allseitig erwidert; „die Kammermajorität ist aus ganz anderen Motiven hervorgegangen." — „Und welche Motive haben gewirkt? Hat das neue Ministerium alle die bekannten Mittel und Mittelchen in Bewegung gesetzt, um auf die Wahlen zu drücken und ihre Stimme zu beeinflußen?" — „O nein; die Wahlen wären unter jedem Ministerium so ausgefallen, wie unter dem jetzigen." — „Nun, wer oder was hat denn die jetzige Kammermajorität geschaffen?" — „Indirekt die deutschen Siege, welche den Einfluß Frankreichs und den Einfluß Oesterreichs in Rumänien lahm gelegt haben. Man fürchtet sich heute in Rumänien gleichzeitig vor Deutschland und vor Rußland. Man will selbstständig bleiben und nicht von Rußland gefressen werden. Nur in dieser Furcht und in dieser Absicht haben die Rumänier sich bei den jetzigen Wahlen für die jetzige, selbstständige Regierung ausgesprochen. Warten Sie sechs Monate. Bald wird die Regierung in der Kammer gerade wieder so in die Minorität hineingerathen sein, wie früher!"

Als ich vor fünf Jahren in Bukarest war und von der Berufung des Fürsten Karl von Hohenzollern zum Hospodaren von Rumänien hörte, ging ich zu dem damaligen Finanzminister Rosetti. Ich kannte Rosetti aus unserer gemeinschaftlichen Flüchtlingszeit in Paris, wo ich ihn im Herwegh'schen Hause getroffen hatte. „Rosetti," war meine erste Frage, als ich in den Salon des jetzigen

Ministers der Statthalterschaft trat, „warum habt Ihr hier nicht in Rumänien die Republik gemacht? Sie, Fürst Jon Ghika, Jon Bratiano, Major Lecca, Sie Alle sind ja Republikaner! Weßhalb diesen dynastischen Firlefanz mit Karl Hohenzollern, der von Rumänien so viel versteht, wie die selige Katze Ihres Concierge in Paris? Den Mann hat Euch Bismarck aufintriguirt, um mit ihm einen Coup gegen Oesterreich zu machen. Der Krieg mit Oesterreich steht vor der Thür. Der Bismarck'sche Hospodar wird Euch in fabelhaft dynastische Verlegenheiten hineinreiten, in welchen Rumänien zu Grunde gehen kann. Weßhalb nicht die Republik? Und wenn Ihr denn einen Hospodaren haben müßt, so nehmt doch Jon Ghika. Das ist doch ein Mann von Initiative, Organisationstalent und Energie. Er hat's als Fürst von Samos bewiesen." Rosetti setzte mir nun auseinander, daß die Lage Rumäniens bis zur Republik einen Zwischenzustand erheische und daß es besser sei, in diesem Zwischenzustande einen fremden Prinzen an die Spitze der rumänischen Verwaltung zu stellen, als einen einheimischen Bojaren, um die Intriguen der übrigen Bojaren zu brechen, die alle nach dem Hospodarenstuhl trachteten. Nicht Bismarck habe Karl Hohenzollern ausgesucht, sondern die Statthalterschaft. „Uebrigens ist der Mann ja eine Null," war der Schluß seiner Auseinandersetzung, „macht er Staatsstreiche, so jagen wir ihn fort. Die Arbeit ist weit leichter, als die Absetzung Kusa's."

Rosetti hat damals im Romanul den Inhalt unseres Gesprächs theilweise dementirt. Natürlich; er war Minister. Heute wird Rosetti mir das Gespräch wohl in seinem ganzen Umfange zugeben; jedenfalls wird er mir zugeben

daß die Republik besser gewesen wäre, als die Unfähigkeit Karls — ich hätte beinahe „Karls des Großen" geschrieben.

Aber die Eisenbahnen hat „Karl der Große" doch in Rumänien geschaffen? Freilich, aber wie? Ich werde nun von Stroußberg und seinen Eisenbahnen erzählen, welche in ganz Europa berüchtigt geworden sind.

Zehntes Kapitel.

Von Giurgewo nach Bukarest.

Die erste Eisenstraße, auf der ich in Rumänien gefahren bin, war die Eisenstraße von Giurgewo nach Bukarest. Von Belgrad nach Giurgewo fuhr ich auf dem „Orient", dem größten und prächtigsten Eilschiffe der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft. Der „Orient" ist überhaupt wohl der größte Flußdampfer, der in Europa existirt; er hat einen Gehalt von 700 Tonnen und eine Länge von nicht weniger als 270 Wiener Fuß. Das Belvedere, welches auf den übrigen Eilschiffen der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft die Länge des Verdecksalons erster Classe hat, ist auf dem Orient über das ganze Schiff ausgedehnt und gestattet dem Reisenden einen Spaziergang von nicht weniger als hundert Schritten. „Schauen Sie sich mal mein Schiff an," sagte der Kapitän zu mir, als ich Morgens auf das Verdeck stieg, „sieht es nicht aus, wie eine Panzerfregatte?" Der Mann hatte Recht. Welcher Kapitän sollte sich nicht über ein so prächtiges Schiff freuen, wie der

„Orient" ist? Immer habe ich ein Bedauern empfunden, wenn ich den gastlichen Bord dieser prächtigen Eilschiffe, welche dem Reisenden jeden möglichen Comfort bieten, verlassen mußte, um in Ungarn, in Serbien, in der Wallachei oder gar in der Türkei meine Reise zu Lande fortzusetzen. Ich fuhr ja schon zum zweiten Male die Donau stromabwärts, um die Völkerstämme zu besuchen, welche bis zum schwarzen Meere an ihren Ufern wohnen. Dasselbe Bedauern meiner selbst erfaßte mich auch heute wieder, als ich in Giurgewo ans Land stieg, um zum ersten Male auf einer Eisenstraße durch Rumänien zu reisen. Rumänische Eisenbahnen! Stroußberg hat dafür gesorgt, daß sie in ganz Europa berüchtigt geworden sind. Die Eisenstraße, welche von Giurgewo nach Bukarest führt, hat Stroußberg aber nicht gebaut, sondern eine englische Gesellschaft.

In Giurgewo sah es noch gerade so schmutzig und so unordentlich aus, wie vor fünf Jahren, wo ich auf derselben Stelle landete, um noch in einem nichts weniger als bequemen Postwagen nach Bukarest zu fahren. Schmutz und Bettelei schienen sich vor dem Mauthgebäude sogar noch vermehrt zu haben. Endlich war ich mit der ganzen Zollscheererei fertig. Ein Fiaker führte mich vom Mauthgebäude nach dem Bahnhofe, der auf der andern Seite der Stadt liegt. Der Marktplatz in Giurgewo war eine ungeheuere Schmutzlache, in der ich fast mit dem Wagen stecken blieb. Ein mit Holz beladener Lastwagen hatte bereits mitten auf dem Platze in Folge eines Radbruches umgeworfen. Es schien in Giurgewo seit den fünf Jahren, wo ich nicht dort war, nicht gepflastert worden zu sein. Das Pflaster ist in den orientalischen Städten ja überhaupt eine Nebensache. Aber Giurgewo ist doch eine Stadt von mehr

als zwanzigtausend Einwohnern und der Hafen der Wallachei. Da sollte die Commune doch wenigstens eine fahrbare Straße vom Ausladungsorte der Dampfschiffe und Lastschiffe bis zum Bahnhofe führen! Aber, ich vergesse, ich bin ja nicht mehr in Serbien, sondern reise in der Wallachei; da sind noch ganz andere Dinge möglich!

Endlich war ich auf dem Bahnhof angekommen, zehnmal in Gefahr, umgeworfen zu werden oder im Schmutze stecken zu bleiben. Ich war froh, als ich den Fuß wieder auf den Asphaltboden setzen konnte. Auf dem Bahnhofe hatte ich wieder das Gefühl, in Europa zu sein. Ich hörte, daß der nächste Zug erst in anderthalb Stunden nach Bukarest abgehe, hatte also Zeit genug, den ersten Bahnhof, den ich in Rumänien betrat, gründlich kennen zu lernen.

Das Bahnhofsgebäude hatte ein anständiges Aeußere. Von architektonischer Schönheit oder von architektonischem Zierrath war freilich keine Rede. Die Bahnhof von Giurgewo sah aus wie der Bahnhof einer recht kleinen deutschen Provinzialstadt, auf dessen Ausbau die Eisenbahn-Gesellschaft so wenig wie möglich verwenden will. Der Asphaltboden des Perrons hatte bereits an vielen Stellen Risse und Sprünge, für deren Ausbesserung sich Niemand zu interessiren schien. Die Wartesäle waren niedrig, klein, in sehr dürftiger Weise möblirt. Ich sah, die englische Gesellschaft hatte auch im Meublement so viel wie möglich gespart. Die Orte, welche, wie man zu sagen pflegt, auch der Kaiser zu Fuß besuchen muß, waren ohne Verschluß, selbst an der für die Damen bestimmten Seite des Bahnhofes. Am ordentlichsten sah es noch in der Gepäckkammer aus. Der Tadel, den ich hier über den Bahnhof von Giurgewo aussprechen muß, gilt aber nur den Baulichkeiten,

also der englischen Gesellschaft, welche die Bahn von Giurgewo nach Bukarest gebaut hat; er soll sich durchaus nicht auf die am Bahnhofe in Giurgewo angestellten Beamten erstrecken, welche bis zu dem Burschen herab, der das Gepäck wog, recht reinlich und ordentlich aussahen, eine kleidsame Uniform trugen und anstellig, freundlich und gefällig waren.

Endlich schlug die Stunde, welche mich aus der Einsamkeit des Perrons von Giurgewo erlöste. Ich hatte die Zeit auf einer Bank sitzend zugebracht, welche so schmal und unbequem eingerichtet war, daß ich sie einem Untersuchungsrichter als Inquisitionsbank empfehlen könnte. Wenn er den Inquisiten zehn Stunden lang auf einer solchen Bank sitzen läßt, gesteht er gewiß. Einige fünfzig Personen drängten und schoben sich vor dem kleinen Gitter des Billetverkaufsbureau's, wo ein Beamter Billets für alle drei Wagenklassen verkaufte. Mit Mühe, gestoßen, geschoben und gedrängt, gelangte ich zu einem Billet zweiter Klasse. „Sie können zweiter Klasse nicht von Giurgewo nach Bukarest fahren," hatte man mir am Bord des „Orient" gesagt. Ich beurtheile aber den Comfort, den eine Eisenbahn dem Reisenden bietet, nach der Einrichtung der Wagen zweiter Klasse, glaube darin den richtigen Maßstab anzulegen, und kaufte deßhalb gerade ein Billet zweiter und nicht erster Klasse.

Der Wagenzug fuhr mit der Locomotive vor. Jeder stieg ein, wie und wo er wollte, wie es in allen Ländern des westlichen und südlichen Europa Sitte ist. Das Bevormundungssystem, welches auf den deutschen Eisenbahnen eingeführt ist, daß der Beamte jedem Reisenden seinen Platz anweist, ist glücklicherweise auch in Rumänien noch nicht

Mode. Bevor das Abfahrtssignal ertönte, vergingen wenigstens noch zehn Minuten. Ich hatte Zeit genug, vorher alle drei Wagenklassen zu besuchen.

Was soll ich von der Einrichtung sagen? Die Einrichtung war reinlich und ordentlich, aber so dürftig, wie nur irgend möglich. Die Ausstattung der zweiten und dritten Klasse war noch ärmlicher, als auf den französischen, belgischen und spanischen Bahnen, die Sitze noch schmäler; am Lederüberzug der Bänke und Rücklehnen war aufs möglichste gespart. Von den Federn, Polstern und sesselartigen Rücklehnen der Wagen zweiter Klasse in Deutschland war selbstverständlich gar keine Rede. Aber auch die Wagen erster Klasse, welche doch auf den west- und den südeuropäischen Bahnen, selbst wenn die Einrichtung der zweiten und dritten Klasse dürftig ist, viel Comfort bieten, ließen auf dem Bahnhof zu Giurgewo Alles zu wünschen übrig. Der Teppich, welcher allerdings den Boden bedeckte, war von schlechter Qualität und sehr schmal. Die Sessel waren eng, schmal und mit einem blauen Wollstoff bezogen, der sich weder durch Farbe noch durch Qualität auszeichnete. In den Wagen zweiter Klasse fehlten die Vorhänge zum Schutz gegen die Sonne. Daß sie in den Wagen dritter Klasse nicht vorhanden waren, und die Insassen auf ähnlichen Inquisitionsbänken saßen, wie diejenigen, welche ich auf dem Perron von Giurgewo kennen gelernt hatte, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Das Abfahrtssignal ertönte. Ich nahm meinen Platz zweiter Klasse wieder ein. Meine Gesellschaft bestand aus zwei Brüdern, griechischen Kaufleuten aus Bukarest, welche den dritten Bruder nach Giurgewo begleitet hatten, der eine Reise nach der griechischen Heimath auf der Balkanhalbinsel

unternahm. Der Zug fuhr mit guter Geschwindigkeit. Ich will nur gleich sagen, daß die Strecke von Giurgewo nach Bukarest, welche eine Länge von acht Meilen hat, in zwei Stunden zurückgelegt wurde. Die Radfelgen umfaßten eng und fest die Eisenstraße. Von einem Schwanken der Wagen war durchaus keine Rede, wie dies auf allen Stroußberg'schen Bahnen stattfindet; die Ingenieure, welche ich in Bukarest über die Bahnstrecke von Giurgewo nach der Hauptstadt befragte, sagten mir einstimmig, daß Anlage und Bau tüchtig und gut seien. Und wieder zog die Reihe von eintönigen und einförmigen Landschaftsbildern der Wallachei an mir vorüber, welche ich vor fünf Jahren gesehen hatte, als ich im Coupé eines Postwagens von Giurgewo nach Bukarest fuhr, nur im rascheren Fluge. Ueberall zu beiden Seiten der Eisenstraße bebaute Felder und Aecker, Waizen, Roggen, Raps; dazwischen Gruppen von Nußbäumen, Zwetschkenbäumen und Akazien. Der Boden der Wallachei ist fruchtbar und ergiebig, wie der Boden von wenig europäischen Ländern. Er beansprucht von seinem Bebauer außerordentlich geringe Mühe und Arbeit und spendet die Frucht in der reichlichsten Weise.

Aber setzen wir die Reise fort. Der Zug hält. Station „Frateşti" lese ich mit großen Buchstaben auf der Wand des Bahnhofsgebäudes geschrieben. Ausgerufen werden auf rumänischen Eisenbahnen die Stationen nicht. Auch die Bahnwärter erscheinen vor den Wärterhäusern beim Vorbeifahren des Zuges nach Belieben, wie es ihnen paßt. Wir fahren eben durch die Wallachei. Das Stationsgebäude ist ein langes, aus einem Erdgeschoß bestehendes Haus, dessen Aeußeres ein freundliches Aussehen hat. Die Wände sind weiß gestrichen; große Fenster mit Gardinen, braungestrichene

Hausthüren, das Dach mit Eisenblech oder mit Zink gedeckt. Das ist der Charakter und die Gestalt aller Stationshäuser auf der Bahn von Giurgewo nach Bukarest. Eins gleicht dem andern ganz und gar. Dem Charakter des Landes ist freilich durch diese Bauart Rechnung getragen; die eintönige Landschaft wird aber durch eine solche Gleichheit noch monotoner. Kein Reisender steigt ein; keiner verläßt den Zug. Also vorwärts! Das Dorf Frateşti, nach dem die Station benannt ist, erscheint in der Ferne.

Es ist Neu-Frateşti, wie mir die Griechen sagen; Alt-Frateşti werde ich weiterhin sehen. Neues kann ich an den mit Stroh gedeckten, elenden Lehmhütten des Dorfes nicht entdecken. Der Charakter des Landes bleibt ganz derselbe. Hie und da erhebt es sich hügelförmig. Die Hügel bringen einige Abwechslung in das eintönige Bild. Nun links von der Eisenstraße Alt-Frateşti. Dieselben ärmlichen Lehmhütten mit Strohdächern. Wieder eine Station! „Blaneoşa" lese ich an dem Stationsgebäude, welches gerade so aussieht wie sein Bruder in Frateşti. Nur hat es, damit doch eine Abwechslung eintritt, eine Blechhaube statt einer Zinkhaube auf dem Kopfe. Auch hier verläßt Niemand den Zug; kein neuer Reisender. Vorwärts! Ein Signal wird nicht gegeben.

Jetzt ändert sich der Charakter der Landschaft. Die Aecker, die Weiden verschwinden; Eichenwald ist an ihre Stelle getreten. Der Eichenwald bildet zu beiden Seiten die Decoration der Bahnstrecke bis nach Comano. Der Eichenwald ist Staatswaldung, aber die Forsten sind sehr gelichtet. Der Minister Cogalniču, erzählte man mir in Bukarest, hatte von der Regierung die Befugniß erhalten, sich nach Bedarf Holz aus dieser Staatswaldung zu nehmen.

Er dehnte seinen Bedarf so aus, daß die Folgen des Mißbrauches dieser persönlichen Erlaubniß noch lange sichtbar sein werden.

Comano — die neue Station, zugleich die Hauptstation zwischen Giurgewo und Bukarest. Ein Zug steht auf den Schienen; es ist der Zug, der von Bukarest nach Giurgewo fährt und uns hier erwarten muß, um weiterzukommen.

Die Bahn von Giurgewo nach Bukarest hat nur ein Geleise, und in Comano ist der Kreuzungspunkt. Langsam schieben sich auf der Kreuzung die Züge an einander vorüber. Der von Bukarest kommende Zug ist schwach besetzt. Wir halten vor dem Stationsgebäude, welches außer der Beamtenwohnung aus mehreren Lagerhäusern und Speichern besteht. Hier ist ein regeres Leben auf dem Bahnhofe, als bisher. Reisende kommen und gehen. Uebrigens schließe derjenige, der mit einem Personenzuge vom Giurgewo nach Bukarest fährt, wie ich, aus der Stille, welche auf der Eisenstraße herrscht, nicht auf die Rentabilität der Bahn. Die Güterzüge müssen, da die Bahn nur ein Geleise hat, zu anderer Zeit befördert werden als die Personenzüge, und die Güter, welche auf der Bahn befördert werden, sind so zahlreich, daß die Wagen nicht ausreichen. Rumänien hat einen sehr starken Export an Getreide, und dieser Export hat bereits jetzt schon eine Rentabilität von sieben Procent für die Giurgewo und Bukarest verbindende Bahn zur Folge. Die Rentabilität wird sich noch sehr vermehren, wenn erst die vielen Stockungen, welche der Verkehr durch Mangel an Güterwagen erleidet, gehoben sind. Vielleicht wird sich damit auch das Aussehen des Dorfes Comano bessern, welches sich zur linken Hand der Eisenstraße zeigt. Lehm-

hütten, wie in Frateſti; daneben Erdhütten halb unter der Erde. Die Ruinen eines abgebrochenen Kloſters geben dem eintönigen Dorfbilde eine maleriſche Abwechslung. Auch die Bewohner des Dorfes Comano kommen zum Vorſchein; die Männer in der weißen wallachiſchen Tracht, die Mützen aus Schaffell auf dem Kopfe; die Frauen in den bunten Röcken, Bruſt und Hals nur mit dem Hemde bedeckt; die Kinder nur im Hemde. Es giebt keine genügſameren Menſchen, als die wallachiſchen Bauern. Mamaliga, die Cigarette, der Wein, der vor ſeiner Thür in ſeinem Weingarten wächſt — damit iſt er zufrieden. Das Schaffell, welches er, wenn es kalt wird, über der hellen, kurzen Sommerkleidung trägt, hält ein Menſchenleben lang.

Comano liegt hinter uns. Der Zug brauſt Bukareſt entgegen. Der Charakter der Landſchaft wechſelt wieder. Waideland, Wieſen und Sumpfebene treten in dem Landſchaftsbilde, welches nun die Eiſenſtraße einrahmt, in den Vordergrund. Auf einer langen, eiſernen Brücke überſchreitet der Zug den Argis, einen reißenden Gebirgsſtrom, der ſich in die Donau ergießt. Zum zweitenmale eine eiſerne Brücke. Sie überbrückt einen Nebenarm des Argis. Dann noch zwei Stationen, Vidra und Cilava. Dieſelben Stationsbilder wie früher! Endlich rollt der Zug in den Bahnhof von Bukareſt ein. Es iſt ein ſtattlicher Bahnhof, weit, hoch; die Conſtruktion des Daches kühn, kräftig und elegant. In Betreff des Bahnhofes vom Bukareſt mache ich der engliſchen Geſellſchaft, welche die Bahn ſo ärmlich ausgeſtattet hat, mein Compliment. Er bildet ein würdiges Schlußbild der Bahn von Giurgewo nach Bukareſt, welche in Giurgewo nicht ſo debutirte, daß es mir möglich war, zu applaudiren. Von Bukareſt fahren wir nun auf Strouß berg'ſchen Bahnen.

Eilftes Kapitel.

Strousberg'sche Eisenbahnen in Rumänien.

Unter allen europäischen Staaten stehen Deutschland, Oesterreich und Schweden im Bau ihrer Eisenbahnlinien, in der Ausstattung und im Comfort ihrer Bahnhöfe und ihrer Wagen in erster Reihe, weil die Regierungen entweder selbst gebaut, oder, wofern die Concessionen zum Bau an Privatunternehmer gegeben, sich das durchaus nothwendige Aufsichtsrecht vorbehalten und streng ausgeübt haben.

England, Holland, Frankreich, Italien nehmen in Betreff ihrer Eisenbahnbauten eine zweite Stelle ein. Die Privatunternehmer, welche seit den letzten dreizehn Jahren diese Länder mit Eisenbahnnetzen bedeckten, haben in der Dürftigkeit der Ausstattung der Wagen und in Betracht der Einrichtung der Züge, wo für Eilzüge und Schnellzüge nur Wagen erster Klasse gegeben werden, Manches geleistet, um selbst soviel wie möglich vom Gelde der Actionäre oder des Staates in die eigene Tasche zu stecken. Den letzten Platz in Betreff der Eisenbahnanlage unter allen

europäischen Staaten hat bis vor kurzem bei mir Spanien eingenommen. In keinem andern europäischen Lande sah ich so ärmlich ausgestattete Wagen, so schmierige, alles Comforts entbehrende, meistens nur aus Holz zusammengebaute Bahnhöfe. Seit neun Monaten, wo ich zum ersten male griechische, türkische und rumänische Bahnen befahren habe, bin ich indeß sogar mit Spanien ausgesöhnt. Die griechischen, türkischen und rumänischen Eisenbahnlinien sind, um es mit einem Worte zu sagen, die schofelsten, welche in Europa existiren. Ich würde Spanien großes Unrecht thun, wenn ich seine Bahnen, seine Wagen und seine Bahnhöfe mit den erwähnten orientalischen Eisenbahnlinien vergliche. Griechenland hat bis jetzt nur eine kurze Bahnstrecke. Sie besteht in der Linie, welche Athen mit seinem Hafen, mit dem Piräus verbindet. Englische Unternehmer haben diese, sich heute ganz vortrefflich rentirende Linie erbaut. Ueber den Bau der kurzen Eisenstraße, deren Anlage auch nicht die geringsten Terrainschwierigkeiten zu überwinden hatte, läßt sich nichts Nachtheiliges sagen. Die Einrichtung und Ausstattung der Bahnhöfe in Athen und im Piräus ist aber über alles Maß schofel und ärmlich. Beide Bahnhöfe sind räumlich äußerst enge Holzschuppen; die Wartezimmer sind Holzbuden, deren ganzes Meublement in einigen in die hölzernen Wände eingefügten hölzernen schmalen Bänken besteht.

Auf der Hälfte der Bahnstrecke, wo sich eine kurze Linie nach dem Meerbusen und Seebade von Phaleros abzweigt, fehlt zur größern Bequemlichkeit der Reisenden, welche im Freien campiren können, ein Bahnhofsraum gänzlich. Die Einrichtung der Wagen ist sehr dürftig, so dürftig, wie nur eben möglich. Die Türkei hat

bis jetzt zwei Bahnstrecken zu Stande gebracht. Ueber die ganz kurze nur anderthalb Stunde lange Bahnstrecke, welche bei Konstantinopel von einem Baron Hirsch als Unternehmer erbaut ist und den Anfangspunkt der großen Eisenbahnlinie bildet, welche die ganze Türkei durchschneiden und Konstantinopel mit Belgrad und mit Basiasch verbinden soll, ist noch wenig zu sagen, weil eigentlich noch nichts fertig ist. Die zweite türkische Eisenbahn besteht in der Linie, welche durch Bulgarien führt und die beiden Hafenstädte Rustschuk und Varna mit einander verbindet. Eine englische Gesellschaft hat diese Bahnlinie gebaut und hat die Verwaltung heute noch in Händen, weil die türkische Regierung bis jetzt ihren gegen die Gesellschaft eingegangenen Verpflichtungen nicht nachgekommen ist. Der Bau der Bahn ist, abgesehen von dem letzten Viertel derselben, nicht schlecht. Die bekannten Kunststücke der Bahnunternehmer, bei Anlage der Linie so viele Kilometer herauszubringen, wie irgend möglich, sind natürlich auch hier zur Anwendung gekommmen. Anlage und Bau des letzten Viertels der Linie sind aber ganz abscheulich. Nachdem die Bahn die Ausläufer des Balkangebirges bei Schumla überwunden hat, steigt sie nach Varna in eine Tiefebene hinunter. Selbst dem Auge des Laien, der vom Eisenbahnbau nichts versteht, kann es beim Anblick dieses Flachlandes nicht entgehen, daß es ein sumpfiges Terrain bildet, welches im Frühjahr und im Winter beim Steigen der Donau unter Wasser gesetzt werden muß. Trotz alledem haben die Unternehmer es nicht für nöthig gehalten, hier die Eisenbahnlinie auf einem Damme weiter zu führen, den Damm nicht angelegt, sondern frischweg in der Tiefebene darauf los gebaut.

genieur um sein Urtheil über die Stroußberg'schen Bahnen fragte, erwiderte er mir: „Ich kann Ihnen mein Urtheil in zwanzig Worten sagen. Ein Theil der Stroußberg'schen Bahnen ist nur im Hochsommer fahrbar; während der Regenzeit und während der Wintermonate ist der Betrieb dieser Linien faktisch eingestellt oder muß eingestellt werden." — „Nun, und woran liegt das?" fragte ich weiter. Die Antwort war: „An dem Leichtsinn und an der Liederlichkeit, womit die Bahntracen gelegt sind." Und in der That, wenn man sieht, wie auf mehreren Strecken die Bahntrace in der Tiefebene fortgeführt ist und tiefer liegt als die Heerstraße, obschon die Heerstraße im Winter vom Schnee verweht und im Frühling vom Regen und von den anschwellenden Stromfluten stückweis eingerissen wird, so fragt man sich unwillkürlich: „Hatten denn die Ingenieure, welche hier tracirt und gebaut haben, gar keine Idee von dem Terrain, auf dem sie tracirten; haben sie gar keine Kenntniß von dem Wasserstand und von der Kraft der aus den Karpathen kommenden Bergströme während des Frühjahrs gehabt; sind ihnen die lange Dauer und die Härte des wallachischen Winters ganz unbekannte Dinge gewesen? Ich möchte die Schuld an dieser Liederlichkeit in Legung des Bahnkörpers nicht den Ingenieuren, sondern einzig und allein Stroußberg aufbürden, nach dessen Befehlen die Ingenieure tracirt haben und der bei Anlegung der Bahntracen von drei Anschauungen ausgegangen ist: „So billig wie möglich; so eilig wie möglich; so viel Kilometer wie möglich; denn nach Kilometern wird bezahlt." Ich bin der Meinung, Stroußberg hat niemals die Absicht gehabt, die rumänischen Eisenbahnlinien, welche er übernommen hat, fertig zu bauen. Seine Absicht ist nur dahin gegangen,

Die Folge dieser liederlichen Anlage ist nun natürlich die, daß diese ganze Bahnstrecke zu gewissen Zeiten des Jahres unter Wasser gesetzt wird.

Aber diese griechischen und türkischen Bahnen stehen im Bau, in Ausstattung und im Comfort noch hoch über den Bahnen, welche Stroußberg in Rumänien gebaut hat. Die Bahnlinie, welche den Donauhafen Giurgewo mit der rumänischen Hauptstadt, mit Bukarest verbindet, ist von einer englischen Gesellschaft angelegt. In Betreff ihrer Ausstattung streift sie an die Grenzen äußerster Dürftigkeit; gegen die Festigkeit und Tüchtigkeit des Baues läßt sich nichts erinnern. Hätte sich Stroußberg bei seinen rumänischen Eisenbahnbauten diese englische Bahn als Muster genommen, so könnte man in Anbetracht, daß man sich nicht in Deutschland, sondern in der Wallachei befindet, ebenfalls ziemlich zufrieden sein. Wenn man aber die Bahnlinien untersucht, welche Stroußberg in Rumänien gebaut hat, so weiß man nicht, worüber man mehr staunen soll, ob über die Liederlichkeit der Anlage des Bahnkörpers, oder über die Aermlichkeit der Ausstattung der Wagen und der Bahnhöfe und Stationsgebäude, wo überhaupt derartige Gebäude vorhanden sind.

Stroußberg hatte der rumänischen Regierung gegenüber die Verpflichtung übernommen, 908 Kilometer Eisenbahnen herzustellen. Von diesen 908 Kilometern hat er 271 Kilometer, also ungefähr ein Drittel nicht gebaut: 637 Kilometer sind in so schofler Weise hergestellt, daß ein großer Theil derselben in Jahr und Tag unbrauchbar sein wird oder auch ganz umgebaut werden muß. Als ich bei meinem jetzigen Besuch in Bukarest einen dortigen In-

genieur um sein Urtheil über die Stroußberg'schen Bahnen fragte, erwiderte er mir: „Ich kann Ihnen mein Urtheil in zwanzig Worten sagen. Ein Theil der Stroußberg'schen Bahnen ist nur im Hochsommer fahrbar; während der Regenzeit und während der Wintermonate ist der Betrieb dieser Linien faktisch eingestellt oder muß eingestellt werden." — „Nun, und woran liegt das?" fragte ich weiter. Die Antwort war: „An dem Leichtsinn und an der Liederlichkeit, womit die Bahntracen gelegt sind." Und in der That, wenn man sieht, wie auf mehreren Strecken die Bahntrace in der Tiefebene fortgeführt ist und tiefer liegt als die Heerstraße, obschon die Heerstraße im Winter vom Schnee verweht und im Frühling vom Regen und von den anschwellenden Stromfluten stückweis eingerissen wird, so fragt man sich unwillkürlich: „Hatten denn die Ingenieure, welche hier tracirt und gebaut haben, gar keine Idee von dem Terrain, auf dem sie tracirten; haben sie gar keine Kenntniß von dem Wasserstand und von der Kraft der aus den Karpathen kommenden Bergströme während des Frühjahrs gehabt; sind ihnen die lange Dauer und die Härte des wallachischen Winters ganz unbekannte Dinge gewesen? Ich möchte die Schuld an dieser Liederlichkeit in Legung des Bahnkörpers nicht den Ingenieuren, sondern einzig und allein Stroußberg aufbürden, nach dessen Befehlen die Ingenieure tracirt haben und der bei Anlegung der Bahntracen von drei Anschauungen ausgegangen ist: „So billig wie möglich; so eilig wie möglich; so viel Kilometer wie möglich; denn nach Kilometern wird bezahlt." Ich bin der Meinung, Stroußberg hat niemals die Absicht gehabt, die rumänischen Eisenbahnlinien, welche er übernommen hat, fertig zu bauen. Seine Absicht ist nur dahin gegangen,

während des Baues möglichst viel Geld zu verdienen, mit den als Unternehmer in Händen habenden Kapitalien zu spekuliren, am Steigen und Fallen der Actien zu profitiren, sobald er diese Zwecke erreicht hatte, den rumänischen Eisenbahnbau einzustellen und sich mit dem bekannten Worte bankrotter Politiker und Speculanten: „Après moi le deluge“ aus dem Staube zu machen. Das ist nicht allein meine Meinung, das ist die Meinung aller anständigen und rechtlichen Männer, mit denen ich in Rumänien über Stroußberg und seine Eisenbahnen gesprochen habe. Dieser Plan ist Stroußberg auch vollständig gelungen. Nach einer mir in Bukarest vorgelegten, sehr mäßigen Berechnung hat Stroußberg am Bau der fertig gewordenen Bahnstrecken 44 Millionen Francs verdient, oder ich will lieber sagen, beim Bau in die Tasche gesteckt. Zum Betrage von 64 Millionen Francs hat Stroußberg Obligationen ausgegeben auf projektirte Linien, auf denen kein Spatenstich geschehen ist. Ferner hat Stroußberg bekanntlich die baaren Summen des Berliner Depots zu eigenen Spekulationen verwendet, während er Prioritäten, Hypotheken und andere nicht flüssige Werthe in das Depot hineinlegte. Den größten Nutzen hat Stroußberg aber unbedingt aus dem Einkauf und Verkauf der Actien gezogen, deren Fallen und Steigen zu benutzen ja ganz in seiner Hand stand.

Wie hoch die Summen sich belaufen, welche aus diesen letzterwähnten Börsenspekulationen in seine eigene Tasche geflossen sind, läßt sich selbstverständlich gar nicht berechnen. Sie müssen kolossal sein. Während dem Stroußberg nach allen diesen Richtungen hin das rumänische Eisenbahnunternehmen zum Schaden der unglücklichen Actionäre für sich ausnutzte, wußte er sich in schlauer Weise jeder persön-

lichen Verpflichtung zu entziehen. Bekanntlich figurirte Stroußberg in den urſprünglichen Obligationen als Zinsverpflichteter neben der Garantie der rumäniſchen Regierung. In den ſpätern Obligationen fehlt der Name Stroußberg's als Gerant für die Zinſen. Stroußberg wußte eines Tages der rumäniſchen Regierung glaublich zu machen, daß die Obligationen in der urſprünglichen Form auf dem europäiſchen Geldmarkt nicht zu begeben ſeien, oder ſein Name müſſe als der Name eines Privatmannes fortfallen. Die rumäniſche Regierung war ſo kindiſch, dieſen Vorſpiegelungen Glauben zu ſchenken. Die Obligationen wurden umgedruckt. Stroußberg's Name blieb fort. Die Aktieninhaber behielten ſtatt zweier Geranten für ihre Coupons nur einen, nämlich die rumäniſche Regierung. Der ſchlaue Eiſenbahnunternehmer war nun ſeiner Hauptverbindlichkeit los und ledig. Es befand ſich in den Händen der rumäniſchen Regierung aber auch ein Depot Stroußberg's zum Betrage von Einer Million. Dies Depot hatte Stroußberg mit Bezug auf einen Paragraphen ſeines mit der rumäniſchen Regierung geſchloſſenen Kontrakts erlegen müſſen, der dahin lautete: „Falls zwiſchen beiden Kontrahenten Streitigkeiten entſtänden, oder falls der Unternehmer ſeinen Verpflichtungen nach der Meinung des Machtgebers nicht nachkäme, ſo ſolle in dieſen Fällen ein Schiedsgericht entſcheiden und die Entſcheidung des Schiedsgerichtes in das Depot vollſtreckt werden.“ Stroußberg wußte ſich das Depot wieder anzueignen indem er der rumäniſchen Regierung vorſpiegelte, daß die ihm eigenthümlich gehörenden Eiſenbahnobjekte, welche ſich in Rumänien befänden, alſo in den Händen der Regierung ſeien, weit über eine Million betrügen und mehr als genügende Sicherheit für die im Kontrakt vorher-

gesehenen Fälle böten. Die Regierung gab ihm das Depot heraus. Nun war Stroußberg in Rumänien unfaßbar und ungreifbar, sowohl in Betreff der Zahlung der Coupons, als in Betreff seiner Kontraktverletzungen. Wie eine Regierung so leichtfertig sein kann, in diesem Umfange und in dieser Art und Weise einen Eisenbahnunternehmer — zum endlichen Schaden der Obligations-Inhaber — aller seiner Verpflichtungen zu entlassen, ist mir allerdings unbegreiflich. Unbedingt sind dabei andere mir nicht bekannte Einflüsse thätig gewesen. Mit Leichtfertigkeit, Leichtsinn und Dummheit lassen sich derartige Beschlüsse nicht entschuldigen. Jedenfalls war es aber die Pflicht der rumänischen Regierung, das Interesse der Aktien-Inhaber zu wahren, wenn sie es auch nicht für nöthig hielt, ihr eigenes Interesse im Auge zu behalten.

Die beste Strecke der Stroußberg'schen Eisenbahnlinien ist die Linie Bukarest-Plojesti. Terrainschwierigkeiten waren auf dieser Linie gar nicht vorhanden; nur zwei unbedeutende Flüsse waren zu überbrücken. Trotz alledem ist der Bahnkörper mit sehr geringer Sorgfalt hergestellt worden. An wenigstens sechs Stellen ist die Bewegung der Wagenzüge auf der Eisenstraße so stark, daß der im Wagen befindliche Reisende nicht im Stande ist, sich, ohne sich anzuklammern, stehend auf den Füßen zu erhalten. Die Bewegung ist an diesen Stellen eine doppelte, sowol eine schleudernde wie eine wellenförmige. Noch weit stärker tritt das Umherschleudern der Wagen auf der Strecke Plojesti-Buzeo und auf der Strecke Buzeo-Braila hervor. Es ist so stark, daß zur Seekrankheit geneigte Personen krank werden, und daß man auf der ganzen Fahrt die Besorgniß nicht los wird, der Wagenzug könne von den Schienen geschleudert werden.

Die Liederlichkeit im Bau des Bahnkörpers ist auf dieser Strecke um so verdammenswerther, als wiederum gar keine Terrainschwierigkeiten zu überwinden waren.

Terrainschwierigkeiten für Anlage und Bau der Eisenstraße beginnen für die Stroußberg'schen Eisenbahnen erst mit der Linie Braila-Galacz. Terrainschwierigkeiten zu überwinden ist Stroußberg's Sache nicht. Er hat es deshalb vorgezogen, sich mit der Linie Braila-Galacz gar nicht ernstlich zu befassen. Außer einigen Brückenanlagen und Dammaufschüttungen ist auf dieser Strecke bis jetzt gar nichts geschehen. In Braila sowie in Galacz hört die Eisenbahnverbindung in Rumänien auf. Reisende und Güter werden umgeladen, in Schiffe gepackt und von Braila nach Galacz, sowie von Galacz und Braila auf der Donau weiter befördert. In Galacz beginnt dann wieder die Stroußberg'sche Eisenstraße, um sich über Tecutchi nach Ajud fortzusetzen und in Roman den Anschluß an die Ofenheim'sche nach dem Norden führende Linie zu bilden, welche solid und ordentlich ausgeführt ist. Aber in welchem Zustande befindet sich die von Stroußberg gebaute Linie Galacz-Tecutchi-Ajud? Während des Winters und während des Frühjahrs ist sie nicht fahrbar. Der Betrieb auf derselben ist auch während vier Monaten des verflossenen Winters und Frühjahrs faktisch eingestellt gewesen. Die ganze Strecke liegt im Ueberschwemmungsgebiete der Donau und des in die Donau fließenden Sereth. Der Sereth wächst im Frühjahr zu einem reißenden Strom heran. Solche Terrainschwierigkeiten zu überwinden war Stroußberg's Sache nicht. Dämme anzulegen und auf diesen Dämmen die Eisenstraße unbehindert durch die Ueberschwemmungen und durch die Schneewehen weiter zu führen, kostete einem Un-

ternehmer, der nur die Absicht hatte, das rumänische Eisenbahnunternehmen für seine Privatspekulationen auszubeuten und es dann liegen zu lassen, zu viel Kapital und zu viel Zeit. Stroußberg hat es deshalb vorgezogen, sich um Ueberschwemmungen, Schneewehen und Jahreszeiten auf der Strecke Galacz-Tecutchi-Ajud gar nicht zu bekümmern, die Terrainschwierigkeiten als nicht vorhanden anzunehmen und in der Tiefebene lustig darauf los zu bauen, um so mehr als auf diese Weise mehr Kilometer herauszubringen waren. Der Bahnhof in Galacz ist so liederlich angelegt, daß er, außer im Sommer, immer unter Wasser steht und das Wasser durch fortwährendes Pumpen aus seinen Räumlichkeiten entfernt gehalten werden muß. Zu Ende des verflossenen Winters und zu Beginn des Frühjahrs waren die Räume des Galaczer Bahnhofes gar nicht zu benutzen. Das Wasser stand in den Wartesälen und die Telegraphisten verrichteten ihre Thätigkeit, indem sie auf die Tische kletterten. Die Galacz mit Tecutchi verbindende Eisenbahn ist durchschnittlich niedriger tracirt als die Landstraße, obgleich die Landstraße schon nicht hoch genug gelegt ist und im Winter und Frühjahr durch Schneewehen und Ueberschwemmungen häufig unfahrbar gemacht wird. Noch schlechter und liederlicher ist die Strecke Tecutchi-Ajud gebaut. Als ich mich in Bukarest aufhielt, war diese Strecke durch Zusammensturz einer über den Sereth führenden Brücke einmal wieder unbrauchbar geworden. Von den Linien, welche Bukarest mit dem Westen des Landes verbinden sollten, ist nur eine einzige Linie in Angriff genommen worden, die Linie Bukarest-Piteşti. Auf drei andern Linien ist bis jetzt kein Spatenstich geschehen, obschon die Obligationen aus-

gegeben sind. Es sind die Linien Pitesti-Slatina, Slatina-Crajova, Crajova-Turnseverin.

Was ich auf den Stroußberg'schen Bahnen in Rumänien an Bahnhöfen, Stationsgebäuden und Wagen gesehen habe, gehört, mit Ausnahme des Bukarester Bahnhofes, zu dem Schofelsten, was ich in Europa sah, abgesehen davon, daß Alles unfertig, nichts vollendet ist. Der Bahnhof von Bukarest ist ein schönes, sogar prächtiges Gebäude. Wahrscheinlich wollte Stroußberg mit dem Bau eines solchen Gebäudes in der Hauptstadt blenden. Fertig und vollendet ist aber selbst auf diesem großen und schönen Bahnhofe nichts. Auf dem Perron fehlt das Wetterdach; kein Wartezimmer ist in Ordnung. Die Wartesäle erster und zweiter Klasse waren während meiner Anwesenheit in Bukarest geschlossen, angeblich, weil in denselben gebaut wurde. Der Wartesaal dritter Klasse wies als einziges Meublement einige hölzerne Bänke und Tische auf. Schließlich führte man mich, als ich durchaus einen möblirten Wartesalon zu sehen begehrte, in den „Damensalon". Das Meublement dieses „Damensalons" bestand aus einigen Tischen, Causeusen und einem Spiegel, von denen kein Stück mit dem andern harmonirte. Der Tisch war ein kolossaler, runder Holztisch, die Causeusen waren mit geblümten Kattun überzogen; die Kattunbezüge waren schmutzig und in Fetzen gerissen. Auf mich machte dies Meublement den Eindruck, als wenn es in verschiedenen Trödelbuden am Berliner Mühlendamm zusammengekauft worden sei. Auch eine Reparaturwerkstätte hat Stroußberg unter den Räumlichkeiten des Bukarester Bahnhofes hergestellt. Aber dieser Reparaturwerkstätte fehlen Dach und Fenster. Selbst der Fußboden ist nicht einmal gepflastert; viel weniger gedielt.

Daß sich in dieser Reparaturwerkstätte absolut nichts befindet, als das aus dem Erdboden üppig aufsprießende Gras, versteht sich wohl von selbst. Sämmtliche Stationsgebäude auf der, wie ich schon erwähnte, noch am besten ausgeführten Linie Bukarest-Plojesti sind so dürftig wie nur möglich hergestellt und eingerichtet. In den Wartezimmern fehlt jeder Comfort. Die Wartezimmer aller drei Klassen gleichen sich, wie drei dürftige Zwillingsbrüder, auf ein Haar. Hölzerne Bänke und Holztische bilden das Meublement. Die Wände prangen in einem rohen Kalkanstrich. Plojesti ist doch eine große handeltreibende Stadt. Trotzdem gleicht der Bahnhof von Plojesti einer Bauernschenke auf einem Dorfe. Restaurant, Wartezimmer sind in demselben rohen und desolaten Zustande, wie überall. Unter dem Gerümpel von rohgearbeiteten Holztischen und Holzbänken fand ich in einem Raume ein altes ledernes Sofa. Das alte lederne Sofa erweckte in mir die Ahnung, daß ich mich in einem Wartezimmer erster Klasse befände. Richtig; das alte Sofa repräsentirte die erste Klasse; sonst nichts. Auf der ganzen Strecke Plojesti-Buzeo-Braila ist kein Stationsgebäude fertig. Was vielleicht fertig war, ist schon wieder zur Ruine geworden. Die Orte, welche die Kaiser und Könige zu Fuß besuchen, fehlen auf dieser Strecke gänzlich. Täglich ereignen sich hinter Mauertrümmern und Stationsgebäuden skandalöse und burleske Scenen in Masse, aufgeführt von Herren und Damen, welche sich in ihrer Verlegenheit nicht zu helfen wissen. Ich denke, der Leser wird wohl genug haben von der Liederlichkeit und der maßlosen Frechheit Stroußberg'scher Eisenbahn-Anlagen in Rumänien; aber ich muß ja noch von der Einrichtung der Wagen sprechen.

Die Einrichtung der Wagen auf Stroußberg'schen Eisenbahnlinien in Rumänien läßt Alles an Dürftigkeit und Erbärmlichkeit hinter sich, was ich in Europa gesehen habe. Die Wagen dritter Klasse sehen aus wie Gefangenwagen, in denen man Sträflinge und liederliches Gesindel transportirt. Statt der Fenster befinden sich in der obern Hälfte der Wände dieser Gefangenwagen kleine viereckige Löcher, durch welche der Insasse des Wagens nur dann heraus zu schauen im Stande ist, wenn er aufrecht steht. Die Sitze bestehen aus rohgearbeiteten, schmalen Holzbänken, welche quer gestellt werden. Die Wagen zweiter Klasse haben allerdings Fenster, aber den Fenstern fehlen die Gardinen. Die Sitze sind mit Seegras gepolstert, hart wie ein Brett, und mit einem grauem Tuch überzogen, welches die Farbe sowie die Qualität der Sträflingsjacken hat. Daß bei diesen Sitzen von Lehnen keine Rede ist, versteht sich von selbst. Diejenigen der unglücklichen Passagiere, welche so glücklich sind, längs der Wagenwände zu sitzen, können sich aber doch noch an die Bretter derselben anlehnen. Ein großer Theil der Insassen muß aber mit freistehenden Tabourets vorlieb nehmen. Aber auch die Wagen erster Klasse stehen in ihrer Einrichtung und in ihrem Comfort gar nicht auf dem Niveau der Wagen derselben Klasse anderer europäischer Bahnen. Sämmtliche Reisende sitzen auf den Langseiten des Wagens einander gegenüber und werden auf diese Weise gezwungen, sich während der ganzen Fahrt gegenseitig anzustarren, während sie, um aus den Fenstern zu sehen, sich zur Seite wenden müssen. Einen Sessel haben nur die beiden Personen, welche in der Mitte der Wagenwände sitzen, bei den übrigen reicht das Rückenpolster nur bis zur Höhe der Schultern.

Teppiche gibt es in den Stroußberg'schen Wagen erster Klasse nicht; Heizungsvorrichtungen gehören in die Kategorie der unnützen Luxusartikel, obschon die rumänischen Winter bekanntlich sehr kalt sind und zuweilen fünf Monate dauern.

Stroußberg's rumänische Eisenbahnen werden hoffentlich das erste und das letzte Unternehmen sein, was dieser Mann im Orient ausführt. Selbst die türkische Regierung kann und wird nicht so leichtsinnig und so liederlich sein, ihm die Ausführung irgend eines Unternehmens anzuvertrauen. Alle Bemühungen Stroußberg's, die Ausführung der serbischen Eisenbahnprojekte in die Hand zu bekommen, sind an dem schlechten Rufe, den er sich durch seine rumänischen Eisenbahnen im Orient gemacht hat, und an der Rechtlichkeit und Rechtschaffenheit der Männer, welche gegenwärtig die Regentschaft Serbiens bilden, gescheitert. Stroußberg's frivole Bestechungsversuche konnten in Belgrad kein Terrain finden. „Seien Sie versichert, wir kennen den Mann und lassen uns mit ihm nicht ein," sagte mir ein Mitglied der serbischen Regentschaft, mit dem ich über Stroußberg's Projekte in Betreff Serbiens sprach. Ob und wann die Aktien-Inhaber der rumänischen Bahnen ihre Zinsen bekommen, weiß ich nicht; das aber weiß ich — und alle anständigen und rechtlichen Männer in Rumänien stimmen mit mir darin überein, — daß Stroußberg den deutschen und namentlich den preußischen Namen in Rumänien verachtet gemacht und den deutschen Credit ruinirt hat. Mag man sich in Berlin bei ihm für die Schande, womit er in Rumänien den preußischen Namen bedeckt hat, bedanken. Und wenn der Fürst Karl von Hohenzollern eines Tages, wie sein Vorgänger Johann Kusa, flüchtig Bukarest verlassen

muß — der Augenblick ist trotz aller officiellen und officiösen Telegramme aus Bukarest, welche Europa von *seiner* Popularität vorlügen, nicht fern — so kann er getrost einen großen Theil des Fiasko, welches er als Hospodar von Rumänien gemacht hat, auf die Rechnung Strouß bergs schreiben, als dessen Beschützer *er* in Rumänien gilt.

Zwölftes Kapitel.

Rumänische Kontraste.

Es bleibt mir nur noch übrig, von den Kontrasten in der Kultur, in der Civilisation, in der Moral, im sozialen Leben in den bürgerlichen Verhältnissen zu sprechen. Kontraste überall, wohin man sieht und wohin man geht! Rumänien ist, in Betreff der Fruchtbarkeit und Erzeugungsfähigkeit seines Bodens vielleicht das reichste Land in Europa. Die schöpferische Kraft der Erde ist unvergleichlich; sie bedarf weder des Düngers, noch der Bearbeitung, noch der Bewässerung, noch der Ruhe. Ein deutscher rationeller Landwirth, wenn er die Landwirthschaft betriebe, wie er es auf deutschem Boden gewohnt ist, würde in der Wallachei zu Grunde gehen. Der einmalige Strich des Pfluges genügt, um dem eingestreuten Samen Halme von drei Meter Höhe zu entlocken. Der Boden Rumäniens läßt an unerschöpflicher Fruchtbarkeit die schönsten Ebenen Belgiens und Frankreichs, die fettesten Landstriche Piemonts und der Lombardei hinter sich; die reichsten und produktivsten Strecken in der Mittelmeerregion Algeriens halten in ihrer Tragbarkeit keinen Vergleich aus mit den Aeckern der Donau-

fürstenthümer. Der Humus, den die Donau seit Jahrhunderten in ihrem weiten Becken angeschwemmt hat und woraus die großen Ebenen der Wallachei bestehen, ist dem Humus des Nil-Deltas ebenbürtig. Bis an den Fuß der Karpathen hat er eine Tiefe von mehr als vier und einem halben Meter. Wenn dieser Boden zum ersten Mal in Thätigkeit kommen soll, muß man ihn während drei Jahren mit Mais bebauen, um seine produktive Kraft zu mäßigen. Würde man sofort Getreide säen, so würden die Halme so groß und schwer werden, daß ihr eigenes Gewicht sie unterdrückte und sie am Boden verfaulten. In den unabsehbaren Wäldern, welche die Abhänge der Karpathen bedecken, ist noch nie der Schall der Axt erklungen; in ihrem undurchdringlichen Dickicht haust unzähliges Wildpret der verschiedensten Art. Die Wasser der Flüsse und Bäche enthalten die vortrefflichsten Fische. Im Gebirge finden sich reichhaltige Minen von Kohlen, Eisen, Gold und Salz. Der größte Fluß Europa's strömt an der Grenze des Landes in seiner ganzen Ausdehnung vorüber und bildet die natürliche Straße für den Absatz aller Produkte, während eine Menge kleinerer Flüsse, von den Karpathen kommend, das Land in seiner ganzen Breite durchfließen und ebenso viele natürliche Verbindungswege mit dem Innern des Landes herstellen. Alle Arten von Obstbäumen gedeihen vortrefflich; aus der Traube keltert der Bauer einen feurigen Wein. Was sollte man von einer solchen Beschaffenheit, Fruchtbarkeit und Lage des Landes nicht Alles erwarten können, und welche Kontraste liefern die gegenwärtigen Zustände Rumäniens? Während die Donaufürstenthümer zehn und mehr Millionen Seelen ernähren können, werden sie kaum von vier Millionen bewohnt. Kaum der dritte Theil

dieſes wunderbaren Bodens, wenn ich in der Angabe der Ziffer hoch greifen will, iſt angebaut; mehr als zwei Dritttheile liegen brach und ſind ſich ſelbſt überlaſſen. — Iſt das nicht ein Majeſtätsverbrechen an der Kultur und Civiliſation, wenn man ſieht, wie die Bevölkerung von Holland dem Ocean das Land abkämpft, wie England und Deutſchland ihre überzähligen Söhne in entfernte Kontinente ſenden, wie der Bauer in den Vogeſen auf ſeinen Schultern den Dünger auf die Felskuppen trägt? Trotz der ſchöpferiſchen Kraft des Bodens ſteht das in den Donaufürſtenthümern erzeugte Getraide in ſeiner Qualität weit unter dem ruſſiſchen Getraide, welches auf einem weit weniger günſtigen Boden wächſt; und mit der Gerſte und dem Hafer ſteht es nicht anders. In der ganzen Wallachei giebt es keine eigentliche Wieſe. Das Gras iſt hart und grob in den Halmen. Klee wird nicht gepflanzt. Von einer Ausbeutung der Schätze, welche das Gebirge bietet, iſt mit Ausnahme von einigen in Angriff genommenen Salzbergwerken, welche übrigens wenig Ausbeute liefern, keine Rede. An ordentliche Forſtkultur denkt Niemand. Um eine Latte oder einen Pfahl für einen Zaun zu erhalten, haut der Bauer die prächtigſte Eiche nieder. Für die Pferdezucht, für die Veredlung der Schafe und der Rinder geſchieht nicht das Mindeſte. Der Winter in der Wallachei iſt hart und lang. Trotz alledem wird das Vieh nicht in den Stall getrieben, weil man keine Ställe baut. Es friſtet ſein Leben von den Maishalmen und Körnern, welche es aus dem Schnee hervorſucht. Ich habe immer ein inniges Bedauern gefühlt, wenn ich dieſe elenden, kleinen wallachiſchen Pferde ſah, welche zu Dutzenden vor einen Wagen geſpannt wurden. Wie kann man ein edles Thier, wie das Pferd iſt, ſo

herunterkommen lassen, daß es kaum noch die Größe und Gestalt eines Esels hat? Das Holz ist theuer, trotzdem, daß es in Ueberfluß vorhanden ist und daß, wie gesagt, die Abhänge der Karpathen mit Wäldern bedeckt sind, in deren Schatten noch niemals der Ton einer Axt erklungen ist. Und weshalb diese Kontraste? Weil man keine Straßen baut, um es in die Ebene zu schaffen und weil man die Flüsse nicht schiffbar macht, auf denen es abwärts geführt werden könnte. Ueberhaupt ist trotz des Ueberflusses an Wild, an Fleisch, an Fischen, an Getraide das Leben in den Donaufürstenthümern theuer, Brod und Fleisch sind von nichts weniger als guter Beschaffenheit, Bäckerei und Schlächterei befinden sich noch in der Kindheit. Trotz der durch die Natur selbst geschaffenen Nivellirung des Bodens giebt es nur einzelne Straßenrouten, welche die Hauptorte des Landes mit einander verbinden, wie Giurgewo mit Bukarest, Jassy mit Galacz; von Gemeindewegen ist keine Rede. Abschon Ueberfluß an Rohstoffen aller Art vorhanden ist, giebt es weder Fabriken noch Manufakturen. Wolle, Häute, Felle, Hanf wird massenweise in den Donauhäfen ausgeführt, um, in jeder Art und Weise verarbeitet, wieder in das Land zurückzukehren. Tücher, Schuhzeug, Mobiliar, Wagen, Pferdegeschirr, Leinwand, Wäsche, Kleider, Alles wird aus Paris, aus Leipzig, aus Wien bezogen; mit Ausnahme weniger Ateliers und Putzläden in Bukarest besorgen Pariser und Wiener Schneider und Modistinnen Alles, was die vornehme Damenwelt an Toilettegegenständen bedarf. Kontraste, wohin man geht und wohin das Auge blickt! Während das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung die Mamaliga ist — eine aus grobem Maismehl bestehende Polenta — ist in den Häusern der vornehmen Bojaren

und der reichen Kaufleute die französische Küche gewöhnlich. Der Theil der Zigeuner, welcher den Bojaren gehört, steckt in gold- und silberbesetzten Livreen, während die freien Zigeuner nackt oder in Lumpen gehüllt umherlaufen, im Sommer in aus alten Lumpen zusammengeflickten Zelten wohnen und sich im Winter in die Erde eingraben. An Kirchen ist, wie ich schon erwähnte, Ueberfluß vorhanden, aber sie zeichnen sich weder durch Schönheit ihrer Architektur, noch durch ihre räumlichen Verhältnisse aus; mitunter ist der Baustyl äußerst barock. Bei einer Kirche, welche mitten in Bukarest unter den Trümmern eines niedergerissenen Klosters stehen geblieben war, war es mir lange zweifelhaft, in welches Land der Erde sie nach ihrem Baustyl gehörte. Sie hätte nach Japan, nach China, auch nach Indien gepaßt; nur in Europa wußte ich keinen Platz für ihre barocken Formen. Während die Altäre reich verziert sind und die Meßgewänder der Geistlichen sich durch ihre Pracht auszeichnen, sind die Wände mit erbärmlichen Malereien auf meist dunklem Grunde bedeckt. Eine Uhr habe ich an keiner Kirche in Bukarest entdecken können. Von Brunnen ist keine Rede. Das Volk trinkt in der Hauptstadt Rumäniens das mittelst Alaun filtrirte Wasser der Dumbrowitza, welche mitten durch die Stadt fließt. Wenn man davon ausgeht, daß Armuth die üppigste Quelle für Verbrechen ist, so müßte in den Donaufürstenthümern bei der großen Armuth der bäuerlichen Bevölkerung die Zahl der Verbrechen Legion sein. Aber auch hierin liegt ein Kontrast mit anderen europäischen Ländern. Die Zahl der Verbrecher ist sehr gering. Auf mehrere Tausend Menschen kommt nicht ein Sträfling. In der Buscarie, dem Bukarester Strafgefängniß, fand ich äußerst wenig Verbrecher im Ver-

gleich zu der großen Bevölkerungszahl der Stadt. Freilich kann sich in diesem fruchtbaren Lande Jeder die nöthigsten Bedürfnisse leicht verschaffen; aber die Ursache, daß es so wenig Verbrecher in den Donaufürstenthümern giebt, liegt wieder in einem eigenthümlichen Kontraste dieser Bevölkerung. Man sollte glauben, daß in einem unter dem Breitengrade von Ravenna, Bologna und Cahors gelegenen Lande große Leidenschaften herrschen müßten; dem ist aber nicht so. Das rumänische Volk ist äußerst gutmüthig, nicht aus Charakter, sondern aus Mangel an Leidenschaft. Wilkinson, der längere Zeit englischer Generalkonsul in Bukarest war und treffliche Beobachtungen über Land und Leute in der Wallachei veröffentlicht hat, findet die Ursache für so manche auffallende Erscheinung, so auch für den herrschenden Mangel an Leidenschaft, in den Kontrasten des im Lande herrschenden Klima's. Er sagt: „Die Pflanzen sind ohne Saft, die Blumen beinahe ohne Geruch, die Hausthiere sind auffallend zahm, das Fleisch, selbst das Fleisch des Geflügels und des Wildes, ist beinahe geschmacklos, und die wilden Thiere, selbst die Wölfe und Bären, sind furchtsamer Natur." So, meint Wilkinson, sei der Mensch in Rumänien, das Meisterstück der Schöpfung, schwerfällig, ohne heftige Leidenschaften und ohne Charakterstärke, und zeige einen natürlichen Widerwillen gegen alle geistige und körperliche Anstrengung. Auch Reigebaur konstatirt diesen auffallenden Mangel an Leidenschaft in Rumänien, ohne die Gründe dieser Erscheinung zu berühren so, wie er den Mangel an Schönheitssinn in den Donaufürstenthümern hervorhebt.

Im sozialen Leben treten die Kontraste vielleicht in keinem europäischen Lande so stark auf, wie in Bukarest, überhaupt in der Wallachei. Bis zum Jahre 1848 gab es

nur zwei Stände; die Bojaren und die Bauern; seit den Bewegungen des europäischen Revolutionsjahres hat sich aus Kaufleuten, Aerzten, Handwerkern, Beamten ein Mittelstand gebildet, der, wenn auch noch gering in seiner Ziffer, auf die politische Entwicklung Rumäniens von Einfluß sein wird. Weit überwiegend in der Zahl sind die Bauern, welche über 3 Millionen zählen, während die Zahl der Geistlichen und Bojaren 150,000 beträgt und der Mittelstand sich nur wenig über 100.000 hinaus belaufen wird. Die rumänische Bojarie steht in Europa in schlechtestem Ruf. Es ist daran viel Wahres, aber auch viel Uebertriebenes und Falsches. Demjenigen, der oberflächlich die Zirkel der vornehmen Welt in Bukarest betrachtet, werden sie allerdings in ganz europäischer Färbung erscheinen. Prachtvolle Einrichtung der Salons, tadellose Toilette, welche dreist mit der Toilette in den Pariser Salons in die Schranken treten kann, französische Conversation, Glacéhandschuhe und Champagner, französische Küche und vortreffliche Weine; man könnte für den Moment glauben, man befände sich in der besten Gesellschaft in Wien oder Paris, in Berlin oder Florenz. Aber die Bildung der Bukarester Gesellschaft kontrastirt sonderbar mit der glänzenden Oberfläche; sie geht weder in die Tiefe noch in die Breite, und man wird sich bald bei der Unterhaltung überzeugen, daß man eben in Bukarest und nicht in irgend einer andern europäischen Hauptstadt ist. Die meisten Gegenstände der Unterhaltung, welche den Gesellschaften in anderen europäischen großen Städten gerade ihren besondern Reiz verleihen, sind hier unbekannt oder sie gehen ohne Theilnahme vorüber. In neuerer Zeit ist es freilich besser geworden. Das Interesse an den politischen Angelegenheiten und an der freiheitlichen

und nationalen Entwicklung des Vaterlandes hat in der gesellschaftlichen Unterhaltung seinen Platz eingenommen und die früher schale und oberflächliche Conversation auf andere Gegenstände hingeleitet. Auch haben Bildungs- und Erziehungsanstalten in den letzten Jahren einen erfreulichen Aufschwung genommen, und es kommt immer mehr aus der Mode, seine Söhne nach Paris zu ihrer weiteren Ausbildung zu schicken. Statt dessen wählt man Heidelberg, Wien, Berlin und andere deutsche Universitäten. Zu dem großen Verruf, in den die rumänische Bojarie in Deutschland und Frankreich gerathen ist, hat die früher herrschende Mode, die Söhne ausschließlich nach Paris zu senden, viel beigetragen. Ohne irgend eine gründliche Vorbildung in der Heimat erhalten zu haben, aber mit Geld und Wechseln überflüssig versehen, hatten die jungen Bojaren weder die Neigung noch die Fähigkeit, sich um ihre weitere geistige Ausbildung in der französischen Hauptstadt zu kümmern, während sie alle dortigen Laster auf das Gründlichste kennen lernten und völlig verderbt in die Heimat zurückkehrten. „Man kann in vergoldeten Palästen wohnen, in feinem Ton die Meisterschaft erreicht haben, lächeln, wenn Andere lächeln, weinen, wenn Andere weinen, kriechen und den Herrn spielen, kurz auf dem höchsten Punkte der europäischen Bildung und doch dabei der Barbarei sehr nahe stehen. Die wahre Bildung kann bei Niemandem hervortreten, der nicht den Andern als seinen Mitbruder betrachtet und behandelt.“ Dieser Ausspruch Coopers findet leider auf die rumänische Bojarie eine nur zu sehr treffende Anwendung. Die glänzende Oberfläche des Bojaren deckt nur zu oft ein Wesen, das mit derselben in krasser

Weise kontrastirt. Unter der eleganten Außenseite, unter den angenehmen Formen, unter der intelligenten Lebhaftigkeit, unter der erstaunlichen Leichtigkeit, fremde Sprachen zu sprechen, schlummern maßlose Eitelkeit und Ehrgeiz, unüberwindliche Trägheit, unbesiegbarer Hang nach Zerstreuung, Verweichlichung und Mangel an Energie. Diese lächelnden, glatten Herren mit ihren gefälligen Umgangsformen, mit ihrer gewandten Sprache sind hart und unzugänglich, sobald es sich um ein Aufgeben irgend eines ihrer grundherrlichen Rechte, sobald es sich um irgend eine Konzession handelt, sobald von einer Verbesserung der Lage ihrer Bauern und ihrer Diener die Rede ist. Die Mittellkasse ist weit arbeitsamer, als die Bojarie, nicht weniger intelligent, aber weit mehr unterrichtet und in der Regel mehr gebildet. Die bedeutendsten Mitglieder des Advokatenstandes, des Journalismus, des Richterstandes, die Aerzte gehören ihr an. Wenn man sie reden hört, so gehört die ganze Zukunft des Landes ihr; sie betrachtet sich als die Hüterin aller liberalen Institutionen und Errungenschaften. Aber die schlechten Eigenschaften, welche man in der Bojarie findet, fehlen auch ihr nicht. Krasser Egoismus, ungemessener Ehrgeiz vereinigen sich mit Mangel an Ueberzeugung, mit Habsucht und mit Sittenverderbniß. Weit besser und tüchtiger in moralischer Beziehung ist der Bauer, ein guter Ehemann, ein guter Vater, arbeitsam, mäßig, zufrieden mit Wenigem, frugal in seiner Lebensweise, einfach in der Tracht. Aber auf der andern Seite mangelt es ihm an Initiative und Energie. Abergläubisch und unwissend, giebt er sich keine Mühe, aus seiner Abhängigkeit und Unwissenheit herauszukommen. Aus einem Volke stammend, welches einst das erste Volk

der Welt war, hat er freilich das Bewußtſein ſeiner edlen Abkunft noch nicht verloren. „Eù sunt Rumânù,“ iſt ſeine Antwort, wenn man ihn nach ſeinen Ahnen fragt. „Civis rumanus sum,“ ſprachen ſeine Voreltern. „Ich bin ein Römer.“

Dreizehntes Kapitel.

Eine Türkenstadt in Bulgarien.

Einige hundert Fuß über dem Bahnhof von Ruščuk, womit die neue türkische Eisenbahn nach Varna beginnt, erhebt sich auf grünem Hügel ein aus einem Erdgeschoß bestehendes, weißes Gebäude, welches auf die Donau hinabschaut. Dort oben haust ein Tyroler aus dem Pusterthal — Höllenstein ist sein Name — und bietet dem Fremden, der Ruščuk besucht oder auf der Eisenbahn nach Varna reisen will, um sich nach Konstantinopel einzuschiffen, ein europäisch reinliches Zimmer, ein gutes Bett mit Sprungfedermatratze, eine nach österreichischer Weise schmackhaft bereitete Kost und das beste Bier und den besten Wein zehn Meilen in der Runde. Wer alle diese trefflichen Dinge im Orient zu entbehren gewohnt ist, lernt sie im Gasthause von Höllenstein desto mehr schätzen. Die mit einem Zeltdach überspannte Terasse vor dem Hause ist Abends der Rendezvousort der ganzen in der Türkenstadt versammelten europäischen Gesellschaft. Dort oben trifft man sich, um mit einander zu plaudern, um die Abendstunden in Gesellschaft hinzubringen, um Bier zu trinken, zu speisen

und zu rauchen, besonders aber, um der heißen, dunstigen Luft in der niedrig gelegenen Festung zu entfliehen und den frischen Wind einzuathmen, der aus den Karpathen über die Donau weht. Auch ich richtete bei meinem Besuch in Ruščuk, als ich den Dampfer verlassen hatte, der mich von Giurgewo an die bulgarische Küste führte, meine ersten Schritte zu dem gastlichen Hause des braven Höllenstein. Als ich mich einquartiert hatte, fragte ich den Wirth, ob der preußische Konsul, Dr. Kalisch, schon auf der Terasse eingetroffen sei? Nach einigen Minuten kam er mit der Nachricht zurück, derselbe sei auf vier und zwanzig Stunden von Ruščuk abwesend; auf der Terasse sei aber ein anderer Herr, der mich beim Hinaufsteigen gesehen habe und den ich recht gut kenne . . . .

„Das kann nur der Advokat Siber sein; den will ich ja gerade besuchen," unterbrach ich den Mann; „ich wollte den Konsul nach seiner Wohnung in Ruščuk fragen. Bequemer kann ich's ja wieder gar nicht haben."

„So ist es," sagte Höllenstein, „der Herr Advokat kommt alle Abende hieher."

„Nun," lachte ich, „wer aus Ruščuk kommt Abends nicht auf Ihre luftige Terrasse? Außer den Türken Jeder. Also führen Sie mich zu dem Herrn Advokaten."

Nach fünf Minuten saß ich mit dem Mann, den ich suchte, mit dem Agenten der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft und mit zwei mit dem Letzteren verwandten Damen aus Bukuresť, welche zum Besuch über die Donau gekommen waren, an demselben Tische, und fühlte mich in Ruščuk eben so zu Hause, wie vor fünf Jahren in der Hauptstadt von Rumänien. Herr Siber war früher Kanzler beim Generalkonsulat in Bukuresť, hatte sich vor einigen Jahren

mit dem ehemaligen preußischen Generalkonsul Saint Pierre, der ein hypochondrischer, unausstehlicher Mensch und aller Welt in Bukarest zuwider war, überworfen, war aus dem preußischen Staatsdienst ausgeschieden und hatte sich als Advokat in Ruščuk niedergelassen. Er kannte vor fünf Jahren die wallachischen Verhältnisse bis in die kleinsten Details; ebenso vertraut war er gewiß heute mit den türkischen Zuständen; er ist ein verständiger und juristisch durchgebildeter Mann; nebenbei ist er ein schwarzer Reaktionär und gehört, so viel ich weiß, zu den Lieblingen der Kreuzzeitungspartei.

„Nun, Sie sind ja seit den fünf Jahren, wo wir uns nicht sahen, immer schön im Kampfe mit der preußischen Regierung gewesen," begann er das Gespräch, nachdem wir uns begrüßt hatten, „die Preußenseuche und Vogel von Falkenstein bildeten vor Ihrer neuen Orientfahrt wohl die letzte Epoche."

Der Anlaß war gegeben. Ich sprach von den dynastischen letzten beiden Kriegen; der Oesterreicher mischte sich hinein und das Gespräch drohte sehr hitzig zu werden, als der schwarze Reaktionär es mit orientalischer Ruhe mit den Worten abbrach: „Im Orient wird man ein wenig Kosmopolit; seien wir es heute auch und sprechen wir von anderen Dingen, meine Herren! Sie speisen doch heute bei mir in Ruščuk zu Abend?"

„Gewiß; wenn Sie es übernehmen wollen, mich in der Nacht wieder in diese „christliche Herberge" zu schaffen."

„Sie fangen schon wieder an. Im Orient ist man Kosmopolit und spricht nicht von „christlichen Herbergen." Ein braver „Birjar" wird Sie vor Mitternacht wieder sicher unter das Dach Höllenstein's führen."

Das war mein erstes Erlebniß in der Türkenstadt Ruščuk, dem Sitz eines Paschas und einer der bedeutendsten Städte in Bulgarien. Ich blieb am folgenden Tage in Ruščuk, um die Stadt zu besehen, und um mich nach der Bedrückung der Bulgaren Seitens der Türken zu erkundigen.

Ruščuk ist eine unbedeutende Festung, welche einen dauernden Widerstand zu leisten nicht im Stande ist. Die Befestigungen bestehen aus zwei Wällen von unbedeutender Höhe nebst zwei wasserlosen Gräben; einige Bastionen schützen die Stadt nach der Donauseite und beherrschen mit ihren Kanonen den Strom. Auf der Landseite erhebt sich nicht weit von der Festung ein Berg, der unbefestigt ist. Eine Batterie, auf diesem Berge aufgestellt, würde die Festung nach einigen Kanonenschüssen zur Kapitulation zwingen. Ich sah die Festungswerke am Abend meiner Ankunft bei einem Spaziergange durch die Stadt. Die breite Straße, welche vom Bahnhof von dem ersten Thore zum zweiten führt, schaut ganz europäisch aus. Eine Kaserne, Kaffeehäuser, das Stadtspital mit der Inschrift „Hôpital de la ville" über dem Thorbogen und ein paar Halbmonde auf den Pfeilern, mehrere Wirthshäuser und eine Reihe schlecht und dürftig aussehender europäischer Gebäude bilden ihre Dekoration.

Wenn man, nachdem man das zweite Thor durchschritten hat, seinen Weg rechts am Walle entlang nimmt, so gelangt man in das christliche Viertel, nach dem „Pera" Ruščuk's, wo die bulgarische Bevölkerung wohnt. Das bulgarische Viertel schaut ebenso hübsch, reinlich und civilisirt aus, wie das Türkenviertel wüst und verfallen. Blendendweiß gestrichene Häuser mit rothen Ziegeldächern sehen den Vorübergehenden aus gutgehaltenen Gärten mit hellen Fensterangen

an, welche mit weißen Gardinen verhängt sind. Die Gärtchen sind mit Holzstacketen umzäunt; die engen, zwischen den hübschen Häusern durchführenden Straßen sind sauber und reinlich. Das Ganze macht einen wohlthuenden und behaglichen Eindruck. Man fühlt sich in Europa. Die Häuser sämmtlicher in Ruščuk beglaubigten fremden Konsuln liegen im christlichen Viertel; die Residenzen der russischen, englischen, französischen und österreichischen Konsuln schauen stolz von der Höhe, welche sich hinter dem Hafen von Ruščuk erhebt, auf die Donau. Konsul möchte ich in Ruščuk nicht sein; ebensowenig Pascha. Das gesellige Leben ist in Ruščuk gleich Null. Die Herren-Konsuln und die Frauen Konsulinnen versauern sich die Existenz durch allerlei Eifersüchteleien und durch Streben nach Prärogativen; der Pascha ist im Umgang auf den Gouverneur und auf ein paar türkische Beamte beschränkt, und erholt sich von der Langweile und der Hitze in Ruščuk nicht einmal auf Höllensteins Terrasse. Omer Pascha, der jetzige Höchstkommandirende in Ruščuk, ist übrigens ein Mann von deutscher Bildung, hat in Wien studirt, spricht fertig deutsch und wurde mir seiner Intelligenz und Humanität wegen gelobt. Meine Absicht, ihm einen Besuch zu machen, scheiterte nur daran, daß der preußische Konsul abwesend war, ich also Niemanden hatte, um mich im Konak vorzustellen. Omer Pascha hat nur Eine Frau, und die Frau Pascha soll eine liebenswürdige, kluge und hübsche Dame sein; jeden Abends um sechs Uhr verschwindet der Herr Pascha regelmäßig und „begibt sich in seinen Harem," wie man mir in Ruščuk sagte — bei uns in Deutschland würde man sagen: „Er geht zu seiner Frau;" vor neun Uhr am andern Morgen sieht den Herrn Pascha kein sterbliches Auge in Ruščuk, als die schönen

Augen seiner Frau. Unsere Damen in Deutschland werden sagen: „Das ist ja ein wahrer Musterpascha; so sind unsere Ehepascha's nicht!“ Der Konak, wo der Pascha und die Dame seiner Liebe wohnen, ist das schönste Gebäude in Ruščuk. Es steht an einem großen, wüsten Platze, den von der andern Seite eine Kaserne, das Gouvernementshaus und einige Türkenhäuser begrenzen; aber von dem Sande des großen, wüsten Platzes trennt es ein Vorhof mit Blumengarten, Baumgruppen, Rasenbeeten und Springbrunnen; zwei Seitenflügel bilden mit dem zweistöckigen Mittelgebäude ein nach der vierten Seite durch ein Gitter verschlossenes Viereck, welches der Blumenhof ausfüllt. Die übrigen Türkenhäuser in Ruščuk sind miserable Holzhäuser, wie in den meisten türkischen Städten. Der „Bazar“ ist eine ungepflasterte, unebene, von hölzernen Baracken eingefaßte Straße, wo Grünkram, Mundvorräthe, Kleidungsstoffe und allerlei Outncaillerieware verkauft werden, wo Handwerker in nach der Straße hin offenen Holzbuden ihre Gewerbe betreiben, wo in viereckigen kleinen hölzernen Stuben langweilige, schweigende Türken mit gekreuzten Beinen auf Binsenmatten sitzen und sich halbe Tage damit beschäftigen, aus diesen „türkischen Kaffeehäusern“ auf die Straße hinauszustieren, einen Čibuk nach dem andern zu rauchen und an einer kleinen Tasse Kaffee, welche etwas größer ist, als ein Fingerhut, zwei Stunden lang zu trinken. Mir wird immer übel, wenn ich von „türkischen Bazars“ und von „türkischen Kaffeehäusern“ höre. Der Bazar von Ruščuk war glücklicherweise kurz vor meiner Ankunft zur Hälfte abgebrannt. Eine neue, schöne Straße, von europäischen Gebäuden eingefaßt, führt auf der Höhe längs der Donau entlang in der Richtung des Bahnhofs abwärts.

Sie soll, sagte man mir, bis zum Konak verlängert werden. Abends ist's selbstverständlich in Ruščuk stockfinster; denn trotzdem, daß die Stadt an die dreißigtausend Bewohner zählt und einen nicht unbedeutenden Handel hat, ist an eine Gasbeleuchtung gar nicht zu denken. Wer eine Veranlassung findet, Abends oder Nachts auf den unebenen, dunklen Straßen umherzustolpern, muß eine Laterne in der Hand tragen; sonst wird er, abgesehen, daß er den Hals brechen kann, eingesperrt. Das ist so türkischer Gebrauch und türkisches Polizeigesetz! Weiter habe ich von der Türkenstadt Ruščuk nichts zu erzählen. Habe ich deßhalb nicht Recht, wenn ich sage: „Ich möchte in Ruščuk weder Pascha, noch Konsul sein?" —.

Im Jahre 1867 regierte in Ruščuk Mithat Pascha, der bekannte, spätere Präsident des Reichsraths und jetzige Großvezier. Man rühmte mir Mithat Pascha in Ruščuk als sehr guten Organisator und als administrativen Kopf. Mag sein! Mir ist nur bekannt, daß nach dem bekannten bulgarischen Aufstande von 1866 Mithat Pascha nach Ruščuk berufen wurde, „um Bulgarien zu pacificiren." Unter „pacificiren" versteht das moderne, militärische Barbarenthum des Jahrhunderts der Civilisation bekanntlich, die ordentliche bürgerliche Gerichtsbarkeit aufzuheben, sämmtliche Gesetze zu suspendiren, Kriegsgerichte einzusetzen und Jedermann, der mit diesem Zustande der Dinge nicht übereinstimmt, niederschießen, hängen zu lassen oder ihn auf einige zwanzig Jahre im Kerker zu begraben. In dieser Weise pacificirte Mithat Pascha Bulgarien. Die Bulgaren sind friedfertige und gutmüthige Menschen; leider hatte einer ihrer besten Patrioten Recht, als er ihnen vorwarf, daß ihre Liebe für ihre Aecker, für ihre Ernten und für

ihren häuslichen Wohlstand größer sei, als ihre Liebe zur Freiheit. Wenn sie es zu Aufständen gegen die Türken kommen lassen, muß es ihnen äußerst schlecht ergehen. „Die Bulgaren," sagte man mir in Ruščuk, „werden durch den Zehnten und durch die anderen Steuern, welche sie bedrücken, bis auf's Blut ausgesogen. Ihre größte Plage sind die Steuererheber, an welche die Pascha's für ein Pauschquantum die Steuereintreibung verpachten. Die Steuereintreiber nehmen den Unglücklichen nicht den Zehnten ab, sondern sie lassen ihnen den Zehnten von der Ernte, und nehmen für sich neun Zehntel. Den türkischen Behörden und Gerichten gegenüber sind die Bulgaren vollkommen rechtlos. Jede Klage, jede Beschwerde ist vergebens. Und als ich nach dem „Mädchenraube" fragte, so wurde mir erwidert: „Auch dies ist wahr. Noch im Februar und März dieses Jahres sind zwei Fälle vorgekommen, wo sich Muselmänner mittelst Gewalt und List zweier bulgarischer Mädchen bemächtigten. Die Eltern und Verwandten der unglücklichen Mädchen liefen zu den fremden Konsuln, weinten, klagten und flehten — indeß die Mädchen blieben schließlich in der Gewalt ihrer Räuber. Um solche Kleinigkeiten, besonders, wenn sie „türkische Unterthanen" betreffen, kümmert sich die europäische Diplomatie nicht. Sie versteht sich im Gegentheil oft zu ganz entgegengesetzten Dingen. Man wird sich „im christlichen" Europa wohl noch einer Geschichte erinnern, welche im August 1867, als Mithat Pascha Bulgarien mittelst Hinrichtungen pacificirte, einen fürchterlichen Skandal hervorrief. Zwei Serben, welche von Galacz nach Belgrad reisen wollten, geriethen auf einem österreichischen Dampfer auf die Rhede von Ruščuk. Da erschienen auf Deck des Dampfers in Begleitung des in Ruščuk beglaubigten österreichischen

Konsuls Martyrt türkische Polizeisoldaten mit einem Verhaftungsbefehl Mithat Pascha's. Die Serben weigerten sich selbstverständlich, dem Befehl Folge zu leisten und in die Kerker von Ruščuk zu spazieren, da sie keine türkischen Unterthanen waren und ihre Pässe sich in bester Ordnung befanden. Da befahl der österreichische Konsul dem Kapitän des österreichischen Dampfers, den türkischen Polizeisoldaten freie Hand zu lassen. Die beiden Unglücklichen verbarrikadirten sich in der Kajüte. Nun wurden die übrigen Passagiere aufgefordert, die Kajüte zu verlassen. Und auf diesem Dampfer befand sich kein energischer und tapferer Mann, der die Unthat, welche nun folgte, verhinderte! Die türkischen Polizeisoldaten feuerten in die Fenster des Verdecksalons, bis die beiden Serben sterbend in ihrem Blute am Boden lagen. Dann erbrachen sie die Thüre, schleppten die beiden Verwundeten hinaus und in die Straßen der Türkenstadt. Dort wurden sie gänzlich ermordet und ihre Leichname in die Donau geworfen. Erinnert man sich im „christlichen Europa" dieser auf einem österreichischen Dampfer stattgefundenen türkischen Gräuelthat noch? Ich erinnere mich derselben ganz genau. Die Sache wurde damals schließlich vertuscht, todtgeschwiegen; der Konsul nach Asien versetzt. Wohlan, ich werde nun den eigentlichen Zusammenhang dieser Gräuelthat erzählen! Nicht Mithat Pascha war Schuld an der Ermordung der Unglücklichen. Als er hörte, was geschehen sei, rief er aus: „Ich bin an dem Tode der beiden Menschen unschuldig, ich habe nur Befehl gegeben, sie zu verhaften." Wer war also schuld an dem Tode dieser Unglücklichen? Der Kapitän des Dampfers indirekt durch seine Feigheit, daß er auf seinem Schiffe, also auf österreichischem Boden, derartige

Schändlichkeiten zuließ; intellektueller Urheber war der österreichische Konsul Martyrt. Er hatte, um sich bei Mithat Pascha einzuschmeicheln — die Motive, welche er dazu hatte, sind zu weitläufig, um sie zu erzählen, ich kenne sie aber — ihn vom Besuche der beiden Serben auf der Rhede von Ruščuk in Kenntniß gesetzt, ihm sogar, um sie zu erkennen, die Photographien beschafft; er hatte den türkischen Polizeisoldaten befohlen, beide Männer „todt oder lebend" vom Schiff zu holen, und seine Autorität als Konsul dem Kapitän gegenüber, den Mord geschehen zu lassen geltend gemacht. Ich hoffe, dem österreichischen Konsul Martyrt wird dies Blatt, auf dem ich den eigentlichen Zusammenhang dieser barbarischen Gräuelthat erzähle, zu Gesicht kommen. Möge er sich gegen meine Beschuldigung vertheidigen — wenn er dazu im Stande ist! Ich habe mich noch vor Kurzem von Neuem nach allen Einzelnheiten meiner Schilderung dieser barbarischen That, welche vor sechs Jahren im ganzen gebildeten Europa eine so gerechte Entrüstung hervorgerufen hat, in Konstantinopel erkundigt, und jede Einzelnheit bestätigt gefunden. Noch heute zahlt die „Hohe Pforte" jährlich bedeutende Pensionen an die Familien der beiden unschuldiger Weise ermordeten Unglücklichen.

Vierzehntes Kapitel.

Von Ruščuk nach Varna.

„Machen Sie nur vorher ihr Testament“, sagten mir die Freunde in Belgrad, „wenn Sie die Eisenbahn von Ruščuk nach Varna für Ihre Reise nach Konstantinopel benutzen wollen.“ Dann fragte ich in Bukarest nach dieser lebensgefährlichen Eisenbahn. „Nun,“ erwiderte man mir, „passiren kann Ihnen allerlei Sonderbares. Der Fürst Karl hat mit seinem Gefolge bei seiner letzten Reise nach Konstantinopel auf mehreren Strecken zu Fuß gehen müssen Man fährt allerdings sehr langsam — wir meinen an den gefährlichen Stellen; zuweilen fahren Sie im Wasser. Bei hohem Wasserstande dringt das Wasser in die Wagen. Sie können allerdings auch den Hals brechen. Indeß — man fährt ja an den gefährlichsten Stellen immer Schritt, um zu prüfen, ob die Schienen noch fest liegen.“ — „Jedenfalls verproviantiren Sie sich ordentlich,“ wurde mir in Ruščuk empfohlen, „kaltes Huhn, Brod, eine Flasche Ungarwein. Auf der Eisenbahn von Ruščuk nach Varna finden Sie nichts, weder zu essen, noch zu trinken, als Brod und Wasser, und die Fahrt dauert sieben bis acht Stunden.

Sie kann auch länger dauern, wenn Ihnen ein Unglück passirt."

„Drücken Sie sich klarer aus," erwiderte ich ganz verdrießlich, daß alle Berichterstatter, welche ich über die neueste und erste türkische Eisenbahn, auf der ich denn doch fahren mußte, wenn ich auf kurzem Wege an's schwarze Meer gelangen wollte, befragte, immer ihre Berichte mit Todesdrohungen schlossen, „nicht wahr, Sie wollen mit diesen zarten Umschreibungen sagen: Wenn Sie nicht den Hals brechen?"

„So ist es."

Nun, gewarnt war ich genug! Aber wozu die Warnungen? Ich konnte mir doch nicht zumuthen, drei Tage und drei Nächte auf der langweiligen untern Donau und auf dem schwarzen Meere umher zu schwimmen, wenn ich die Landreise nebst Schwimmfahrt binnen zwanzig Stunden abmachen konnte. Also ich fuhr von Ruščuk nach Varna auf einer türkischen Eisenbahn oder eigentlich auf einer englischen Eisenbahn in der Türkei; denn Engländer haben diese türkische Eisenbahn zu Stande gebracht, und die englische Compagnie, welche noch heute diese Eisenbahn verwaltet, besitzt die Unverschämtheit, zu sehr hohen Preisen diese schmierigen Wagen und diese schmutzigen Bänke europäischen Reisenden anzubieten; den Hals habe ich zufälliger Weise nicht gebrochen; dem Ertrinken in Sumpfwasser bin ich aber ziemlich nahe gewesen; Wartezimmer habe ich außer in Ruščuk nirgends entdeckt; auch die Orte nicht, welche, wie man zu sagen pflegt, der Kaiser zu Fuß besucht, ich war auch so leichtsinnig gewesen, mich nicht zu verproviantiren, und litt Hunger und Durst — nein, das geht weit über Spanien hinaus! Aber ich werde meine elende Fahrt

schildern und bitte im Voraus um das Mitleid des Lesers. Der Bahnhof von Ruščuk, womit die Gebäude der nach Varna führenden Eisenstraße beginnen, steht an Größe und Stattlichkeit dem Bahnhofe einer kleinen deutschen Provinzialstadt nach; von irgend einem architektonischen Schmucke, von Zierlichkeit in der Ausführung der Einzelnheiten ist an dem Bahnhofe von Ruščuk nichts zu entdecken. Ein ganz rohes, steinernes Gebäude mit den nöthigsten Bureaus und Wartezimmern. Die Wartezimmer sind in der nothdürftigsten Weise möblirt. Zu haben ist nichts, als Eisenbahnbillets erster, zweiter und dritter Klasse. Zu dem heutigen Zuge, der sich dem eben von Wien aus angekommenen prächtigen Eilschiffe der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft anschließt und der nur zweimal in der Woche in Bewegung gesetzt wird, fehlen natürlich die Wagen dritter Klasse — das bekannte, auch in Frankreich und in Deutschland vielfach angewandte Mittel, die Preise der Eilzüge noch mehr hinaufzuschrauben. Der Wagenzug ist bereits vorgefahren; die Lokomotive dampft; aber wir haben Zeit genug, uns die Wagen anzusehen. Pünktlichkeit in der Abfahrt sowie in der Ankunft ist eine Tugend, welche man auf der Linie Ruščuk-Varna eben so wenig kennt, wie auf den Rumänischen Eisenbahnlinien. Türken und Bulgaren versehen, mit Ausnahme eines einzigen Ungarn aus Weißkirchen, in ihren bunten und schmutzigen Costümen den Bahndienst. Deutsch, englisch, französisch, italienisch verstehen sie nicht; nur bulgarisch und türkisch. Alle Sprachidiome verhallen unbeantwortet vor den Ohren dieser Barbaren. Mit mir fuhr der Inhaber eines Pariser Handlungshauses, Herr Dominik Hofman, der alle seine Sprachkünste vergebens versuchte. Wir konnten nur ahnen, daß der auf dem Perron zusammen-

gestellte Zug nach Varna fahre; von den bediensteten Barbaren war das nicht zu erfragen.

Und welche Wagen wurden uns zur Verfügung gestellt? Die Wagen erster Klasse hielten, ganz abgesehen von dem Schmutz der Bezüge, der Bänke und der Gardinen, mit den Wagen zweiter Klasse auf deutschen Bahnen gar keinen Vergleich aus; die Wagen zweiter Klasse standen allen Wagen derselben Klasse, welche ich in allen europäischen Ländern benutzt habe, bei weitem nach. Die Bänke waren schmal wie ein Gedanke und hart wie ein Brett von Eichenholz, obschon sie einen schwarzen Lederüberzug hatten. Von einer Rücklehne war selbstverständlich gar keine Rede. Fenstervorhänge gehörten zu den ausgeschlossenen Luxusartikeln. Behälter an den Wagenwänden, um Stöcke, Regenschirme, Reisetaschen aufzunehmen, existirten weder in der ersten noch in der zweiten Wagenklasse. Und Teppiche? In welche Träumereien gerathe ich! Ich bin ja in der Türkei und nicht in Deutschland! Einige Dutzend Reisende, nach Sprache und Aeußerm: Engländer, Franzosen und Türken, erschienen auf dem Perron und vertheilten sich in die Coupés.

Endlich setzte sich der Zug in Bewegug. Ein Abfahrtssignal wurde nicht gegeben. Ob der Reisende den Abgang des Zuges versäumte oder nicht, ging diese Engländer, welche die Bahnverwaltung in Händen haben, nichts an. Man hatte mir schon in Bukarest gesagt: „Die Gesellschaft macht sich gar nichts aus Reisenden. Es liegt ihr nur am Gütertransport, am Export des Getreides.“ Mein Reisegefährte und ich stiegen in ein Coupé zweiter Klasse. Nach einigen Minuten lagen die häßlichen Bahnhofsgebäude hinter uns und der Zug flog mit ziemlicher Geschwindigkeit in die grüne Bulgarei hinaus. Bulgarien ist eines der

fruchtbarsten Länder Europas. Alle Produkte gemäßigter Klimate gedeihen auf bulgarischem Boden in Ueberfluß. Ein reicher Humus bedeckt die Berge bis zu ihrem Gipfel. Auf den Höhenzügen ruhen in den Wolken verborgen Prairien, zu denen man durch Wälder von Kirschbäumen, Pflaumenbäumen, Nußbäumen mit majestätischem Laubwerk und Haselstauden hinansteigt, welche so dick werden wie die Eichen. Der Bulgare ist ein trefflicher Ackerbauer. Von den auf der Balkanhalbinsel wohnenden slavischen und griechischen Stämmen gehört dem Bulgaren die Superiorität der Geduld und der Arbeit. Die bulgarische Race gräbt und kultivirt überall, wo sie kann. Das grüne, wellenförmig sich hebende Land, in welches wir hineinfuhren, war trefflich angebaut. Getreideäcker und Fruchtfelder reihten sich eine halbe Stunde hindurch dicht aneinander. Dann fuhr der Zug langsamer. Noch einige Minuten, und die erste Station war erreicht. „Tschernawoda" las ich in schwarzen Buchstaben über der Thüre eines aus einem Erdgeschoß bestehenden Bahnhofsgebäudes. Von den Barbaren, welche den Bahndienst versehen, dachte Niemand daran, die Station anzuzeigen. Ich stieg aus, um mir das Gebäude anzusehen. Es war ein viereckiges steinernes Gebäude mit einem Zinkdach und enthielt nichts als die Bureaus und die Wohnung eines Bediensteten. An die Reisenden, welche von Ruščuk nach Varna fahren würden, hatten die Engländer bei der Errichtung des Gebäudes nicht gedacht. Wartezimmer waren nicht vorhanden. Von einem Vordach über dem Perron war keine Rede. Der Perron bestand aus einem Kieslager. Wenn es in Tschernawoda regnete oder schneite, waren die Reisenden gezwungen, in ihren schmutzigen Coupés zu bleiben. Zu haben war nichts, als Eisenbahn-

billets. Um mich von dem größeren oder geringeren Grad seines Comforts zu überzeugen, suchte ich den Ort auf, „den der Kaiser zu Fuß besucht.“ Was fand ich? Der Ort war türkisch hergestellt. Weiß der Leser, was das sagen will? Innerhalb eines Bretterschuppens befand sich im Boden ein dreieckiges, von drei Steinen eingefaßtes Loch. Das war die primitive Einrichtung dieser Orte. Ich suchte den Ort für die Kaiserin „zu Fuß“, und fand ähnliche Zustände. Um mich nicht zu wiederholen, will ich nur gleich hier sagen, daß sämmtliche Bahnhöfe von Tschernawoda bis Varna sich in nichts unterschieden. Ihre Einrichtung war ganz dieselbe. Keine Wartezimmer, keine Perrons; keine Vordächer; sämmtliche Closets türkisch.

Nach einigen Minuten setzte sich der Zug wieder in Bewegung, wieder ohne irgend ein Signal. Ein großes Bulgarendorf, nach welchem die Station benannt wird, erschien zur linken Seite der Bahnlinie auf dem Kamme des hügelig ansteigenden Bodens, aus lauter Hütten von Weidengeflecht bestehend, welche mit konischen Dächern aus Stroh bedeckt waren, von Gärten umgeben und durchschnitten. Eine zahlreiche Viehherde weidete neben dem Dorfe, dann wurde das Weideland im Charakter der Landschaft vorherrschend. Ueppig grüne und blumenbedeckte Wiesen nahmen die Stelle der Getreidefelder und der Fruchtäcker ein, bis eine neue Station erschien. „Vetova“ führte ebenfalls den Namen nach einem in der Ferne zwischen Gärten und Wiesen auftauchenden Dorfe. Und wieder wechselte hinter der neuen Station der Charakter der Landschaft. Abgehauener Waldgrund deckte ringsum die grüne Ebene. An dem schon wieder gewachsenen Unterholz und einigen von der Axt verschont gebliebenen Stämmen sah ich, daß hier ein großer

Eichenwald abgeholzt sei. Der ungarische Bahnbedienstete belehrte mich auf meine Frage, daß man aus dem Waldgrunde Ackerfelder machen wolle. An großen Eichenwäldern hat Bulgarien Ueberfluß. Da die türkische Regierung von Forstwirthschaft und Forstkultur gar keine Ahnung hat, und sich selbstverständlich auch gar nicht um Schonung der Wälder kümmert, so wird leider in diesen schönen Wäldern unsinnig gewirthschaftet und oft ein ganzer Wald niedergebrannt, um Aecker an seine Stelle zu setzen. Es geschieht das nicht wegen des Humus, sondern weil das Feuer schneller mit dem Walde fertig wird, als die Axt.

„Rasgrad" hieß die nächste Station. Ueber einer Bretterthür lasen unsere erstaunten Augen das Wort „Buffe," es sollte natürlich „Buffet" lauten. Aber wie hatten wir uns getäuscht! Eine Bretterbude war allerdings zum Buffet hergerichtet, hinter dem Buffet stand ein schmutzig aussehender Türke und verkaufte Wurst, türkisches Brod, Limonade und einige zweifelhaft aussehende Süßigkeiten, welche wir näher kennen zu lernen natürlich keine Neigung verspürten. Ohne an einem solchen Buffet das Geringste genossen zu haben, suchten wir unser schmutziges Coupé wieder auf, und weiter brauste der Zug. Rechts im Thalgrunde erschienen die Häusergruppen des Städtchens Rasgrad, eines kleinen Handel und Ackerbau treibenden Bulgarenortes. Die Gegend behielt ganz den früheren Charakter. Waideland und abgeholzter Waldgrund, grün und frisch. Eine Station mit unaussprechbarem türkischen Namen folgte, womit ich deshalb den Leser verschonen will. Die Station hatte ganz dasselbe Aeußere, wie ihre früheren Schwestern. Wenn die Häuser von Eisen gewesen wären, hätte ich geglaubt, sie wären sämmtlich in Manchester in derselben Fabrik ge-

gossen und zu Schiff nach der Türkei geschleppt. Und weiter ging's, wenn auch nicht mit Windeseile, sondern recht langsam durch die grüne Bulgarei. Ich hatte eines Uebelbefindens wegen vor der Abreise ein sehr unbedeutendes Frühstück zu mir genommen und begann wörtlich vom Hunger gepeinigt zu werden, denn wir waren nun bereits vier Stunden unterwegs. Mein Reisegefährte schimpfte auf die Engländer und auf die Türken durcheinander und rauchte eine Papiercigarette nach der andern. Eine neue Station. Auch ihr Name ist schwer auszusprechen, aber ich muß ihn auf das Papier schreiben, denn ich denke an die Station mit Rührung. Er heißt „Sheytandjik". Wieder lasen wir über einer im Freien aufgerichteten kleinen Bretterbude das Wort „Buffet", diesmal richtig geschrieben. Damit die Engländer nicht den Ruhm dieser Bretterbude für sich in Anspruch nehmen, will ich nur sagen, daß dieselbe mit dem Stationsgebäude nichts gemein hatte. Ein polnischer Emigrant hatte sich auf eigene Faust hier als Restaurant eingerichtet. Zweifelnd gingen wir nun auf die Bretterbude los. Und wie groß war unser Erstaunen, als wir in dem kleinen, ärmlichen Gebäude, wo man mit dem Hut an die Decke stieß, einen weißgedeckten Tisch, mit Tellern, Messern, Gabeln, Gläsern und Brod bedeckt, fanden und der Besitzer der Bretterbude mit uns vom Mittagessen sprach. Nie hat mir das Wort „Mittagessen" so schön geklungen! Und nicht in türkischer, sondern in deutscher und französischer Sprache bot der Budenbesitzer sein Mittagessen an! Auf den Gesichtern der ganzen Reisegesellschaft, welche sich in die kleine Bude drängte, erschien ein Lächeln des Glücks; nach einigen Minuten saßen die Türken, die Engländer, die Franzosen und ich nebst meinem Reisegefährten um den Tisch des nach der Türkei verschlagenen

Polen. Das Mittageſſen war freilich dürftig; über Suppe und ein Kalbfleiſchgericht ging's nicht hinaus; das Brod war gut, aber der Wein kaum zu trinken. Indeß wir waren in der Türkei und litten ſämmtlich an demſelben Hunger, und aßen mit demſelben Apetit.

Neben mir ſaß ein junger Mann in einem Reiſeanzuge, den ich wegen des rothen Fez, welches er auch bei Tiſch auf dem Kopfe trug, für einen Türken hielt. Ich redete ihn in franzöſiſcher Sprache an; lächelnd erwiederte er mir: „Wir können auch deutſch mit einander ſprechen. Ich bin türkiſcher Sanitätsbeamter und Spitalarzt in Widdin; ich bin Oeſterreicher und habe in Wien und Berlin ſtudirt.“ Dabei überreichte er mir ſeine Karte, auf der ich die Worte las: „Dr. Adolphe Gelber, médecin, operateur etc.“ Aehnliche Ueberraſchungen ſind mir im Orient öfters zu Theil geworden; immer aber ſind ſie mir neu. Nun fragte mich der vermeintliche Türke nach Dr. Virchow, nach Dr. v. Langenbeck, nach Dr. Frerichs, bei denen er ſtudirt, und mit demſelben Bedauern ſprachen wir von dem Tode Dr. v. Gräfe's, um deſſentwillen er nach Berlin gekommen ſei, dieſes nie zu erſetzenden Wohlthäters der Menſchheit, und ich mußte ihm die Einzelnheiten ſeines Todes erzählen. Er reiſte nach Konſtantinopel wie wir. Omer Paſcha, der frühere Paſcha von Widdin, der General-Gouverneur geworden war, hatte ihn zu ſich berufen. Er wollte noch einige Jahre behufs wiſſenſchaftlicher Forſchungen in der Türkei bleiben und dann nach Deutſchland zurückkehren. Als ſich der Zug wieder in Bewegung ſetzte, hatte ich einen neuen Reiſegefährten, der mit mir in demſelben Coupé fuhr und mir von der türkiſchen Wirthſchaft in Bulgarien erzählte. Nach Sheytandjik wird die Bahn intereſſant. Sie

tritt in das Balkangebirge ein, dessen Vorberge sie in langen Wellenlinien erklimmt. Mit einigen kurzen Tunnels wären die Unternehmer schneller zum Ziele gekommen. Architekten in Bukarest hatten mir bereits von diesem zweiten Theile der Bahn erzählt. Indeß — nach Kilometern wurde bezahlt, und Tunnels kosteten den Unternehmern Geld. So hatten sie die langen Wellenlinien den Tunnels vorgezogen. „So billig wie möglich und so viel Geld wie möglich in die eigene Tasche," war das Prinzip der Engländer gewesen und geblieben, als sie die Bahn von Ruščuk nach Varna bauten; die Finanzen der türkischen Regierung und die Interessen der Reisenden gingen sie dabei gar nichts an. „Sie können sich kaum denken," sagte mir Dr. Gelber, als wir wieder unterwegs waren, „wie liederlich diese Verwaltung ist. Vor einem Jahre fuhr ich auf dieser Bahn auch nach Konstantinopel. Fast auf der Stelle, wo wir uns jetzt befinden, wurde bei hellem Tage eine Büffelkuh überfahren, die vielleicht schon eine Stunde auf der Bahntrace lag. Der Bahnwärter hatte die Kuh nicht fortgejagt; der Lokomotivführer, der das Thier doch liegen sah, bremste den Zug nicht. Zwei Wagen geriethen aus den Schienen; mehrere Reisende erlitten Verletzungen und Contusionen. Aber wir sind noch nicht am Ende. Die ganze Nacht lagerten wir auf freiem Felde. Erst am andern Morgen kam eine Maschine mit anderen Wagen uns von Ruščuk zu Hilfe. Und noch mehr! Stundenlang blieb die todte Büffelkuh auf den Schienen liegen und verpestete die Luft; dann endlich brachte ich es durch meine Autorität als Sanitätsbeamter dahin, daß die faulen Bahnbediensteten den Leichnam aus dem Wege schafften. Wer weiß, was uns heute noch passirt!" Die Ankunft

auf einer neuen Station unterbrach meinen neuen Reisegefährten in seiner Erzählung. Die Mauer des Stationgebäudes zeigte die Aufschrift „Schumla". Wir waren also bei der in den türkisch-russischen Kriegen häufig genannten Türkenfestung angekommen, deren Kanonen die untere Donau beherrschen. Von der Festung selbst sahen wir nichts. Sie verbarg ihre Bastionen und Wälle hinter dem Höhenzug, der zur linken Hand, vom Balkan hinabsteigend, den Strom begleitet. Der Bahnhof befand sich ganz in demselben primitiven Zustande, wie sämmtliche Gebäude, welche wir längs der Bahntrace auf den Stationen gesehen hatten. Ein türkisches Zeltlager breitete sich auf der Thalebene aus, welches hier von den mehr zurücktretenden Höhenzügen gebildet wurde. Tausende von kleinen, weißen Zelten bedeckten die grüne Ebene. Türkische Infanterie, Kavallerie und Artillerie waren mit militärischen Uebungen beschäftigt. Die Zelte, die Pferde, die Kanonen, die Uniformen der verschiedenen Truppengattungen gruppirten sich zwischen den grünen Höhen des Balkangebirges zu einer Reihe ebenso malerischer wie fremdartiger Bilder. Die Bahnbediensteten ließen uns länger als eine Viertelstunde Zeit, dies große Gesammtgemälde anzusehen, obschon kein neuer Reisender in Schumla einstieg und auch nichts verladen wurde. Im Orient ist die Zeit das am wenigsten kostbarste Gut. Davon schienen auch die Bahnbediensteten auf der Eisenstraße nach Varna überzeugt zu sein, denn auf allen Stationen war ein unverhältnißmäßig langer Aufenthalt, obschon nirgends etwas geschah. Endlich setzte sich der Zug in weitere langsame Bewegung.

Die Berggegend, welche wir jetzt bis zur letzten Station vor Varna durchfuhren, gestalltete sich immer malerischer.

Die sich längs der Donau hinziehenden Höhen hatten kahle und schroffe Abstürze; nur die Kuppen waren mit grünen Matten bedeckt. Die Höhenzüge zur rechten Hand waren dagegen vom Scheitel bis zur Sohle in einem reichen, grünen Pflanzenmantel gehüllt; die Thaleinschnitte eröffneten reiche Blicke auf prächtige Waldgruppen; die Hochebenen waren auch hier von den fleißigen Bulgaren durchweg angebaut, wenn sie auch nicht die reichen Einzelbilder von fleißigem und sorgsamen Ackerbau boten, wie die Ebene, welche wir von Ruščuk bis Schumla durchfahren hatten. Wieder erschienen mehrere Bulgarendörfer zu beiden Seiten der Eisenstraße. Englische Touristen, einzig und allein von der Ackerbauthätigkeit der Bulgarn berührt und alle Plackereien und Räubereien der türkischen Steuererheber vergessend, die den armen Landbewohner niederdrücken, schildern diese Bulgarendörfer als kleine irdische Paradiese, wo alles Freude ist, wo Milch und Honig fließen. Die Wirklichkeit gleicht diesen Gemälden englischer Touristen gar nicht. Von der kolossalen Bedrückung der türkischen Steuereinnehmer, welche bei Eintreibung des Zehnten buchstäblich das Land aussaugen, von der vollständigen Rechtlosigkeit der bulgarischen Bauern der türkischen Justiz gegenüber will ich im folgenden Kapitel erzählen; hier will ich nur mit wenigen Strichen einen „Celo" — ein Bulgarendorf — zeichnen, welches mehr einem Flecken der Wilden gleicht, als einem Paradiese. Jeder Celo besteht aus vier bis fünf Höfen oder Gruppen von Häusern, welche durch grasreiche Räume oder durch kleine Gärtchen von einander getrennt sind. Zehn bis zwölf Hütten bilden immer einen Hof. Die Hütten bestehen aus Waidengeflecht, wodurch sie großen Körben ähnlich sehen; oft sind sie auch in die Erde gegraben und

mit einem konischen Dache von Stroh oder von übereinander geworfenen Baumzweigen bedeckt. Jedes Geschöpf hat in dem Celo seine abgesonderte Wohnung; man findet Hütten für Hühner, für Schafe, für Schweine, für Ochsen, für Pferde. Inmitten dieser zahlreichen Zuthaten seiner Wohnung nimmt der bulgarische Bauer eine Hütte ein, welche ihm zugleich als Speisekeller, als Speicher, als Küche und als Schlafzimmer dient. Er schläft auf Pelzen, die auf dem Boden um den Herd — ein dreieckiges, mitten im Zimmer ausgegrabenes Loch — ausgebreitet werden. Kaum erheben diese dunklen Wohnungen ihr konisches Strohdach über den Erdboden; man steigt in dieselben auf einer Treppe von ein paar Stufen hinab und die Thüren sind so niedrig, daß man sich bücken muß, um eintreten zu können. Nichtsdestoweniger sind diese armseligen Wohnungen im Innern so reinlich und so ausgeschmückt, wie nur möglich. Unermüdlich waltet in ihrem Hauswesen die „Baba" — die bulgarische Hausfrau — für welche die Beschäftigung so nothwendig ist, daß sie ihren Rocken spinnt sogar während sie kocht und während sie die Erzeugnisse ihres Ackerbaues auf den Markt trägt. Noch einen charakteristischen Strich darf ich aber in diesem Gemälde eines „Celo" nicht vergessen. Es ist das Storchnest auf dem Dache. Dieser „heilige Vogel" ist eines von den auffallendsten Symbolen der asiatischen Civilisation. Zu Tausenden habe ich den Storch auf der Reise von Schumla nach Varna gesehen. In großen Zügen zu Hunderten erhoben sich die Störche von der Ebene, sobald sie das Rollen der Wagen auf der Eisenstraße hörten, und zogen, die langen Beine abwärts streckend, mit rascherem Flügelschlage landeinwärts.

Bei „Pravady" hatte die Bahntrace die Höhenzüge über-

stiegen und zog sich nun in fast gerader Linie durch die weite und sumpfige Ebene nach Varna. Auf der Station Pravady hatte zum letzten Male ein Grieche ein Buffet aufgeschlagen. Die türkischen Süßigkeiten, das Brod, die Limonade dieses griechischen Buffets waren ebenso wenig zu genießen, wie die Erfrischungen des ersten türkischen Buffets auf der Station von Rasgrad. Selbst das Wasser hatte einen sumpfartigen Beigeschmack. Unterhalb Pravady wurde die Ebene immer sumpfiger. Wohin ich blickte, traten die Wasserspiegel, auf denen die rothen Strahlen der Abendsonne brannten, aus dem grünen grasreichen Boden hervor. Hinter der folgenden Station rollten die Wagen buchstäblich im Sumpfwasser. Das Wasser rauschte wie die Fluthen eines Sees, durch welche ein Kahn fährt. Hie und da stieg das Wasser bis an den untern Rand der Wagen. Immer langsamer bewegte sich der Zug vorwärts, zuweilen so langsam, daß ein guter Fußgänger mit demselben hätte Schritt halten können. Die langsame, Schritt vor Schritt keuchende Locomotive befühlte mit ihrem eisernen Fuß erst die Schienen, bevor sich der nachfolgende Wagenzug auf den unsichern Boden wagte. Das über die Eisenstraße hinströmende Wasser konnte ja eine Schiene gelockert haben; in diesem Falle stürzte der Wagenzug in den Sumpf; deshalb schleppte die Locomotive den Wagenzug so langsam durch die Ebene. Wir drei schauten aus beiden Fenstern des Wagens in das Wasser und fragten uns gegenseitig, was daraus werden solle, wenn ein Umsturz eines oder mehrerer Wagen erfolgte? Ich sah nun, alle Befürchtungen, welche man mir in Betreff der Eisenbahnfahrt von Ruščuk nach Varna in Belgrad und in Bukarest ausgesprochen hatte, konnten auf der gefährlichen Strecke von Pravady nach Varna zur Wirk-

lichkeit werden. Fast dreiviertel Stunden lang schleppte sich der Wagenzug in dieser Weise durch das Sumpfwasser. Ist es nicht fast unglaublich und jedenfalls unverantwortlich, daß sich ein Eisenbahnunternehmer bei Anlegung einer Bahntrace derartige Liederlichkeiten im Bauen zu Schulden kommen läßt? Das Auge jedes Laien konnte gleich hinter Pravady die sumpfige Beschaffenheit des Bodens erkennen. Die Donau strömt fast in demselben Niveau zum schwarzen Meere abwärts, aus welchem sich dies Sumpfland erhebt. Und die liederlichen Architekten und Ingenieure, welche die Bahntrace von Pravady nach Varna gezogen haben, hielten es nicht der Mühe werth, die Gefahr, worin bei hohem Wasserstande der Donau hier jeder Eisenbahnzug schwebt, durch den Bau eines festen Dammes zu beseitigen. Aber wahrscheinlich sind die Architekten und Ingenieure weit weniger Schuld an dieser liederlichen Leichtfertigkeit, als der Unternehmer, der es billiger fand, in der Ebene fortzubauen, als einen Damm aufwerfen zu lassen! Und eine Regierung ist so liederlich und so leichtfertig, mit großer Lebensgefahr für jeden Reisenden eine derartig angelegte Bahnstrecke zu eröffnen! Das ist wirklich türkisch, oder ich kann auch sagen rumänisch! Die von Stroußberg von Galacz nach Ajud gelegte Bahntrace ist ganz in derselben liederlichen Manier gebaut, wie die Bahntrace von Pravady nach Varna. Sie kriecht unterhalb des Niveau's der Landstraße, welche bei hohem Wasserstand des Sereth überschwemmt wird, durch die Ebene.

Kurz vor Varna erreichten wir wieder festen Boden. Schneller ging es nun durch die grüne, wiederangebaute Ebene. Zur rechten Seite der Straße streckte das schwarze Meer einen langen Wasserarm in das Land. Noch eine

Viertelstunde und der Zug rollte in den Bahnhof von Varna. Wieder ein roh aufgeführtes Gebäude, wie der Bahnhof von Ruščuk. Während der Viertelstunde, wo der Zug stillstand, beschaute ich mir die einzelnen Räumlichkeiten. Zum Gebrauch und zur Bequemlichkeit der Reisenden habe ich auch keinen einzigen Raum entdecken können. Dann wurde der Zug durch eine hintergestellte Lokomotive langsam aus dem Bahnhofe hinaus bis zu der schmalen, einige hundert Schritte in's Meer hinausgebauten langen Holzbrücke vorgeschoben, von der die Einschiffung stattfindet. Seiner Lage nach könnte Varna mit nur einigem Kostenaufwand einen ganz sichern und bequemen Hafen haben. Aber die türkische Regierung hat sich nie um Anlegung eines Hafens bei Varna bekümmert. Die Einschiffung von Menschen und Gütern geschieht in Böten fast auf offenem Meere.

Wir verließen unser ungastliches Coupé ohne Bedauern und betraten die schmale, dunkle Brücke, die unter den Wellenstößen des schwarzen Meeres hin und her schwankte, welches sich in endloser Ferne vor uns ausdehnte, ein ungeheures, dunkles und unheimliches Wasserbild. Zur linken Hand stiegen auf der Landzunge die Mauern und Häusergruppen von Varna in den Abendhimmel auf, von den Kuppeln und Minarets der zahlreichen Moscheen überragt. Vor uns auf der Rhede erhob ein großer Lloyddampfer seinen Rumpf aus den Wogen, bereit, sofort in See zu gehen, sobald er uns an Bord genommen haben würde. Alle Fenster der Kajüten auf Deck waren hell beleuchtet. Hinter diesen erleuchteten Fenstern erwartete uns nach dem Hunger und nach den harten Sitzen des Tages auf der türkischen Eisenbahn ein gutes Abendessen und aller Comfort eines deutschen Gasthofes erster Klasse. Der Dampfer war der

einzige lichte Punkt in diesem dunkeln und wüsten Nachtbilde von Varna. Das Boot, mit sechs Ruderern bemannt, schwankte an der untersten Stufe der Treppe, welche von der Einschiffungsbrücke zum Spiegel des Meeres hinabführte, in so heftigen Bewegungen, daß nur mit einem wohlgezielten Sprunge hinein zu kommen war. Bei stürmischem Wetter muß sowohl die Einschiffung wie die Ausschiffung an dieser dunklen schmalen Treppe sehr gefährlich sein. Nach zehn Minuten befanden wir uns wohlbehalten an Bord des „Maximilian", der sofort die Anker lichtete. „Das Souper ist im Verdecksalon servirt, meine Herren!" Mit diesen gastlichen Worten empfing uns ein schwarz befrackter Kellner, als wir auf Deck standen. Der Hungertag in der Türkei war zu Ende.

Fünfzehntes Kapitel.

Bulgarien und die Bulgaren.

Das Gebiet, welches die Bulgaren einnehmen, ist das große von der Donau und dem schwarzen Meere gebildete Dreieck von Kladowo, Siebenbürgen gegenüber bis zu dem militärischen Hafen Burgos, der Konstantinopel mit Odessa verbindet. Außer diesem bestimmt begränzten Gebiete haben sich die Bulgaren aber auch über eine Reihe anderer Gebiete, welche heute Provinzen des türkischen Reiches sind, zerstreut. Die Bulgaren bilden die Hauptmasse der Bevölkerung in Macedonien; ein schmaler Streifen der Küste des Archipels gehört ausschließlich bulgarischen Familien an; in Thracien nehmen die Bulgaren wichtige Stellungen ein; ganze Bezirke des östlichen Albaniens sind von Bulgaren bevölkert; man trifft Bulgaren in Livadien und Morea. Die bulgarische Nation ist die zahlreichste von allen slavischen und griechischen Racen, welche die Balkanhalbinsel bewohnen. Die Ziffer der bulgarischen Bevölkerung auf der Balkanhalbinsel vermehrt sich von Tag zu Tage, während sich die türkische Race täglich vermindert. Kein Theil der europäischen Türkei ist so stark bevölkert,

wie Bulgarien. Bulgarien hat eine ganze Reihe von Städten, welche dreißig- bis fünfzig tausend Einwohner zählen. Die Dörfer sind sehr zahlreich und folgen sich oft Meile auf Meile, von den Reisenden kaum bemerkt, weil sie entfernt von den großen Straßen liegen. Die Gesammtziffer der bulgarischen Bevölkerung, welche die Balkanhalbinsel bewohnt, wird sich auf fast fünf Millionen belaufen.

Von allen südslavischen und griechischen Nationalitäten, welche sich unter der Herrschaft der Türken befinden, sind die Bulgaren die geknechtetsten. Keine von den fünf griechisch-slavischen Völkerschaften, welche die Balkanhalbinsel bewohnen, ist so vollständig unter das Gesetz des Siegers gebeugt worden, wie die bulgarische Nation. In Bulgarien haben die Türken ihr Ideal vollständig erreicht. Heutzutage mag es kaum eine bulgarische Gemeinde geben, welche nicht ihren türkischen Herrn hat. Der Spahi regiert, selbst gewöhnlich abwesend, sein Spahalik durch die Person eines Aufsehers. Der Aufseher nimmt von allem bulgarischen Eigenthum den Zehnten an Getraide, Wein, Obst oder Thieren. Er hält jährlich die Bulgaren zu drei Robottagen an, an denen der bulgarische Bauer das Korn und das Heu des Spahi zu mähen und in die Stadt zu führen hat. In den Bezirken, wo der Bulgare durch die letzten Empörungen die Aufhebung des Zehnten und die Auswanderung des Lehnsherrn, des Spahi's, erreicht hat, ist er unter das Joch der Beamten des Pascha's gerathen, welche, wie die Lehnsherren, die abscheulichsten Plackereien gegen sie ausüben, nöthigenfalls mit bewaffneter Hand ihnen die Steuern und Zehnten abtreiben und den Bauer zu Frohndiensten und Festungsarbeiten zwingen. Und doch drückt der Pascha seine Unterthanen immer noch weniger,

als der Spahi. Als die Bulgaren im Jahre 1840 ihre Zufriedenheit mit Seid, dem Pascha von Sophia, aussprachen, sagten sie: „Der Pascha hat keinen andern Fehler, als daß er uns so viel Geld als möglich abnimmt; aber er macht doch, daß alle seine Agenten unsere Ehre und unsere Frauen respektiren müssen."

Die an den Spahi zu entrichtenden Abgaben sind übrigens keineswegs unter der Auflage begriffen, welche die Bulgaren der türkischen Regierung, dem Padischah zu Stambul, zu entrichten haben. Diese Abgaben sind von zweierlei Art. Sie lasten auf den Personen und auf dem Grundbesitz. Jeder Bulgarenkopf ist jährlich mit fünfzehn bis zwanzig Piastern besteuert. Da aber jede Gemeinde die Auflage auf ihre verschiedenen Mitglieder vertheilt, so bezahlen die Reichen einen Haratsch — eine Kopfsteuer — bis zu hundert Piastern, während die Armen, weil sie nichts besitzen und unfähig zu jeder Zahlung sind, oft ganz steuerfrei ausgehen. Neben der Kopfsteuer besteht in Bulgarien eine Grundsteuer, deren Höhe ein für allemal in den alten Katastern des Reiches festgesetzt ist. Diese Grundsteuer verändert sich nicht. Sie bleibt auch dieselbe, wenn die Ländereien sich verschlechtern. So wird in Bulgarien häufig eine arme Familie mit tausend Piastern jährlich bei Gütern besteuert, welche ihr kaum diese Summe als Reinertrag einbringt. Keine Art von Eigenthum wird in Bulgarien mit Steuern verschont. Besäße der Bulgare nichts als seine Frau, so würden die Türken gewiß den Nießbrauch, dieser einzigen Habe jährlich mit wenigstens hundert Piastern besteuern. Alle diese geregelten und vorhergesehenen Lasten erscheinen indessen noch leicht, wenn man sie mit den unvorhergesehenen Frohndiensten vergleicht, welche der Pascha

im Interesse der öffentlichen Arbeiten zu fordern berechtigt ist. Sie belaufen sich bei jedem bulgarischen Bauer auf mindestens dreißig Tage im Jahre. Eine noch schlimmere Geißel, als diese Frohndienste, ist die Verpflichtung, alle Gäste, welche mit Ferman oder im kaiserlichen Dienste reisen, zu beherbergen und zu speisen. Der Stareschin jedes Dorfes ist berechtigt und verpflichtet, Alle mit Wohnung und mit Verpflegung auf Kosten der Gemeinde zu versehen.

Die bürgerliche Existenz, die Sicherheit der Bulgaren hängt ganz von der Willkür der Paschas und Gouverneure der Festungen ab. Das Schicksal eines Paschaliks bedingt sich nach der guten oder bösen Laune des Pascha's. Die Bulgaren haben nach und nach die Freibriefe und Privilegien verloren, welche ihnen die Pforte einst bewilligte, um bequemer und leichter von ihrem Lande Besitz ergreifen zu können. In der Nähe von Stambul sind sie allerdings persönlich weniger gedrückt und herabgewürdigt; desto mehr werden sie aber dort finanziell von den Agenten der Regierung ausgebeutet. In den weiten Ebenen vermögen sie den Steuereintreibern weniger zu entgehen, als in den Gebirgen. Am freiesten und unabhängigsten befindet sich der Bulgare auf den Hochplateaus des Balkans. Dort ist er der einzige Bewohner und stützt sich dem Türken gegenüber auf die „Haiducken," auf den Räuber des Gebirges. Auf diesen hochgelegenen Plateaus des Balkan mag es wenige bulgarische Familien geben, aus denen sich nicht einige Glieder unter den Haiducken befinden. „Der Pascha hat mich geplündert," sagt der Bulgare; „ich habe deshalb meinen Sohn unter die Haiducken geschickt." Die Haiducken sind in mehr oder minder zahlreiche Banden getheilt, welche

unter ihren Kapitänen die Päſſe beſetzen, die türkiſchen Steuereintreiber und die türkiſchen Karawanen angreifen und die Blutſauger ihres Vaterlandes aus dem Wege räumen. Man erzählt ſich in Bulgarien von dem Muthe und der Tapferkeit dieſer Haiducken Wunder, welche fabelhaft erſcheinen würden, kämen ſie nicht ſo oft vor. Zwei Haiducken ſprengen oft das ganze Gefolge eines Paſcha's auseinander. Der harmloſe Reiſende hat nichts von den Haiducken zu befürchten. Geſtützt auf die Macht der Haiducken thut der Bulgare auf den Plateaus des Balkans was er will. Er ſchmückt die Straßen mit Kreuzen und die öffentlichen Brunnen mit chriſtlichen Emblemen und mit Inſchriften in ſeiner Sprache; dort findet man am Bulgaren noch alle charakteriſtiſchen Merkmale eines im Urzuſtande gebliebenen Bergbewohners: Lebhaftigkeit, Stolz, begeiſterte Liebe für ſeine Race, Leidenſchaft für das Wunderbare und für das Heldenleben.

Daß der Bulgare am Meiſten unter die Botmäßigkeit des Türken gerathen iſt, das liegt an den guten und an den üblen Eigenſchaften ſeines Charakters. So furchtbar der Bulgare zu Beginn des Mittelalters durch ſeine kriegeriſchen Tendenzen, durch ſeinen Reichthum und durch ſeine kommerzielle Thätigkeit geweſen ſein mag, ſo friedlich geſinnt und ſo wenig zum Luxus geneigt iſt er heute. Alle diejenigen, welche den gegenwärtigen Bulgaren kennen, loben einſtimmig ſeinen friedlichen Charakter. Der Bulgare iſt arbeiſam, dienſtfertig und von außerordentlicher Mäßigkeit. Wenig zur Begeiſterung fähig, ſchwerfällig und phlegmatiſch hat er vor dem Griechen und vor dem Südſlaven nur die Superiorität der Geduld und der Arbeit; in perſönlicher Tapferkeit und in geiſtiger Intelligenz wird er von

dem Serben und von dem Griechen bei weitem übertroffen. Der Bulgare gräbt und kultivirt überall, wohin er kommt. Die Türken drücken die Bulgaren mit Gelderpressungen und Plackereien aller Art zu Boden; der türkische Steuereinnehmer beraubt ihn sogar seiner Habe, wenn er nicht mehr im Stande ist, zu bezahlen — aber weder Gelderpressungen noch Plackereien, weder Beraubungen noch Drangsale aller Art sind im Stande, dem Bulgaren Ekel gegen die Arbeit einzuflößen. Bitterkeit im Herzen errichtet er in der Ferne eine neue Hütte und beginnt von Neuem den Boden urbar zu machen. Er ist der mäßigste unter allen Nationalitäten der Balkanhalbinsel. Auf der Reise lebt er drei Wochen von dem Brode und der Flasche Rakı, welche er mitgenommen hat und bringt in seine Heimath die ganze von ihm eingenommene Summe mit zurück, ohne auch nur ein Para von derselben verausgabt zu haben. Im Schoße seiner Familie besteht die Nahrung des Bulgaren aus Milch, Bohnen, Erbsen und Oliven; sein Brod wird aus Mais bereitet; sein gewöhnliches Getränk ist Wasser; den Wein spart er auf die Festtage. Die Liebe zum Frieden nimmt den bulgarischen Aufständen den Charakter tragischer Begeisterung, welche die serbischen, griechischen und albanesischen Revolutionen oft so furchtbar gemacht haben. Der Bulgare ist, so zu sagen, „der gute Kerl" des türkischen Reiches. Deshalb sind von allen unterjochten christlichen Stämmen auch die Bulgaren diejenigen, welche den Türken die geringste Furcht, aber auch die geringste Achtung einflößen. Ein ausgezeichneter Mann der bulgarischen Nation, ein Mann, den man den Vater der bulgarischen Jugend, den Wiederhersteller der Nation nennen könnte, sagte im verzweifelten Tone zu Cyprien Robert: „Nein; meine

Landsleute lieben ihr Vaterland nicht; wenn sie Dir die Versicherung geben, sie wollen sich ihm weihen, so lügen sie; sie leben nur für ihre Familien und für ihre Gärten." Trotz alledem haben aber weder das Elend noch der Druck, weder die so im Charakter der Bulgaren vorwiegende Liebe zum Frieden, noch der übergroße Trieb zur Arbeit den Bulgaren in seiner moralischen Beschaffenheit erniedrigt. Heute, wie in alten Zeiten, ist sein Blick stolz, sein Wuchs hoch und schön; seine Ehrenhaftigkeit über jede Prüfung erhaben. Mit voller Sicherheit kann man ihm ohne Zeugen die größten Geldsummen anvertrauen; er wird sie getreulich an den Ort ihrer Bestimmung bringen. Man beschuldigt den Bulgaren, er zittere vor den Türken; der Bulgare zittert nicht; nur wenn aller Widerstand unmöglich erscheint, unterwirft er sich der Gewalt. Aber diese Einfachheit, diese Mäßigkeit, diese Liebe zum Frieden, dieser durch Nichts zu vertilgende Trieb zur Arbeit, diese Loyalität und die Geduld haben für die bulgarische Nation die traurigsten Folgen gehabt; sie haben dazu beigetragen, die Bulgaren tiefer als jede andere die Balkanhalbinsel bewohnende Nationalität unter das Joch des Vezirs zu beugen.

Wie groß und hart muß der Druck sein, welcher in der europäischen Türkei auf dem Bulgaren lastet, daß trotz der Friedensliebe und trotz der Apathie des bulgarischen Charakters seit dem Jahre 1789 bis heute in Bulgarien ein Aufstand dem anderen gefolgt ist. Die bulgarische Nation erwachte zum Leben, als sich im Jahre 1789 Oesterreich und Rußland gegen den Sultan verbanden. Im Jahre 1792 organisirte Osman Paswan Oglu, der Sohn des durch Henkershand gefallenen Omer Paswan,

die durch Ausreißen der Janitscharen verstärkten Banden der Kerdschalis. Um den furchtbaren Verheerungen dieser Banden ein Ziel zu setzen, erklärte der Sultan die Anführer dieser Banden für exkommunizirt und setzte einen hohen Preis auf den Kopf Omer Paswans. Einer seiner Diener kam an seiner Stelle um, und der Kopf desselben, den man für den Kopf Paswans hielt, wurde vor der Pforte des Serails auf einen Pfahl gesteckt. Aber während die Türken in Stambul sich über den Tod des „Räuberhauptmanns" freuten, hörte man plötzlich, daß der angeblich Todte an der Spitze von mehr als zehn tausend Janitscharen sich Widdins bemächtigt hatte, wo auf seinen Befehl alle Mitschuldigen an dem Tode seines Vaters sofort aufgehängt wurden. Jetzt, nach drei Jahrhunderten der Lethargie, erwachte in den Bulgaren das Bewußtsein ihrer Kraft; aber sie handelten ohne Einigkeit und der Aufstand schlug, da es ihnen an verständigen Führern fehlte, nicht zu ihrem Vortheil aus. Während sie zehn Jahre hindurch die Herren auf dem platten Lande blieben, während alle Städte, mit Ausnahme der befestigten Plätze ihnen geöffnet waren, verstanden sie es nicht, eine ordentliche und regelmäßige Regierung zu organisiren. Der Emancipationsreiz verwandelte sich in Anarchie.

Als der Lärm des griechischen Aufstandes gegen die Türken an den Höhen des Balkans wiederhallte, erschienen die Haiducken wieder auf dem Schauplatze. Sie überschwemmten Macedonien; im Peloponnes sah man ganze Bataillone dieser unabhängigen Krieger; sie waren es, welche durch einen letzten Sturm die Akrepolis von Athen einnahmen. Der berüchtigte Griechenstreiter, Marco Botzaris, welcher in ganz Europa berühmt geworden ist, war ein

Bulgare. Sein slavischer Name war Botschar. In Wodina geboren, war er auf den Sulionberg ausgewandert.

Nach den Siegen, welche die Russen unter der Anführung des General Diebitsch im Jahre 1829 über die Türken erfochten hatten, erwachten die Hoffnungen der Bulgaren auf Befreiung von Neuem. In Bulgarien bildete sich eine weitverzweigte Verschwörung, die „Hetärie," welche ihre Berathungen in den Klöstern und Wäldern von Ternowo hielt. Die grausame Verfolgung, welche die Regierung der Hohen Pforte gegen die Verschwornen der Hetärie in Scene setzte, erreichte ihr Ziel ganz und gar nicht, sondern rief nur neue Komplots und neue Verschwörungen ins Leben. Die Belagerung der Festung Jarkov, eine von den Schlüsseln der bulgarischen Hauptstadt Sophia war das Ergebniß einer solchen Verschwörung. Die Festung wurde plötzlich von fast zwanzig tausend Mann eingeschlossen, welche von den benachbarten Dörfern herbeigelaufen waren und der Garnison erklärte, sie würde nicht eher freigelassen werden, als bis bestimmte Gesetze an die Stelle der Willkür in Abgaben und Frohndiensten getreten wären. Nach allen Richtungen hin wurden die Bulgaren durch die Hetärie von Ternowo in Bewegung gesetzt. Als der Aufstand von Kandia und von Thessalien ausgebrochen war, folgten die Bulgaren dem gegebenen Anstoß. Ihr erster Schrei der Empörung erscholl in Rumelien, wo sie am meisten durch Steuern gedrückt waren; dann besetzten sie die Gebirgspässe. Jede Verbindung zwischen Stambul und den nördlichen Festungen des Landes wurde abgeschnitten. Das ganze Land jenseits Adrianopel stand unter der Regierung der Haiducken. Ein Mädchenraub, wie er noch heute in Bulgarien an der Tagesordnung ist, brachte die

Gährung plötzlich zum Ausbruch. Der Neffe des Pascha von Nischa ließ eine bulgarische Jungfrau von seltener Schönheit entführen, und versuchte dieselbe, um sie zu heirathen, zu zwingen, Mohamedanerin zu werden. Schließlich, weil sie allen Verführungsmitteln widerstand, wurde sie fürchterlichen Martern unterworfen. Als sie die Martern muthig aushielt, beschlossen die Türken, sie mit Gewalt ihrer Jungfrauschaft zu berauben. Durch diese Drohung erschreckt, zog die schöne Bulgarin es vor, Türkin zu werden. Als nun ihre ganze Familie, ihren Vater an der Spitze, vor dem Pascha erschien, um sie loszukaufen, so antwortete man, sie sei keine Christin mehr. Da die Verwandten dies nicht glauben wollten, so ließ der Pascha das junge Mädchen eintreten, um vor ihrer Familie selbst den Abfall von ihrem Glauben zu bestätigen. Nun entstand eine herzzerreißende Scene, indem sich die Bulgarin ihren Verwandten in die Arme stürzte und den Hergang des Ereignisses unter Schluchzen und Thränen erzählte. Die Kawassen des Pascha machten der Scene ein Ende, indem sie die arme Familie unbarmherzig fortjagten und die schöne Bulgarin in der Nähe der Stadt in eine Kula sperrten, wo noch eine Menge junger Mädchen eingesperrt waren, denen dasselbe Schicksal bevorstand, nämlich nach Abschwörung ihres Glaubens Türken zu heirathen. Diese Scene ereignete sich im Frühling des Jahres 1841. Von allen Seiten liefen nun die mit Sensen bewaffneten Bauern herbei, um die Thüren des Gefängnisses zu erbrechen und die Mädchen zu befreien. Bald war der Aufstand allgemein und nahm einen sehr ernsten Charakter an. Während dem verbrannten die unregelmäßigen Truppen des Pascha von Widdin über hundert und fünfzig bulgarische Dörfer,

spießten die Männer, schändeten die Frauen und warfen die Kinder in die Flammen der brennenden Hütten. Von allen Seiten flohen die Bulgaren in das Gebirge und in die Wälder. Zwei tausend türkische Reiter verfolgten die bulgarischen Haiducken, welche sich ihrer Ahnen würdig zeigten. Von sämmtlichen Spahi's entkamen nur dreißig. Die Bulgaren verjagten die Türken aus Verband, überrumpelten das Fort Ak-Palanka und besetzten diesen Paß, der ihnen den Durchzug gegen Sophia und Konstantinopel öffnete. Miloie, welcher in seiner Jugend unter den von dem schwarzen Georg befehligten Haiducken gefochten hatte, schloß Nischa mit zwölf tausend Bauern ein; es waren dieselben Bauern, welche bereits Sophia blockirt hatten und für ihr Land eine bessere Constitution, als die von Gülhane forderten. Zu gleicher Zeit rückten sechs tausend Albanesen, angeführt von Jakub Pascha, und einige Regimenter des Nizam unter dem Pascha Hussein von Widdin in Eilmärschen zur Befreiung der Citadelle von Nischa heran. Sie fanden die Bulgaren an der Morava verschanzt. Nach mehreren blutigen Scharmützeln wagten die Insurgenten trotz ihrer schlechten Bewaffnung ein Haupttreffen, wurden aber nach einem furchtbaren Kampfe, in welchem sie drei hundert Todte und eine Menge Verwundeter auf dem Schlachtfelde ließen, zerstreut. Miloie, welcher ihren Rückzug deckte, tödtete sich, von Wunden bedeckt und ohne Hoffnung zu entkommen, selbst durch einen Pistolenschuß. Mit dieser Niederlage hatte der bulgarische Aufstand ein Ende. Die Haiducken, welche den Krieg allein fortsetzen konnten, waren ihres Führers beraubt; sie lösten sich auf und die Unerschrockensten unter ihnen gingen nach Macedonien, wo sie sich mit den griechischen Klephten vereinigten. In Bul-

garien wurde die Ordnung von Mustapha Pascha durch furchtbare Grausamkeiten wieder hergestellt. Einer der letzten Aufstände der unglücklichen Bulgaren war derjenige, den Mithat Pascha unterdrückte, dessen Grausamkeiten ich bei der Schilderung Ruščuks gedacht habe. Die Ordnung ist seitdem wieder einmal in Bulgarien hergestellt; aber es wäre unklug zu glauben, daß diese Ordnung lange dauern werde. Die Sieger sorgen dafür, die Besiegten durch zahllose Plackereien jeder Art unaufhörlich zu neuen Verschwörungen und zu neuen Aufständen aufzustacheln.

Sechszehntes Kapitel.

Konstantinopolitanische Spaziergänge.

Ich stehe auf der Brücke von Pera und schaue, wohin ich blicke, ein wunderbares Bild. Wundersam fremdartig, farbenstrahlend, großartig in seinen Contouren! Der Orient und der Occident auf einmal! Die reichsten und schönsten Küsten der Erde, die Ufer des Bosporus mit ihren Sultanschlössern und mit ihren weißen Villendörfern, mit ihren dunkelgrünen Cypressengruppen, mit ihren terassenförmig ansteigenden, strahlenden Blumengärten; der Hintergrund waldbedeckte Hügel, nicht kahl und öde, wie sonst im Orient, sondern mit einem reichen Pflanzenmantel bekleidet. Eine so reiche Landschaftsdekoration, wie ich in keinem Golf der Erde gesehen habe; zu reich; das Auge gewöhnt sich nur langsam an diese Fülle von Dekoration. Und um die altersgrauen Mauertrümmer, welche hie und da wie Gespenster der Vergangenheit aus dieser Fülle von Blumen, Waldgruppen und weißen Landhäusern in die Höhe steigen, schlingt sich der Epheu einer mehr als tausendjährigen Erinnerung. Der Glanz des byzantinischen Kaiserreichs und sein Untergang;

der Kampf des Halbmondes mit dem Kreuz; der Sieg Mahomeds!

Die Kreuzfahrer, welche in das heilige Land zogen, lagerten an den Ufern des Bosporus. Noch steht die Platane in Bujukdere, in deren Schatten Gottfried von Bouillon ruhte. Das ist der Blick von der Pera-Brücke nach Nordosten.

Und nun wende ich mich rückwärts, und am Ende der Brücke steigt die ganze Herrlichkeit von Stambul, die eigentliche Hauptstadt des Türkenreiches, terassenförmig vor mir auf. Welch' ein reiches Gemälde des Orients von den dunkeln Baumgruppen des durch Feuer zerstörten alten Serails dort, wo die Landspitze sich in die smaragdenen Fluthen des Marmorameeres taucht, bis zu den Höhen von Ejub, auf denen sich die Mauertrümmer des Palastes des geblendeten Belisar erheben! Mehr als hundert Moscheen mit blinkenden Metallkuppeln und mit funkelnden Minarets über einem endlosen Häusermeer. In der Mitte des Bildes der weiße, schlanke Thurm des Seraskiers, von dessen oberer Gallerie der Besucher die ganze Herrlichkeit von Meer, Strom, Städten und Schiffen aus der Vogelperspektive überblickt; links vom Thurm auf der Höhe des gewaltigen Fuad Pascha's Schloß, der an Gift starb, sowie sein Nachfolger, und rechts der über alle Gebäude Stambuls hervorragende Palast des Kriegsministeriums, der den müden Leib des „kranken Mannes" zusammenhalten muß, damit er nicht in Trümmer stürzt.

Und wenn ich mich nochmals rückwärts wende, schaue ich in den Occident. Die alte Genueserstadt Galata und die Frankenstadt Pera steigen terassenförmig vor mir auf, ein Gewirr von südeuropäischen Häusergruppen, aus dem

der alte, mittelalterlich anzuschauende Feuerthurm von Galata hervorblickt, wie ein immer mahnendes Gespenst, daß alle Jahr wenigstens einmal die Feuergluthen über diese Städte hereinbrechen und tausende von Häusern verzehren. Auch dies Bild aus dem Occident ist reich, mannigfaltig und interessant, von dunkeln Cypressengruppen durchzogen und umkränzt. Den untern Rahmen bildet das goldene Horn, zwei Häfen neben einander, der Handelshafen und der Kriegshafen, ein immer wechselndes Gemälde von Dampfern, Handelsschiffen, Panzerfregatten, Barken und dem Leben des Hafens.

Und welch' ein Menschenstrom auf dieser Brücke, welche von Pera nach Stambul, aus der Frankenstadt in die Türkenstadt führt, welch' ein Gewirr von Menschen, Wagen und Pferden! Der Orient und der Occident durcheinander in Gestalten und Trachten. Neger und Türken in den buntesten Kleidern; Türkenweiber mit verschleierten Gesichtern in bunten Mänteln; Derwische in ihren konischen tutenförmigen Filzmützen; dicke Paschas auf noch dickeren Pferden, die Sonnenschirme über den Köpfen; buntbemalte Wagen, in denen Türkendamen verschleiert spazieren fahren — das einzige Vergnügen, welches ihnen die Eifersucht ihrer Tyrannen gestattet — Hamaliks — Lastträger, unglaubliche Lasten von Holz, Eisen und Stein auf gekrümmtem Rücken fortschleppend und unaufhörlich „guarda!" rufend; Bettler, Lahme und Kranke, Kinder und Greise in Lumpen, Jeder die schmutzigen Hände ausstreckend; Griechen und Armenier, die Handelsleute der Türkei; Geschäftsleute aus Galata, welche nach Stambul hineinreiten, um ihre Wechsel einzukassiren und den Türken den Beweis führend, daß der Import den Export übersteigt und der Bankrott unaus-

bleiblich ist. Und dazwischen, zwischen all dem Gewühl des Orients und des Occidents ein Tourist, der sich schweigend das Bild anschaut und sich sagt: „Sollst du von dieser Brücke, an der du vor einer Viertelstunde aus deiner stillen kühlen Sommervillegiatur in Asien am Gestade des Marmorameers landetest, zuerst dort in den Orient oder zuerst hier in den Occident hinaufsteigen; oder sollst du wieder umkehren, wie jener Engländer, der den Bosporus hineinfuhr, eine Stunde auf dieser wunderbaren Brücke stand und dann weitersegelte durch die Dardanellen in das ägeische Meer, ohne den Fuß an das Land gesetzt zu haben? Der Engländer hat recht gehabt. Ich will es nur gleich gestehen. Er nahm die Erinnerung an eine Reihe der wundersamsten und großartigsten Landschaftsbilder und Städtedekorationen mit sich nach Hause in seine Cottage nach dem grünen England; ich blieb vier Wochen in Kadikioi, und landete alle Tage an dieser wunderbaren Brücke, welche den Orient mit dem Occident verbindet, und schritt täglich hinein in das Gewirr von Türkenhäusern, in die Frankenstadt, wo jede Straße bergan klimmt, in die Handelsquartiere von Galata, und durchritt die entferntesten Winkel der Siebenhügelstadt, welche die Europäer selten besuchen, und stieg auf die Thürme und kroch zwischen den Barken und Schiffen des Handelshafens umher — und riß mir selbst täglich von dem wundersamen Bilde, was ich von der Brücke von Pera gesehen und was mich am ersten Tage so entzückt hatte, ein Stück nach dem andern ein, daß nach einigen Wochen die Fetzen herunterhingen, daß die Farben erloschen, und daß ich in den letzten acht Tagen kaum das Schiff erwarten konnte, welches mich in einer leuchtenden Mondscheinnacht fortführen sollte durch die Dardanellenschlösser in

ein anderes Meer und in ein anderes Land. Wie beneidete ich jenen Engländer, den ich früher, als ich von seinem Heroismus las, sich das Wunderbild nur aus der Ferne anzuschauen und es nicht zu berühren, für toll erklärt hatte, für einen spleenartigen Narren! Er nahm das Wunderbild mit nach Haus, ganz rein und unversehrt — und ich ziehe die Fetzen desselben aus den Taschen meiner Erinnerung, und die Fetzen haben sämmtlich das widerwärtige Parfüm, was die Geruchsnerven desjenigen, der zu lange in den Straßen eines türkischen Bazars umhergewandert ist, noch Tage lang nachher verletzt. Jeder Orientreisende kennt dieses Parfüm, ein Gemisch von allem Unerquicklichen, undefinirbar, unbeschreiblich widerlich. Ich empfand es nie im Occident; aber es folgt mir über das Meer, wenn ich von den Gestaden Afrikas und Asiens heimkehre, nach Europa.

Begleite der Leser mich nun zuerst auf einem Spaziergang durch Pera, durch die Frankenstadt, welche sich über Galata am Bergrücken aufbaut, eine Straße, ein Quartier über dem andern — ein pyramidenförmiges Gewirr von Steingebäuden und Holzhäusern ohne jede Architektonik. Jedes Steingebäude ist hoch, schmal und häßlich, eine Menge Stockwerke über einander; jede Straße ist eng, winkelig, krumm, an den Bergabhängen umherklimmend, oft in hohen Stufen ihren mühsamen Weg fortsetzen. Das Pflaster ist abscheulich; Trottoirs sind unbekannte Bequemlichkeiten; das Wasser rinnt mitten durch die Straße abwärts, wo es seinen Weg findet; bei Regenwetter sind diese krummen, holprigen, engen Bergstraßen nur zu Pferde oder in einer Sänfte passirbar; ein Wagen hat nicht Platz. Hitze und Dunst sind während der Sommermonate in diesem Straßengewirr unbeschreiblich; wer irgend im Stande ist, flieht

während dieser Zeit auf's Land, an die kühlen Küsten des Bosporus, nach Therapia oder nach Bujukdere, dessen schöne Landhäuser vom Hauch des schwarzen Meeres gestreift werden, oder nach Kadikioi am Marmorameere, oder auf die Prinzeninseln, welche mitten in den Fluten des Marmorameeres schwimmen, verzauberte grüne Eilande unter Baumesschatten und von Meeresfrische umhaucht.

Aber es ist doch viel besser geworden in der Frankenstadt seit fünfzehn Jahren. Das Feuer und die seit dem Krimkriege unaufhörlich durch die Gesandten der Großmächte gedrängte türkische Polizei haben gewaltig in den engen, winkeligen und gefährlichen Quartieren von Pera aufgeräumt. Es ist jetzt gerade ein Jahr, wo eine fürchterliche Feuersbrunst in einer Nacht mehr als die Hälfte der Stadt verzehrte. Ich habe mir in Konstantinopel eine Karte zeigen lassen, auf der die verbrannten Quartiere mit rother Farbe gemalt waren, und fand, daß die rothgemalten Häuser mehr als die Hälfte aller Gebäude ausmachten. Ueber zweitausend Menschen kamen in diesem fürchterlichen Flammenmeere um. Die Ziffer habe ich mir von zehn verschiedenen Personen auf zweitausend angeben lassen, ehe ich ihr Glauben schenkte. Aber es war so! Wer diese alten Holzhäuser des Orients gesehen hat, welche die Sonne austörrt, begreift, welche Verwüstungen eine einzige Feuersbrunst anzurichten im Stande ist. Noch heute sieht die Brandstäte gerade so aus, wie vor einem Jahr. Noch ist kein Gebäude wieder aufgebaut. Ein wüstes Trümmermeer! Aber die Feuersbrünste sind etwas Gewöhnliches in allen Türkenstädten. Als ich Ruščuk besuchte, war kurz vorher der Bazar niedergebrannt. Während meiner Anwesenheit in Konstantinopel brannte es in Galata und in Pera viermal;

und unter fünfzig bis hundert Häusern ging kein Brand ab. Wenn der niedergebrannte Theil von Pera wieder zum Aufbau gelangt, wird die Stadt allerdings anders ausschauen. Heute streitet sich die Communalbehörde noch mit den Grundstückseigenthümern über die Lage eines großen Boulevards herum, der die neue Stadt durchschneiden soll, und bis der Streit beendigt ist, können Jahre vergehen; denn es gibt in der Türkei kein Expropriationsgesetz. Steigen wir also vorläufig noch die große Perastraße hinauf, um auf die Höhe der Frankenstadt zu gelangen. Seit einigen Jahren ist freilich auch ein breiter, macadamisirter Fahrweg angelegt, auf dem man zu Wagen auf einem großen Umwege aus Galata oben in die Stadt gelangen kann. Die große Perastraße ist indeß der kürzeste Weg. Schlagen wir also die große Perastraße ein!

Der Name verspricht viel. In der Wirklichkeit steigt ein steiler, schmaler Treppenweg vor uns auf. Die Stufen sind so unregelmäßig und so unbequem wie möglich; jede hat eine Höhe von mehreren Fußen. Das Pflaster ist derartig, daß sich die Gemeindebehörde der kleinsten deutschen Provinzialstadt desselben schämen würde. Pfützen, Löcher und unregelmäßige Steine von allen Formen. „Aber Sie hätten das Pflaster vor zehn Jahren sehen sollen", fahren mich meine Bekannte an, wenn ich über das Pflaster dieses Treppenweges, welchen man, „die große Perastraße" nennt, außer mir bin, „vor zehn Jahren mußte man unaufhörlich balanciren, um von einem Stein zu einem andern zu gelangen. Doch das Pflaster und die Treppenstufen sind nicht die einzigen Hindernisse, welche man zu überwinden hat, um „die große Perastraße" zu erklimmen. Sie ist die Hauptverkehrsader der Stadt. Der Blick von unten nach

oben ist interessant. Hier klimmen der Orient und der Occident unaufhörlich durcheinander hinauf und hinab. Türken und Europäer, Armenier und Griechen, Neger und Mischlinge aller Farbenabstufungen; europäische Frauen, nach der neuesten Mode gekleidet, und Türkenweiber in ihren bunten Mänteln; Reiter und Sänftenträger; eilige Geschäftsleute und Hamaliks, welche unaufhörlich „guarda" rufen; Esel mit gefüllten Körben zu beiden Seiten, und der Eseltreiber ruft auch „guarda!" Die Sänftenträger, welche in einer schön bemalten Sänfte eine verschleierte Türkin oder eine europäisch geputzte Dame hinauf- oder hinabschleppen, rufen „guarda;" der Pferdetreiber, der neben seinem Pferde hertrabt, auf dem ein Kaufmann „seine Geschäfte," oder ein Arzt „seine Kranken abreitet," ruft „guarda," und der unglückliche Fußgänger drängt sich in der engen Straße an die Häuser und kann froh sein, wenn er ermüdet und erhitzt, ohne niedergeworfen oder gequetscht zu sein, auf der Höhe der Perastraße anlangt.

Fast alle Läden, Geschäfte, Gasthöfe, Kaffeehäuser, Magazine befinden sich in der Perastraße. Denselben Charakter behält die Straße auch dort bei, wo sie die Berghöhe erklommen hat und nun in ziemlich ebener Richtung auf dem Plateau bis zu dem breiten chaussirten Wege weiter führt, auf dem man in den öffentlichen Garten gelangt, den jeder öffentliche Garten in Europa um seine wundervolle Lage beneiden könnte. Auf dem Plateau ist die Perastraße breiter, gerader, aber auch öder. Die Flammen des großen Brandes haben zwanzigmal hineingeleckt und wüste Brandstätten als Spuren zurückgelassen. Da ragen die Ruinen des großen Theaters ganz in derselben Gestalt, wie kurz nach dem Brande, auf. Nicht einmal der Schutt ist hinweggeräumt.

Seit Jahr und Tag hörte man in Pera keine Oper mehr. Die Bewohner von Pera und Galata müssen sich mit einem schlechten französischen Vaudeville und mit einigen Cafés chantants begnügen. Von den Seitenstraßen der großen Peraſtraße ist nichts zu sagen. Es sind enge, schmale, winkelige Gassen, oft so schmal, daß kaum ein Esel mit seinen Fruchtkörben durchpassiren kann.

Aber abseben von dem Pflaster hat sich in Pera doch noch vieles Andere seit zehn Jahren gebessert. Pera wird durch Gas erleuchtet, während die Türkenstadt Stambul auf der andern Seite der Brücke Abends in das tiefste Dunkel eingehüllt ist. Vor einigen Jahren war noch Jeder, der in Pera Abends ausgehen wollte, gezwungen, seine Papierlaterne in die Hand zu nehmen und sich beim Scheine derselben seinen Weg durch die Pfützen und Löcher des Pflasters aus dem Straßengewirr zu suchen. Und brach er nicht Arme und Beine, so fing ihn die türkische Polizei und führte ihn auf die Polizeiwache, wo er sich eine Laterne kaufen oder auf den Anbruch des Tages warten mußte. Die Laterne diente zur nothwendigen Kontrole Seitens der Polizeibeamten; denn das gefährliche Gesindel, was sich bei Tage und bei Nacht in Pera umhertrieb, stahl, raubte und mordete, war zahllos. Diese Zustände, welche sich erst seit wenig Jahren gebessert haben, sind in Pera noch frisch in aller Leute Gedächtniß. Ich würde manche Schilderungen für unglaublich halten, wenn nicht mehr als zehn Personen, welche ich befragte, darin übereingestimmt hätten. Diebstähle, Raubanfälle und Morde waren selbst auf den Straßen, in den Kaffeehäusern und bei hellem Tage nichts Seltenes. Der Mörder ging, mit dem rauchenden Pistol in der Hand davon, mitten durch die entsetzte Menge, ohne

daß Jemand ihn aufzuhalten wagte. Bei der Nacht die Straßen von Pera zu betreten war immer lebensgefährlich. Kein Polizeibeamter erschien auf das Hülfegeschrei des Beraubten oder des Hingemordeten. Die Behörden steckten mit den Räubern und Mördern unter einer Decke, den Gewinn mit ihnen theilend; oder, wenn dieses nicht der Fall war, wagten sie es hundertmal nicht, sich des Mörders zu bemächtigen. Es wurden mir eine Reihe von einzelnen Fällen mitgetheilt, wo der Polizeibeamte, der seine Pflicht gethan hatte, bei hellem Tage auf der Straße oder in einem Kaffeehause von den Räubern ohne Weiteres erdolcht wurde. Einmal ordnete die Regierung, weil es in Pera gar nicht mehr auszuhalten war, eine große und allgemeine Razzia unter dem Lumpengesindel an, und es wurden in der That eine Menge von gefährlichen Kerlen ergriffen. Ihnen den Prozeß zu machen, war der türkischen Regierung zu weitläufig. Sie dekretirte, daß sie ohne Prozeß sämmtlich nach Tunis deportirt werden sollten. Die Einschiffung fand statt. Nach einigen Wochen gelangte an die Regierung seitens des Kapitäns des Deportationsschiffes die Anzeige, das Schiff sei an der afrikanischen Küste gestrandet; nur er, seine Offiziere und einige Bootsleute hätten sich gerettet; alle anderen, namentlich sämmtliche Deportirte seien ertrunken. Es vergingen nicht drei Monate und man konnte in Pera alle die Galgenvögel, welche nach dem Berichte des Kapitäns auf dem Grunde des Meeres liegen mußten, wiederfinden. Raub und Mord waren von Neuem an der Tagesordnung.

Derartige Zustände finden nun allerdings in Pera und Galata nicht mehr statt. Seitens der Gesandten der Großmächte, welche ja eigentlich die regierenden Personen in Konstantinopel sind, ist seit zehn Jahren die Regenera-

tion der türkischen Polizei unaufhörlich gefordert und auch so ziemlich durchgesetzt worden. Die türkischen Polizeibeamten gehören in die Kategorie der wirklich bezahlten Beamten des Staates. Ihre Besoldung beziehen sie aus der Kasse der Communé, nicht aus der Staatskasse, in welcher die Ebbe nie aufhört. Sie thun deshalb so ziemlich ihre Pflicht. Große mehrmalige Razzias haben Konstantinopel von der Masse des gefährlichen Gesindels gereinigt, was sich aus Asien, Afrika und Europa dort angesammelt hatte. Bei Tage, möchte ich behaupten, kann man heute ohne Gefahr sich auf den Straßen von Pera, Galata und Stambul bewegen, sogar in den abgelegenen Vierteln. Nach zehn Uhr Abends möchte ich aber doch Niemandem einen Nachtspaziergang anrathen. Einer meiner Bekannten wurde um diese Zeit in Kadikioi, hundert Schritte von dem Polizeiposten von zwei Kerlen überfallen und trotz energischen Widerstandes seiner Uhr beraubt. Nach seiner Meinung und so viel er im Dunkel sehen konnte, waren die Räuber Polizeisoldaten.

Bevor ich meine Spaziergänge in Pera und Galata weiter fortsetze, will ich doch, da ich eben von der Regierung der Türkei gesprochen habe, erzählen, wer in der Türkei eigentlich regiert? Die Beantwortung der Frage ist sehr interessant, da der Sultan, der unumschränkteste Autokrat auf der Erde, in dessen Augen alle Söhne Mahomeds vom Großvezir an bis zum letzten Hamalik Sklaven sind, gar nicht regiert, obschon er unumschränkt zu regieren glaubt. Ich habe meinen diplomatischen Bekannten in Konstantinopel so oft diese Frage gestellt und sie mit ihnen so genau erörtert, daß ich glaube, auf diesem Gebiete vortrefflich unterrichtet zu sein.

Wer regiert in Stambul? Existirt irgend eine Art Repräsentativverfassung für die europäische Türkei; existirt ein Körper, ein Senat, eine Versammlung, welche gesetzgeberische Rechte hat; oder steht irgend einer Körperschaft in Betreff der Regierung der Balkanhalbinsel eine berathende, wenn auch keine entscheidende Stimme zu? Das sind Fragen, welche ich so oft meinen diplomatischen Freunden und Bekannten in Konstantinopel gestellt habe, wenn ich mit ihnen über die innern Verhältnisse der Türkei sprach. Auf alle diese Fragen war die Antwort immer: Nein. Kein gesetzgebender oder auch nur berathender Körper hat das Recht, in die ganz autokratische Regierung des Sultans mitzusprechen. Der Sultan kann auf sich den berüchtigten und bekannten Ausspruch Ludwigs des Vierzehnten: „L'état c'est moi" in seinem ganzen Umfange mehr als irgend ein europäischer Dynast anwenden. Dafür ist er ja auch eigentlich kein europäischer, sondern ein asiatischer Dynast. Der Sultan ist der Herr, der Gebieter über Leben und Tod, der Herr alles Eigenthums und aller lebendigen Geschöpfe auf der Balkanhalbinsel. Ihm gegenüber sind alle Unterthanen Sklaven, unberechtigte Wesen, denen er alle Tage die Köpfe herunterschlagen, denen er täglich Alles, was sie besitzen, nehmen kann. Der Sultan ist auch gar nicht offiziell verheirathet. Alle seine Frauen sind keine legitimen Frauen, sondern nur seine Sklavinnen, welche er würdigt, in seinen Harem aufzunehmen. Seinen Unterthanen oder ich will lieber sagen, um mich richtiger auszudrücken, seinen Sklaven und seinen Sklavinnen gegenüber ist nur sein Wille Gesetz; wenn er ihnen Rechte verleiht, so kann er ihnen diese Rechte zu jeder Stunde wieder nehmen, ohne an irgend ein Versprechen gebunden zu sein. Auch die Städte

haben auf der Balkanhalbinsel keine Communalverfassung. Keine Stadt, deren innere Verwaltungsangelegenheiten von den Bürgern der Stadt oder den erwählten Repräsentanten dieser Bürger, von einer Stadtverordnetenversammlung, von Bürgermeister und Rath geregelt und geordnet würden; Communalverfassungen, Stadtverordnetenversammlungen, Bürgermeister und Rath passen nicht in die autokratische Anschauung eines asiatischen Despoten und deßhalb können sie nicht stattfinden. Der Sultan regiert die Städte, wie das platte Land durch das Heer seiner Beamten, seine Paschas, seine Gouverneure und die Unterbeamten derselben. Konstantinopel ist die einzige Stadt in der europäischen Türkei, welche einen Schein von Communalverwaltung hat. Eine communale Behörde beschäftigt sich mit den städtischen Angelegenheiten. Aber die Mitglieder dieser communalen Behörde werden nicht aus der Einwohnerschaft der Hauptstadt erwählt, sondern von dem Sultan ernannt und haben in städtischen Angelegenheiten auch nur eine berathende Stimme. Was sie beschließen, was sie thun, bedarf immer noch zum Schluß der Sanktion des Ministers, also, da der Minister Diener des Sultans ist, des Sultans selbst.

So sollte man meinen, sei der Sultan der höchstregierende Herr auf der Balkanhalbinsel, der Autokrat quand même. Das ist er aber nicht; an seiner Stelle regiert der Großvezier; an den Großvezier hat der Autokrat seine ganze Macht übertragen, oder der Großvezier befindet sich, um mich deutlicher auszudrücken, im Besitz dieser ganzen Macht, welche er durch die Minister, durch die Paschas, durch das Heer der von ihm ernannten Beamten ausüben läßt. Die Ernennung eines neuen Großvezires geschieht nominell durch den Sultan; er ernennt aber nur denjenigen, den die Partei,

welche in der Regierung der Türkei momentan an der Reihe ist, vorschlägt. Momentan war dies die Partei einer mäßigen Reform. Ali Pascha figurirte als Repräsentant dieser Partei wie Reschid Pascha, Fuad Pascha, die Repräsentanten, der Ausdruck der Partei, welche sich zu ihrer Zeit der Regierung der Türkei bemächtigt hatte. Siegt im innern Räderwerk der türkischen Staatsmaschine, im Divan selbst, eine neue Partei über die regierende Partei, so wird die bis dahin regierende Partei gestürzt. Palastaufstände und Gift müssen dann als Mittel zum Zweck dienen, um eine andere Partei, um andere Männer ans Ruder der Staatsregierung zu bringen.

Natürlich werden auch gegen den höchsten Autokraten der Erde, gegen den Sultan, diese Gewaltmittel ungenirt zu Stande gebracht. Reschid Pascha, Fuad Pascha sollen an Gift gestorben sein, wie der Vorgänger des jetzigen Sultans, sein Bruder Abdul Medschid. Zuweilen sitzt auch wohl ein energischer und kühner Mann auf dem Throne, welcher alle Parteien, die statt seiner regieren wollen, mit Gewalt niederwirft und dann ein wirklicher Autokrat ist und als solcher regiert.

Ein solcher war Sultan Mahmud der Zweite, der sich am 15. Juni 1826 von der Bevormundung der Janitscharen dadurch befreite, daß er zwanzigtausend von ihnen wie tolle Hunde niederschießen ließ und die Regierung dann ganz allein in seine mächtige und despotische Hand nahm. Aber diese Zeiten sind in der Türkei verschwunden. Seine beiden Söhne Abdul Medschid und Abdul Aziz, der gegenwärtige Sultan, hätten, falls sie auch den Muth und die Kühnheit gehabt hätten, einen ähnlichen Massenmord in Stambul nicht ausführen können; denn über den Parteien des Divans,

welche in ihrer Person in der Türkei regieren, steht eine andere Regierung, welche die eigentliche und wirkliche Regierung der Balkanhalbinsel, also der europäischen Türkei genannt werden muß. Sie ist zusammengesetzt aus den Gesandten der Großmächte. Diese Nebenregierung Seitens der Gesandten der Großmächte — die eigentliche Regierung — ist seit dem Pariser Frieden von 1856, durch den die Türkei in die Reihe der europäischen Mächte aufgenommen ist, in Wirksamkeit getreten und ist seit dieser Zeit täglich mächtiger geworden, heute so mächtig, daß der Großvezier nichts ist, als der Commis der in Konstantinopel accreditirten großmächtlichen Gesandten. Die Gründe der Nachgiebigkeit der türkischen Regierung gegen die eigentliche Regierung der Großmächte sind in der finanziellen Lage der ersteren zu suchen. Aus der Politik, sich durch Anleihen über Bord zu erhalten, ist die Politik des Nachgebens entstanden. Alle seit dem Jahre 1854 von der Pforte gemachten Anleihen haben nur durch die Bürgschaft Englands und Frankreichs realisirt werden können. Ohne diese Bürgschaft wäre die türkische Regierung ohne Geld geblieben, und ohne Geld wäre die europäische Türkei längst zusammengestürzt. Die Gründe, daß sich der Türkei immer von Neuem das Bedürfniß von neuen Anleihen aufdrängt, sind theils in der Höhe der Amortisationssummen, theils im Mangel jeder Kontrole bei der Eintreibung der Steuern, theils in dem Diebstahl im Großen so wie im Kleinen, der sich durch alle türkischen Verwaltungszweige zieht, theils in den kommerziellen Verhältnissen auf der Balkanhalbinsel, theils in der Nothwendigkeit zu suchen, fortwährend große militärische Mittel auf den Beinen zu haben, um die unaufhörlich drohenden Aufstände niederzuhalten. Von diesen Gründen ist

kein einziger wegzuschaffen; denn sie sind mit dem staatlichen Leben der Türkei sowie mit der muselmännischen Individualität zu tief verwachsen; also braucht die türkische Regierung immer von Neuem Geld und ist durch das Negociren immer neuer Anleihen so in die Nachgiebigkeit und Abhängigkeit von den europäischen Großmächten hineingerathen, daß in Stambul aus dem höchstregierenden Sultan und seinem Großvezier die Letztregierenden geworden sind.

Ich möchte nicht Großvezier sein. Seine Aufgabe ist meistentheils doppelt schwierig. Er muß seine Regierung bis in die kleinsten Details nicht allein den Wünschen der Gesandten und Konsuln der Großmächte täglich anbequemen, sondern auch täglich seinen Herrn, den Padischah, vor dem er mit tiefgebücktem Haupte steht, den er bei seinen Audienzen kaum anzublicken wagt, dazu bewegen, die Wünsche und Befehle der Großmächte zur Ausführung zu bringen. In sämmtlichen inneren Angelegenheiten der Türkei sprechen die Gesandten und Konsuln der Großmächte mit. Jeder von ihnen reitet auf die Hohe Pforte und spricht mit dem Großvezir in sehr ernstlicher und vorkommendenfalls gar nicht höflicher Weise, falls ihm irgend eine Maßregel der türkischen Regierung dem Interesse des Landes, welches er vertritt, zu widersprechen scheint — und der Großvezier gibt immer nach. Die Abhängigkeit der türkischen Regierung selbst in allen inneren Verwaltungsfragen von der Meinung der Großmächte ist heute so weit gediehen, daß keine Reform, keine Aenderung in der Gesetzgebung, in der Verwaltung, in der Justiz, in der Polizei vorgenommen wird, ohne daß die Entwürfe nicht vorher den Gesandtschaften und Konsulaten der Großmächte in Pera unterbreitet werden, um vorher ihr Gutachten zu hören und sich diesem Gut-

achten bei Vornahme der Reform, der Veränderung zu fügen. Alle sogenannten Reformen in der Verwaltung der Türkei sind seit dem Pariser Frieden auf diesem Wege und in dieser Weise zu Stande gekommen; alle Aenderungen in der türkischen Justiz und Gesetzgebung haben, bevor sie als Gesetze proklamirt wurden, den Weg der großmächtlichen Gesandtschaften und Konsulate passirt.

„Aber was thut denn der Sultan; womit verbringt er die Zeit?" fragte ich meine diplomatischen Bekannten am Bosporus, nachdem sie mir die Frage: „Wer regiert eigentlich in Stambul?" in ausführlicher Weise beantwortet hatten; „wenn er sich nicht mit Regieren beschäftigt, womit beschäftigt er sich? Er ist gerade kein passionirter Jäger, kein passionirter Spieler, kein passionirter Reiter, wie ich höre; Lieblingsstudien macht er auch nicht; was thut er also in der Zeit, wo er nicht speist, nicht trinkt oder nicht schläft?"

„Nun, er macht den Kef," erwiderte mir der Eine. Was ist „Kef machen," wird der Leser fragen, und so habe ich auch gefragt. „Kef machen" ist der höchste Grad des Wohlseins des Muselmannes, die apathische Ruhe und Beschaulichkeit, welche dem türkischen Wesen, der türkischen Individualität am meisten entspricht. Der Muselmann, der sechs Stunden im Kaffeehause auf dem Divan mit untergeschlagenen Beinen sitzt, den Tibuk oder Nargileh raucht, eine fingerhutgroße Tasse Kaffee nach der andern trinkt und in tiefer Beschaulichkeit auf die Straße schaut, macht den „Kef." Der Muselmann, der an nichts denkt, sondern sich in apathischer Ruhe den Bosporus und den Himmel anschaut, macht den „Kef." Der Türke, der nach seinem Mittagessen, bis er schlafen geht, auf dem Divan seines

Zimmers sitzt, die Decke und die Wände anstarrt und mit den Fingern seiner eigenen Hände spielt, macht den „Kef.“ Nun, in ähnlicher Weise macht auch der Sultan nach seinen Dejeuners und Diners den „Kef,“ nur mit dem Unterschiede, daß er sich beim „Kefmachen“ in prachtvollen Sälen und in mit der Flora zweier oder dreier Welttheile geschmückten Gärten befindet. Nur seine Umgebung ist eine andere; der „Kef“ ist und bleibt bei jedem Muselmanne derselbe.

Man kann aber doch nicht den ganzen Tag hindurch den „Kef“ machen, selbst wenn man Muselmann oder Sultan ist und selbst wenn das „Kef“ machen der Ausdruck der eigentlichsten Individualität ist. Ich fragte also einen andern bei der Hohen Pforte accreditirten Geschäftsträger einer Großmacht, der zu officiellen Diners des Großveziers geladen wird, der zu den Audienzen des Sultans geht, der also vom Leben und Treiben des Beherrschers des Türkenreiches unterrichtet sein muß. „Sagen Sie mir, Herr Graf, womit vertreibt sich der Sultan die Zeit, wenn er nicht dejeunirt, dinirt, soupirt oder den Kef macht?“

„Er hat einen Zwerg, der ihn recht interessirt und mit dem er sich viel unterhält.“

„So, mit einem Zwerge! Aber mit wem unterhält er sich denn noch?“

„Der Hofnarr soll ein sehr amusanter und unterhaltender Mann sein. Auch mit dem Hofnarren unterhält er sich oft. Und dann hält er sich auch viel und oft in seinem Harem auf.“

„Im Harem kann man freilich viel Zeit verbringen, besonders, wenn man nicht eine Frau, sondern hundert hat. Das ist freilich eine Unterhaltung, welche viel Zeit erfordert

und auch recht angenehm ist, selbst wenn den Frauen jede europäische Bildung abgeht. Die Unterhaltung in meinem Harem würde ich, wenn ich Sultan wäre, allerdings der Unterhaltung mit meinem Zwerge und mit meinem Hofnarren vorziehen, selbst wenn sie noch so gute Spaßmacher wären, nicht wahr, Herr Graf, Sie auch?"

„Gewiß, Herr Doktor, ich auch. Und dann beschäftigt sich der Sultan in seinem Harem viel mit seiner Damenkapelle."

„Damenkapelle? Was ist denn das mit der Damenkapelle?"

„Nun, der Sultan hat sich aus seinem Harem eine ganze Reihe schöner junger Mädchen in der Musik ausbilden lassen. Wirkliche Künstlerinnen auf der Geige, auf dem Violoncell, auf der Flöte, auf der Harfe, auf der Guitarre, auf dem Klavier, auch auf den Instrumenten, welche zur sogenannten „Blechmusik" gehören; ein ganzes Orchester. Von diesem Orchester von Damen, von dieser „Damenkapelle" also läßt der Sultan sich seine Lieblingsmusikstücke aufführen. Das beschäftigt ihn außerordentlich."

Ich fand diese Idee sublim; der Leser und die Leserin werden sie wahrscheinlich auch sublim finden. Ich würde, wäre ich Fürst oder ein Nabob, der Millionen für sein Vergnügen verwenden kann, mir selbst eine Kapelle halten, und zwar eine Kapelle aus ersten Künstlern, habe ich früher häufig gedacht. Heute, nachdem man mir mitgetheilt, wie der „höchstregierende Herr" in der Türkei sich ein Damenorchester hergestellt hat, ändere ich meinem Wunsch und sage: „Wäre ich ein Fürst oder ein Nabob, so würde ich mir eine Damenkapelle halten." So sehr mich aber auch der Gedanke des Sultans entzückt hatte, so fragte ich denn doch

schließlich von Neuem: „Aber man kann doch nicht den ganzen Tag im Harem sein und doch auch nicht den ganzen Tag sich mit seiner Damenkapelle beschäftigen. Was thut der Sultan also noch? Hat er denn gar keine Passionen?"

„Er hat die Passion, Gewehre und Pistolen zu probiren."

„Nun, das ist eine Passion, welche den Unterthanen nicht viel Geld kostet, uns wahrscheinlich auch nicht den Kopf. Der Mörder Victor Noir's, „der Prinz" Napoleon Bonaparte, der in Auteuil wohnte, hatte diese Passion auch; aber bei ihm wurde die Passion häufig gefährlich; er schoß zur Unterhaltung auch auf lebendige Menschen. Das thut der Sultan doch nicht? Er hätte, da ihm gegenüber alle seine Unterthanen Sklaven sind, ja das Recht dazu, zuweilen auch nach diesen Sklavenköpfen zu schießen und zur Abwechselung könnte er es ja auch einmal mit einer hübschen „Sklavin" aus seiner Damenkapelle versuchen."

„Ach, was denken Sie", erwiderte der Geschäftsträger der großen, europäischen Macht, „wie sollte der Sultan seine Passion, Gewehre und Pistolen an den Köpfen lebendiger Menschen probiren? Das ist in der Türkei nicht mehr Sitte. Auch würden die Großmächte derartige Passionen gewiß nicht zugeben. Ich würde sofort auf die Hohe Pforte reiten und Einspruch thun. Uebrigens ist der Sultan ein höchst gutmüthiger Mensch, der selbst ohne die Großmächte niemals seine Passion in dieser Weise ausüben würde. Man sagte mir nur, er schösse dann und wann einmal auf sich selbst, nämlich auf sein Bild im Spiegel."

„Nun, da zerschmettert er nur das Spiegelglas. Kostspielig, aber nicht gefährlich!"

Uebrigens hat der gegenwärtige Sultan noch zwei besondere Passionen, welche der Geschäftsträger der Großmacht

vielleicht nicht kannte, die Passion für wilde Thiere und die Passion für Geldausgaben. Von der ersten erzählte mir der Konsul einer Großmacht. Der Sultan hält sich eine Menagerie und interessirt sich für die Zähmung und Fütterung seiner Bestien. Die Passion ist unschuldiger Natur und ist auch nicht sehr kostspielig. Kostspielig und gefährlich ist die andere, nämlich die Lust an Geldausgaben. Der Sultan verschleudert colossale Summen in persönlichen Geschenken. Wo der Großvezier das Geld zu diesen Geschenken hernimmt, danach fragt er niemals; ob Geld in der Kasse ist oder nicht, danach fragt er nicht. Er befiehlt, zehn, zwanzig, dreißig, vierzigtausend Francs diesem oder jenem zu geben — und der Großvezier gehorcht. In diese persönlichen Passionen „Seiner Majestät" haben sich weder Großvezir noch die Großmächte zu mischen. Den türkischen Finanzen mag freilich diese Passion sehr schädlich sein. Die Summen, welche mir ein bei der Hohen Pforte accreditirter diplomatischer Agent als Geschenke während der letzten vierzehn Tage aufzählte, waren colossal. Sie stiegen von zehntausend auf sechszigtausend Francs.

Mit der Regierung der europäischen Türkei beschäftigt sich der Sultan Abdul Aziz einen Tag im Jahre, oder eigentlich nur an dem Vormittage dieses Tages. Er reitet dann auf die Hohe Pforte, wo sich Großvezier und Minister befinden, um ihm Rechnung über den Staatshaushalt des verflossenen Jahres abzulegen. Sehr selten dauert diese Rechnungslegung über alle Zweige des Staatshaushalts länger als eine Stunde. Was diese Rechnungslegung also bedeutet, kann sich Jeder selbst sagen. Der Sultan steigt, nachdem dieser Staatsakt vorüber ist, wieder zu Pferde und reitet wieder in seinen Palast, um sich mit seiner Damen-

kapelle, mit seinen wilden Thieren, mit dem Hofnarren und dem Zwerge, mit dem Pistolenschießen und dem „Kef“ weiter zu beschäftigen. In dieser Weise und in diesem Umfange regiert Sultan Abdul Aziz in der europäischen Türkei. Zufälligerweise befinden sich neben den 800,000 Türken, die so regiert werden, auch 15 Millionen südslavische und griechische Christen! — —

Setzen wir nun unsere Spaziergänge durch die Frankenstadt Pera weiter fort. Keine europäische Stadt hat, denke ich, eine so gemischte Bevölkerung aufzuweisen wie Pera. Wenn man sich um die Namen und die Abstammung der Bewohner von Pera bekümmert, welche heute Inhaber von Gasthöfen, Kaffeehäusern, Boutiquen aller Art, Läden und Magazinen jeder Gattung, Barbierstuben und Friseurgeschäften, Bilderläden und Buchhandlungen, Badehäusern und Restaurants sind, welche sich mit allen Gewerben, die in der Welt existiren, beschäftigen, Hüte und Kleider, Wäsche und Schmucksachen verkaufen, so trifft man alle Nationalitäten und hört die Sprachidiome aller europäischen Völker. Der Gastwirth dort ist ein Ungar, aber in Pera geboren; seine Frau ist eine Französin, deren Vater Franzose und deren Mutter Armenierin war. Der Friseur, der sein Geschäft im Erdgeschoß des Gasthofes angelegt hat, ist Grieche, einer seiner Gehilfen Oesterreicher, der andere Franzose, der dritte Spanier. Maltheser, Griechen, Armenier, Deutsche, Ungarn, Engländer, Italiener sind die Inhaber der Läden in einer einzigen Straße. Zwischen den Nachkommen der Gustiniani's, Pisani's und Contarini's, welche heute mit Seife, Delikatessen und Südfrüchten handeln, wohnen Sprößlinge berühmter französischer Adelsgeschlechter, welche den Fremden als Dolmetscher dienen, Deutsche, welche sich

in Asien, Afrika und Europa als Abenteurer umhergetrieben und in Pera endlich als Inhaber einer Bierkneipe oder eines Kaffeehauses gestrandet sind, Engländer, welche als Kaufleute in London oder Calcutta Bankerott gemacht und nun in der Perastraße einen Kleinkram angelegt haben, wo man alles Mögliche zu den theuersten Preisen kauft. Den Bewohnern von Pera fehlt jede nationale und jede politische Farbe; sie sprechen und verstehen alle Sprachen gleich schlecht. Pera ist auch der Hauptsitz der Dolmetscher und der Fremdenführer, die Vorstadt von Konstantinopel, wo alle Fremden absteigen; denn in Galata und in Stambul gibt es keine europäischen Gasthöfe. In Pera findet der Fremde englische, französische und deutsche Hotels, wo man überall gleich theuer, aber nicht schlecht logirt ist. Der Pensionspreis für Wohnung, Frühstück und Mittagessen beträgt durchschnittlich überall 20 bis 30 Francs täglich; ausnahmsweise werden 15 Francs und 40 Francs gefordert. Im Hotel de Pest, dessen Inhaber ein Ungar, Herr Totfaluschi, eine originelle Persönlichkeit ist, kann man auch mit vielem Comfort eingerichtete Zimmer für sechs bis acht Francs haben, während man zu billigen Preisen und recht gut nach der Karte speist und besonders gute Weine trinkt, denn Herr Totfaluschi ist den guten Weinen besonders zugethan. Ich habe nicht in Pera, sondern in Kadikioi, einem reizenden Villendorfe am Gestade des Marmorameeres, gewohnt und möchte jedem Besucher der türkischen Hauptstadt diesen Ort empfehlen. Es ist ein reizender und kühler Sommeraufenthalt. Er findet dort ein sehr gutes Pensionshaus, wo er von einem Oesterreicher, Herrn Kittrey, für mäßige Preise recht gut aufgenommen und verpflegt wird. Der Pensionspreis für Wohnung und Verpflegung,

Frühstück, Dejeuner und Diner beträgt einschließlich des Weines zehn bis zwölf Francs. Die Fenster der Zimmer schauen auf das Meer. Das Scebad hat er umsonst und bleibt der Hitze, dem Lärm, dem Dunst, welcher, in den engen und heißen Straßen von Pera oft unerträglich werden, fern. Drei Dampfschiffe, welche von Morgens acht bis Abends um sieben Uhr ein halbes Dutzend Mal die Verbindung zwischen Kadikioi — die Türken sagen „Kadikeui" — und Konstantinopel vermitteln und in zwanzig Minuten die Wasserstraße über das Marmorameer und den Bosporus bis zur Perabrücke zurücklegen, machen ihm den Besuch Stambuls und der Vorstädte ebenso leicht wie bequem und gewähren ihm täglich das Vergnügen, die schönste und prächtigste Seefahrt der Welt zu machen. Den Abend und die Nacht kann er dann freilich weder in Stambul, noch in Pera, noch in Galata zubringen. Er verliert dadurch indeß nichts. Stambul ist nach Sonnenuntergang stockfinster und stockeinsam. Die Türken sind bis jetzt nicht dazu gekommen, Stambul mittelst Gas zu erleuchten. Sie haben's auch eigentlich nicht nöthig; denn die Türken gehen bekanntlich mit Sonnenuntergang schlafen, nachdem sie ihre Häuser, Magazine, Läden und Kaffeehäuser hermetisch verschlossen haben. Die Straßen von Pera sind allerdings Abends durch Gas erleuchtet. Vergnügungen und Zerstreuungen bieten die Straßen Pera's Abends aber blutwenig. Das große Theater, wo früher während der Herbst- und Wintersaison italienische Opern aufgeführt wurden, ist in dem großen Brande zu Grunde gegangen. An den Wiederaufbau ist noch gar nicht zu denken. So bleibt die Abendunterhaltung in Pera auf sehr mäßige Konzerte im großen Garten und in noch zwei anderen kleinen Gärten,

sowie auf einige Cafés chantants oder auf den Besuch der Bierhäuser und Kaffeehäuser beschränkt. Von gesellschaftlichem Verkehr wie in andern europäischen Hauptstädten ist in Pera gar keine Rede. Das Element, welches diesen gesellschaftlichen Verkehr unterhalten könnte, ist in dem Mischmasch der Bevölkerung der Frankenstadt zu dünn gesäet, um in Betracht kommen zu können. Die Mitglieder und das Personal der Gesandtschaften der Großmächte, welche sämmtlich in Pera residiren, sich aber während des Sommers auf's Land an die Gestade des Bosporus, nach Therapia, nach Bujukdere und nach Kadikioi flüchten, finden im Verkehr mit einander einen geringen Ersatz für die geselligen Unterhaltungen und Vergnügungen, welche Berlin, Wien und Paris bieten, kommen aber schon während der ersten Wintersaison zu der Ueberzeugung, daß Pera die langweiligste Stadt ist, wo sie jemals die Interessen ihrer Regierung und ihrer Nation vertreten haben, und träumen in der zweiten Wintersaison jede Nacht von ihrer baldigen Versetzung, umsomehr, da das Leben in Pera theurer als in Paris und London ist. Der Europäer, der in Pera wohnt, verzichtet auf alle Genüsse der Kunst, der Musik, der Malerei, der Literatur, der Wissenschaft, der Gesellschaft, welche Europa bietet; wenn er kein Europäer wäre, so würde er schließlich auch, um die Zeit und besonders um den Abend hinzubringen, seine Zuflucht zum „Kef" nehmen, wie der Türke. Schade nur, daß der Europäer am „Kef" keinen Geschmack findet.

Konstantinopel hat das gesündeste Klima der Welt. Die immerwährenden Luftströmungen, der frische Meereshauch, die milden Winter sind den Epidemien nicht günstig. Trotz dieses wundervollen Klima's wüthet die neue Völkerepidemie,

die Preußenseuche, in Pera, in der Frankenstadt in entsetzlicher Weise. Mit seltenen Ausnahmen hat sie sämmtliche sich mit Kram und Handel dort beschäftigende Preußen ergriffen, die anwesenden Baiern, Würtemberger und Badenser nicht verschont und erst an der österreichischen Grenze Halt gemacht. Ich habe die neue Völkerepidemie in den verschiedensten Ländern Europa's, von den Gestaden des bottnischen Meeres bis zur spanischen See seit vier Jahren studirt; ich sah die Preußen von Stockholm und Barcellona; ich lernte die Preußen von Venedig und Pest, von London, Bukarest und Belgrad kennen, — aber Konstantinopel übertrifft in Heftigkeit der neuen Völkerepidemie Barcellona und Bukarest, Stockholm und Venedig, Berlin und Stuttgart. Blut und Pulverdampf des letzten dynastischen Völkerkriegs sind seit zwei Jahren verraucht; die Leichenfelder in Frankreich sind längst desinficirt; aber aus dem Munde der Preußen in Pera kann man noch täglich und stündlich Dinge hören, welche ich selbst mitten in den „Menschenschlächtereien" in der neuen deutschen Kaiserstadt an den sandigen Gestaden der Spree selten gehört habe. Ein westphälischer Demokrat floh, um der Preußenseuche zu entfliehen, welche nach dem dynastischen deutschen Bruderkriege im Jahre 1866 zugleich mit der Cholera über das „Volk der Philosophen und der Denker" hereinbrach, wie mir einmal der bekannte Reichstagsdeputirte Dr. Herrman Becker erzählte, über den Ocean nach Amerika. Nach einigen Monaten kehrte er in die westphälische Heimat zur rothen Erde zurück und äußerte sich zu meinem Gewährsmann: „Die Preußenseuche wüthet unter den Preußen im Gebiete der nordamerikanischen Republik noch weit ärger als unter den Preußen selbst." In die Türkei ist der westphälische Flüchtling nicht gekommen, sonst

würde er ausgerufen haben: „Konstantinopel übertrifft New-York und Boston!“ Jeder Preuße, der in Pera und Galata sich selbstständig oder als Commis eines Anderen mit Kram und Handel beschäftigt, bildet sich ein, daß er aus den Menschenschlächtereien der letzten beiden dynastischen Kriege als „großer Mann“ hervorgegangen ist und ruft, sich in die Brust werfend und aufgedunsen vor Dünkel: „Früher war ich nichts, heute bin ich Mitglied der großen Nation; selbst ein Held, selbst ein Staatsmann, ein Stück Moltke und Bismark in Einer Person!“ Wenn Meister Bismark einmal nach Konstantinopel kommt, so muß er wirklich die Teutonia in der Peraſtraße besuchen. Die „Teutonia“, wie demokratische Oesterreicher bei der Gründung vor fast fünfundzwanzig Jahren ihren geselligen Zusammenkunftsort tauften, ist heute ein königlich preußisches Lokal geworden. Bismarck kann dort einen Anblick haben, wie er ihm nirgends in der Welt zu Theil werden wird. Sämmtliche in der Teutonia anwesenden Preußen werden sich, sobald sie seiner ansichtig werden, vor lauter Verehrung platt auf den Bauch legen und den Boden mit ihren Gesichtern berühren. Ich habe selbstverständlich die preußische „Teutonia“ in der Peraſtraße nicht besucht, sondern wohnte in Asien an den schönen, stillen Gestaden des Marmorameeres; aber ich habe mir von den Toasten und Reden erzählen lassen, mit denen die preußische Teutonia ihr Siegesfest gefeiert hat, und ich bin bei meinen Spaziergängen durch Stambul, um die Türken zu studiren, zuweilen auf einzelne Preußen aus der Teutonia gestoßen, über deren moralische Verwilderung und Knechtssinn ich selbst nach allen den Dingen, welche ich im vergangenen Winter in Berlin sah und hörte, doch wirklich erschrak!

Alle Völker Europa's, erzählten sie mir, sind im Untergange begriffen. Die Italiener, die Spanier, die Franzosen, die Engländer, die Südslaven, die Oesterreicher, die Griechen sind verkommenes Gesindel. Der Preuße, nur er allein, ist der Träger der modernen Cultur. Er besitzt alle Tugenden, alle Kenntnisse, alle Intelligenz; außerdem ist jeder Preuße ein Held. Natürlicherweise hatten sie, wenn sie in dieser Weise „den Preußen" glorificirten, nur den Bismarck'schen Preußen im Sinn. Jeder „Nationalliberale" war in ihren Augen ein kleiner Staatsmann. Die politische Charakterlosigkeit, das Aufgeben von Principien, die Schwenkungen aus Nützlichkeitsrücksichten, das Verläugnen früherer Grundsätze wurden von ihnen als staatsmännische Tugenden gepriesen. Sie belobten Vogel von Falckenstein wegen der Einkerkerungen der Hannoveraner, Braunschweiger und Ostpreußen, welche sich für das Selbstbestimmungsrecht der Menschen und gegen den Satz: „Macht geht vor Recht" aussprachen. Alle deutschen Demokraten, Socialisten und Republikaner waren in ihren Augen „Narren und Idealisten". Mit einem Achselzucken des Mitleids sahen sie auf die Schwaben, Baiern und auf die „dummen Oesterreicher" hinab. Jede barbarische Gräuelthat, welche während des letzten Krieges in Frankreich geschehen ist, das Niederschießen wehrloser Gefangenen, das Anzünden von Ortschaften „zur Strafe", die Contributionen und die Plünderungen fanden vor ihrem Urtheil ihre vollständige Rechtfertigung. Jeder widerspänstige Franzose hätte nach ihrer Meinung sofort erschossen und jeder aufständische Ort ohne weiteres der Erde gleich gemacht werden müssen. Und als ich entrüstet über solche moralische Verwilderung und über solchen Knechtssinn mit einem in meiner Frühlingsvillgiatur

anwesenden Oesterreicher über das, was ich gehört hatte, sprach, erwiderte er mir: „Wenn Sie im Winter während des Krieges in Konstantinopel gewesen wären, hätten Sie noch ganz andere Dinge hören können. Jeder, der in der preußischen Teutonia nur ein Wort zu Gunsten der französischen Republik und des französischen Volkes äußerte, lief Gefahr, Prügel zu bekommen." — „Ich habe Monate lang kein Bierhaus und kein Kaffeehaus besucht, wo Preußen verkehrten," sagte mir ein anderer Oesterreicher, „das Bramarbasiren war mir zu ekelhaft, und dann setzte man sich auch allen erdenklichen Rohheiten aus, wenn man Widerspruch äußerte." Herr Ignaz Vogl heftete damals in seinem Bierhause ein Plakat an die Wand, worauf die Worte zu lesen waren: „Neutral! Hier wird nicht politisirt. Oesterreichisches Lokal." Herr Vogl gehört zu den Gründern der deutschen Teutonia im Jahre 1847, als die Gesellschaft noch aus demokratischen Elementen bestand. Ich traf auch „annektirte Preußen", wie die neuen preußischen Unterthanen sich selbst nannten, Frankfurter und Hannoversche Bürgerssöhne, deren Familien im Jahre 1866 von Manteuffel und Voigts-Rheetz in vandalischer Weise behandelt waren, und welche die ihren eigenen Familien widerfahrene vandalische Behandlung so vergessen hatten, daß sie zu Lobhudlern ihrer eigenen Vergewaltiger geworden waren. Auf derartige Knechte bin ich denn doch in Deutschland nicht gestoßen. Aber ich habe sie unter den Deutschen im Auslande, in Spanien, in Italien und jetzt in der Wallachei sowie in der Türkei getroffen. Einen Menschen preisen, der den Vater oder den Bruder schlug, der die Mutter oder die Schwester höhnte — zu einer solchen moralischen Ver-

wilderung bringen die Menschenseele nur die Preußenseuche oder das Renegatenthum.

Die Teutonia ist im Jahre 1847 als geselliger Zusammenkunftsort in Konstantinopel von demokratischen österreichischen Handwerkern gegründet worden. Mitglieder von damals, welche schon seit länger als zehn Jahren aus der Teutonia ausgeschieden sind, schilderten mir die geselligen Verhältnisse in dem demokratischen Handwerkervereine im Orient bis Ende der Fünfziger Jahre als recht angenehm. Eine reich dotirte Kranken- und Unterstützungskasse sorgte für die kranken und nothleidenden Deutschen. In den Sechziger Jahren gewannen die kaufmännischen Elemente in der Teutonia die Oberhand. Es vollzog sich ein Schisma. Die Handwerker traten aus und constituirten sich als ein neuer geselliger Verein. Die Trennung that dem Wohlstand sowie der geselligen Annehmlichkeit in der Teutonia großen Eintrag. Dann kam der dynastische deutsche Bruderkrieg des sechsundsechziger Jahres. Aus dem Pulverdampf und aus den Leichenhaufen der böhmischen Schlachtfelder entstand die Preußenseuche, wie das Miasma der Cholera aus den am Beiramfeste bei Mecca geschlachteten Thieren, und ergriff die Köpfe der Preußen in Konstantinopel. Die österreichischen Mitglieder der Teutonia sahen sich nun auch veranlaßt aus der Gesellschaft auszutreten. Die täglich wachsende Anmaßung der Preußen machte ein weiteres geselliges Zusammenleben unmöglich. Noch weit unerträglicher wurden die Verhältnisse unter der deutschen Kolonie in Konstantinopel aber während des französischen Krieges. Die Preußen des Jahres 1870 überboten die Preußen des Jahres 1866 noch bei Weitem in Dünkel, Anmaßung und Uebermuth. Die Tarantel des Großmachtskitzels brachte ihr Gehirn in eine so fieberhafte

Aufregung, daß mit ihnen jeder Verkehr unmöglich wurde. Die Erscheinung ist leicht erklärlich. Die in Konstantinopel anwesenden Preußen, welche sich mit Kleinkram nebst geringem Import und Export beschäftigen, sind sämmtlich, wie mir ein dortiger Arzt versichert, der sie Mann für Mann kennt, Leute von sehr geringer Bildung. „Sie müssen sich ja nicht denken", äußerte er sich zu mir, „daß die Preußen in Konstantinopel wirkliche Kaufleute sind; Krämer, Buchhalter und Commis, weiter nichts". Alle Preußen, welche ich in Konstantinopel kennen gelernt habe, waren auch Leute dieses Schlages. Jede geistige Bildung ging ihnen ab. Zu diskutiren war mit ihnen unmöglich, da die Logik für sie ein ganz unbekanntes, nie bebautes Feld war.

Die Vereinsamung der Deutschen in Konstantinopel, umgeben von einer türkischen, griechischen und armenischen Bevölkerung, zu der gar keine geselligen Beziehungen stattfinden und auch nicht stattfinden können, ist immer eine sehr große gewesen; einige tausend Menschen, meistens ohne Familie, inmitten einer fremden Bevölkerung von weit über einer Million! Noch weit größer ist aber nun die Vereinsamung der preußischen Teutonia geworden. Die demokratische, deutsche Handwerkergesellschaft, welche sich schon in den sechziger Jahren, wie ich erwähnte, von der Teutonia abgezweigt hat, befindet sich in blühendem Zustande; Krankenkasse und Unterstützungsfonds sind reich dotirt; das gesellige Zusammenleben ist während des verflossenen Winters ein sehr angenehmes gewesen. Aber in der preußischen Teutonia war es leer, öde und langweilig. Nicht ein einziger Ball hatte zu Stande kommen können. Es fehlten die Tänzerinnen. Junge und hübsche Mädchen sind ein Element, welches in der preußischen Teutonia vergebens gesucht wird

Auch haben sich die finanziellen Verhältnisse sehr verschlechtert. Nur mit Mühe hat der Miethzins für das Lokal aufgebracht werden können. Aber für diese Langweile und für diese Geldnoth hatten die Preußen der Teutonia ja einen hinreichenden Ersatz gefunden! Sie schwelgten alle Tage im Kriegsruhm dynastischer Schlachten und waren überglücklich, wenn zuweilen der preußische Gesandte, Graf von Kayserlingk, die Teutonia mit seinem Besuche beehrte und ein Faß Bier auftragen ließ. Noch glücklicher würden sie sich fühlen, wenn bald ein großer Koffer voll preußischer Orden im kaiserlich deutschen Botschaftspalaste aus Berlin einträfe. Alle warten darauf. Für jeden Preußen der Teutonia nur ein Ordenskreuz. Uebrigens würde Jeder, da sie sich ja nur durch Begeisterung und nicht durch Thaten an den letzten beiden dynastischen Menschenschlächtereien betheiligt haben, mit dem rothen Adlerorden vierter Klasse ohne Schwerter zufrieden sein.

Zweimal in der Woche, Dienstags und Freitags, wird in der großen Peraſtraße ein Schauspiel aufgeführt, welches die Türken freilich in großer Anzahl besuchen, dem ein Europäer indeß auch nur ein einmaliges Interesse abgewinnen kann. Es findet in dem in der Nähe des russischen Gesandtschaftshotels belegenen Derwischkloster statt und soll das Gepräge einer religiösen Feier haben. Der Islam zählt bekanntlich seit den ältesten Zeiten eine Reihe religiöser Orden, deren Mitglieder „Derwische" heißen. Gelübde legen die Derwische nicht ab; die drei Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams sind ihnen fremd.

Die Derwischklöster sind reich gesegnet mit Grundstücken, Kapitalien und Einkünften, wie die ganze türkische Geistlichkeit; ihre Mönche sind meistentheils verheiratet — kein Gesetz verbietet es ihnen — und beschäftigen sich mit Essen, Trinken, Schlafen, Rauchen und Nichtsthun. Eine politische und religiöse Bedeutung, welche die Derwische allerdings einmal im Islam gehabt haben, ist längst verloren gegangen. Ihr Ansehen ist im türkischen Volke sehr gesunken; Achtung zollt ihnen nur noch der unwissende Pöbel. Schon seit lange sind sie deshalb auf Künste bedacht gewesen, welche sie als „Gottbegeisterte", als „Zauberer" erscheinen lassen. Zu diesen Künsten gehören auch Komödien, welche wöchentlich in den Klöstern producirt werden, die in Aufführung von Tänzen, in heulenden Gesängen und in allerlei Taschenspielerkunststücken bestehen und denen sie den Charakter religiöser Feste zu geben sich bemühen. Ich werde dem Leser nun schildern, was ich im Kloster der tanzenden Derwische in der großen Peraſtraße sah; er wird dann wohl gerade wie ich auf einen Besuch im Kloster der heulenden Derwische in Skutari verzichten.

Als ich an einem Freitage durch die Peraſtraße ging, sah ich in der Nähe des russischen Gesandtschaftshotels eine Menge Menschen vor dem Hofe eines moscheeartigen Gebäudes stehen, der von der Straße durch ein Gitter getrennt war. Die Thorflügel des Gitters standen weit offen, als wenn Gäste erwartet würden. Ich fragte einen türkischen Offizier, welcher vorüberging, was das für ein Gebäude sei und zu welchem Zwecke sich die Menge versammelt habe? Er sagte mir, das Gebäude sei ein Derwischkloster und zwar ein Kloster „der tanzenden Derwische"; heute sei Freitag wo um drei Uhr die Mönche die gewöhnliche wöchentliche

Feier veranstalteten. Jetzt war ich im Klaren. Ich hatte vergessen, daß Freitag, also türkischer Sonntag war, dankte dem Offizier für seine Auskunft und trat durch die offene Gitterthür in den mit breiten Marmorplatten gepflasterten Hofraum.

Die linke Seite des Hofes wurde durch einen ebenfalls umgitterten Friedhof begränzt. Ich blickte durch das Gitter. Im Schatten hoher schwarzer Cypressen eine Menge weißer Leichensteine, lauter aufrecht stehende Marmorsäulen, oben mit einem turbanähnlichen Aufsatze verziert, der meistens bunt bemalt und vergoldet war. Die eine Seite der viereckigen Säule trug in schwarzen, goldverzierten Buchstaben den Namen des Todten und einen Spruch aus dem Koran. Auf dem grünen Friedhof ruhten die Derwische des Klosters vom „Kef" ihres thatenlosen Lebens aus. Rechts, dem Friedhof gegenüber, mit der Rückseite der Straße zugekehrt, stand das Kloster, ein einstöckiges, steinernes, mit einem Kuppeldache versehenes Gebäude. Den Hintergrund des Hofes nahm ein runder, mit einer Kuppel bedeckter Pavillon ein. In der Mitte erhob sich eine hohe, bis zur Spitze mit Epheu überzogene Cypresse.

Die Feier begann erst in einer halben Stunde. Ich öffnete die kleine, auf den Hof führende Thür des Friedhofs. Der Friedhof war sehr gut gehalten, nicht wüst und vernachlässigt, wie die große Todtenstadt von Skutari. Ich schaute in einen Wald von weißen Marmorsäulen und schwarzen Cypressen zwischen bunten Blumenfeldern und grüner Rasenfrische. Dieser Anblick zog mich auf den Friedhof. Ich ging zwischen den Grabsteinen und den Bäumen hindurch, ohne darauf zu achten, daß eine Menge türkischer Frauen sich den schönen grünen Friedhof zum Nachmittags-

spaziergang ausersehen hatte. Wohin ich blickte, schimmerten die weißen Schleier und die rothen, blauen, gelben und grünen Mäntel zwischen den Grabsäulen und Bäumen. Ich achtete nicht darauf. Plötzlich erhob sich rund um mich von allen Seiten ein Geschrei. Ich verstand kein Wort von dem, was mir diese halbverschleierten Frauen zuriefen; aber ich konnte es mir denken, daß sie meine sofortige Entfernung vom Friedhofe forderten. Ich blieb einige Minuten stehen, um diese Sklavinnen des Korans anzuschauen, welche in so heftiger Weise für ihre eigene Sklaverei plaidirten. Nun brach ein neuer Sturm des Unwillens rings um mich los. Da öffnete sich die Friedhofsthür; herein auf den Friedhof stürmte ein türkisch gekleideter Mann, schrie in heftiger Weise auf mich los, und als ich mich wiederum stellte, als wenn ich gar nicht begriffe, was man von mir wolle, faßte er mich an dem Arm, führte mich vom Friedhofe wieder in den Klosterhof und schloß die Thüre hinter mir. Wahrscheinlich war es der Wächter des Friedhofes.

Die Feier schien noch nicht beginnen zu wollen. Ich schritt quer über den Hof auf die Klosterpforte zu. Sie führte zu einem hohen, kühlen Gange, der das Gebäude in seiner Breite durchschnitt. Links, gleich neben der Pforte, öffnete sich auf den Gang rechtwinklig ein zweiter Gang, welcher mit der Langseite des Klosters parallel lief. Ich trat hinein und sah, daß sich auf diese Gallerie die Zellen der Derwische öffneten, deren Fenster nach dem Hofe hinausgingen. Thüren hatten diese Zellen nicht. Ich konnte jede Zelle übersehen. Die Einrichtung war äußerst einfach. Mit unserem europäischen Hausgeräth hält sich bekanntlich der Muselman nicht auf. Unsere Stühle, Tische, Sopha's,

Sessel, Schränke sind ihm unbekannte Dinge. Ein Divan ersetzt ihm das alles. Und so hatten die Zellen der Mönche im Derwischkloster in Pera auch weiter kein Mobiliar, als einen rings an den Wänden umherlaufenden Divan. Auf den Divans saßen Derwische, ihre tutenförmigen, konischen Filzmützen auf dem Kopfe, mit untergeschlagenen Beinen, schweigend den Čibuk rauchend. Andere standen in der Mitte der Zelle, ihre Toilette zu dem bevorstehenden Tanze beendend. Ich schaute in jede Zelle. Ueberall dasselbe Bild und dasselbe Schweigen. Um mich kümmerte sich Niemand. Ich trat wieder auf den Hof hinaus.

Im Hofe des Klosters war es jetzt lebendig geworden. Die Menschenmenge, welche ich auf der Straße gesehen hatte, befand sich nun im Hofe und drängte sich durch eine Seitenthür in den kuppelbedeckten Pavillon, den ich im Hintergrunde des Hofes bemerkt hatte. Ich folgte dem Zuge, der mich in einen viereckigen Vorsaal brachte, wo einige Klosterdiener Stöcke und Regenschirme in Empfang nahmen. Aus dem Vorsaal ging's in einen großen, achteckigen Saal. Es war der Tanzsaal der Derwische. Er war hoch und luftig; eine gewölbte Kuppel, welche von schlanken Säulen getragen wurde, bildete das Dach. Eine Reihe hoher und breiter, offener Fenster nahm die Rückseite des Saales ein. Der Boden war nicht wie gewöhnlich mit Matten bedeckt, sondern spiegelglatt parkettirt. Rings um den Saal liefen zu ebener Erde und in halber Höhe für die Zuschauer bestimmte Logen. Einige von den oberen Logen waren mittelst vergoldeter Stäbe vergittert; sie waren für die Frauen eingerichtet, welche in dieser Weise, ohne gesehen zu werden, dem Tanz zuschauen konnten; eine

andere Loge, auch in der obern Reihe, war für die Musikanten und Sänger bestimmt. Eine besondere Loge für die Europäer befand sich zu ebener Erde, gleich neben der Thür. In diese Loge wurde ich von einem der im Saale anwesenden Klosterdiener geführt. Alle anderen Logen zu ebener Erde waren dicht mit Muselmännern besetzt, welche übrigens ihrem Aeußern nach sämmtlich dem niedern Theile der Bevölkerung Stambuls anzugehören schienen. In der europäischen Loge fand ich einige Herrren und Damen, Deutsche und Engländer.

Die Feierlichkeit — ich nenne es eine Komödie — nahm nun ihren Anfang. Durch die Hauptthüre zogen einige zwanzig Derwische, ihren Vorsteher an der Spitze, in den Saal. Der Vorsteher, ein älterer Mann mit grauem Bart, war in einen langen schwarzen Mantel gekleidet und trug auf dem Kopfe eine konisch geformte, hohe Mütze. Alle andern Derwische hatten braune Kutten; auf dem Kopfe trugen sie konisch geformte Mützen von grauem Filz. Nachdem sie rings um den Saal geschritten waren, nahm der Vorsteher seinen Platz der Saalthür gegenüber ein; rechts und links von ihm in zwei langen Reihen bis zur Thür hockten die Uebrigen auf untergeschlagenen Füßen. Dann begann eine gräuliche Musik, von einem ebenso gräulichen Gesange begleitet. Musik und Gesang kamen aus der schon erwähnten Loge. Und nun machten die Derwische nach dem Takte dieser widerwärtigen Musik allerlei sonderbare Bewegungen gegen einander und gegen ihren Vorsteher; zuweilen warfen sie sich platt auf die Erde nieder und schlugen mit den tutenförmigen Filzmützen auf den Parketboden, daß ich es klatschen hörte. Doch das war nur der erste Theil der Feier. Er

dauerte ungefähr eine halbe Stunde. Dann verstummten Musik und Gesang. Die Derwische hockten wieder still auf ihren Füßen. Der erste Akt der Komödie war zu Ende. Die Türken hatten ihm, wie es mir schien, voll Andacht und Staunen zugesehen. Ich fand ihn unendlich abgeschmackt.

Jetzt erhoben sich plötzlich alle Derwische. Von Neuem begann die Musik in der obern Loge und zwar in einem raschern Tempo. Die Derwische warfen auf einmal ihre braunen Kutten ab und erschienen nun in weißen Gewändern. Sie verbeugten sich von Neuem in mehreren Tempo's gegen den Vorsteher, sowie gegen einander und begannen nun den Tanz, von dem sie und das Kloster den Namen führen. Ein Tanz war es eigentlich nicht zu nennen, sondern ein Drehen. Jeder drehte sich um sich selbst, bald in schnellerem, bald in langsamerem Tempo, zuweilen die Arme auf die Brust gekreuzt, zuweilen die Hände weit hinausstreckend, immer auf demselben Flecke stehend und immer mit einem Fuße den Boden berührend. Der Tanz dauerte fast eine halbe Stunde. Mir wurde unwohl vom Sehen dieser monotonen Bewegungen und vom Anhören dieses monotonen Gesanges. Ich fühlte Schwindel und schloß mehrmals die Augen, um des Schwindels Herr zu werden. Ich öffnete die Augen von Neuem und sah wieder auf die sich drehenden weißen Gestalten, welche immer dieselbe Bewegung wiederholten. Da bemerkte ich, daß auch sie die Augen fest geschlossen hatten, um nicht vom Schwindel ergriffen zu werden. Nun hatte ich das Geheimniß dieses Tanzes gefunden. Nur mit geschlossenen Augen war es möglich, ohne Schwindel zu bekommen, sich so lange um sich selbst zu drehen. Um so widerlicher wurde mir der weitere Anblick dieser Pfaffen

komödie. Ich verließ das Kloſter, ohne die Beendigung des Tanzes abzuwarten und habe niemals die Neugierde empfunden, der Komödie der heulenden Derwiſche im Derwiſchkloſter zu Skutari beizuwohnen, ſo oft ich auch auf meinen Streifereien in der Umgegend von Konſtantinopel an der Kloſterpforte vorübergeritten bin.

Siebenzehntes Kapitel.

Konstantinopolitanische Spaziergänge.

Galata, die alte Genueserstadt, schaut uns, wenn wir ihre Straßen betreten, wo möglich noch weit widerwärtiger an, als die Frankenstadt Pera. Häuser und Gebäude gruppiren sich am Fuße des Berges, auf dessen Rücken Pera hinangesteigt, in einigen langen Parallelstraßen, welche durch ansteigende Quergassen und Quergäßchen mit einander verbunden sind, während die unterste Parallelstraße längs des goldenen Horns, also längs des Hafens — „goldenes Horn" ist die Bezeichnung für den Hafen von Konstantinopel, sowohl für den Kriegshafen wie für den Handelshafen — hinstreicht. Im Mittelalter war Galata zuerst der Wohnsitz der Venetianer, darauf der Genueser, welche sich während der Zeit der Kreuzzüge, woran die italiänischen Republiken bekanntlich lebhaften Antheil genommen, hier angesiedelt hatten. Mit der Wiedereroberung Konstantinopels durch die Paläologen setzten sich an der Stelle der Venetianer die Genueser in Galata fest.

Sowohl die Venetianer wie die Genueser benahmen sich dem letzten griechischen Kaiser gegenüber wie die Herren in einem eroberten Lande, obschon Manuel Commnenus eines Tages die Geduld verlor und sämmtliche venetianischen Handelsleute in Galata aufgreifen und aus dem Lande jagen ließ. Einmal im Besitz Galata's, befestigten die Genueser die Stadt, erbauten den heute noch stehenden berühmten Thurm, Alles gegen die Erlaubniß des griechischen Kaisers, so daß dieser bei den Venetianern Schutz suchte, während sich die genuesischen Handelsleute in Galata mit den Türken verbanden. Später begriffen sie, daß die Erhaltung des griechischen Kaiserthums mit ihren Interessen Hand in Hand gehe und blieben die treuesten Verbündeten des letzten Konstantin. Nach dem Falle Konstantinopels bestätigte Muhamed der Zweite die Rechte und Freiheiten Galata's; aber die frühere Bedeutung der genuesischen Handelsstadt verschwand. Heutigen Tages ist Galata der Sitz der europäischen Handelsleute und Kleinkrämer, welche ihre Rechnung dabei finden, daß der Import in die Türkei den Export bei Weitem übertrifft. In Galata befinden sich die Comptoirs und Waarenhäuser der Kaufleute aller Nationen, welche den türkischen Importhandel in Händen haben, denn der einfältige und apathische Türke beschäftigt sich nicht mit dem Handel, sondern nur mit den kleinen Gewerben und dem Kleinkram — Griechen, Armenier, Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiener. Sie alle benutzen Galata nur als Wohnplatz während des Tages und während der Jahre, wo sie sich an den Ufern des goldenen Horns aufhalten, um die Türken auszubeuten, selbst Vermögen zu erwerben und dann in die Länder heimzukehren, woher sie gekommen sind. Während der Nacht verlassen sie die Stadt und

fahren von der Perabrücke mit den Dampfschiffen, die die Ufer des Bosporus mit Konstantinopel verbinden, zu ihren Villegiaturen nach Topana, nach Kadikioi, nach Therapia, nach Bujukdere, um am andern Morgen zum Geschäft wieder in Galata einzutreffen. Finanziell kommen sie bei diesem Geschäft desto besser weg, da sämmtliche fremde Handelsleute, welche in Galata sowie in Pera wohnen, keine Steuern bezahlen, weder persönliche Steuern noch Gewerbesteuern.

Der Charakter der Bewohner Galatas' drückt auch der äußern Physiognomie der Stadt sein Gepräge auf. Waarenlager, Comptoirs, Kaffeehäuser, Restaurants der gewöhnlichsten Art, von mehr oder minder orientalischem Anstrich, Matrosenkneipen und Matrosenherbergen, Bordells der niedrigsten Klasse, Steinhäuser aus allen Jahrhunderten mit gewölbten Räumen und Fluren, zu deren Eingängen man in den bergauf- und bergabsteigenden Gassen auf schmalen Holzstiegen hinanklimmt, Läden und Magazine mit allem möglichen Kleinkram, schmutzige, enge und schlecht gepflasterte Straßen, deren Häuserlinien die ganze Zerfahrenheit und Verkommenheit des Orients in miserablen Baracken, Trümmerhaufen, verfallenen Häusern neben massiven Steingebäuden, welche noch aus vergangenen Jahrhunderten stammen, repräsentiren; in den entfernteren Stadtgegenden schweigende, stille Holzhäuser mit vergitterten Fenstern und immer sorgfältig geschlossenen Thüren, welche die Türken bewohnen — das ist heute Galata. Nur zwei Straßen emanzipiren sich in etwas von diesem Charakter; es sind zwei von den Parallelstraßen, welche längs des Hafens durch die Stadt streichen. Dort ist das Pflaster besser; dort bilden die Häuser zusammenhängende Linien, ohne von Trümmerhaufen, Baracken und wüsten Plätzen unterbrochen

zu werden; in einer von diesen Parallelstraßen bemerken wir sogar die Schienen einer Eisenstraße, welche drüben in Stambul beginnt, vermittelst einer im Bau begriffenen eisernen Brücke über das goldene Horn geführt werden soll, Galata in seiner Länge durchschneidet und in die Vorstadt Topana ausläuft. Wann diese Eisenstraße mittelst von Pferden gezogener Wagen befahren werden wird, weiß in Konstantinopel Niemand zu sagen. Seit Monaten ist der Bau der über das goldene Horn führenden Brücke ins Stocken gerathen und kann nicht wieder in Gang kommen. Die Brücke theilt nur das Schicksal aller ähnlichen Unternehmungen, selbst wenn diese Unternehmungen von Fremden in die Hand genommen sind. Am widerwärtigsten erschien mir immer die Straße, welche hart am Handelshafen entlang führt. Dort haben sich orientalische Unordnung, Verwirrung und Schmutz mit allem Widerwärtigen und Lästigen, was die Ausladung, die Befrachtung und die Wiederherstellung und Reinigung von Handelsschiffen mit sich bringt, vereinigt. Selbst der frische Wind, der vom schwarzen Meere durch den Bosporus weht, ist nicht im Stande, in das Miasma aller widerwärtigen Gerüche, welche hier die Nase belästigen, eine frische Brise hineinzuwehen. Von einem Quai zum Anlanden, zum Ausladen, zum Befrachten der Schiffe ist selbstverständlich gar keine Rede. Alle Berührungen der Schiffe mit dem Festlande werden durch die Barke vermittelt. Das goldene Horn ist der erste und beste Hafen der Welt, eine lange, schmale, tiefe, von der Wassern des Bosporus ausgefüllte Bucht, welche Stambul von den europäischen Vorstädten scheidet. Alle Flotten der Welt könnten in diesem unvergleichlichen Hafen Platz finden. Nach der einen Seite hin bildet er die Verbindung mit dem schwarzen Meere,

nach der andern Seite durch das Marmorameer vermittelst der Dardanellen die Verbindung mit dem aegeischen Meer, dem Mittelmeer und der Adria. Die Schätze und Waaren dreier Welttheile: Asiens, Europas und Afrikas können sicher in seinem bergenden Schutz liegen, wie sehr das schwarze und das weiße Meer auch rasen und toben; deshalb und wegen des Reichthums der sich hier sammelnden Thunfische nannten die Alten den Hafen von Konstantinopel „das goldene Horn". Die Natur hat für ihn Alles gethan, die türkische Regierung nichts. Die erste Bedingung des Ausladens und Befrachtens von Handelsschiffen, ein Quai, ist nicht vorhanden. Die türkische Regierung hat seit Jahren alle Anerbietungen fremder Gesellschaften, den Quai zu bauen, mit der Erklärung abgewiesen, daß sie selbst den Bau unternehmen wolle. Dazu kommt es natürlich nie!

Aber schauen wir Galata bei Tage an! Der Tag ist Seitens aller Bewohner dem Geschäft gewidmet. Also täglich in den engen und schmutzigen Straßen ein Gewühl von all' den Handelsleuten, Commis, Buchhaltern und Kleinkrämern, welche sich in Galata mit Export, Import und Kleinkram beschäftigen und von den Hamaliks — Lastträgern, — welche alle Gegenstände dieses Handels auf ihren gekrümmten Rücken durch die engen Gassen schleppen, wie in Pera „guarda" rufen und denjenigen umrennen oder umstoßen, der nicht hört oder nicht sieht. Dazu Dunst, Gestank und Stimmengeräusch, wohin man den Fuß setzt. Am widerwärtigsten tritt dieser Charakter Galata's in der engen Straße auf, welche die Verbindung des Menschenstromes von der Perabrücke mit Galata und Pera vermittelt. Diese enge Straße müssen auch noch die Wagen passiren, welche auf den wenigen fahrbaren Straßen aus beiden Vorstädten kommen und ihren

Weg entweder über die Brücke nach Stambul oder in die Vorstadt Topana nehmen. Zuweilen rettete ich mich in ein sehr enges und kleines Kaffeehaus, welches die eine Ecke dieser widerwärtigen, geräuschvollen Straße bildet. Man erhält dort guten Kaffee, nach österreichischer Art zubereitet; das Kaffeehaus ist zugleich der einzige gute Restaurant, wo ein Europäer ein gut zubereitetes Beefsteak oder Cotelette findet. Doch, noch ein solcher Restaurant ist in Galata, in einer der nächsten engen Straßen aufwärts. Ein Oesterreicher, der aus einer der ältesten deutschen Familien stammt, welche Galata seit Jahrhunderten bewohnt haben, mein braver Freund Ignaz Vogl, der das Bier in die Türkei importirt hat, hält dort ein Bierhaus, wo man das beste Bier in Konstantinopel trinkt. Weitere Orte, wo ich mich auch nur eine Stunde aufhalten möchte, habe ich in Galata nicht entdecken können. Selbst die nahe an der erwähnten Durchgangsstraße von der Perabrücke befindliche Börse ist nichts als eine ziemlich schmutzige, mit Glas bedeckte Gallerie. Schwerlich hat eine europäische Handelsstadt ein ähnliches häßliches und schmutziges Börsengebäude aufzuweisen. Aber noch ein Plätzchen giebt es in Galata, wo ich mit Vergnügen eine Stunde zugebracht habe. Es ist die Plattform des alten Genueser Thurms. Auf der Plattform befindet sich ein türkisches Kaffeehaus nebst einer Feuerwache. Von dort oben schaut man aus der Vogelperspektive wieder die ganze orientalische Herrlichkeit Stambuls und des goldenen Horns, und senkt den Blick tief in die landschaftliche Schönheit des Bosporus, während bei der Höhe, auf der man steht, Schmutz, Trümmer und Menschengewühl von Galata und alles Widerwärtige des Handelshafens dem Auge entschwinden. Während der Nacht besuchte ich Galata nicht. Mittelst Gas sind die

engen und widerwärtigen Straßen allerdings erleuchtet; aber in diesen Straßen, in ihren Tavernen, Kaffeehäusern, Kneipen, Bordells und Matrosenherbergen bleibt nur der Bodensatz der Bevölkerung zurück, die wir hier am Tage gesehen haben, Matrosen, Schiffsleute, Polizisten, Nachtwächter und Lastträger. Die Handelsleute, Kaufleute und Kleinkrämer verlassen ihre temporären Wohnungen und schlafen in Topana, in Pera, Kadikioi, in Therapia und Bujukdere, athmen frische Seeluft und — träumen von dem nächsten widerwärtigen Tage in Galata. In den Waarenhäusern, Geschäftsräumen und Comptoirs findet man während der Nacht nur die Hamaliks des Geschäfts vor, welche dort ihr Nachtquartier aufschlagen und mit musterhafter Treue die Schätze bewachen, welche sie während des Tages auf ihrem kräftigen Rücken zusammenschleppen. Auch Freund Ignaz Vogl ist dann in Galata nicht mehr zu finden. Er wohnt und schläft bei seiner Familie in einem schönen Hause in Pera, hart neben dem österreichischen Postgebäude, welches ihm gehört und dessen untern Stock ein anderer gemeinschaftlicher Freund, Herr Heinrich Harter, der Verwalter der Millionen des Baltazzi'schen Vermögens, bewohnt. Oder er zieht nach Kadikioi in das Hotel Kittrey auf's Land.

Auch wir wollen unsere Spaziergänge in dem häßlichen Galata nun beendigen und uns jenseits des goldenen Horns nach Stambul flüchten, in die berühmte Hauptstadt des türkischen Reichs. Vielleicht sind die Spaziergänge jenseits des goldenen Horns angenehmerer und interessanterer Art. Wenn wir nicht mit einem Kaik fahren wollen, so thun sich uns zwei hölzerne Wege auf, so lange die eiserne Brücke, von der ich sprach, noch nicht fertig ist; es ist die hölzerne Perabrücke mit ihrem Gewühl und eine andere ältere, hölzerne

Brücke, welche noch weit verfallener und wurmstichiger ist, als die erstere. Auf der Perabrücke bezahlt man einen Zoll von einem halben Piaster, der gewöhnlich Herrn Harter für die Millionen Piaster, die er immer von Neuem der türkischen Regierung, um tägliche Bedürfnisse zu bestreiten, vorschießt, verpfändet ist. Also überschreiten wir die verpfändete Perabrücke. So lange wir nicht das andere Ufer betreten, ist das orientalische Märchenbild, das wir jenseits schauen, feenhaft schön. Die eine nach dem Marmorameer gelegene Spitze des Märcherbildes nimmt ein Wald von Cypressen, Pappeln und Platanen ein, prächtige Baumgruppen, frisches, volles Grün. Im Schatten dieser grünen Waldwildniß standen die Paläste des alten Serails. Seine Höfe und Paläste hat im Jahre 1863 eine Feuersbrunst bis auf den Grund zerstört und nur hie und da Trümmer übrig gelassen. Der Sultan wohnt mit seinem Harem nicht mehr im alten Serail, sondern in seinen europäischen Palästen am Bosporus, deren er sieben besitzt. Sprechen wir also von dem alten, in Feuersgluthen vernichteten Serail, während wir auf der Perabrücke stehen, damit uns die Illusionen nicht am andern Ufer in dem Häusermeer von Stambul zu Grunde gehen. Ein Schriftsteller, der den jetzigen Kaiser von Rußland auf einer Reise durch die Türkei begleitete, der Staatsrath Theodor von Grimm, sah seine Räume, Höfe und Gebäude noch im Jahre 1854. Ich entnehme die folgende Schilderung aus den Mittheilungen seines sehr interessanten Buches: „Das große Serail, das an Umfang mit einer größeren Stadt wetteifert, acht Thore, drei auf der Landseite, fünf, die nach dem Meere führen, aufzuweisen hat, gibt in der That einen Begriff von der scheußlichen Machtvollkommenheit des Sultans und

von der Einförmigkeit der Geschichte dieses Volkes. Wir traten von der Sophienkirche aus durch die erste kaiserliche Pforte, deren schwerfälliger, festungsartiger Styl das Auge nicht so sehr beleidigt, als der Gedanke empört, daß in den beiden Seitennischen die Köpfe unglücklicher Schlachtopfer an den Pranger ausgestellt werden. Unsere türkischen Begleiter schienen beschämt zu sein und meinten, diese Gewohnheit sei schon lange abgeschafft. Der Hof, in den wir nun durch Todesschauer traten, ist ein großer, unregelmäßiger Platz, durch einige Bäume geziert und rechts und links mit verschiedenen Gebäuden umgeben. Nennenswerth von denselben ist nur die Kirche der heiligen Irene, welche die Türken in ein Arsenal umgewandelt haben. Das Innere der Kirche ist vollkommen gut erhalten; von den Gallerien herab blicken aber lauter Gewehre, und die Wände sind mit den seltsamsten Waffen älterer Zeit bedeckt. Unter vielen Schwertern wird auch das des Propheten gezeigt. Verschiedene Rüstungen, die als Trophäen hier hangen, schienen mir aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zu stammen und auf europäischem Boden erbeutet worden zu sein. Die anderen Gebäude, wie die Münze, die Wohnung des Finanzministers, ließen wir unberührt. Das Merkwürdigste auf diesem Hofe ist ein umgestürzter Mörser, in welchem, der Sage nach, das Haupt der Ulema's (Geistlichen) lebendig zerstampft wird, sobald dasselbe eines Verbrechens überführt werden kann. Es soll dies eine listige Ausflucht der Sultane sein, die nicht einmal das Recht hatten, an die heilige Person des Mufti Hand anzulegen. Unsere türkischen Begleiter erklärten es für eine Fabel, welche die Franken ersonnen hätten. Die höheren Geistlichen können zur Strafe nur verbannt oder eingesperrt werden, und diese Sitte scheint

nur einmal, unter dem grausamen Murad dem Vierten, verletzt worden zu sein. Das gräßliche Bild, in einem Mörser zerstampft zu werden, mag als Sage oder Drohung eben so wirksam gewesen sein, wie als geschichtliche Thatsache."

„Das nächste Thor, welches zum zweiten Hofe führte, wird durch zwei Pforten geschlossen; es ist sowohl für die türkischen Machtträger, als für die fränkischen Gesandten von gleich fürchterlicher Vorbedeutung, und selbst der Reisende geht nicht ohne Schauder hindurch; denn neben dem Thor auf dem zweiten Hofe wohnt der Henker. Alle Großwürdenträger, die im Ungnade gefallen, wurden oder werden hier zwischen beiden Thüren ergriffen und durch den herbeieilenden Scharfrichter augenblicklich enthauptet, wenn sie ihre Strafe nicht in der Verbannung büßen sollen. Von allen Seiten lauern deshalb hier Wachen und Henkersknechte auf ihr Geschäft, und nur bei dem Besuche eines hohen, fremden Gastes werden sie entfernt. Die Türken benutzten solche Gelegenheit überhaupt, um uns die neue Zeit in dem rosigsten Lichte zu schildern; seit der neuen Regierung, hieß es immer, ist das, ist jenes, ist so vieles abgeschafft; allein unsere Augen und Ohren erfuhren immer wieder die alte Geschichte."

„An diesem Thore mußten sonst und zwar noch zu Mahmud's Zeit die europäischen Gesandten vom Pferde steigen und unter dem Bogen des Thores eine halbe Stunde warten. Was haben die europäischen Großmächte nicht Alles von den Türken ertragen! — Ludwig der Vierzehnte, der geneigt war, den Krieg zu erklären, wenn seinen Botschaftern ein Anderer vorangefahren war, hatte nicht die Macht, nicht den Muth, seine Gesandten aus dem scheußlichen Kerker der sieben Thürme zu befreien. Hier mußten sie in voller

Galauniform stehen, um die Erlaubniß des Eintritts bitten und warten neben den spottenden Wachen und dem Gemache des Henkers, dessen Schwert ihnen, wie das des Damokles, so lange über dem Haupte schwebte. Wenn man in anderen Palästen die Meisterwerke der Kunst zählt, so bleibt der Geschichte hier nur das traurige Geschäft, Tausende von gefallenen Köpfen zu zählen. Und dieses scheußliche Thor nennen die Türken „die Pforte des Heils"; denn in dem nächsten Hofe ist das Audienzzimmer, in welches die Gesandten eingeführt wurden. Auch dieser geräumige Hof ist mit schönen Bäumen bepflanzt, während die Wachen hier durch weiße und schwarze Verschnittene gehalten werden, die, nebst den Kammerherren, die Großwürdenträger und Botschafter bis zum Audienzzimmer führen. Dieser Saal ist derselbe, wo der Divan oder Reichsrath unter den peinlichsten Ceremonien abgehalten wird. Das Audienzzimmer zu ebener Erde ist nicht groß; statt der vierten Wand ist ein Gitter, das auch das Fenster ersetzt. Im Hintergrunde dieses wenig erhellten Zimmers ist ein Divan für den Großvezir, welcher sitzend alle hier erscheinenden Personen vor sich stehen läßt. Sein Gespräch wird aber von oben herab belauscht; denn über seinem Kopfe ist ein künstlich verdecktes Fenster, durch welches der Sultan heimlich Alles beobachtet. Diese Sitte wird sowohl bei den alten persischen Königen, wie bei den byzantinischen Kaisern erwähnt. In früherer Zeit ist kein Europäer weiter gekommen; selbst Hammer erzählt in seinem Werke über Konstantinopel, daß er, als Gesandtschaftssecretair dem kaiserlichen Internuntius das Beglaubigungsschreiben vortragend, bis hieher und nicht weiter gelangt sei. Den europäischen Gesandten wurden sonst sonderbare Schauspiele auf diesem Hofe gegeben, wo

dem Audienzsaale gegenüber sich die Küchen für die Janitscharen befanden. Vor denselben wurden diese Krieger in Gegenwart der Gesandten mit Pilaf (Reis und Hammelfleisch) gespeist, und nach der Audienz wurde ihnen die Löhnung ausgezahlt. Die Säcke voll klingender Silbermünze wurden auf dem Hofe vor jeder Compagnie aufgestellt, so daß also der erste Hof den Fremden eine erhabene Idee von der Gerechtigkeit, der zweite aber von der Macht, dem Reichthum und der Staatsweisheit des Sultans zurücklassen sollte. Die Türken hielten es damals für ein großes Glück, wenn ein fremder Botschafter „seine Stirn in dem Staube der Füße sultanischer Majestät reiben dürfte." Seit der Vernichtung der Janitscharen ist also doch eine Veränderung in den Formen, leider aber nicht in dem Geiste des Volkes eingetreten."

„Wir gelangten nun von hier durch ein drittes Thor, das „der Glückseligkeit", in ein ganzes Labyrinth von Gebäuden, Höfen, Gärten, Terassen, so das man sich weit mehr in einer planlos aufgebauten Stadt, als in einem Palaste zu befinden meinte. Der türkische Name für diesen unbetretenen Theil ist Oda, Gemächer des Großherrn und seines Hofstaates. Daraus allein sieht man, wie sehr sie den Reisenden unzugänglich sein mußten. Unsere beiden türkischen Führer waren hier selbst ihrer Sache nicht sicher und nahmen einen kaiserlichen Kammernherrn zu Hilfe."

„Das, wohin wir zunächst gelangten, war der Thronsaal, in welchem gewiß der Europäer sich alle Herrlichkeiten der Welt zusammen vereint denkt. Ich habe unsere Vorstellungen von orientalischer Pracht schon früher einmal berührt und wiederhole hier, wie falsch dieselben sind. Ueberraschend war dieser Saal durch seinen kleinen Umfang, seine

Unregelmäßigkeit im Aufbau und durch das geringe Licht, das ihm durch ein Fenster zufällt. Hier steht der Thron unter einem Baldachin, der von vier kleinen, aber kostbaren Säulen gestützt wird. Nur die beiden vordersten Säulen erhalten von dem Fenster so viel Licht, daß man die Menge geschmacklos eingelegter Edelsteine und Perlen bewundern kann. Die beiden andern verlieren sich geradezu im Dunkel, so wie der halbverfallene Thron selbst. Die Ehrerbietung, womit alle uns begleitenden Türken vor diesem Herrschersitze standen, glich einer heidnisch abgöttischen Andacht oder den letzten Gedanken eines armen Sünders, — und mit Recht; denn die zweite Thür, den Stufen gegenüber, ist von grausenerregender Bedeutung. Wehe dem, für welchen sie geöffnet wurde! Sie enthält eine Vorrichtung zu einem augenblicklichen, blitzschnellen Tode. Sobald die Ungnade des Sultans von dem düstern Throne herab über einen Pascha ausgesprochen war, blieben dem Unglücklichen nur noch zwei Schrite bis an jene Thür; nach dem dritten über die Schwelle hin fühlte er seinen Hals schon in der seidenen Schnur, die bei Eröffnung der Thür ihn mit einem bewunderungswürdigen Mechanismus umschlang, und einen Augenblick später, wo sie zugeschlagen wurde, war das Lebenslicht schon ausgelöscht. Mich selbst überwältigte der Gedanke mit eiskaltem Grausen, daß Thron und Henkerstätte so nahe beisammen sind. Es ist übrigens das beste Sinnbild der ganzen türkischen Geschichte, die nur von Thronbesteigung und Thronentsetzungen, vom blutigen Schwerte der Eroberung und von Hinrichtung, von Gnade und Ungnade der Herrscher erzählt, und mit diesem kargen Inhalte besser in düsterer Ferne bliebe."

„Die nächsten Zimmer sind für den großherrlichen Hofstaat bestimmt und erhalten ihre Namen nach den Personen, die Jahr aus Jahr ein dort aufgestellt sind, wie Pagen, Kämmerer, schwarze und weiße Eunuchen, Beiträger, oder nach den Diensten, die daselbst verrichtet werden. Wie in jedem türkischen Hause, besteht das Serail aus dem für das männliche Personal, Selamlik (Gast-, Empfangs- oder Begrüßungszimmer), und aus dem für das weibliche bestimmten Theile, dem Harem. Unter dem Hofstaate des Sultan muß man daher nur die Aemter begreifen, die sich unmittelbar auf die Person des Großherrn beziehen; der ganze Theil des Serail, wo sie ihre Dienste verrichten, ist streng vom Harem getrennt und steht unter dem Kapu-Agassi, unserem Oberstthofmeister entsprechend (die türkische Bedeutung ist „Hauptherr, erster Herr der Pforte"). Sie bilden alle zusammen eine Kammer, und der wahre Name ist im Deutschen genau durch Kämmerer wiedergegeben, wobei weder Kammerdiener, noch Kammerherr anzufügen ist. Alle Dienste, die der heiligen Person des Sultans gelten, sind ehrenvoll, und der Sprung von einem Barbier oder Nägelbeschneider bis zum Minister durchaus nicht so groß, als es uns scheint. Wenn noch heute in England der Königin ein Glas Wasser durch einen Herzog oder Lord dargereicht wird, so kann es nicht befremden, daß ein Kammerwärter, ein Barbier des Großherrn ebenfalls in seinem Dienste ein sehr ehrenvolles Geschäft sieht. Und so stehen folgende Personen kraft ihres Amtes in hohen Ehren: der Silidar oder Waffenträger, der Steigbügelhalter, ehemals, in der Blüthezeit des Papstthums, sogar ein kaiserliches Geschäft, der Oberwäschemeister, der Oberbarbier, der Tischdecker, der Sorbetschenk, der Nägelbeschneider u. s. w.

— Wir gingen ohne Aufenthalt und Interesse durch diese Zimmer hindurch, die unseren verlassenen Tanzböden gleichen. Jetzt öffnet sich eine Thür, und ich bleibe wie verzaubert stehen: Thronzimmer, Kammern und Kämmerlinge, Alles ist verschwunden, vergessen. Wir stehen auf einer Terrasse, unter uns rauschen die Fluthen des Meers, und die Hügel und Paläste Pera's grüßen uns zusammen mit den Cypressen Skutari's, und der Bospor öffnet seinen Busen bis tief hinab an den Beglerbey-Palast. Wo sind wir eigentlich? fragte ich Rifaat Pascha. „Das ist der Kiosk von Bagdad, den ich ebenso zum ersten Male betrete, wie Sie." Ich habe nie den Wunsch gehabt, Sultan zu sein, überhaupt nicht, Regent, und wenn Karl der Sechste sagte, daß er als Kaiser sich halter besser stehe, denn als Flötenspieler, so befinde ich mich am Klaviere glücklicher oder wenigstens ebenso glücklich, als ein Monarch bei seiner Krone. Ich beneide auch den Sultan nicht um seine Schätze; aber wenn er mir diesen Kiosk zum Sommeraufenthalt schenke, ich würde im Monat April, wenn die Thunfische zurück zum schwarzen Meere ziehen, im Gegentheil hinab gegen Süden fahren. Ich würde nicht verlangen, den Rock des Propheten, noch die heilige Fahne, ja selbst nicht den Sultan zu sehen, am wenigsten seine schönen Weiber, sondern ich würde hier sitzen, und die reine Luft des Meeres und der Berge einathmen, und mein Auge würde nicht ermüden, zu schauen. — Es folgte von Neuem eine Reihe leerer Säle, die zuletzt mit einem Zimmer „der Erfrischung" endigten. Dies ist ein länglicher Saal, an dessen Wänden eine Erhöhung rings herum läuft; in der Mitte der Vertiefung erhebt sich in Form eines Weidenbusches eine Fontaine, die selbst in den heißesten Sommertagen zur Kühlung und zum Schlummer

einladet. Der Großherr verbrachte hier die erste Zeit nach der Tafel. Statt der Fenster sind hier Gitter, durch welche die reine Seeluft eindringt, und die einen etwas verschleierten Blick auf das asiatische Ufer zulassen. Hier reichte man uns Erfrischungen, Eis, Sorbet, Kirschen, Birnen und zuletzt die Pfeife."

„Gegen alle Gewohnheit waren die Türken in einem lebhaften Gespräche fern von uns begriffen; man sah sie unter einander in einen Streit verwickelt, der aber eine glückliche Lösung fand. Rifaat Pascha kündigte uns an, daß wir von hier aus den kaiserlichen Harem besehen würden. Dieser Kiosk trennt also die beiden Hauptabtheilungen des Serails, und hier beginnt das Frauengemach, welches Eunuchen und in neuerer Zeit den deutschen Arzt Dr. Spitzer ausgenommen, ebenso wenig als den früheren Theil, Jemand vor uns betreten hatte. Dieser innerste Theil des Serails heißt im Türkischen der Sitz der Glückseligkeit, und der erste Gebieter desselben ist der Kislar-Aga, d. h. der Mädchenaufseher, Haupt der schwarzen Eunuchen. Die Zahl der sultanischen Weiber ist auf sieben festgesetzt, die der gemeinen Türken auf vier, wenn sie im Stande sind, dieselben zu ernähren. Die sieben Weiber des Sultans sind dessenungeachtet Sklavinen, und nicht durch den Nikiah (bürgerlichen Vertrag), wie bei den gemeinen Türken, gebunden; sie stehen unter dem entmannten Kislar-Aga und führen den Namen Kadinen, was durchaus nicht Sultanin bedeutet, sondern schlechthin Weiber; diejenige aber, die dem Reiche zuerst einen künftigen Sultan schenkt, heißt Chasckı Sultana, die begünstigte Sultanin. Sie werden alle aus dem Kaukasus gekauft. Außer den sieben Kadinen sind aber unzählige Odaliken, die man fälschlich in allen europäischen

Sprachen durch Favoritinen übersetzt hat. Odalik (es heißt auch nicht Odaliske) ist Stubenmädchen. Sie sind die Sklavinnen der Kadinen und können als solche die Gunst des Großherrn erlangen. Die Gemächer dieser sieben Kadinen wurden uns jetzt zum erstenmale gezeigt, freilich nur in Abwesenheit ihrer Bewohnerinnen. Ein langer Gang eröffnet sich; die eine Seite hat sieben Thüren, und über jeder derselben ist ein Name geschrieben. Die gegenüber stehende Mauer ist mit schlechten, kolorirten Lithographien geschmückt, die größtentheils aus Napoleons Geschichte entlehnt waren. Ein Zimmer mit zwei Fenstern nimmt uns auf; seinen Inhalt bilden zwei Divans, eine Cither mit metallenen Saiten an der Wand, kostbare, über den Fußboden gebreitete Teppiche, mehrere sammetne Fußbänke, eine Seitenkammer mit einem reinlichen Bette, aber nur einem Fenster, das, wie die zwei anderen, die Aussicht auf einen kloster- oder festungsähnlichen Hof gewährt; aber nicht einmal ein Tisch ist zu bemerken. Ist das die geträumte Herrlichkeit eines Harems und noch dazu eines Sultans? Alle sechs anderen sind mit dem ersten zu verwechseln, das sich nur durch die Cither unterschied. *)"

Das große Serail ist, wie ich schon bemerkte, nach dem Brande nicht wieder aufgebaut. Prächtige Baumgruppen und Trümer bezeichnen seine Stätte. Thronsaal, Empfangszimmer, Wohnung des Sultans und die Räume, welche die Frauen und Sklavinnen bewohnen, befinden sich heute im Palaste von Dolmabatsche am Gestade des Bosporus, ein modernes, von europäischen und türkischen Architekten

*) S. Wanderungen nach Südosten. Von August Theodor von Grimm. Berlin 1855.

aufgeführtes Schloß von schönen architektonischen Verhältnissen. Wer von Konstantinopel nach Bujukdere fährt, kommt an der Fronte desselben vorüber. Der Sultan bewohnt abwechselnd diesen Palast nebst fünf anderen, welche sich theils am asiatischen, theils am europäischen Ufer des Bosporus befinden. Beim Wohnungswechsel ziehen natürlich Hofstaat und Harem mit „Seiner kaiserlichen Majestät" um. Ich habe den jetzt regierenden „Padischah" Abdul Aziz nicht gesehen, obschon ich mir diesen Anblick an jedem Freitag, wo der Sultan zu Pferde oder vermittelst der Staatsbarke diese oder jene Moschee besucht, leicht hätte verschaffen können. Ich benutzte die Gelegenheit nicht, weil ich es nicht für der Mühe werth hielt, einen Vormittag umherzulaufen, um einen einfältigen asiatischen Despoten anzugaffen. Das ist ein Vergnügen, welches sich Vergnügungsreisende machen, welche dynastischen Sinn haben, der mir vollständig abgeht. Ich habe die Balkanhalbinsel bereist, um die Lage und die gegenwärtige Entwicklung der diese Halbinsel bewohnenden Griechen, Südslaven und Muselmänner zu studiren, nicht, um Abdul Aziz anzugaffen, dessen Persönlichkeit ja auch für die Erhaltung oder für den Zusammensturz der türkischen Regierung in Europa ohne jede Bedeutung ist. Ein bei der hohen Pforte beglaubigter Gesandte einer europäischen Großmacht war so freundlich, mir anzubieten, das Personal der Gesandtschaft bei einer Audienz im Palast zu Dolmabatsche zu begleiten; die Möglichkeit meiner Begleitung scheiterte indeß an einer Etikettenfrage. Zu einer Audienz beim Sultan kann ein Europäer nur in Uniform, nicht in dem in Europa üblichen Gesellschaftsanzuge erscheinen. Mich zur Audienz mit einer Uniform zu bekleiden, hatte ich weder Lust, noch Veran-

lassung, wenn ich auch nöthigenfalls die Berechtigung zum Tragen einer Uniform aus meinen früheren Verhältnissen als preußischer Justizbeamter hätte herleiten können. Auch ist eine solche Audienz ohne besonderes Interesse. Das Gesandschaftspersonal wird in das Empfangszimmer des Palastes geführt. Dort werden Tibuk, Kaffee oder Limonade gereicht. Der Sultan erscheint, vom Großvezier und anderen Großwürdenträgern begleitet. Die durch Dolmetscher zwischen ihm und dem Gesandten geführte Unterhaltung, weil Abdul Aziz nur türkisch und keine europäische Sprache spricht, dreht sich um einige Förmlichkeiten und Complimente, während Großvezier und türkische Großwürdenträger mit gebeugtem Rücken und gesenktem Haupte stehen und kaum wagen, zu ihrem „erhabenen Herrn" die Augen aufzuschlagen, — damit ist die Audienz zu Ende. Ganz ähnlich schildert Staatsrath von Grimm eine Audienz bei Abdul Meschid, dem Vorgänger des jetzigen Sultans. *) Ueber die Grenzen des Empfangssaales und des dahin führenden Corridors kommt das Gesandschaftspersonal nicht hinaus. Daß Staatsrath von Grimm die Zimmer der Frauen des Sultans im alten Serail gesehen hat — natürlich, ohne daß die Bewohnerinnen anwesend waren — war eine höchst seltene Ausnahme, die er nur dem Umstande, daß er der Begleiter des damaligen Großfürsten, jetzigen Kaisers von Rußland, war, zu verdanken hat. Den Harem eines Muselmanns betritt sonst nie ein Mann, mag er Europäer oder Türke sein. Grimm sagt anderswo: „Allen Fremden — Damen ausgenommen — ist es unmöglich, hineinzudringen, und wo ein Reisender mündlich oder schriftlich

*) S. Ebendaselbst.

erzählt, daß es ihm gelungen sei, so kann man ihn zuversichtlich einer Lüge beschuldigen." Alle Versuche, welche ich jetzt in der Türkei gemacht habe, in den Harem eines Muselmanns zu gelangen, sind mir deshalb auch ebenso fehlgeschlagen, wie ähnliche Versuche, die ich vor sechs Jahren in den Städten der afrikanischen Mittelmeerregion gemacht habe, um den Harem eines Arabers zu sehen. Wie es in einem türkischen Harem aussieht, wie türkische Frauen leben, welche Stellung sie in der Haushaltung haben, weiß ich nur aus dem Munde europäischer Damen im Orient. Nur einmal gelang es mir, in den Harem eines Arabers zu kommen. Es war in der großen afrikanischen Wüste, welche gewöhnlich die „Sahara" heißt — große Wüste und Sahara ist identisch — auf einer der Siban-Oasen, wo Barek ben Lachmar, der Scheik von Lischana, mir diese Gunst erwies. Mich begleiteten damals bei diesem Besuch im Harem des Scheiks mein Bruder und ein königsberger Kaufmann, Herr Karl Durand, welche mit mir von Constantine aus die Reise durch die afrikanische Steppen- und Wüstenregion machten. *)

Wenn man die Perabrücke überschritten hat, gelangt man jenseits des goldenen Horns auf einen mäßig großen Platz, dessen rechte Seite einige, ein wenig europäisirte Kaffeehäuser einnehmen. Gerade aus und zur linken Hand öffnen sich die Straßen, welche uns in das Innere von Stambul führen. Mit dem Betreten dieser Straßen fällt auf einmal das wunderbare, orientalische Märchenbild, welches wir von der Perabrücke schauten, zusammen. Wir

*) S. Nach den Oasen von Siban in der großen Wüste Sahara von Gustav Raich. Berlin 1866.

treten mit einem Schritt mitten in den Schmutz, in die Verfallenheit und in die Verkommenheit des Orients. Das Beste ist, wir besteigen eins der gutgerittenen und gutgesattelten, oft recht hübschen Pferde, welche uns auf dem Platze angeboten werden, und verlassen den Sattel erst dann wieder, wenn wir mit unserem Spazierritt durch Stambul fertig sind. Der Türke oder der Tartar, der uns beim Aufsteigen den Bügel hält, begleitet uns zu Fuß und hält uns das Pferd, wenn wir die berühmte Sophienkirche besuchen, oder den Seraskierthurm besteigen. In den Bazar können wir hineinreiten. Beginnen wir also unsern Spazierritt! Die Spazierritte durch Stambul gehören jedenfalls zu den interessantesten Spazierritten, die ich gemacht habe.

Der Städtecharakter Stambuls ist durchweg orientalisch. Das Gepräge des heidnischen Byzanz und des christlichen Konstantinopels ist auf und zwischen den sieben Hügeln, wo die Muselmänner Stambul erbaut haben, total verschwunden. Nur hie und da haben einige Baudenkmäler und die Trümmer der ehemaligen Festungsmauern der Stadt der griechischen Kaiser die Stürme der Zeit und die Zerstörungswuth der Menschen überstanden. Byzanz ist dreimal zerstört und erobert worden; Konstantinopel ebenfalls dreimal. Was nicht das Schwert und der Mordbrand der Eroberer vernichtet haben, das ist durch die Zerstörungswuth des Islam und durch die kolossalen Feuersbrünste vertilgt, welche in jedem Jahrhundert einmal Stambul, Pera und Galata verwüsten, um aus Schutt und Trümmer von Neuem aufgebaut zu werden. Der Kaiser Konstantin schmückte die Hauptstadt mit den größten Meisterwerken der Bildhauerei aller Jahrhunderte und aller Provinzen des römischen Weltreichs. Das alte Byzanz hatte nur sieben von den Hügeln

eingenommen, welche sich auf dem Dreieck zwischen dem goldenen Horn, dem Bosporus und dem Marmorameere erheben; Kaiser Konstantin bedeckte noch die Abhänge der andern vier Hügel mit Straßen, Tempeln, Häusern und Palästen. Wie das alte Rom, wurde die neue Hauptstadt des Weltreichs in vierzehn Regionen getheilt. Alle vierzehn Regionen wurden mit Prachtgebäuden angefüllt; die Ziffer der Paläste Konstantinopels hat mehrere Tausend betragen. Der Hauptschmuck des kaiserlichen Palastes war eine Bibliothek von einer halben Million Bänden, unter denen sich ein ganz mit goldener Schrift geschriebener Homer befand, dessen Manuskript eine Länge von 120 Fuß hatte. Der kaiserliche Palast nahm mit seinen Schlössern, Häusern und Gärten allein einen ganzen Stadttheil ein, wie der Kreml in Moskau. Die Sophienkirche und einige verkümmerte Reste von Baudenkmälern auf dem ehemaligen Hippodrom aus der Zeit des Glanzes des christlichen Konstantinopel sind die einzigen Zeugen der prachtvollen Vergangenheit, welche heute den Reisenden der durch die Straßen Stambuls reitet, anblicken. Die griechischen Kaiser schmückten die Rennbahn mit einem Wald — von Marmorbildsäulen, welche sie aus allen Städten ihres Weltreichs zusamenholten. Wo ist diese ganze Welltherrlichkeit geblieben? Man reite aus dem Fanar, dem heutigen Griechenviertel, an den Mauertrümmern der griechischen Kaiserstadt entlang nach Ejub; man schaue sich diese ungeheuren Trümmer der dreifachen Mauern an, welche die Stürme der Eroberung Seitens der Türken sowie der Jahrhunderte überlebt haben und lese nach Beendigung dieses Umritts die Darstellung dieses Sturms, wo der letzte Konstantin mit dem Venetianer Giustiniani, würdig der Griechenhelden in den Perserkriegen, stritt und

starb. „Eines Morgens“ — es war am 29. Mai 1453 nach christlicher Zeitrechnung — erzählen die türkischen Geschichtsschreiber — „rückte das glänzende Heer der Sonne gegen das Schloß der Finsterniß; das Vordertreffen des großen Sultans langte zuerst bei den Landmauern an und stürzte sich gegen dieselben gleich einem ungebändigten Meere mit der Kraft von tausend Waldbächen; da sah man die Katapulte und Balliſten des Alterthums neben den Feuerschlünden des fünfzehnten Jahrhunderts. Diese christliche Erfindung gebrauchten die Türken gegen die Christen und sie zwangen ihre Schiffe, über Berg und Thal in den Hafen einzulaufen. Die Kanonen verbreiteten Schrecken und Entsetzen über die Ungläubigen; der Himmel wurde vom Pulverdampfe so schwarz, wie das Schicksal, welches die Christen in der Hölle erwartet. Unter großem Getümmel und Gewühl, unter dem erschütterden Krachen des Donners ist der Paläolog gefallen und die türkischen wie die griechischen Historiker nennen das Thor Topkapu als das Feld der Ehre und des Todes.“*) Die Türken erzählen noch heute, daß allein die Einnahme des festungsartigen Gebäudes der sieben Thürme 12,000 Mann gekostet habe. Oder man lese von den bestialischen Gräueln, mit denen nach der Erstürmung Konstantinopels durch die Janitscharen die Sophienkirche besudelt worden ist. Man vergegenwärtige sich die Konsequenzen des Grundsatzes des Islam: „Unter dem Fußtritt des Türken verdorrt selbst das Gras,“ unter denen der Padischah vier Jahrhunderte in Konstantinopel gehaust hat. Der Islam gestattet dem Sultan keine andere Moschee zu erbauen, wozu er nicht „die Kosten von besigter Christen

*) Mitgetheilt von Theodor v. Grimm ebendaselbst.

Mark und der Gefangenen Lösegeld" nehmen kann. Mahomed der Zweite hat sämmtliche Moscheen nur aus den Trümmern griechischer Kirchen und über den Trümmern griechischer Kirchen aufgeführt. Jede Moschee ist ein blutiges Grabdenkmal von Tausenden unter den Türkensäbeln gemordeter Christen. Wenn man sich das Alles vergegenwärtigt, so lernt man begreifen, weshalb und wie die ganze Pracht und Herrlichkeit der griechischen Hauptstadt Konstantinopel von der Erde verschwunden ist. Reiten wir von dem Platze, auf welchen die Brücke von Pera mündet, in das heutige Stambul, in die türkische Siebenhügelstadt hinein, und schauen wir, was der Islam an der Stelle der mit allen Meisterwerken der Kunst und der Bildhauerei aller Jahrhunderte geschmückten Hauptstadt der griechischen Kaiser geschaffen hat.

Wir reiten in einem Gewirr von engen, schmutzigen, schlecht oder gar nicht gepflasterten, auf- und absteigenden Gassen umher, deren Linien erbärmliche hölzerne Häuser zwischen Baumgruppen und kleinen Gärten oder nach der Straße hin offene, hölzerne Buden bilden, wo alle möglichen Handwerker ihre Werkstätten aufgeschlagen haben. Fahren kann man fast nie in diesen häßlichen Gassen — dazu sind sie zu eng und zu holprig — gehen kann man nur mit großer Mühe, denn das Pflaster ist abscheulich; die Löcher und Pfützen sind ebenso zahlreich, wie die Pflastersteine; nach einem Regenwetter bleibt man im Schmutz stecken. Vor einigen Jahren hat wieder einmal eine fürchterliche Feuersbrunst ein Viertel oder ein Fünftel der Stadt in Asche und Trümmer verwandelt. Der größte Theil des Stadtviertels, wo sich der Hippodrom, die Sophienkirche, das Grabmal Sultan Mahomed's befinden, ist von der

Erde verschwunden. Der frühere Chef der Commune von Stambul — Oberbürgermeister kann ich ihn nicht nennen, da die Communalverwaltung von Stambul nur ein Trugbild und der Chef der Commune ein vom Sultan ernannter Beamter ist — Heyder Bey, war ein organisatorisches und administratives Talent und ein Mann von Energie. An solchen Männern hat die Türkei wahrhaftig keinen Ueberfluß. Heyder Bey hat nun den Platz, den die Flammen des Jahres 1863, wo das alte Serail und seine Umgebung niederbrannten, und die Flammen der letzten Feuersbrunst geschaffen haben, benutzt, um durch die Häusertrümmer breite Straßenlinien zu legen und diese Straßenlinien makadamisiren zu lassen, und die makadamisirten Straßenlinien mit breiten, trefflich gepflasterten Trottoirs belegt, welche sich Berlin zum Muster nehmen könnte. Er hatte, wie man mir erzählte, sogar den Eigenthümern aller hölzernen Häuser und Baracken, welche seinen neuen Straßenlinien im Wege standen oder dieselben verunzierten, befohlen, binnen Jahr und Tag zu verschwinden und nur in steinerner Gestalt wieder aufzuerstehen. Expropriationsgesetz und Expropriationsverfahren, welche in der Türkei nicht existiren, werden durch Feuersbrünste und diktatorische Befehle des Sultans ersetzt. Mit diesen diktatorischen Befehlen kann man aber keine Häuser aus der Erde stampfen. Die armseligen Türken, die das Stadtviertel bewohnten, welches die letzte Feuersbrunst verzehrte, haben keine Mittel, steinerne Häuser und Paläste aufzubauen und mit dem Vermögen der Commune von Stambul sieht es ärmlich genug aus. So werden die Pläne Heyder Bey's, die niedergebrannten Stadtviertel in europäischem Gewande wieder aufstehen zu lassen, wohl nur auf dem Papiere bleiben und die prächtigen, breiten Straßenlinien schließlich keine Häuser haben.

Ich habe wenigstens von dem Wiederaufbau dieser niedergebrannten Stadtviertel ebenso wenig Etwas bemerken können, wie jenseits des goldenen Horns in der Frankenstadt Pera, oder sie kommen in der Gestalt wieder zum Vorschein, in welcher die Hauptstadt des türkischen Reiches überall auftritt, als hölzerne Baracken und elende Holzhäuser. Der Koran gestattet dem Muselmann auch nur, das untere Stockwerk seines Hauses in Stein aufzuführen, während die oberen Stockwerke von Holz sein müssen. Man sehe sich nur diese hölzernen Türkenhäuser an. Sie haben keine Nummern, wie die Straßen, in denen sie stehen, keine Namen haben, weshalb man sich in Stambul nur sehr schwer zurechtfinden kann. Sie stehen nie dicht neben einander, wie in den übrigen europäischen Städten, sondern zwischen zwei Häusern befindet sich immer ein Raum, der leer bleibt oder mit einem verwilderten Garten ausgefüllt ist. Der immer nach der Straße hin hermetisch verschlossene untere Stock schaut finster aus und wird nur von der Dienerschaft bewohnt. Von dem Flur gelangt man auf einen innern Hofraum, der von Holzgallerien eingeschlossen ist. Zuweilen befinden sich auf diesem Hofe ein Springbrunnen und einige Baumgruppen. Eine hölzerne Treppe führt aus dem Hofraum zu den Gemächern des ersten Stockes, deren Thüren sich auf eine obere Gallerie öffnen. In diesem ersten Stock ist das Haus nun immer in zwei Hälften getheilt. Die eine Hälfte, wo sich die Wohnung des Hausherrn und die Empfangszimmer befinden, heißt das Selamik; die andere Hälfte — der Harem — umschließt die Frauengemächer. Immer bewohnt nur eine Familie ein Haus. Alle Zimmer sind klein und eng. Von einem eigentlichen Meublement ist ebensowenig die Rede,

wie von einem Schmuck der Wände mittelst Tapeten, Spiegeln und Bildern. Ein Spruch aus dem Koran hie und da an der Wand, ein Divan in einer Ecke, der die Stelle der Stühle, des Bettes und der Sophas ersetzt — daraus bestehen Schmuck und Meublement eines türkischen Zimmers. Alle ins Freie oder nach der Straße hinausgehenden Fenster sind sorgfältig mittelst hölzernen Gitterwerks verschlossen, durch deren kleine Oeffnungen man wohl hinaussehen, aber nicht von Außen in das Zimmer sehen kann. Eine besondere Eigenthümlichkeit des türkischen Hauses liegt in der Form der Stockwerke. Jedes höhere Stockwerk ist breiter und umfangreicher als das untere, überschattet das untere also durch einen Vorbau, unter welchem man vor Sonne und Regen geschützt ist. Durch diese eigenthümliche Form der Stockwerke wird es aber unmöglich gemacht, von dem untern Stockwerk nach dem obern Stockwerk hinaufzusehen, wie von dem oberen Stockwerk nach dem untern hinabzusehen. Dadurch wird die Abgeschlossenheit des türkischen Hauses noch größer. Ich bin oft um ein solches schweigendes Türkenhaus herumgegangen, um einen Ort ausfindig zu machen, von wo ich irgend einen Blick in das Innere des Hauses thun könnte. Unmöglich! Jede Oeffnung war durch ein Gitterwerk, dessen enge Maschen keinen Blick durchließen, verschlossen. Niemals sah ich die Thür eines türkischen Hauses geöffnet. Aber nicht allein in Stambul selbst, nein, auch in allen Vorstädten, Dörfern und kleinen Ortschaften am Bosporus, sogar in den schönen Villendörfern, wie Kadikioi, Therapia und Bujukdere, sind ausnahmslos alle Häuser von Holz. Ich bin einmal einen ganzen Vormittag in der Vorstadt Ejub umhergeklettert, um einige Reste griechischer Kapellen auf-

zusuchen. Alle Häuser in der engen, bergauf und bergab steigenden Straße von Holz und von demselben Gepräge! Nur aus diesen Holzbauten, deren Bretter und Balken die Sonne ausdörrt, ist es auch erklärlich, weshalb die Feuersbrünste in Konstantinopel so enorme Verheerungen anrichten. Als Stambul nach dem großen Brande von 1715 wieder aufgebaut war, wurde die Stadt im Jahre 1718 schon wieder ein Raub der Flammen. Im Jahre 1751 brannten bei einer Feuersbrunst allein 13,000 Häuser nieder; im Jahre 1756 wüthete in allen Regionen der Stadt ein fürchterlicher Brand acht und vierzig Stunden lang. Im Jahre 1767 brannte zur Abwechslung ganz Pera nieder. Während meines vierwöchentlichen Aufenthaltes in Konstantinopel brannte es dreimal, zweimal in Galata, einmal in Pera. Unter achtzig bis hundert Häusern ging es bei keinem von diesen drei Bränden ab. Die türkischen Löschanstalten sind kläglich. Die beim Löschen eines Brandes unter den Löschmannschaften herrschende Unordnung ist colossal. Von Einheit im Commando, doch was sage ich, von einem Commando ist gar keine Rede.

Paläste sieht man, außer dem neuerdings aufgeführten Palaste des Kriegsministeriums, dem Palaste Fuad Pascha's und einigen anderen Gebäuden, gar nicht. Immer dieselbe Wiederholung größerer oder kleinerer türkischer Holzhäuser. Hie und da ragen unförmliche, steinerne Gebäude aus dem Häusermeer hervor; es sind die „Chane," Gasthäuser und Wirthshäuser, wo der fremde Kaufmann, der nach Stambul kommt, seine Wohnung und sein Waarenlager aufschlägt. Manche führen ihre Benennung nach dem Namen von Sultans oder Pascha's oder auch nach den Waaren, welche dort verkauft werden Auch an einem Gesandten-Chan ritt

ich vorüber. Ehemals, als noch die Türken und nicht die Großmächte in Stambul herrschten, diente dieser Gesandten-Chan zur Aufnahme der fremden Gesandten, welche dort gleich Gefangenen bewacht wurden. Ein solcher Chan besteht gewöhnlich aus einem Binnenhofe, auf dessen hölzernen Gallerien die Wohnungen für die einkehrenden Fremden münden, aus Räumen, welche als Magazine dienen, und aus Räumen, wo Pferde und Wagen untergebracht werden. Man denke sich indeß unter einem „Chan" in Stambul ja kein europäisches Wirthshaus. Ich ritt einmal auf den Hof eines solchen Chans und verlangte Wohnung für mich, Stallung für das Pferd und eine Mittagsmahlzeit. Das Pferd wurde unter einem Schuppen beherbergt, mich führte man in eine geweißte Kammer, welche durch die Thüröffnung ihr Licht empfing und als Einrichtung geradezu nichts enthielt. Wenn ich diese Kammer hätte beziehen wollen, so hätte ich mir die Einrichtung mitbringen müssen. Der Muselmann braucht ja auch keine Einrichtung, als die Matratze, auf der er sitzt, auf welcher er mit untergeschlagenen Beinen mit den Fingern aus einem Napf ißt, auf der er „den Kef macht" und schläft. Als ich von einer Mahlzeit sprach, wies mich der Inhaber des Chans in ein Speisehaus. Der Chan liefert nichts als die unmöblirte Kammer. Ich schwang mich wieder auf mein Pferd und ritt zum Thore hinaus.

Die Projekte Heyder Bey's haben einige große, noch unbebaute Plätze in Stambul geschaffen. Sonst hat Stambul außer dem auch der neueren Zeit angehörenden Seraskierplatz keine großen Plätze aufzuweisen. Zuweilen erweitert sich das Gewirr der engen, schmutzigen, düstern Gassen in Märkte von unregelmäßiger, breiterer Gestalt, auf denen

man, wie in allen orientalischen Städten, Springbrunnen von eigenthümlicher Gestalt und mit Koransprüchen geschmückt findet. Die Speisehäuser und Kaffeehäuser gleichen sich alle; zuweilen fand ich auch ein modernes Kaffeehaus mit luftigem Vorsaal, in welchem sich Stühle und Tische befanden, deren offene Hinterwand sich auf ein Gärtchen öffnete. Dann und wann nahm ich auch vor der Thür eines von einem Griechen gehaltenen Speisehauses Platz, ließ das Pferd halten und stieg an der Küche vorüber, wo alle Gerichte zur Schau standen, in den oberen Stock, um zu speisen. Dort gab es doch Tische und Bänke, ausnahmsweise auch einen Stuhl. Mit großer Bereitwilligkeit wurde mir das, was ich verlangte, auf dem gemeinschaftlichen Tische, an dem sämmtliche Anwesende speisen, servirt. Die Schüsseln waren meistens gut zubereitet; der griechische Wein sehr zu loben; die Bedienung schnell und freundlich — nur, wenn's an's Zahlen ging, gab es immer einen harten Kampf, da der Grieche mit enormer Schnelligkeit ungeheure Preise zusammenrechnete. Schließlich wurde dann eine Rechnung auf ein Stück Papier geschrieben, wenn ich den geforderten Preis mich zu zahlen weigerte, und die Zusammenstellung auf der Rechnung konnte sodann höchstens auf die Hälfte der erst in Bausch und Bogen geforderten Summe hinaufgeschroben werden, von der ich schließlich noch ein Viertel herunterstrich.

Das Menschengewirr in den Straßen Stambuls ist eben so groß, wie in der großen Perastraße und in der Hauptstraße Galata's; nur besteht dieses Menschengewirr aus lauter Türken. Der Europäer gehört zu den Ausnahmserscheinungen in den Straßen von Stambul. Ueberall, wohin das Auge blickt, der Orient und orientalische Gestalten. Drei Arten von Geschöpfen haben die engen Gassen Pera's,

Galata's und Stambul's indeß gemeinschaftlich, und sie sind dem europäischen Touristen am meisten im Wege: Die Hunde, die Esel und die Hamaliks — die Lastträger. Ueberall liegen diese Hunde mitten in der Straße. Sie erheben sich kaum, wenn sie das Pferd so hart neben sich sehen, daß der Huf sie in der nächsten Sekunde berühren muß; einen Fußgänger würdigen sie gar keiner Beachtung. Der Türke ist ebenso apathisch wie gutmüthig. Er geht neben dem Thiere vorbei oder tritt über das Thier hinweg. Nie sah ich, daß er das Thier trat oder stieß. Uebrigens sind diese Hunde höchst gutmüthige Thiere. Was die Reisenden von ihrer Bissigkeit erzählen, wie sie die Fußgänger anfallen und anbellen, ist Fabel. Sie fallen nur über fremde Hunde her, welche in ihr Revier kommen. Merkwürdig ist, daß diese Hunde selbst während der heißen Sommermonate nie von der Wuthkrankheit befallen werden. Weit lästiger als die Hunde sind in den engen Straßen Stambul's die Esel und die Lastträger. Die engen, unebenen und gar nicht oder äußerst schlecht gepflasterten Straßen Stambul's sind für Fuhrwerk nicht passirbar. Alle Lasten werden deshalb auf dem Rücken der Esel oder der Hamaliks von einer Stelle zur andern befördert. Wenn in den engen Straßen von Stambul ein Haus aufgeführt wird, so muß jeder Stein, jeder Balken, jedes Brett in dieser Weise herbeigeschafft werden. Die Türken besitzen eine wahre Kunstfertigkeit darin, den Rücken eines Esels in künstlicher Weise zu beladen. Die längsten Balken werden zu beiden Seiten des Thieres aufgehängt und die ganze Last auf dem Rücken desselben befestigt. In dieser Weise werden auch Ziegelsteine, Bretter und Mauersteine weitergeschafft. Die Gestalt des Thieres verschwindet oft zwischen hochaufgethürmten Körben mit

Früchten und Mundvorräthen jeder Art. In noch weit geschickterer Weise wird der Rücken des Lastträgers benutzt. Der Lastträger bückt Hals und Kopf so tief hinab, daß er seinen breiten und starken Rücken in parallele Richtung mit dem Erdboden bringt. Nun wird auf den Rücken ein Polster gelegt und auf dieses Polster die schwersten Lasten gepackt, welche mittelst eines Gurtes oder Strickes um den Leib des Lastträgers befestigt werden. Wenn er in dieser Weise beladen ist, schreitet er mit gebücktem Rücken, die Beine weit ausspreizend, langsam vorwärts und bleibt in dieser Stellung, bis er mit der Last am Orte ihrer Bestimmung angekommen ist, wo er abgeladen wird. Da er, den Kopf zur Erde gebeugt, vorwärts schreitet, kann er in dieser Stellung die ihm Begegnenden nicht sehen. Um nicht anzustoßen oder um nicht durch andere ihm entgegenkommende Lasten umgerannt zu werden, läßt er deshalb unaufhörlich den Ruf „guarda" ertönen. In dieser Weise werden ungeheure Packete, Kisten, Möbel, Eisenstangen, Steine, Ziegel, und lange Balken von einem Ort zum andern geschafft. Zuweilen tragen auch vier Lastträger je zwei eine hölzerne Stange auf der Schulter, an der die Last mit Stricken so befestigt wird, daß sie zwischen den vier Lastträgern schwebt, die mit den Füßen immer taktmäßig vorschreiten. Centnerschwere Bausteine werden in dieser Weise transportirt. Man kann in den fortwährend sehr belebten Straßen Stambuls nicht hundert Schritte machen, ohne gezwungen zu sein, den Hamaliks auszuweichen, oder, falls man auf den Ruf nicht achtet, durch ein Brett, durch eine Eisenstange oder durch den Rand einer Waarenkiste niedergeworfen zu werden. Der Lastträger weicht nie aus, kann auch nicht ausweichen, da er den ihm Begegnenden nicht sieht, und, falls er ihn

sieht, keine Seitenbewegung machen kann, ohne, mit der schweren Last auf dem Rücken, das Gleichgewicht zu verlieren und niederzustürzen. Die türkische Regierung giebt sich mit Statistik nicht ab. Die genaue Ziffer der von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auf den Straßen von Stambul, Pera und Galata Lasten schleppenden Hamaliks läßt sich deshalb nicht feststellen; schwerlich werden es unter 30,000 sein. Sie sind sämmtlich große, starkgebaute Leute, mit äußerst kräftigen und muskulösen Armen und Beinen und stammen aus Anatolien. Wenn sie zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre auf den Straßen Konstantinopels Lasten geschleppt haben, kehren sich nach Anatolien zurück, um ihre Ersparnisse bei ihren Familien zu verzehren und in der Heimat zu sterben. Wahrlich keine beneidenswerthe Existenz! Jährlich senden sie von dem Verdienst, den sie in Konstantinopel in so mühsamer Weise erwerben, einen Theil zum Unterhalt ihrer Familie — denn sie sind fast immer verheirathet, bevor sie Anatolien verlassen — nach Hause. Die Hamaliks sind durchgängig höchst sparsame, ordentliche und äußerst mäßige Leute. Ein Stück trockenen Brodes genügt ihnen während des Tages, ein Pillaf mit Hammelfleisch, den sie sich selbst nach Sonnenuntergang, wo sie ihre mühsame Arbeit beendigen, bereiten, als Mittagsmahlzeit und Abendbrod, um am andern Tage ihre mühsame Arbeit von Neuem aufzunehmen. Die Kaufleute in Galata rühmten mir ihre Treue und Zuverlässigkeit. Entwendungen und Diebstähle kommen unter den Hamaliks niemals vor. Ohne Zählung kann man ihnen Hunderttausende von Piastern anvertrauen und sicher sein, daß kein Piaster aus dem Geldsack, den sie von Stambul nach Galata schleppen, verschwindet. Ich erwähnte schon, daß während der Nacht

die Comptoires und Magazine der Kaufleute in Galata, welche in den Vorstädten und auf dem Lande wohnen, von den Hamaliks der Geschäfte bewacht werden, welche während des Tages die Waarenvorräthe umherschleppen und Nachts in den verlassenen Räumen ihrer Herren das Amt der Wächter übernehmen. Unter sich bilden die Hamaliks Genossenschaften mit Krankenkassen, Unterstützungskassen oder Pensionskassen, aus denen diejenigen unter ihnen verpflegt und ernährt werden, welche während ihrer mühsamen und oft gefährlichen Beschäftigung erkranken, oder Arme und Beine brechen. Trotz aller dieser vortrefflichen Eigenschaften sind die Hamaliks aber in den engen Straßen von Stambul ein höchst lästiges Element, noch weit lästiger als die Hunde und die beladenen Esel.

Aber noch einen höchst lästigen Bruchtheil der Straßenbevölkerung Stambuls hätte ich fast vergessen: die Bettler. Ich habe die Straßen Neapels zur Zeit der bourbonischen Könige gesehen, welche die Lazzaroni hätschelten, um sich ihrer als Mordknechte gegen die Liberalen zu bedienen, bevor Garibaldi in dem Schmutz und in der Niederträchtigkeit des Königs Bomba und seines erbärmlichen Sohnes aufräumte; ich sah die Bettlerwirthschaft in Rom und in Madrid in ihrer Blüthezeit; aber die Hauptstadt des Padischah übertrifft in ekelhafter und zudringlicher Bettelei auf den Gassen die Hauptstädte des Statthalters Christi auf Erden und der spanisch-bourbonischen Dynastien bei Weitem. Ueberall, wohin man in Stambul, in Pera und Galata den Fuß setzt, wohin man den Blick wendet, Bettler, welche am Wege liegen und, um Mitleid zu erregen, ihre körperlichen Gebrechen, ihre offenen Wunden, ihre ekelhaften Krankheiten zur Schau stellen und die Hände nach Almosen ausstrecken. An viel-

besuchten Orten und Plätzen, auf der Perabrücke, im Bazar von Stambul, vor den Kaffeehäusern, in der großen Perastraße hat man Mühe, sich ihrer zu erwehren; sie zupfen den Begegnenden an den Kleidern, wenn er sie nicht bemerken will oder wenn er sich abwendet; sie halten den, der sich entfernen will, an den Rockschößen und an den Rockärmeln fest, vertreten den Weg und wiederholen hundert Mal dieselbe Litanei; Krüppel wälzen sich auf der Erde und umklammern die Beine der Vorübergehenden; kleine Knaben und Mädchen küssen demjenigen, der sich vor einem türkischen Kaffeehause auf einem der niedrigen Strohstühle niederläßt, die Schultern und die Hände; läßt man sich verleiten, sich durch das Geschenk einiger Piaster loskaufen zu wollen, so nehmen zehn andere den Platz des Beschenkten ein, bis derselbe nach einigen Minuten von Neuem erscheint und in noch zudringlicherer Weise Almosen verlangt. Im Bazar von Stambul tritt diese Bettelei in der widerwärtigsten und zudringlichsten Weise auf. Eine ganze Schaar von bettelnden Weibern und Kindern heftete sich oft an meine Sohlen, wenn ich so leichtsinnig gewesen war, zu Fuß den Bazar zu besuchen, und Hände voll Piaster wollten nicht ausreichen, um mich loszukaufen und von diesem harpyenartigen Gesindel zu befreien. Die türkischen Behörden kümmern sich natürlich um diese Armen und Elenden gar nicht. Sie überlassen sie der Wohlthätigkeit der Bevölkerung. Mögen sie auf der Straße umkommen; was geht das die türkische Regierung an?

Frauen begegnet man heute häufig auf den Straßen von Stambul, besonders im Bazar, wenn sie Einkäufe machen, was sie selbstverständlich wie sämmtliche europäischen Damen, sehr häufig und sehr gern thun. Seit dem Krim-

kriege haben sich die Frauen im Stambul mehr als irgend anderswo von ihrer häuslichen Abgeschlossenheit und Isolirtheit emancipirt. In den arabischen Städten der afrikanischen Mittelmeerregion habe ich sehr selten eine Frau auf der Straße gesehen und, wo dies geschah, wurde mir versichert, sei es immer nur eine Fran aus den ärmsten Familien. „Die Töchter guter Häuser," sagte mir ein arabischer Freund in der großen Wüste, „erscheinen mit Ausnahme des Freitags, des Festtags der Muselmänner, nie außerhalb des Hauses." Das war auch früher in Stambul der Fall. Seitdem aber die Türkei unter die europäischen Mächte aufgenommen ist, haben sich die türkischen Damen auch in mancher Beziehung emancipirt. Manche tragen unter dem bunten, weiten Mantel, in welchem sie außerhalb des Hauses erscheinen, fränkische Kleider, ich will damit sagen, dieselben Stoffe und Moden, in welche sich die Damen in Paris, Wien, London und Berlin kleiden. Doch sind solche Toiletten nur Ausnahmen und werden wohl nur von Damen aus reichen und vornehmen Familien benutzt. Gewöhnlich haben die Frauen und Mädchen aus dem Bürgerstande, um mich dieses gerade auf türkische Verhältnisse nicht sehr passenden, aber dem Leser verständlichen Ausdrucks zu bedienen, unter dem Mantel noch die türkische Tracht, weite Beinkleider und eine Jacke oder Blouse. Nur der europäische Damenstiefel hat auch in diesen Kreisen schon unter der Regierung des vorigen Sultans Eingang gefunden und erfreut sich in der türkischen Frauenwelt eines allgemeinen Beifalls. Ich habe zuweilen am Bord der kleinen Dampfer, welche die Perabrücke mit den Villendörfern des Bosporus verbinden, einen ganzen Zug türkischer Frauen und Mädchen ankommen sehen, welche sämmt-

lich europäiſche Damenſtiefel trugen. In den ärmeren türkiſchen Familien iſt die frühere Fußbekleidung aber noch allgemein im Gebrauch. Frauen und Mädchen aus dieſen Familien ziehen — im „Harem," in den zum Aufenthalt der Frauen beſtimmten Zimmern werden gewöhnlich weder Schuhe noch Strümpfe getragen — kurze Socken an und über dieſe kurzen Socken einen weiten, ſtrumpfartigen, bis zur Wade reichenden Stiefel von gelbem Saffian. Ueber dieſem ſtrumpfartigen Stiefel werden dann noch gelbe Pantoffel getragen, welche in der Mitte des Fußes und an den Ferſen mit Holzklötzchen verſehen ſind, um den Saffian nicht zu beſchmutzen. Meine Leſerinnen werden mir zugeſtehen, daß dieſe lodrige Fußbekleidung für Frauen und Mädchen, welche ſchöne Füße und Beine haben, nichts Anziehendes hat. Das denken wahrſcheinlich auch die türkiſchen Damen und haben deshalb die Socken und den ſaffianen Lederſtrumpf mit den ſtelzenartigen Pantoffeln fortgeworfen. Als der jetzige Sultan zur Regierung kam, verſuchte die alttürkiſche Partei, ihn zu bewegen, durch einen Ferman die hübſchen pariſer und wiener Damenſtiefel abzuſchaffen und die früher gewohnte Fußbekleidung wieder einzuführen. Dagegen empörten ſich aber die Damen des großherrlichen Harems. Der „Padiſchah" fand denn auch, daß moderne Damenſtiefel von ſchwarzem Zeugſtoff oder ſchwarzem Leder, weiße, lange Strümpfe und rothe und blaue pariſer Strumpfbänder ſeinen Damen weit beſſer ſtänden, als die häßlichen Socken und ſtrumpfartigen Saffianſtiefel, und ſchlug ſich zu der Partei der revolutionirenden Kadinen und Odaliſken des Harems. Die Damenſtiefelfrage wurde im Intereſſe des Geſchmacks und des Schönheitsſinnes entſchieden, und die alttürkiſche Partei unterlag.

Man schließe nun aber nicht daraus, daß die türkischen Frauen und Mädchen in Stambul, weil sie sich so ziemlich von der Abgeschlossenheit des Hauses emancipirt haben, deshalb leichtsinniger und zugänglicher geworden sind. Das ist nicht der Fall — wenigstens nicht Ausländern gegenüber — ob Muselmännern gegenüber, weiß ich nicht. Nichts ist in der Türkei mächtiger, als die Sitte, und die Sitte ist dem Ausländer nicht günstig. Wenn Ausländer von Liebschaften und Rendezvous erzählen, welche sie mit türkischen Damen in Stambul gehabt haben wollen, so erkläre ich diese Erzählungen für Lüge und Radomontade. Einer meiner Freunde in Galata, ein hübscher und stattlicher Mann in den dreißiger Jahren, von angenehmen Wesen und gebildetem Geiste, der fertig türkisch spricht, die türkischen Sitten genau kennt und auch manche Verbindung mit vornehmen und europäisch gebildeten Muselmännern hat, versicherte mich oft, wenn ich mit ihm von türkischen Frauen sprach, daß Liebschaften eines Europäers mit einer Türkin zu den höchsten Seltenheiten gehörten. Er selbst habe während der fünfzehn Jahre, die er in Konstantinopel wohne, nur ein einziges Mal zu einem Rendezvous mit einer jungen, türkischen Frau, die dem gewerbtreibenden Stande angehört habe, gelangen können. Dies sei bei Gelegenheit eines Besuches der jungen Türkin bei einer Freundin geschehen und bei dieser Freundin habe sich das Rendezvous auch mehrere Male wiederholt. Als Vermittlerin habe ihm bei dieser kurzen Liebschaft eine alte Frau in Pera gedient, welche sich ihre Dienste übrigens habe in enormer Weise bezahlen lassen. Die Erzählung meines Freundes von seiner Liebschaft mit der sehr hübschen, jungen Türkin reizte mich sehr. Ich erklärte mich bereit, die alte Frau in Pera

für ihre Vermittelung in ebenso enormer Weise honoriren zu wollen. Mein Freund, der seit mehreren Jahren verheirathet ist, stand mit der alten Frau in keiner Verbindung mehr, sandte aber alle Hamaliks seines Hauses auf Kundschaft nach ihr aus. Ganz Pera wurde durchsucht. Es war vergeblich. Die Alte wurde nicht aufgefunden. Nach den Nachrichten, welche die Hamaliks brachten, war sie bei dem großen Brande von Pera, wie so viele Tausende, in den Flammen umgekommen.

Achtzehntes Kapitel.

Konstantinopolitanische Spaziergänge.

Ich stand auf dem Atmeidan; meine Blicke schweiften von der Porphyrsäule, welche der griechische Kaiser Constantin Porphyrogenitus einst mit goldenen Platten überzog, bis zur Sophienkirche, der weltberühmten „Aja Sophia," und die Geschichte von fast zwei Jahrtausenden und zwei Kaiserreichen zog in meinen Erinnerungen an mir vorüber. „Atmeidan" ist ein türkisches Wort und bedeutet Pferdeplatz. So heißt der Platz seit der Herrschaft der Osmanen am Bosporus. Während der Regierung der griechischen Kaiser hieß er „Hippodrom" — die Rennbahn. Der Hippodrom war der Platz, auf dem die Schauspiele der Rennbahn abgehalten wurden, Schauspiele, welche das Volk vom Forum und seinen politischen Versammlungen abziehen sollten. Auf dem Forum dominirten die Rednerbühne und die Politik; auf dem Hippodrom die Wagenlenker und das Ver-

gnügen. Wo waren der Wald von Bildsäulen, die Meisterwerke der Bildhauerkunst geblieben, mit denen die griechischen Kaiser einst den Hippodrom geschmückt hatten? Wo die Statuen der griechischen Götter und der römischen und griechischen Imperatoren; wo die berühmten Thierbilder des Alterthums, von denen uns die Schriftsteller der damaligen Zeit erzählen; wo der Erymanthische Eber, das Nilpferd und der Elephant; wo die Wölfin des Romulus und Remus, wo Nikon und Nikander, wo der gigantische Herkules, der sie alle überragte und dessen Daumen so dick war, wie ein Baumstamm? Wo die vier berühmten Pferde von Erz, welche am Ende des Hippodrom auf einem Thurm standen? Bevor sie ihren Platz auf diesem Thurm fanden, hatten sie schon einen weiten Weg durch Asien und Europa gemacht. Sie schmückten Tyrus, Athen und Rom. Der Wald von Bildsäulen ist in den Stürmen der dreimaligen Eroberung Konstantinopels zu Grunde gegangen. Was nicht in den Stürmen der Eroberung zerstört wurde, haben die Türken später verwüstet. Wo der Türke seinen Fuß hinsetzt, verdorrt ja sogar das Gras. Die einst in der phönizischen, griechischen und römischen Kulturperiode mit reichen und blühenden Städten bedeckten Küsten Kleinasiens und des nördlichen Afrika liefern in ihrer heutigen Oede und Verlassenheit die traurigsten Beweise dieses Satzes. So ist es auch dem Hippodrom ergangen, als sein Name sich in „Atmeidan" verwandelte. Der Wald von Bildsäulen, der aus den Kunstwerken von fünfzehn Städten in Europa und Asien hieher verpflanzt wurde, ist der Axt des Islam zum Opfer gefallen. Die Riesenstatue des Herkules haben civilisirte Barbaren aus dem Westen Europa's zerstört, indem sie seine Kupfermasse in Kupfermünze verwandelten. Die

vier berühmten Pferde habe ich in Venedig über dem Eingangsthore der Marcuskirche wiedergefunden. Der Hippodrom ist aber auch abwechselnd Schauplatz, Triumphstraße, Schlachtplatz und Hinrichtungsstätte gewesen. Auf seiner Rennbahn geriethen während der Regierung des Kaisers Anastasius die Blauen und die Grünen aneinander und nach der Schlacht bedeckten dreitausend Leichen den Platz. Während der Regierung Justinians und während der späteren Regierung seiner Gemahlin, der berüchtigten Kaiserin Theodora, der Tochter eines Bärenführers, fochten die Blauen und die Grünen wieder einmal hier im Verein mit einander gegen den Kaiser, ein anderes Mal gegen einander, als Theodora sich mit den Blauen verbündet hatte, und wieder bedeckten dreißigtausend Leichen den Platz und halb Konstantinopel ging dabei in Flammen auf. Auch Gelimer, der letzte König der Vandalen, erschien, nachdem Byzanz das Vandalenreich in Afrika zerstört hatte, auf dem Hippodrom als Gefangener im Triumphzuge des Imperators und brach hier in die Worte Salomons aus, daß Alles auf der Erde eitel sei, während die goldenen Weihgefäße aus dem Tempel Salomons in Jerusalem hinter ihm hergetragen wurden. Belisar sehen wir zweimal auf dem Hippodrom, als Anführer der Leibwache der Kaiserin Theodora in seinem Glanze und als Bettler kurz vor seinem Ende. Zum letzten Male floß auf dem Atmeidan das Blut in Strömen am 16. Juni 1826, als Sultan Mahmud der Zweite sich hier in einem fürchterlichen Gemetzel der Janitscharen entledigte. Die Janitscharen waren die Prätorianer Stambuls geworden. Der Janitscharenaga war mächtiger als der Sultan; er hatte mehrmals Sultane beseitigt und andere eingesetzt. Sultan Mahmud war in der Furcht vor den

Janitscharen aufgewachsen; ein kühner, energischer Mann, der vor nichts zurückschreckte, nahm er sich vor, den Prätorianern des Osmanenreichs ein Ende zu machen. Er wurde in seinem Entschluße dadurch befestigt, als er sich in dem Kriege gegen die Griechen überzeugte, daß die Janitscharen sich im Kampfe mit europäisch eingeübten Truppen nicht messen könnten. Schon Mahmud's Vorgänger Mustapha, Abdul Hamud und Selim — ein europäischer Reformator — hatten den Gedanken gefaßt, sich der Janitscharen zu entledigen; allen hatte der Muth und die Kraft gefehlt. Sultan Mahmud besaß nicht allein Kühnheit und Energie; er verband mit diesen Eigenschaften auch die Klugheit. Als er sein kühnes Vorhaben ins Werk zu setzen beabsichtigte, bekleidete er zuerst einen ihm ganz ergebenen Muselmann mit der höchsten geistlichen Würde; er ernannte ihn zum Mufti. In den „Softas" — eine Art muselmännischer Studenten — hatte er sich schon früher ein bewaffnetes Corps geschaffen, worauf er sich verlassen konnte. Der Mufti befahl die Ausstellung der grünen Prophetenfahne — das Zeichen, daß das Vaterland in Gefahr sei; Mahomed soll diese Fahne einst an seine Soldaten gegeben haben. Der Mufti hat sie in Verwahrung und ordnet ihre Ausstellung in gefährlichen Zeiten an. Wenn die grüne Prophetenfahne in Stambul weht, müssen alle Muselmänner zu den Waffen greifen und dem bedrohten Vaterlande zu Hülfe eilen. So griff denn auch die ganze Bevölkerung Stambuls am 16. Juni 1826 zu den Waffen, als die grüne Prophetenfahne von der Kuppel der Moschee Achmedja am Atmeidan wehte. Der Sultan ernannte seinen Schwiegersohn Hussein zum Oberbefehlshaber aller bewaffneten Corps. Hussein war selbst einmal Janitscharenaga gewesen,

hatte dem Sultan Selim dem Dritten beim Umsturz der alten Ordnung der Dinge wesentliche Dienste geleistet, war also der Mann, der keine Rücksichten kannte und das Aeußerste wagte. Die Janitscharen stellten sich vor ihren Kasernen in Schlachtordnung auf, um den Kampf zu erwarten. Nun führte Hussein seine bewaffneten Massen gegen die Janitscharen, während er zugleich die Kasernen in Brand stecken ließ.

Ein fürchterliches Gemetzel begann, in welchem schließlich die Janitscharen nach der tapfersten Gegenwehr unterlagen. Seit Jahrhunderten hatte der Atmeidan kein solches Morden gesehen. Dreißigtausend Türken schlachteten sich gegenseitig ab. Achttausend Janitscharen bedeckten den Atmeidan und den Platz vor ihrer Kaserne mit ihren Leichnamen. Aber damit war die Menschenschlächterei in Stambul nicht zu Ende. Die Janitscharen, welche nicht in der Schlacht gefallen waren, wurden wie wilde Thiere in den Straßen Stambuls gejagt, niedergeschlagen, ermordet oder dem Henkerbeil überliefert. 18.000 Janitscharen sollen, wie man mir in Konstantinopel sagte, in den Monaten Juni, Juli und August durch den Henker hingerichtet worden sein. Die Leichen wurden der Kürze wegen nicht beerdigt, sondern in den Bosporus geworfen. Erst im September wurde die schreckliche grüne Prophetenfahne wieder dem Mufti übergeben und von ihm nach dem Serail zurückgebracht. Mahmud nannte sich seit diesem fürchterlichen Gemetzel „den Sieger" und war unumschränkter Herrscher im weiten Reiche der Osmanen in Europa, Asien und Afrika.

Heute bietet der Atmeidan, auf dem ein Jahrtausend hindurch so fürchterliche Dinge geschehen sind, einen sonderbaren Anblick. Er repräsentirt den ehemaligen Glanz und

den jetzigen Verfall des Islam auf demselben Raume. Seine ursprüngliche Gestalt hat er nicht mehr. Er hat in der Breite um ein Bedeutendes verloren, da drei Moscheen, unter ihnen die größte der Hauptstadt, die Achmedja-Moschee, auf ihm erbaut sind und die eine Seite einnehmen. Die ursprüngliche Länge mag er noch haben; sie wird durch die Aja Sophia und durch die berühmte Porphyrsäule begränzt. Jedenfalls sieht er einer sehr breiten Straße momentan ähnlicher, als einem Platze. Die Häuser und Gebäude, welche den Rand des Atmeidan gegenüber der Achmedja einfassen, haben die Flammen der letzten Feuersbrunst zum größten Theile verzehrt. Mit der Wegräumung der Trümmer und dem Wiederaufbau der Gebäude ist Heyder Bey noch nicht weit gekommen. Wäre der energische Chef der Commune im Stande, auf dieser Seite des Atmeidan eine Reihe von Palästen aufzubauen, so würde der Atmeidan in der Reihe der europäischen Städteplätze allerdings einen sogar hervorragenden Rang einnehmen. Schwerlich wird ihm dies gelingen. Jedenfalls erscheint der Atmeidan mit seinen Trümmern und mit seinem unebenen Boden, der mit Gartenanlagen und Rasen bedeckt werden soll, heute noch in einem sehr wüsten Kleide. In imposanter Weise treten dem Beschauer nur die beiden Seiten entgegen, deren Dekorationen die Moscheen bilden. Die Kuppeln und Minerats, die Platanen der Vorhöfe, welche sich über den Rand der langen Umfassungsmauern erheben, der mächtige Bau der Sophienkirche mit ihrer wundervollen Kuppel vereinigen sich zu einem ebenso großartigen, wie durchwegs orientalischen Bilde, dem nicht einmal die Dekoration des Seraskierplatzes an die Seite gestellt werden kann. Von diesen Moscheen werde ich sogleich sprechen und jetzt zuerst

des Blickes gedenken, den derjenige hat, der von der Seite der Sophienkirche her den Platz betritt und nach der Porphyrsäule Constantins schaut. Ein solcher Blick existirt wohl nirgends weiter auf der Erde. Er umfaßt Jahrtausende und senkt sich bis in die fabelhafte Zeit der ägyptischen Pharaonen hinab; der Blick ist zugleich, so interessant er ist, trauriger und wehmüthiger Natur; denn er streift über die fürchterlichen Verwüstungen, welche der Fanatismus und die Verkommenheit des Islam hier angerichtet haben. Von allen Denkmälern der Kunst, womit die griechischen Kaiser den Hippodrom geschmückt hatten, sind nur noch drei übrig, und von diesen drei ist nur Eins unversehrt geblieben, der granitne Obelisk, den die Hand des griechischen Architekten Proklus während der Regierung des Kaisers Theodosius hier von Neuem aufgerichtet hat, nachdem ein Erdbeben ihn der Länge nach in den Staub stürzte. Welcher ägyptische König ihn aus dem Granit des afrikanischen Urgebirges hat heraushauen lassen, darüber geben seine Inschriften keine Kunde, ebensowenig belehren sie uns, wie viele Jahrtausendevor unserer christlichen Zeitrechnung er im Lande der Pharaonen aufgerichtet wurde. Vor seiner Aufstellung auf dem Hippodrom hat er Athen geschmückt. — Das wissen wir; — die Römer haben ihn über das Meer nach Griechenland geführt; die byzantinischen Kaiser haben ihn auf den Hippodrom gestellt. Wahrscheinlich war er bedeutend höher, als er heute ist. Seine Spitze bildet jetzt einen stumpfen Winkel; vielleicht ist die ursprüngliche Spitze bei Gelegenheit des durch die Erschütterung des Erdbebens verursachten Sturzes abgebrochen. Dafür spricht auch das Bild des Obelisken auf den vier Seiten des Fußgestelles, welche uns in Darstellungen von

halberhabener Arbeit von seiner Wiederaufrichtung erzählen. Jedenfalls hat der Granit des Urgebirges von den Denkmälern des Alterthums, welche heute noch den Atmeidan zieren, die Stürme der Jahrtausende am besten überdauert. Er schaut mit seinen Hieroglyphen so frisch und neu aus, als wenn er erst vor wenig Monaten und nicht vor so und so viel Jahrtausenden aus dem Urgebirge herausgehauen worden sei. Welches Bild der Zerstörung der Zeit bietet uns dagegen in ihren äußeren Contouren die Porphyrsäule, welche sich in gleicher Linie hinter dem Obelisken befindet! Jedes Jahrzehent scheint in dem röthlich schimmernden Porphyr seine Furchen gezogen zu haben, wie auf einem alten, verwitterten Menschenantlitz. Seine Gestalt erscheint so gebrochen, daß man fürchten muß, der nächste Tag werde ihn auf den Boden stürzen. Daß der Porphyr einst mit vergoldeten Platten bedeckt war, belehrt uns eine Inschrift. Die Spuren der vergoldeten Platten sind kaum hie und da noch an einigen Streifen zu erkennen. Welche Bedeutung die Porphyrsäule eigentlich gehabt hat, erzählt uns die Geschichte nirgends.

Zwischen dem Obelisk und der Porphyrsäule ragt noch ein Denkmal uralter Zeit halb aus der Erde hervor. Die untere Hälfte, rings von einer Vertiefung umgeben, steckt in der Erde und verkündet zugleich, wie hoch der Schutt der Jahrtausende, seitdem das Denkmal hier aufgestellt wurde, den Hippodrom erhöht hat. Das Denkmal besteht aus einer grünschimmernden Bronzesäule, um welche sich drei große Schlangen schneckenförmig herumwinden, die Köpfe nach oben gestreckt. Die Schlangensäule stand einst im Tempel zu Delphi und soll das Fußgestell des goldenen Dreifußes gewesen sein. Alle drei Schlangenköpfe fehlen.

Einen von ihnen hat einst Mahomed der Zweite mit seiner Streitaxt heruntergehauen; er glaubte, die Schlangenköpfe besäßen eine zauberische Kraft und er dachte auf diese Weise den Zauber zu zerstören. Die andern beiden Köpfe sind noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf den beiden Schlangenleibern gesehen worden. Wer sie heruntergehauen hat oder ob sie gestohlen worden sind, wußte mir Niemand in Stambul anzugeben.

Die Achmedja ist nicht allein die größte aller Moscheen von Stambul, sondern auch die imposanteste. Wenn man von Pera oder von Galata, oder von der Perabrücke nach der Hauptstadt des türkischen Reichs hinüberschaut, so tritt in dem orientalischen Bilde, welches sich vor dem Auge aufrollt, die Achmedja immer in den Vordergrund. Unwillkürlich verwechselt man sie mit der Aja Sophia — der Sophienkirche — denn von der Sophienkirche hat Jeder gehört und weiß, daß sie die prächtigste Moschee von Stambul ist. Das ist die Aja Sophia auch im Innern; in der äußern Erscheinung tritt sie aber hinter der Achmedja zurück. Theils ist die höhere Lage der Achmedja daran Schuld; theils die sechs hohen, schlanken Minarets, welche rund um die mächtige Kuppel der Achmedja aufragen. Sultan Achmed der Erste erbaute die Moschee im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, wenn auch nicht „vom Mark und vom Lösegeld christlicher Gefangenen," wie der Koran beim Bau der Moscheen vorschreibt. Der Glanz des Halbmonds begann unter der Regierung Achmed's des Ersten allmälig zu erbleichen. Jeder Sultan, der vor Achmed regierte, hinterließ in Stambul eine Moschee als Denkmal seiner blutigen Siege; so Bajazeth der Zweite, Selim der Erste und Suleiman der Zweite; Mohammed der Eroberer hat

nicht weniger als zwölf Moscheen zur Erinnerung seiner Menschenschlächtereien, welche der Kriegsruhm „Siege" tauft, hinterlassen. Fünf Moscheen baute er neu auf, nach Vorschrift des Korans wirklich „aus der Christen Mark und der Gefangenen Lösegeld;" sieben christliche Tempel wandelte er in Moscheen um, unter ihnen die Aja Sophia. Achmed der Erste erfocht keine Siege; die Achmedja ist nur ein Zeichen seines Glaubens und seiner Anbetung. Keine Moschee hat einen so prächtigen und räumlichen Vorhof, wie die Achmedja. Dieser Vorhof, den der Besucher zuerst betritt, wenn er vom Atmeidan kommt, wirkt auf ihn mit seinen Fontainen, mit seinem Marmorpflaster, mit seinen prachtvollen, mächtigen Platanen, mit der aus sechs und zwanzig Bogen bestehenden offenen Gallerie, über deren Bogen sich sechs und zwanzig bleigedeckte Kuppeln erheben, in wirklich imposanter Weise. Auf einer mächtigen, breiten Freitreppe steigt man zu der Eingangspforte hinan. Alle äußeren Dimensionen dieses Vorhofs sind riesig. Ebenso riesig erscheinen dem Beschauer die inneren Dimensionen der Achmedja, sobald er die Schwelle der Eingangspforte überschritten hat. Sie ist die eigentliche Staatsmoschee des Islam; am Beiramfeste, sowie am Geburtstage des Propheten begiebt sich der Sultan, umgeben von den kirchlichen und weltlichen Großwürdenträgern, im feierlichen, mit orientalischer Pracht geschmückten Zuge in die Moschee Achmed's. Auch der feierliche Auszug der jährlich nach Mekka ziehenden Pilgerkaravanen findet von der osmanischen Staatskirche aus statt. Die inneren räumlichen Verhältnisse der Achmedja-Moschee sind noch großartiger, als die inneren Dimensionen der Sophienkirche; der Eindruck, den das Innere der Sophienkirche macht, ist aber doch imposanter.

Die vier Säulen, welche die Kuppel der Achmedja tragen, sind von einem ganz kolossalen Umfange; aber gerade diese kolossalen Massen schwächen den Totaleindruck, den das Innere der Kirche sonst machen würde, während der Totaleindruck des Inneren der Sophienkirche durch nichts gestört wird. Mir ist es wenigstens so ergangen, während andere Schriftsteller das Gegentheil behaupten. Vielleicht sahen sie die Achmedja vor der Aja Sophia. Ich habe die Achmedja nach der Sophia besucht. Auf mich machten die weiten Räume der Achmedja mit ihrem weißen Kalkanstrich, mit ihren weißgestrichenen Kolossalpfeilern, mit ihren geweißten Domen, da ich die Farbenharmonie der Mosaike und Vergoldungen der Kuppeln der Aja Sophia, sowie den harmonischen Aufbau dieser Kuppeln, welche sich sämmtlich gegenseitig stützen, noch frisch in der Erinnerung hatte, eigentlich einen wüsten Eindruck. Dieser wüste Eindruck wird noch vermehrt durch die Leere dieser gewaltigen Räume. Der Fußboden ist, wie in allen Moscheen, mit feinen Strohmatten bedeckt. Zwei kolossale Leuchter von Bronze erheben sich wie zwei Riesen neben dem Hochaltar, dem Mihrab. Die hohe Kanzel ist nach dem Muster der Kanzel von Mekka gebaut und ein Meisterstück von Steinarbeit. Zwischen den vier Kolossalpfeilern, auf denen die Kuppel ruht, befinden sich eine Menge aus Straußeneiern und Lampen gebildete concentrische Kreise. Damit ist der Schmuck der inneren Räume der Achmedja zu Ende. Die neben der Achmedja sich erhebende Moschee Bajazeth's des Zweiten habe ich nicht gesehen. Der Besuch der Moscheen in Stambul wird den Fremden sehr schwer gemacht und ist äußerst kostspielig. Die türkische Geistlichkeit, welche sich vielleicht im Besitz von zwei Drittel des Grund und Bodens der

ganzen europäischen Türkei befindet und ein Erbrecht am Nachlaß sämmtlicher Muselmänner beansprucht, welche ohne Hinterlassung von direkten Erben sterben — sämmtliche Seitenverwandte werden durch die Geistlichkeit ausgeschlossen — beutet auch die Besichtigung der Moscheen aus, um sich Geld zu machen. Ich habe es vorgezogen, statt erst in der weitläufigen Stadt behufs der Beschaffung des Fermans zur Besichtigung der Moscheen umherzulaufen, mit dem Küster — dem Kaime, der die Lampen in der Moschee anzündet und für die Reinlichkeit der Räume Sorge trägt — vor dem Thore jeder Moschee, welche ich zu sehen wünschte, selbst zu unterhandeln. Diesen Weg erklärte ein mir aus Bukarest befreundeter Architekt, Herr Hartel, den ich in Konstantinopel wiederfand und der so freundlich war, mich in dem engen Straßengewirr der türkischen Hauptstadt vier Wochen lang spazieren zu führen, für den einfachsten und für den billigsten. Er nahm seinen türkischen Diener auf unseren Spaziergängen mit sich und vor jeder Moschee begann derselbe den Handel mit dem Küster. Ob diese Küster die Goldstücke, welche die Besichtigung der Moscheen gekostet hat, an einen seiner Vorgesetzten, an den Scheich, den Chatib oder den Imam abgeliefert, um sie dem Vermögen der Moschee einzuverleiben, oder ob er sie in seine eigene Tasche gesteckt hat, ist mir natürlich unbekannt und auch gleichgiltig. Jedenfalls sind die türkischen Pfaffen wohl die geldgierigsten und die dem Müßiggang am meisten huldigenden von sämmtlichen Pfaffen der Welt. Jede Moschee hat eine Unzahl von Geistlichen, welche gewöhnlich mit drei und vier Weibern und deren Sklavinnen verheirathet sind, Dutzende von Kindern haben und mit Weibern und Kindern von den Einkünften der Moschee, der sie angehören,

im Nichtsthun vegetiren. Jede Moschee hat fünf verschiedene Arten von Geistlichen. Da sind die „Scheiche," die obersten Geistlichen, welche die Freitagspredigten abhalten, da sind die „Chatibs," welche am Freitag auf die Kanzel steigen und die Gebete für den Sultan herleiern, da ist die Schaar der „Imams," welche bei den Gebeten der Gemeinde vorbeten, welche die Trauungen, Begräbnisse und Beschneidungen vornehmen; da sind die Gebetausrufer, die „Muessins," welche drei Mal des Tages auf die Minarets klettern und die Gläubigen zum Gebet rufen. Man sagte mir in Konstantinopel, daß die „Muessins," um zu ihrem Amte zu gelangen, zwei Eigenschaften besitzen müßten, die Eigenschaft einer wohltönenden Stimme und die Eigenschaft der Blindheit, und zwar letztere, damit sie von der Höhe der Minarets die Frauen nicht sehen könnten, welche vielleicht auf dem Dache eines Hauses frische Luft schöpften. Das ist so recht muselmännisch! Um den Harem zu bewachen, bedient man sich der Verschnittenen, um die Frauen nicht zu sehen, blinder „Muessins." Die untersten Geistlichen an einer Moschee sind die Küster, die „Kaime."

Besuchen wir nun die schönste und interessanteste Moschee am Atmeidan, die Aja Sophia. Für mich ist sie die schönste Kirche der Welt. Eine Reise nach Konstantinopel würde sich einzig und allein durch den Besuch der Aja Sophia lohnen. Von dem Bau der Aja Sophia berichtet August Theodor v. Grimm in seinem interessanten Buch über die Türkei folgende Einzelnheiten:

„In Tralles, einer Stadt Lydiens (bekannt aus Cicero's Briefen), lebte ein Bürger, der das seltene Glück hatte, der Welt fünf ausgezeichnete Söhne zu hinterlassen. Einer derselben war ein großer Rechtskenner, zwei andere

waren vortreffliche praktische Aerzte. Ein vierter war berühmt als Grammatiker und Rhetoriker, und der fünfte endlich, Anthemius, ist der Erbauer der heiligen Sophia. Der Lehrer dieses Mannes, Proclus, war der Archimedes jener Zeit, und dem Meister wie dem großen Schüler werden die größten Kenntnisse in der Mechanik zugeschrieben; ja, es scheint sogar, daß Anthemius die Kraft des Dampfes gekannt und angewendet habe. Diesen Anthemius rief der Kaiser Justinian nach Konstantinopel, als der vom großen Konstantin erbaute Tempel der „ewigen Weisheit" zum zweiten Mal abgebrannt war, und vierzig Tage nach dem letzten Unfall begann schon der Bau dieses Wunderwerkes nach Anthemius Plane oder, wie die Sage will, nach jenem, welchen ein Engel dem Kaiser im Traume überreicht hatte. Zehntausend Arbeiter wurden zum Werke verwendet. Da die jährlichen Einkünfte des Reiches nicht langten, eine solche Menge zu erhalten, so erfolgten neue Steuern und allen öffentlichen Lehrern wurden die Gehalte entzogen; das Blei zur Bedeckung der Kuppel nahm man aus den Wasserleitungen und ersetzte diese durch Röhren aus Sandstein, wie man sie noch heute sieht. Die Arbeiter wurden jeden Abend in feiner Silbermünze bezahlt; der Kaiser selbst, in der Tracht eines Taglöhners, überwachte den Bau und ermuthigte durch Theilnahme an allen Lasten die bestaubte Menge. Außerdem wurden zum Bau verwendet alle Einkünfte Aegyptens, eine silberne Bildsäule des Kaisers Theodosius, 7400 Pfund schwer, acht prächtige Porphyrsäulen aus Aurelian's Sonnentempel, acht andere von grünem Jaspis aus dem Dianentempel zu Ephesus; weißen Marmor mit rosenfarbenen Adern schenkte Phrygien, — grünen gab das alte Lakonien, — den blauen schickte Lybien, —

den schwarz- und weißgestreiften steuerten die keltischen Länder. Die Ziegeln zur Kuppel wurden in Rhodos von besonders leichtem Thon gebrannt; zwischen dieselben wurden Reliquien eingemauert, und während dieser Arbeit stimmten die Priester Hymnen an für das Gedeihen des Tempelbaues. Da der Umfang der Kirche viel größer, als der der abgebrannten werden sollte, so mußten mehrere Besitzer der umliegenden Gegend ihre Häuser und Gründe dem großen Unternehmen aufopfern; ein Schuster verlangte und erlangte dafür große Vorrechte; eine Wittwe, Anna, vom Kaiser selbst ersucht, schenkte Haus und Grund der Kirche für das Versprechen, da einst begraben zu werden, wo sie gewohnt hatte. Die Tischplatte des Altars wurde mit Edelsteinen und Perlen ausgelegt; alle Kirchengefäße wurden aus reinem Gold verfertigt."

„Der große Baumeister war aber schon im Beginn des Werks gestorben; es fand sich ein würdiger Nachfolger, Isidor aus Milet, der in der genannten Zeit das Ganze getreu dem ersten Plane vollendete. Am 27. Dezember 537 wurde der Tempel durch Justinian und den Patriarchen eingeweiht, und der Kaiser rief am Altare die Worte: „Nun habe ich dich, Salomon, übertroffen!" Die Feste der Einweihung dauerten zwölf Tage, und in dieser Zeit wurden dem Volke Korn und Gold ausgetheilt. Sechstausend Lampen erleuchteten des Nachts, an den großen Festen, den inneren Raum, dessen Fußboden von den seltensten Marmorarten glänzte. Innerhalb der Kirche waren zwölf Fontainen, mit Löwen- und Pardelköpfen verziert, und im Vorhofe prangte ein Wasserbecken aus Jaspis zum allgemeinen Gebrauche. In diesem Tempel wurden die Kaiser gekrönt, Triumphe gefeiert, Synoden wie Concilien gehalten, von

denen die berühmtesten 553 noch zu Justinian's Zeiten, 681 unter Konstantin V., ein Drittes 869 unter Basilius zu nennen sind. Das letzte wurde im Jahre 1341 gegen den Mönch Baarlum gehalten, den die versammelten Väter als Ketzer verdammten. Das geschah in der Zeit, wo die Türken die osmanische Pforte am Fuße des Olymps in Brussa errichteten und das Corps der Janitscharen schufen. Als die Lateiner, d. h. die Venetianer und Franzosen, Konstantinopel erobert hatten, so erlebte die heilige Sophia Gräuel, welche mit den Unmenschlichkeiten der späteren türkischen Eroberer wetteiferten. Alle Kostbarkeiten wurden geraubt und den Räubern vertheilt, so daß Pferde wie Maulesel unter den Lasten zusammenstürzten. Daß über Marmorplatten das Blut der gemordeten Priester floß, war, genau genommen, nichts Neues; aber ein entartetes Weib bestieg den heiligen Stuhl des Patriarchen, und eine bestialische Menge verspottete tanzend die Ceremonien der orientalischen Kirche."

„Von den Schicksalen dieser Kirche nach der Wiedereroberung durch die griechischen Kaiser ist uns weniger bekannt; die Schwäche und Armuth des byzantinischen Reiches machen es aber unwahrscheinlich, daß sie von Neuem mit solcher Pracht ausgeschmückt wurde."

„Etwa zwölf Stufen führen von der Straße zu einer hohen Vorhalle hinab, deren Wände, Pfeiler und Bogen mit Mosaiken bedeckt sind. Durch die Bogenthore der Vorhalle tritt man in die Kirche. Die Wirkung, welche die innern Räume auf den Eintretenden hervorbringen, ist imposant. Man glaubt die Unendlichkeit des Ewigen verkörpert zu sehen. Je mehr man nach der Mitte des Domes vorschreitet, desto mächtiger wird dieser Eindruck, desto mehr

wächst er. Die räumlichen Verhältnisse der Peterskirche in Rom sind in der That größer — der Hauptdom der Sophienkirche hat eine Höhe von 180 Fuß, während sein Durchmesser 115 Fuß zählt; die Länge des inneren Raumes ist 269, die Breite 143 Fuß — aber Alles vereinigt sich in der Sophienkirche, ihre Dimensionen weit größer erscheinen zu lassen, als sie wirklich sind. Die gleichmäßige Entfernung des Mittelpunktes von allen Punkten der Umgebung, die durch nichts unterbrochene Ebene des kostbaren Fußbodens, der ungeheure, ganz leere Raum, die mit Mosaik bedeckten, sonst leeren Mauern, der kreisrunde Dom in der Mitte, der nicht durch Pfeiler, sondern nach allen Seiten hin durch Halbdome getragen wird, welche wieder auf anderen Halbdomen ruhen, erscheinen in ihrer Totalwirkung als die verkörperte Unendlichkeit. Wenn man in die Höhe, in den Hauptdom hinaufschaut, so muß man bei diesem Blick unwillkürlich dem griechischen Schriftsteller beistimmen, welcher sagte: „Diese Kuppel ist fertig vom Himmel auf das Gebäude gekommen.“ Um diese Wirkung noch zu vergrößern, fällt das ganze Licht durch vier und zwanzig Bogenfenster von oben in den ungeheuren Raum, der für dreißigtausend Menschen Platz hat. Auch die Decoration der Hauptkuppel, sowie der Halbdome, welche die Hauptkuppel stützen, greift harmonisch in diese Totalwirkung ein. Sie sind sämmtlich mit Mosaiken ausgelegt, welche aus dick vergoldeten Glaswürfeln zusammengesetzt sind. Blickt man nun von unten nach oben, so kann man glauben, daß die Kuppel und die sie stützenden Halbdome aus massivem Golde aufgeführt sind. Die völlige Schmucklosigkeit der Räume macht hier nicht die Wirkung des Leeren und des Kahlen, sondern sie unterstützt den harmonischen Eindruck

des Ganzen. In der Aja Sophia giebt es keine Bilder, keine Altäre, keine Bildsäulen, keine Sitze, kein Schnitzwerk. Die Wände haben einen weißen Anstrich, auf dem hie und da in blauen Schriftzeichen Sprüche aus dem Koran flimmern. Der weiße Kalküberzug bedeckt die kostbaren Mosaikbilder, welche in der christlichen Zeit die Wände der Sophienkirche schmückten; hie und da schimmern die vergoldeten Mosaike unter der dicken, weißen Kalktünche hervor.

Die weiße Kalktünche ist die Barbarei, womit der Islam die Wände der Sophienkirche bedeckt hat. Aber man schreite vierhundert Jahre in die Vergangenheit zurück, um andere türkische Barbareien und Gräuel zu sehen, deren Zeuge die Sophienkirche gewesen ist. Am 26. Mai 1453 erschien bei Sonnenaufgang der letzte Kaiser Constantin in der Sophienkirche zum letzten Mal, um noch einmal für den Sieg gegen die asiatischen Barbaren zu beten, welche schon vierzig Tage lang gegen die Mauern von Konstantinopel anstürmten, ohne in die Stadt eindringen zu können. Die Frauen, Mädchen und Kinder, welche den heiligen Ort als Zufluchtsstätte aufgesucht hatten, vereinigten ihr Flehen mit dem Gebet des letzten Kaisers von Byzanz. Als das Gebet beendigt war, ertönten die Glocken des Domes und riefen alle kampffähigen Männer zum letzten Kampfe auf die Wälle. Einige Stunden später übertönte rauschende Janitscharenmusik das Geläute der Glocken. Der letzte Paläolog und Giustiniani, der Führer der Galata bewohnenden Venetianer, waren gefallen. Die Barbaren waren durch eine Bresche in die Stadt gedrungen. Die Hauptforte der Sophienkirche öffnet sich. Auf hohem, schwarzem Rosse reitet Mahmud der Eroberer, gefolgt von seinen Janitscharen, zum Hochaltar. Er schlägt mit seiner Streitaxt das Kreuz

vom Hochaltar und ruft mit donnernder Stimme durch den Dom: „Es ist kein Gott außer Allah, und Mahomed ist sein Prophet.“ Alle kostbaren Weihgeschenke wurden unter die Janitscharen vertheilt. Die Kinder wurden getödtet und alle Frauen, Jungfrauen und Nonnen vor dem Hochaltar genothzüchtigt Die heilige Sophienkirche hate sich in ein mit Blut überströmtes bestialisches Lustlager der Barbaren verwandelt. Die Thurmglocken wurden in Kanonenrohre umgegossen; das goldene Kreuz auf der Hauptkuppel wich dem Halbmond; vier Minarets wurden rund um die Kuppel errichtet. Die Mosaikwände wurden mit Kalk übertüncht; der Hochaltar mußte dem Mihrab weichen. In der großen Kuppel, „welche vom Himmel auf die Erde herabgekommen“ sein soll, erblickt man noch heute aus der christlichen Zeit vier Seraphim, geflügelte Engelsgestalten, in der Luft, aber neben ihnen haben die Türken in Kolossalzügen die Namen der ersten Kalifen geschrieben: Abubekr, Osman, Ali, Omer, und in Riesenbuchstaben schaut uns aus der Höhe der Kuppel der Koranspruch an: „Allah ist das Licht des Himmels und der Erde.“ Und treten wir nun aus der Kirche, schreiten wir durch die Vorhalle und steigen wir die breite Treppe wieder hinauf, welche auf die Straße führt. Wir haben noch wenige Schritte zu machen, um nach einem Vorhofe zu gelangen, der an die Südseite der Moschee stößt. Düstere Cypressengruppen schauen über die Umfassungsmauern und verkünden seine Bestimmung. Es ist der zur Moschee gehörende Friedhof. Im Schatten der Cypressen zwischen den Denksäulen der hier Bestatteten erheben sich mit vergoldetem Halbmonde geschmückte Kapellen. Es sind die Grabmäler mehrerer Sultane und ihrer Verwandten. Treten wir in eine von diesen Grabkapellen

Dort ruht Sultan Murad der Dritte in einem von ihm selbst erbauten Grab. Das Grab ist umgeben von siebenzehn anderen Grabstätten. Und wer schläft hier? Die siebenzehn Söhne Sultan Murad's des Dritten, welche sein erstgeborener Sohn und Nachfolger, Sultan Mohammed der Dritte, sämmtlich am Tage seiner Thronbesteigung hinrichten ließ. Ein asiatischer Despot ermordet aus Furcht, Angst und Eifersucht auf seine Gewalt an einem Tage seine siebenzehn Brüder. Welch' unerhörter Frevel! Der Frevel ist türkisch, wie alle Menschenschlächtereien, welche der Atmeidan seit den vier Jahrhunderten der türkischen Herrschaft in Byzanz geschaut hat. Triumphstraße, Schlachtplatz und Hinrichtungsstätte! Der Atmeidan hat seinen Charakter auch auf dem düstern Friedhofe der Aja Sophia nicht verläugnet.

Neunzehntes Kapitel.

Konstantinopolitanische Spaziergänge.

Der Seraskierplatz repräsentirt in seinen Contouren, in seinen Erinnerungen, in seinen jetzigen Gebäuden am meisten den Charakter und den Inhalt des Islam: die Zerstörung, die Ausbreitung der türkischen Herrschaft mittelst Feuer und Schwert. Wenn ich über den Seraskierplatz ritt, mußte ich immer wieder von Neuem an den bekannten Ausspruch des türkischen Derwisches denken: „Wo der Türke seinen Fuß hinsetzt, verdorrt selbst das Gras!“ Der Seraskierplatz nimmt das ganze Plateau eines der sieben Hügel ein, auf denen und zwischen deren Einschnitten die Türken auf den Trümmern der prächtigen Hauptstadt des griechischen Kaiserthums die Baracken und Holzhäuser des heutigen Stambul erbaut haben, und bildet einen weiten, wüsten, hie und da mit Steingeröll bedeckten Raum. Von einer Ausschmückung der Plätze mittelst Gartenanlagen oder Rasenplätzen wissen die Türken nichts. Die öffentlichen Plätze von Stambul sind wüst und leer, wie die Häuser

und die Moscheen. Und so ist auch der Charakter des Seraskierplatzes. Seraskier heißt der Kriegsminister der Regierung der Hohen Pforte. Mitten auf dem wüsten Platze erhebt sich ein dreistöckiges, steinernes Gebäude im Viereck mit einem Binnenhofe. Es ist das türkische Kriegsministerium. In der Nähe des Kriegsministeriums befinden sich zwei Casernen. So entsprechen auch die Gebäude des Seraskierplatzes seinem Namen. Sie sind die Verkörperung des Krieges, aber des Krieges, seitdem sich der Islam modernisirt hat, also seit Mahmud's des Zweiten Zeiten, des fürchterlichen Janitscharenschlächters, der eins der fürchterlichsten Blutbäder, welches Konstantinopel gesehen hat, auf diesem Platze eröffnete. Es sollen damals an dreißigtausend Janitscharen erschlagen sein. Noch Wochen lang nachher stießen die Kaiks im Bosporus an die Leichenhügel der theils im Kampfe niedergemetzelten, theils unter dem Henkerbeil gefallenen Prätorianer. Man warf die Leichen, um sie in der bequemsten Weise los zu werden, in den Bosporus. Sultan Mahmud der Zweite, der die türkische Armee sodann in europäischer Weise reorganisirte, nannte sich seitdem „den Sieger." Die neueren Geschichtsschreiber, welche dem civilisirten und christlichen Europa einreden wollen, daß sich die Türkei regeneriren könne, nennen ihn auch den „Reformator." Vielleicht hätte Sultan Mahmud diesen Namen verdient, wenn er zugleich mit der Prätorianerbande der Janitscharen das Opium abgeschafft und die Arbeit in der Türkei aufgenommen, Straßen gebaut, Flüsse regulirt und Häfen angelegt hätte. Aber die Reformen Sultan Mahmud's und seiner beiden Nachfolger haben sich größtentheils nur auf die Armee erstreckt, und diese Armee dient dazu, den Leib, des „kranken Mannes" zusammenzuhalten und die griechischen und süd-

slavischen Stämme auf der Balkenhalbinsel, welche nach Erlösung von dem auf ihnen lastenden Drucke seufzen, unter die türkische Botmäßigkeit zu fesseln.

An den Rändern des Seraskierplatzes erheben sich drei Monumente moderner Baukunst — in Stambul eine seltene Erscheinung — und eine Moschee aus dem sechszehnten Jahrhundert, die berühmte Suleimanje. Die Türken besitzen keine eigene Architektur, wie sie keine Malerei und keine Bildhauerkunst besitzen. Der Koran verbietet bekanntlich die Nachbildung lebender Wesen und macht deshalb die Ausbildung der Bildhauerkunst schon unmöglich, wenn sich die Individualität des faulen asiatischen Nomadenstammes, der zur Schande des christlichen und civilisirten Europa auf der Balkanhalbinsel über 15 Millionen Christen regiert, auch für die Kunst eignen würde. Die modernen Bauten auf dem Seraskierplatze haben deshalb auch kein besonderes architektonisches Gepräge. Ich wüßte nicht, unter welche Form des Baustils ich das Gebäude des Kriegsministeriums und das Thor mit den beiden dasselbe flankirenden Pavillons bringen sollte. In der Ferne bringen sie durch ihre Massenhaftigkeit auf dem ganz öden Platze allerdings eine gewisse Wirkung hervor. In der Nähe betrachtet, verschwindet diese Wirkung, wozegen der Mangel an Harmonie in den einzelnen Theilen den Beschauer unangenehm berührt. Sämmtliche vier Gebäude gehören in den Orient; auf dem Platze einer europäischen Stadt würden sie sicher keinen Beifall finden. Ganz das Gepräge der Türkenstadt hat die Moschee, welche Sultan Soliman, der Schrecken des sechszehnten Jahrhunderts, wie der Koran vorschreibt, „aus der Christen Mark und Gefangenen Lösegeld" erbaut hat. Wie später der blutige Sultan Mahmud, schickte er zu armenischen und

griechischen Kaufleuten und ließ um die Hälfte ihres Vermögens bitten, im Weigerungsfalle mit der seidenen Schnur drohend. Sultan Soliman, der bekanntlich bei dem Sturm auf Szigeth, welches der tapfere ungarische Graf Zrinyi vertheidigte, starb, liegt in der von ihm erbauten Moschee begraben. Sein Turban schmückt nach osmanischer Sitte seinen Sarkophag. Neben ihm ruht seine berühmte Gemahlin Roxelane, welche als Sklavin die Neigung des Sultans durch ihre Schönheit gewann und ihn während seiner ganzen Regierung durch ihren Geist beherrschte. Welcher Nationalität Roxelane angehörte, wissen wir nicht. Vielleicht war sie Griechin, vielleicht Polin; daß sie als Christin gestorben, besagt die Inschrift an ihrem Sarge. Ihren Ränken hat die christliche Religion keinenfalls Abbruch gethan. Auf ihre Veranlassung ließ Sultan Soliman seinen Sohn Mustapha aus der Verbindung mit einer andern Frau durch stumme Henker hinrichten und erbaute dann diese Moschee, wo der Mörder, die Mörderin und der Gemordete bestattet liegen, bis sie der Prophet in das Paradies Mahomeds führt. Doch nur den Mörder und den Ermordeten allein — nach dem Koran gehen die Frauen nicht in das Paradies ein; nur zwei Klassen von lebenden Wesen vindicirt der Islam die Unsterblichkeit; den Männern und den Hunden. Habe ich also nicht Recht, wenn ich sage, daß die Moschee Solimans so recht den Islam mit seiner Grausamkeit und der Vorschrift, „mit Feuer und Schwert" die Herrschaft des Korans zu verbreiten — noch heute schwört jeder Sultan, wenn er in der Moschee Ejubs, des Fahnenträgers des Propheten, beim Antritt seiner Regierung mit dem Schwert Osmans umgürtet wird, dem Großmufti diesen fürchterlichen Eid — repräsentirt? Auch in den sie umgebenden Nebengebäuden,

sowie in ihren Vorhöfen vertritt die Moschee Solimans den Charakter des Islam ebenfalls vollständiger, als irgend eine andere Moschee der Hauptstadt des Türkenreichs. Wir finden den Vorhof mit dem Brunnen zur Reinigung vor dem Gebet, den Friedhof mit der Ruhestätte des Stifters und noch einen andern Vorhof, der Friedhof und Moschee umgiebt und zehn verschiedene Eingänge hat, die zu einer Armenküche, zu einer Herberge für fremde Muselmänner und zu anderen Wohlthätigkeitsanstalten führen. Im Aeußern gleicht die Moschee Solimans allen andern Moscheen in Stambul. Die große, von Minarets umgebene Kuppel bildet ihren Hauptbestandtheil. Bekanntlich sind in dieser Gestalt alle Moscheen der von Justinian erbauten christlichen Sophienkirche — der berühmten Aja Sophia — nachgebildet. Selbst für seine Moscheen hat es der Islam nicht einmal zu einer eigenen architektonischen Form bringen können. Die innere Gestalt ist, wie überall, ein kahles, leeres Viereck mit weiß getünchten Wänden, die Kuppel durch colossale Säulen getragen, der Mihrab mit bunter Fayence ausgemalt, der Boden mit feinen Strohmatten belegt, durch eine Menge Fenster erleuchtet. Auch der kindische Aufputz fehlt nicht, wie in allen andern Moscheen. Rohe, durch Drahtkreise, die mit Straußeneiern und Lampen geschmückt sind, gebildete Kronleuchter hängen an dünnen Stricken, welche in ihrer Gesammtwirkung Spinnengeweben gleichen, von der Decke herab. Nüchtern, kahl und leer wie der Islam selbst, ist auch jede Moschee. Die Bilder, das Schnitzwerk, die Statuen unserer christlichen Kirchen finden wir in keiner Moschee.

Aber durch etwas zeichnet sich der Seraskierplatz nicht allein vor allen Plätzen Stambuls, sondern auch unter den

Plätzen aller anderen europäischen Hauptstädte aus — durch den Anblick eines Panorama's, wie es weder Europa, noch Asien und Afrika bieten. Mitten auf dem Platze erhebt sich ein hoher Thurm, dessen architektonisches Kleid auch nirgends unterzubringen ist; eine schmale Wendeltreppe führt zu seiner oberen, laternenartig durchbrochenen Gallerie. Von dieser Gallerie, wo, wie auf dem alten Genueserthurm in Galata, eine Feuerwache und ein Kaffeehaus eingerichtet sind, erblickt der Beschauer das prächtigste Rundgemälde Konstantinopels; denn er steht nicht, wie auf dem Thurm von Galata, auf der Seite, sondern im Mittelpunkt der Siebenhügelstadt. Zu seinen Füßen das Häusermeer von Stambul mit den leuchtenden Kuppeln und funkelnden Minarets seiner hundert Moscheen, unter allen hervorragend durch ihre Größe die Kuppeln der Aja Sophia und der Achmedja, der türkischen Staatskirche, aus deren weiten Vorhöfen jährlich die Pilgerkarawane nach Mecca zieht, daneben zahllose kleine Kuppeln — es sind die Kuppeldächer der Grabkapellen innerhalb der Stadt und der Chane, der Wirthshäuser für die fremden muselmännischen Kaufleute und die Karawanen — das sonderbare, ganz orientalische Bild überall durchbrochen und umlaubt von Platanen, Cypressen und Gebüschgruppen und eingefaßt von einem in den Reflexen der orientalischen Sonne in allen Farben des Prisma's funkelnden Wasserbilde, welches sich über die Baumgruppen des alten Serails meerartig ausbreitet und in der Form eines tiefblauen Stroms nach Osten hin den Horizont berührt. Das Meerbild ist das Marmorameer; der blaue Strom der Bosporus, der sein tiefblaues Wasser mit den dunklen Wogen des schwarzen Meeres mischt. Und rings um die Stadt ist das Wasserbild mit weißen Kaiks,

mit Dampfern aller Größen, mit Panzerschiffen, mit Linienschiffen, mit Segelschiffen, Barken und Handelsschiffen jeder Gestalt bedeckt, welche sich um die eine Hälfte der Stadt herum zu einem so dichten Streifen von Wasser, Segelwerk und Schiffskörpern verdichtet, daß das Wasserbild unter dieser Decke verschwindet. Das sind die beiden Häfen von Konstantinopel, der Kriegshafen und der Handelshafen. Wieder der Krieg! Wohin man von der Höhe des Seraskierplatzes blickt — der Krieg! Die Schiffe dieser Panzerflotte bilden eine schwimmende Festung im Bosporus. Vielleicht repräsentirt sie eine englische Festung. Der bekannte Hobbart Pascha, ein Engländer, ist der eigentliche Admiral.

Und über dieses reiche Strombild wölben sich drei Brücken, zwei hölzerne Brücken und eine eiserne, welche noch unfertig ist, und jenseits der Brücken gruppiren sich Städtebilder ganz anderer Form und ganz anderen Charakters aufwärts an grüner, bewaldeter Berghöhe. Es sind zwei Städte, die alte Genueserstadt Galata mit ihren alten, epheubewachsenen Gebäuden und dem grauen, mächtigen Thurm, den die Genueser einst als Befestigung ihrer Stadt erbauten und darüber in der Höhe, die Stufen des Waldberges erklimmend, die hohen, weißen Häusergruppen der Frankenstadt Pera und die in der Form eines langen, bunten Streifens sich längs des blauen Stroms des Bosporus hinziehende Vorstadt Tophana. Drei europäische Städtebilder von ganz verschiedenem Charakter und aus ganz verschiedener Zeit, in welche der Orient lange, schwarze Cypressenstreifen streut. Ein orientalisches Märchenbild, eine Türkenstadt aus Tausend und einer Nacht unter uns; zwei mittelalterliche Städtebilder zur Rechten; eins der reichsten

und buntesten Wasserbilder der Erde und jenseits des reichen Wasserbildes die Küste von Asien, die Todtenstadt von Scutari, die Kuppe des Bulgurlu und dahinter die blauen Gebirgszüge von Bithynien, hinter einander aufsteigend, überragt von der weißen Schneepyramide des Olymps — und dies Gesammtgemälde in der glühenden, farbenreichen Beleuchtung der orientalischen Sonne — giebt es ein ähnliches Panorama auf der Welt? —

Nicht weit vom Seraskierplatz schläft Sultan Mahmud, der Janitscharenmörder, dessen Name mit dem Seraskierplatz am engsten verknüpft ist, in einer recht orientalischen Ruhestätte. Reitet man durch das Thor des Seraskierplatzes am Hügelrand abwärts, so kommt man durch einen Theil der Türkenstadt, der seit dem letzten Brande noch ganz in Ruinen liegt. Ueberall Brandstätten und Trümmer. Die Flammen haben in diesen hölzernen Häusermassen nach allen Richtungen hin gewüthet. Stambul ist die Stadt der großen Brände. Heyder Bey, der gegenwärtige Chef der Commune, ist beschäftigt, breite Straßenlinien mit Pflaster von Macadam und Trottoirs von Asphalt durch die Trümmer zu legen, und neben diesen modernen Straßenlinien den niedergebrannten Stadttheil in splendiderer Weise und gegen die Vorschrift des Koran, der den Türken nur gestattet, das Erdgeschoß ihrer Häuser aus Stein herzustellen, wiederaufzubauen. An einer von diesen Straßenlinien gruppirt sich ein ganz orientalisches Bild. Hinter einem langgestreckten Eisengitter mit vergoldeten Stäben erheben sich zwei achteckige, mit metallenen Kuppeln bedeckte Pavillons, in der Mitte zwischen den Pavillons eine runde ebenfalls mit einer Kuppel überwölbte Säulenhalle, welche mit den beiden Pavillons durch offene Gallerien verbunden

ist. Säulenhalle, Gallerie, Pavillons mit durchbrochenen Fenstern. Alles von weißem Marmor. Ein Garten von Rosensträuchern, Myrthenbäumen, Oleandern, Jasminhecken und Rasenflächen fällt den Hintergrund dieses wahrhaft orientalischen Bildes, in welches man durch die vergoldeten Eisengitter von der Straße hineinschaut. Die durch den weißen Marmor, das vergoldete Gitterwerk und das hellgrüne Laub hervorgebrachte Farbenharmonie ist wundervoll. Die Türkenstadt am Bosporus bietet kein zweites, ähnliches Bild. Durch die in einer Seitenstraße befindliche Pforte gelangt man in den Garten. Der eine Pavillon ist ein Kiosk des Sultans; die Säulenhalle in der Mitte der beiden Pavillons überwölbt einen Brunnen; in dem anderen Pavillon ruht Sultan Mahmud in einem großen, nach der Straße belegenen, ebenfalls mit einer Kuppel bedeckten Raume. Einige Marmorstufen hinansteigend, betritt man einen breiten, hohen Gang, zu dessen beiden Seiten sich mehrere Räume öffnen, in welche man durch vergoldete Eisengitter auf mit weißen und bunten Shawls bedeckte Sarkophage blickt. Der Boden des Ganges und der Seitenräume ist mit feinen Strohmatten belegt. Am Ende des Ganges gelangt man zu der Grabstätte „des Siegers." Eine große Kuppel wölbt sich über einen achteckigen Saal, dessen Wände aus weißen Marmorplatten bestehen. Den Fries der weißen Marmorwände bilden ringsum Koransprüche, goldene Schriftzüge auf apfelgrünem Grunde. Der Boden ist auch hier mit feinen Strohmatten bedeckt. In der Mitte steht Sultan Mahmud's Sarkophag, mit einer prächtigen Sammetdecke mit reichen Goldstickereien überbrettet, über welche sieben Shawls gelegt sind. Drei sind weiß, vier in Bunt gestreift. Das Kopfende des Sarges

schmückt nach türkischer Weise der rothe Fez mit schwarzer Quaste und mit weißem Federbusch, den „der Sieger" im Leben trug. Der weiße Federbusch wird von einer von Diamanten funkelnden Agraffe gehalten. Unterhalb des Fez ist ein weißer, mit Blumenguirlanden umrankter Shawl um das Kopfende des Sarkophags geschlungen. Der Sarkophag ist von einer aus weißer Perlmutter gebildeten Balustrade umgeben. In dem achteckigen, weißen Marmorsaale befinden sich noch ein halbes Dutzend anderer Sarkophage, in denen die nächsten Verwandten Sultan Mahmud's ruhen. Sie sind ebenfalls mit Decken und Shawls drapirt, aber minder prächtig, ohne Turbans und ohne Juwelenagraffen. Der ganze Raum macht einen lichten, heiteren und harmonischen Eindruck. Nur die Särge erinnern daran, daß man sich in einer Grabkapelle befindet, aber der düstere Anblick, den Särge anderswo bieten, wird durch die bunten und heiteren Farben der Shawls, mit denen sie bedeckt sind, ebenfalls hinweggewischt. Damit aber auch in diesem so harmonischen und wirklich schönen Raume die türkische Geschmacklosigkeit vertreten sei, welche von Harmonie nichts weiß, so ist der innere Raum der schönen Kuppel mit schreienden, bunten Farben gemalt, und zwei riesengroße, braune Wanduhren stehen zu beiden Seiten des Eingangs an der Thür und stören durch ihre einförmigen Pendelschläge die wohlthuende Stille der Grabkapelle. Eine dritte ähnliche braune und riesenhafte Wanduhr bemerkte ich auf dem Gange, der in den Kuppelsaal des Pavillons führt.

In ganz anderer Weise, wie die Grabstätte Sultan Mahmud's, repräsentirt den Orient der große Bazar von Stambul, zu einem von dessen düstern Eingängen man wieder durch ein Gewirr von engen, schmutzigen, schändlich ge-

pflasterten oder gar nicht gepflasterten, auf und absteigenden Straßen in einer halben Stunde gelangt. So freundlich, so harmonisch und so wirklich schön sich dem Auge dieses heitere Grabmonument bietet, ebenso finster, häßlich und unangenehm ist der Bazar. Ein großer Theil der Menschen besitzt gar keinen Geschmack, gar keinen Schönheitssinn. Ueberall, in allen Städten, bevor ich nach Konstantinopel kam, in Pest, in Belgrad, in Bukarest, in Rustschuk, in Varna wurde mir gesagt: „Versäumen Sie ja nicht, den großen Bazar in Konstantinopel zu sehen. Aehnliches existirt in der Welt nicht. Alles Interessante in Konstantinopel übertrifft der große Bazar." Dagegen sprach von der wundervollen Grabstätte Sultan Mahmud's Niemand. Und doch stimme ich ganz mit der Gräfin Ida Hahn-Hahn überein, welche in ihrem interessanten Buche *) von diesem Grabmal sagt: „Dies kleine Monument ist das erste, was ich im Geiste wie in der Ausführung ganz orientalisch gefunden habe. In ganz Europa sah ich nichts, was auch nur mit einer Ahnung daran erinnert hätte." Und wie widerlich ist mir immer von Neuem dieser große Bazar geworden, wenn ich seine häßlichen, holprigen, finstern Gassen zu Fuß oder zu Pferde besuchte! Noch über das Meer ist mir der Dunst und der Gestank dieses häßlichen Bazars in der Erinnerung gefolgt, während ich an das Grabmonument Sultan Mahmud's denke, wie an ein schönes, orientalisches Märchengebilde. Der große Bazar ist ein ungeheurer Jahrmarkt, der ein ganzes Stadtviertel bedeckt, ein Gewirr von gewölbten oder mit Bretterdächern versehenen, halbdunklen

*) S. Orientalische Briefe von Gräfin Hahn-Hahn. Berlin 1844.

Straßen, deren Häuser hölzerne Jahrmarktsbuden mit steinernem Unterbau bilden. Nur eine einzige Straße dieses Bazars imponirt durch ihre Breite und durch die hohen Bogen ihres Steingewölbes. Sie ist so breit, daß man hineinfahren kann; auch ist sie die einzige Straße in Stambul, welche ein gutes, aus viereckigen, abgeplatteten Steinen bestehendes Pflaster hat. Alle andern Gassen sind holprig, eng und finster. Jeder Straße ist ein besonderer Handelsartikel zugetheilt. In einer Straße findet man nur Baumwollstoffe; in einer andern nur Seidenstoffe, in einer dritten nichts als Spezereien, in einer vierten nichts als Pfeifenrohre, Tabak und Tabaksbeutel; in einer fünften wieder nichts als Schuhe und Stiefel; in einer sechsten nur Gemüse und Getreide; eine andere Straße besteht aus Buden, wo nur Waffen feilgeboten werden; wieder eine andere Gasse ist ganz mit Sattelzeug, Zaumwerk und Pferdegeschirr gefüllt, andere mit Sämereien und Colonialwaaren. Alle Vorstellungen von Glanz und Luxus, welche man sich gewöhnlich im Abendlande macht, wenn man von dem großen Bazar in Konstantinopel hört, lasse man aber ruhig draußen, wenn man diesen Bazar betritt. Der Anblick ist außergewöhnlich; alle Bilder, die sich dem Auge bieten, haben orientalische Contouren und Farben; von orientalischer Pracht ist aber, wenn man die mit Gold, Silber und oft auch mit Edelsteinen ausgelegten Waffen ausnimmt, nirgends etwas zu entdecken. Alle türkischen Handwerker stehen in Bereitung ihrer Waaren noch auf derselben Stufe, auf der sie vor Jahrhunderten standen. Alle Fortschritte, welche währenddem europäische Handwerker gemacht haben, sind den türkischen Handwerkern unbekannt. Der Dampf ist für sie eine noch brachliegende Kraft. Maschinen existiren für sie

nicht; unsere zweckmäßigen Werkzeuge und Verfahrungsweisen bei Anfertigung von Handwerkerwaaren sind nicht nach Konstantinopel gedrungen. Die Indolenz und die Apathie, der gänzlich fehlende Geschmack in der türkischen Individualität tritt auch hier überall dem Fortschritt entgegen. Der Türke ist zu faul, um zu stehen; deshalb macht er Thätigkeiten im Sitzen ab, welche der Handwerker in Europa für unmöglich halten würde. Tischler, Faßbinder und Stellmacher arbeiten sitzend; sie drehen das zu bearbeitende Holz um sich herum, während die europäischen Arbeiter sich um dasselbe herumdrehen. Ich habe in Konstantinopel Drechsler und Hornarbeiter gesehen, welche, wie die arabischen Drechsler und Horndreher in Constantine und Algier, das zu bearbeitende Stück Horn oder Holz während des Drechselns mit den Zehen des Fußes festhielten, um nur bei ihrer Arbeit nicht stehen zu müssen. Die Waaren, welche man in den Buden des großen Bazars in Konstantinopel findet, sind deshalb meistens von roher Qualität, ohne Geschmack angefertigt, dafür aber desto theurer. Selbst die Schmucksachen sind, mag das Material, aus dem sie angefertigt sind, noch so theuer und kostbar sein, roh in ihren Formen und Zeichnungen. Der Abendländer macht sich immer falsche Vorstellungen, wenn er sich einbildet, im Orient Pracht, Geschmack und Luxus zu finden. Die Wohnungen der Türken entbehren alles Schmuckes und alles Comforts; findet man einmal ausnahmsweise in türkischen Zimmern irgend ein Stück Mobiliar, so kann man immer darauf rechnen, daß es von der gewöhnlichsten Qualität ist. Denselben rohen Charakter haben auch die Handwerkerwaaren, welche man im großen Bazar von Konstantinopel findet. Geschmack ist

ein Produkt geistiger Bildung. Woher soll also den asiatischen Nomaden, welche von Malerei, Bildhauerei, Kunst des Abendlandes nichts wissen, welche nicht einmal unterscheiden können, ob ein Orchester gestimmt wird oder ob es eine Hayden'sche oder Mendelssohn'sche Symphonie ausführt, der Geschmack und der Schönheitssinn in Anfertigung ihrer Waaren herkommen? Auch von irgend einer Ausschmückung der hölzernen Buden, welche die Dekoration der Gassen des Bazars bilden, ist nirgends die Rede. Der vordere Theil einer solchen Bude ist von einem hölzernen Unterbau ausgefüllt, der dem Verkäufer als Ladentisch, als Sopha, als Fußboden und als Werkstätte dient. Auf demselben sitzt er mit untergeschlagenen Beinen, indolent die Vorübergehenden anstarrend, wenn er nicht ein Handwerk auf demselben betreibt. Die Waaren, die er verkauft, sind im Hintergrunde der Bude aufgehäuft. Zuweilen befindet sich hinter diesen Waaren auch noch eine kleine, besondere Abtheilung der Bude, die der Verkäufer zu seinem Privatgebrauch benutzt. Eine Straße sieht wie die andere aus; die Dekoration ändert sich nur mit der Verschiedenheit der in der Straße feilgebotenen Waaren. Der unvermeidliche Rinnstein befindet sich in der Mitte der Straße, in der, da die Luftlöcher und Lichtöffnungen in dem die Straße überwölbenden Dache nur sehr sparsam angebracht, ein immerwährendes Halbdunkel und der allen türkischen und arabischen Bazars eigenthümliche, widerliche Dunst herrscht. Nimmt man hiezu noch das Gedränge der sich in den engen, finstern Straßen umhertreibenden Menge, der unvermeidlichen Lastträger und Bettler, das Geschrei der ihre Waaren anbietenden und die Vorübergehenden anrufenden Griechen, Armenier

und Juden — der Türke ist zu indolent, um sich für Käufer zu interessiren — so hat man ein Gesammtbild dieses berühmten, großen Bazars von Konstantinopel, welches der Wirklichkeit, aber gewiß nicht den Illusionen entspricht, welche sich der Europäer macht, der im goldenen Horn landet, um die Hauptstadt des türkischen Reiches zu besuchen und ihre Wunder zu sehen.

Zwanzigstes Kapitel.

Türkische Frauen und Mädchen.

Als ich vor fünf Jahren das französische Afrika bereiste, sprach ich dem preußischen Consul in Algier eines Tages den Wunsch aus, in eine oder die andere arabische Familie eingeführt zu werden, um das Familienleben im Hause des Arabers kennen zu lernen. Der Consul, der sich gegen mich während meiner Anwesenheit in Algier äußerst zuvorkommend und gefällig benahm, blickte mich, als ich diesen Wunsch aussprach, ganz verwundert an und sagte: „Sie verlangen Etwas zu sehen, was selbst der Generalgouverneur von Algerien niemals sah. Unmöglich. Ich kann Sie allerdings wohl mit einigen vornehmen Arabern in Algier bekannt machen; indeß die Bekanntschaft würde zu weiter nichts führen, als daß Sie von dem Herrn des Hauses im Hofe empfangen würden. Er würde Ihnen einen Tschibuk und eine Tasse schwarzen Kaffee oder ein Glas Limonade bieten, sich mit Ihnen eine halbe Stunde unterhalten — und damit wäre der Besuch zu Ende. In die inneren Gemächer eines arabischen Hauses, um die Frauen und Kinder zu

sehen — denn das ist doch eigentlich wohl nur Ihre Absicht — bringen Sie nicht vor." Was der Consul mir sagte, fand ich, als ich andere Bekannte, welche mit arabischen Kaufleuten in Handelsverbindungen standen, um Erfüllung meines Wunsches anging, bestätigt. Es gelang mir weder in Algier, noch in Oran, noch in Constantine, den Hofraum eines arabischen Hauses, das Empfangszimmer für alle Gäste, zu überschreiten.

Was mir aber in den Städten mißlang, das erreichte ich in der großen Wüste, in der Sahara. Auf einer der Sibanoasen machte ich die Bekanntschaft eines recht verständigen Scheik und seines noch verständigeren Vetters, der französisch sprach nnd mir als Dragoman diente. Der Scheik Barak ben Lachmar und Ali ben Hamud, mit denen ich, wenn die Abendkühlung eingetreten war, unter den Palmen saß und mit ihnen von arabischen Sitten und Gebräuchen sprach, waren vorurtheilslose Männer. Sie gestanden mir, daß der Koran die Isolirung der Frauen nirgends gebiete, daß dieselbe vielmehr nur auf der Sitte beruhe und ihr Hauptmotiv in der Eifersucht der Männer habe, und führten mich Beide in ihren Harem oder in ihre Frauengemächer, würde man in Europa sagen. Ali hatte nur eine Frau nebst einer erwachsenen Tochter von fünfzehn Jahren. Der Scheik hatte vier Frauen, von denen die älteste in der Mitte der Dreißiger stand, während die jüngste kaum sechszehn Jahre zählte. Mit der ältesten Frau hatte er eine ungefähr fünfzehnjährige Tochter, mit seiner dritten Frau einen Knaben von zehn Jahren. Ich fand die ganze Familie in zwei großen Frauengemächern vor. Sämmtlich Mobilien dieser Gemächer beschränkten sich auf ein paar niedrige Divans. Eine Treppe führte aus einem derselben

auf das Belvedere des Daches. Die jüngste von den Frauen des Scheik, seine eigene Cousine Halima, wie er mir sagte, war sehr hübsch, eine schlanke, hochgewachsene Gestalt; die Tochter hatte wundervolle, feurige Augen, regelmäßige, schöne Gesichtszüge; der Knabe war ein derber, strammer Junge, der, wie mir schien, von sämmtlichen Damen des Hauses verzogen wurde. Als ich mit dem Scheik eintrat, kam mir die ältere Frau desselben einige Schritte entgegen, um mich, ohne irgend eine Verlegenheit zu zeigen, mit einigen freundlichen und wohlgesetzten Worten zu bewillkommen. Die Damen schienen gerade mit der Toilette fertig geworden zu sein. Sie waren alle sehr geputzt; Hals und Arme bedeckten Ringe, Spangen und kleine goldene Münzen; die Haarsträhne waren mit bunten Seidenbändern durchflochten; die Augenbrauen gefärbt, die Fingernägel mit Hemma bemalt. Ganz ähnlich fand ich Ali's Frau und Tochter, welche gerade ein Mittagsschläfchen gemacht hatten, als ich eintrat, und sich schnell vom Divan erhoben, als sie ihren Mann und Vater in Begleitung eines Europäers erblickten. Wenn ich nun auch in der großen Wüste erreichte, was mir in den Städten der Mittelmeerregion unmöglich war, so kann ich doch nicht sagen, daß ich von meinen beiden Besuchen in den Häusern Ali's und Barak's irgend befriedigt war. Trotz aller Versuche, welche ich machte, war es nicht möglich, mit den Damen irgend eine Conversation zu führen, weil dazu alle Anknüpfungspunkte mangelten. Sie wußten nichts; sie kannten nichts; über ihre eigene Sklaverei konnte ich mit ihnen in Gegenwart ihrer Männer doch nicht sprechen, und so beschränkte sich die ganze Unterhaltung auf ihre Schmucksachen und Kleider und auf einige ziemlich triviale

Schmeicheleien, welche sie mit großem Vergnügen entgegennahmen.

Bei meiner kürzlichen Reise durch die Türkei ist es mir nicht gelungen, in die Frauengemächer eines türkischen Hauses oder, wie man in der Türkei sagt, in einen „Harem" zu gelangen. Das türkische Haus ist ebenso unzugänglich, wie das arabische Haus. Griechinnen, Serbinnen, Bulgarinnen habe ich aus allen Ständen kennen gelernt; Türkinnen habe ich nur verschleiert im Wagen oder auch zu Fuß auf der Straße, im Kaik oder an den süßen Wassern Asiens oder auf den Friedhöfen am Freitage, dem türkischen Sonntage, gesehen. Gesprochen habe ich mit keiner. Alles das, was ich von türkischen Frauen und Mädchen, von türkischem Familienleben, von türkischen Heiraten und von den Freuden und Schmerzen dieser weißen Sklavinnen in Europa nun erzählen werde, habe ich von europäischen Damen, welche die Türkei bewohnen und viel Gelegenheit haben, mit türkischen Frauen umzugehen, da die Letzteren in der langweiligen Oede und Leere ihres Daseins sehr gern europäischen Umgang suchen. Die interessantesten und gediegensten Mittheilungen über türkische Frauen und türkisches Familienleben habe ich aus dem Munde einer Diakonissin, welche mit mir auf demselben Schiffe von Syra nach Corfu reiste. Ihr Stiftshaus in Kleinasien hat eine Mädchenschule, wo auch türkische Kinder unterrichtet werden. Die Dame hatte also täglich Gelegenheit, türkische Frauen und ihr häusliches Leben kennen zu lernen.

Die türkischen Frauen stehen wohl auf keinem höheren Niveau der Freiheit und der Bildung, wie die arabischen Frauen, welche ich in Afrika sah. Die arabischen und die türkischen Sitten gleichen sich in Allem, was das Haus und

das Familienleben angeht, ganz. Dieselbe Abgeschlossenheit der Frauen und der Töchter von der Außenwelt; dieselbe Abhängigkeit vom Willen des Mannes; derselbe Mangel an jeder geistigen Bildung. Die arabischen Häuser in Afrika fand ich ebenso fest geschlossen, wie die Türkenhäuser auf der Balkanhalbinsel und in Asien. Dieselben innen verschlossenen und verriegelten Hausthüren; dieselben mittelst durchbrochener Jalousien, durch deren Oeffnungen man wohl hinaussehen, aber nicht hineinschauen kann, geschlossenen Fenster. Selbst in den mit Blumengärten umgebenen Landhäusern reicher Türken in der Umgegend von Konstantinopel und Scutari fehlten niemals die geschlossenen Jalousien, welche wenigstens die untere Hälfte des Fensters bedeckten. Sowohl der Türke wie der Araber wollen durchaus nicht, daß das Auge eines anderen Mannes seine Frauen sieht, als nur seine eigenen. Deshalb verhüllt jede Frau Kopf und Gesicht mittelst eines Schleiers, sobald sie das Haus verläßt. Nur in der großen Wüste habe ich unverschleierte Frauen gesehen, in der Mittelmeerregion und in der Steppenregion niemals. In Betreff dieses Schleiers scheint mir der Türke indeß etwas liberaler zu sein, als der Araber. Die arabische Frau verhüllt, sobald sie das Haus verläßt, den unteren Theil des Gesichtes mit einem undurchsichtigen Tuch, welches selbst die Nase bedeckt und bis zu den Augen reicht, während der über den Kopf gezogene Schleier über die Stirn gezogen wird, so daß der Vorübergehende von dem Gesicht der Frau nichts sieht, als zwei dunkle Augen. Die türkische Frau hat das weiße, undurchsichtige Tuch von ihrem Gesicht verbannt. Ein durchsichtiger Schleier, welcher Nase, Mund und Kinn so schlecht verhüllt, daß die Formen des Gesichts recht wohl zu unterscheiden sind, ersetzt das

Tuch, während der von rückwärts über den Kopf gezogene Schleier den unteren Theil der Stirn und die Augen vollständig frei läßt. Auch in Betreff ihrer Bewegung außerhalb des Hauses scheint mir die türkische Frau weit mehr Freiheit zu haben, als die Frau des Arabers. In den von den Mauren bewohnten Städten des nördlichen Afrika habe ich sehr selten Frauen auf der Straße gesehen, und die ärmliche Kleidung dieser Frauen zeugte dann immer davon, daß sie den unteren Ständen angehörten. Und in der That, Frauen und Töchter aus guter oder vornehmer arabischer Familie zeigen sich, wie mir Araber oft gesagt haben, nie auf der Gasse. Niemals verlassen sie das Haus, als höchstens an einem Freitage — dem arabischen Sonntage — zu einem Spaziergange nach dem Friedhofe. Auch auf einer Spazierfahrt im Wagen bin ich einer arabischen Frau nie begegnet, weder in der Stadt noch auf dem Lande. Währenddem habe ich in Stambul, in Scutari, in den am Bosporus belegenen Villendörfern täglich türkische Frauen auf der Straße gesehen, welche nach ihrem reichen Anzuge und nach den Dienern und Dienerinnen, welche ihr Gefolge bildeten, zu schließen, offenbar vornehmen und reichen Familien angehörten. Noch mehr und noch öfter begegnete ich ihnen auf Spazierfahrten in der Umgegend von Konstantinopel zu allen Tageszeiten. Zu zwei, drei oder vier saßen sie in einem von einem oder von zwei Pferden gezogenen, eleganten und buntbemalten kleinen Wagen und schauten lachend und schwatzend aus ihren dunklen Augen die Vorübergehenden an. Diese Spazierfahrten gehören, wie mir europäische, die türkische Hauptstadt bewohnende Damen oft gesagt haben, zu den beliebtesten Vergnügungen der türkischen Frauen. In noch weit größerer Anzahl sah

ich aber Türkinnen auf den kleinen Dampfbooten, welche die Villendörfer an den Ufern des Bosporus mit Stambul verbinden. Gruppenweise und schaarenweise, oft zu sechs, acht auf einmal erschienen sie, um, wahrscheinlich zu einem Besuch bei anderen Frauen, das Boot in Therapia, in Bujukdere, in Kadikioi, in Topana, in Scutari, in Ejub wieder zu verlassen. Während der Ueberfahrt verweilten sie auf dem Vorderdeck, wo ein besonderer Theil mittelst eines quer durch das Schiff gezogenen Vorhanges von dem übrigen Raume getrennt war. Jedes Schiff, welches die Verbindung der verschiedenen Punkte des Bosporus mit der Hauptstadt vermittelt, hat einen solchen „Harem." Ganz ungenirt gingen die türkischen Frauen, sobald sie die Landungsbrücke überschritten hatten, mitten durch die Gruppen der übrigen Passagiere über das Verdeck nach dem Harem, um hinter dem schützenden Vorhange miteinander zu lachen, zu kichern und zu schwatzen. Europäische Damen, welche bei der Ueberfahrt auch den Harem als Aufenthalt benutzen, haben mir oft erzählt, wie heiter, fröhlich und auch wie kindisch sich die Türkinnen in diesem Harem benehmen, wie sie sich im Spiegel beschauen, sich das Haar machen und die europäische Kleidung der Christenfrauen Stück für Stück untersuchen und anfassen, um sich über den Gebrauch der einzelnen Stücke, sowie über die Qualität der einzelnen Stoffe zu unterrichten. Die Besuche bei Freundinnen und Bekannten gehören neben den Spazierfahrten zu den beliebtesten Vergnügungen der Türkinnen. Sie bleiben dann gewöhnlich gleich den ganzen Tag, kommen am Morgen und gehen am Abend, ausnahmsweise auch oft mehrere Tage. Zu einem solchen Besuche gehört indeß immer eine ganz-specielle Erlaubniß des Herrn Gemahls, der dieselbe

indeß oft brummend abschlägt. Was würden unsere europäischen Damen dazu sagen, wenn sie zu einem Besuche bei einer Freundin sich erst eine besondere Erlaubniß einholen müßten? Fast immer sind diese Besuche ganz unschuldiger Natur und haben nur Abwechselung in dem eintönigen Leben des Hauses und Unterhaltung zum Zweck. „Laß mich hier etwas bei Dir sitzen," sagt die Türkin, welche ihre Freundin besucht, und setzt sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Divan, um Cigaretten zu rauchen, Süßigkeiten zu essen, schwarzen Kaffee aus unendlich kleinen Tassen zu trinken und um Stunden lang über die unbedeutendsten Dinge zu schwatzen; denn das Schwatzen gehört ebenfalls zu den sehr beliebten Vergnügungen der Türkin, welche ja in der Einsamkeit ihres von der ganzen Außenwelt hermetisch abgesperrten Hauses genug an die Monotonie des Schweigens gefesselt wird. „Laß mich hier etwas bei Dir sitzen!" Welch' bescheidener und kindlicher Wunsch! „Wir konnten sie oft gar nicht wieder los werden," sagte mir die Diakonissin aus dem Stiftshause zu Jerusalem, „diese türkischen Frauen, welche oft schon Morgens auf Besuch kamen und bis Abend blieben und oft noch länger „bei uns sitzen" wollten.

Nicht allein in der Freiheit der Bewegung außerhalb des Hauses, sondern auch in Betreff der Behandlung im Hause ist die Türkin besser daran, als die arabische Frau. Wie oft habe ich von Arabern gehört: „Meine Frau ist mein Eigenthum! Ich kann mit ihr thun, was ich will, wie mit meinem Hunde und wie mit meinem Pferde. Wie eine Fliege kann ich sie tödten. Ich habe sie ja gekauft und ihren Eltern mit einer großen Summe bezahlt." Niemals hörte ich derartige rohe Aeußerungen von einem Türken.

Auch habe ich nie von Mißhandlungen gehört, welche ein Türke seiner Frau zu Theil werden läßt, so oft ich mich erkundigt habe, während mir in Afrika Fälle genug erzählt wurden, wo Araber ihre Frauen aus den unbedeutendsten Veranlassungen in barbarischer Weise mißhandelten. Der Unterschied in dieser Behandlung liegt wohl nicht in der verschiedenen Anschauung, welche der Araber und der Türke über die soziale Stellung der Frau hat, sondern in der verschiedenen Individualität beider Nationalitäten. Der Türke ist indolent, apathisch und gutmüthig, während der Araber heftig, aufbrausend und in der Leidenschaft böse ist. Man schaue sich nur einen Araber und einen Türken neben einander an; ich bin der Meinung, man wird diesen Unterschied in der Individualität beider Nationalitäten auf den Gesichtszügen ausgeprägt finden. Der Türke, der die herrenlosen, armen Hunde in den Straßen füttert, Blumentöpfe in die Erde gräbt und die Töpfe mit Wasser füllt, damit die Hunde zu trinken finden, der vorsichtig bei den Thieren, welche ihm den Weg versperren, vorüberreitet oder vorübergeht, um sie nicht zu treten oder zu stoßen, schlägt auch seine Frau nicht. Seiner Individualität sagen Härte und Grausamkeit nicht zu; deshalb ist die Behandlung, welche er seiner Frau zu Theil werden läßt, eine humane. In Betreff des Rechtsstandpunktes, auf dem die Frau steht, ist er indeß mit dem Araber ganz einverstanden. Offiziell hat der Türke gar keine Frau; offiziell ist der Türke gar nicht verheiratet. Auf den Festen, welche der Sultan und die Großwürdenträger des Reiches geben, erscheint nie eine Frau. In den Sälen der Letzteren tanzen europäische Damen; die türkische Frau sitzt während dem einsam im Harem; denn als Frau existirt sie gar nicht. Sie ist Sklavin,

nicht Frau. Der Türke kauft sie, wie der Araber, von ihren Eltern, denen er je nach ihrer Schönheit oder nach ihrer häuslichen Geschicklichkeit eine Summe bezahlt. Wie der Araber kann er sie, wenn er die Summe einbüßen will, ihren Eltern zurückgeben. In bestimmten Fällen, beispielsweise, wenn die Frau ihrem Gemahl keine Söhne oder keine Töcher zu schenken im Stande ist, kann er sie sogar in das Haus ihrer Eltern zurückführen und sich die Kaufsumme wieder ausbitten. Ich habe in Stambul einen türkischen Kaufmann kennen gelernt, der aus diesem Grunde dreimal seine Frauen zurückschickte und sich dreimal die Kaufsumme wieder ausbat und auch erhielt. In Betreff der Behandlung der Frau im Hauswesen selbst existirt nur ein Wille, nur ein Gebot, der Wille des Mannes. Diesem Willen hat sich die Frau unweigerlich zu fügen. So ist die Lage der türkischen Frau, auch wenn brutale Behandlung zu den höchst seltenen Ausnahmen gehört, immer schlecht genug. Ein Mensch, der kein Recht für sich in Anspruch nehmen kann, ist und bleibt ein Sklave, selbst wenn die Sklaverei ihn faktisch nicht drückt und selbst wenn ihn die Gesetze des Staates vor dem Aeußersten, vor dem Tode schützen.

In Europa ist die Meinung verbreitet, daß die Vielweiberei in der Türkei aus der Mode gekommen sei und daß für gewöhnlich der Muselmann nur eine Frau habe. Thatsächlich ist dies in zwei Fällen richtig, nämlich wenn Mangel an Leidenschaft oder Mangel an Mitteln dem Türken nur eine Frau gestatten. Ein türkischer Haushalt ist nicht kostspielig, wie ein Haushalt in Deutschland, in Frankreich, in England. Möbel, Spiegel, Sopha's, Bilder, Stühle, Sessel, Causeusen, Tapeten, kostbare Schränke sind

in einem türkischen Hause unbekannte Dinge. Ein türkisches Haus ist wüst und leer. Ein Divan, eine Matratze ersetzen in den leeren Zimmern sämmtlichen europäischen Comfort. Gesellschaften, Bälle, Feste werden nicht gegeben; Diners und Soupers, wozu Freunde und Bekannte geladen werden, finden nicht statt. Die Kleidung des Mannes, der Frau und der Kinder ist höchst einfach und hält für's Jahr aus. Nur in einem Punkte gestattet sich der Türke einen größeren Luxus, wie der Europäer. Er hält auf zahlreiche Dienerschaft. Aber auch diese Dienerschaft ist nicht kostspielig. Der Türke ist sehr mäßig und bescheiden in leiblichen Genüssen, und so reicht denn ein mit Fleisch zusammengekochter Pillaf aus, um die umherlungernden Diener und Sklavinnen zu füttern, welche sämmtlich nichts zu thun haben, weil Jeder nur Ein Stück Dienst versieht und in seiner Indolenz darauf hält, auf dem Dienstgebiet seines Kamaraden nicht das Mindeste zu verrichten. Der Pfeifenstopfer bringt nie das Waschwasser herbei, und der Diener, der beauftragt ist, seinem Herrn oder dessen Gaste das Waschwasser zu reichen, würde es für eine Ueberschreitung seiner Pflichten ansehen, wenn er ihm auch das Handtuch reichte. Die Kleidung eines Dieners hält für eine Jahrzehnt, weil er sich im Hause derselben, um sie zu schonen, entledigt. Aber trotz alledem kostet ein türkischer Haushalt Geld und mehr Geld, wenn der Hausherr mehrere Frauen hat, und nur diesen nothwendigen Sparsamkeitsrücksichten ist es zuzuschreiben, wenn ein Muselmann sich mit einer Frau begnügt, nicht einer veränderten Anschauung über Natur und Beschaffenheit der Ehe. Ich habe in Konstantinopel Türken kennen gelernt, welche trotz der bescheidenen Verhältnisse, in denen sie lebten, drei und vier Frauen und ein halbes

Dutzend Sklavinnen hatten. Die gewohnheitsmäßig in neuerer Zeit eingeführte Ehe mit einer Frau gehört also in das Reich der Wünsche solcher Leute, welche von einer Regeneration der Türkei träumen. Auch auf dem Gebiet der Ehe ist in der Türkei Alles seit Jahrhunderten beim Alten geblieben. Wer viel Geld hat und sich derartige Vergnügungen gestatten kann, nimmt sich ein halbes Dutzend Frauen; wem solche Vergnügungen zu kostspielig sind, nun, der ist mit einer Frau zufrieden, weil er muß.

Aber mag nun ein Türke eine oder mehrere Frauen haben; im Hause sind die Räume, welche die Frauen bewohnen, immer von den Zimmern des Mannes getrennt. Der Mann wohnt allein; Frauen, Kinder und Sklavinnen wohnen ebenfalls allein. Der gestrenge Gemahl begiebt sich zu seinen Frauen, wenn es ihm Vergnügen macht, oder er läßt sich eine von seinen Frauen durch einen Diener rufen; sowie die Frau, wenn sie besondere Wünsche hat, eine Dienerin mit der Botschaft in die Zimmer des Mannes schickt. Mann, Frau und Kinder speisen nicht zusammen, weder in demselben Raume, noch an demselben Tische. Der Mann speist allein, vor seiner Frau oder vor seinen Frauen. Das, was er übrig läßt oder was ihm nicht schmeckt, wird nach Beendigung seiner Mahlzeit in die Frauengemächer, oder, und mich türkisch auszudrücken, in den „Harem" geschickt. In den meisten Haushaltungen ist diese Theilung der Mahlzeiten aber wohl nicht nöthig. Der Türke lebt als Orientale mehr auf der Straße, als im Hause. Ist er Kaufmann, ist er Gewerbtreibender, so hat er sein Geschäft außerhalb des Hauses. Er speist dann in einer Garküche, wie man sie in den türkischen Städten in jeder Straße findet, wo man stehend mit den Fingern ißt, sitzt Stunden

lang in Kaffeehäusern, um zu rauchen, schwarzen Kaffee zu trinken, mit seinen Bekannten zu plaudern oder in die Luft zu starren, oder er geht seinen Geschäften nach und kommt bei Sonnenuntergang nach Hause, um sich schlafen zu legen, ohne sich weiter um die Damen des Hauses zu bekümmern. Diese lassen sich zu Hause kochen, brodeln und braten, was ihnen schmeckt — eigentliche bestimmte Mahlzeiten zu bestimmten Zeiten giebt es in einem türkischen Haushalte nicht — kümmern sich um die Besorgung und Erziehung der Kinder, gehen auf Besuch oder fahren spazieren, wenn sie dazu eine besondere Erlaubniß erhalten haben, oder langweilen sich fürchterlich, während sie Kaffee trinken, Cigaretten rauchen, Süßigkeiten essen, sich putzen und ankleiden oder allerlei Kurzweil treiben und mit einander schwatzen. Von irgend einer geistigen Beschäftigung ist gar nicht die Rede. Die Haushaltungsarbeiten besorgt eine Dienerin, wenn nicht aus übergroßer Armuth die Frau zugleich auch die Dienerin sein muß. Mit Sonnenuntergang wird schlafen gegangen. Der Tag ist vorbei. Auf den Straßen der Türkenstadt ist außer den herrenlosen Hunden kein lebendiges Wesen mehr zu erblicken. Von einem eigentlichen Familienleben im europäischen Sinne des Worts ist also in einem türkischen Hause gar keine Rede. Die Türke ist ja offiziell gar nicht verheirathet. Der Frau ist eine Sache, wie die Sklavin, keine berechtigte Persönlichkeit, wie der Mann. Von den Kindern treten in den Kreis berechtigter Persönlichkeiten nur die Knaben. Die Mädchen gehen, sowie sie mannbar sind, wie ihre Mutter, durch Kaufpreis in die Gewalt des Mannes über, der sie begehrt. Oft werden sie schon als Kinder verlobt. Es geht den türkischen Frauen, wie den europäischen Damen. Sie beschäftigen sich

gar zu gern mit dem Verloben und mit dem Heirathen Anderer. Gewöhnlich bekommt der Mann seine zukünftige Frau auch, wie bei den Arabern, vor der Hochzeit gar nicht zu sehen. Eine türkische Hochzeit dauert gewöhnlich acht Tage. Die Braut wird allabendlich im Hause ihrer Eltern angeputzt, geschmückt und ausgestellt, um ihren Freundinnen und Gespielinnen gezeigt zu werden, welche angezündete Lichter auf den Boden stellen und zwischen diesen Lichtern umhertanzen. Während die Freundinnen ab- und zugehen, werden Kaffee Süßigkeiten und Cigaretten servirt. Die Männer nebst dem Bräutigam sitzen indeß in einem getrennten Zimmer zusammen und rauchen Tschibuk, Nargileh und Cigaretten. Sind acht Abende in dieser langweiligen Weise verstrichen, so nimmt der Mann seine Frau mit sich in seine eigene Wohnung. Der Ort ihrer Knechtschaft verändert sich. Weiter nichts!

Und fühlen sich denn die türkischen Frauen in einer so eintönigen, monotonen Existenz nicht unglücklich; murren sie nicht gegen eine solche Sklaverei; suchen sie die Kette nicht zu zerbrechen, welche sie an den Mann und an das Haus fesselt? Auch diese Frage habe ich in der Türkei oft gethan. Die Antwort war immer: Nein. In der Türkei ist die Sitte mächtiger als Alles, mächtiger als die Freiheit und als die Leidenschaft. Die türkischen Frauen finden sich in ihr monotones Leben, weil die Sitte es so verlangt, selbst wenn sie als Kinder in anderen Anschauungen erzogen worden sind. In den Stiftshäusern der Diakonissinnen in Jerusalem, Smyrna, Beirut und Stambul finden neben christlichen Kindern auch türkische Mädchen Aufnahme und Erziehung. Sie erlernen dort die Elementarwissenschaften, Singen, Musik, Nähen, Stricken, Zubereitung der Speisen, kurz alle Kenntnisse einer europäischen Hausfrau. In Auf-

fassung, Intelligenz und auch in Erlangung von Kenntnissen und Geschicklichkeiten stehen diese türkischen Mädchen hinter europäischen Kindern durchaus nicht zurück. Sie empfinden auch den großen Abstand, der zwischen einer solchen Erziehung und der Erziehung im Hause ihrer türkischen Eltern liegt, wissen denselben sehr zu schätzen, sind ihren Erzieherinnen, den Diakonissinnen, in herzlicher Liebe zugethan und quälen die „lieben Tanten," wie sie dieselben nennen, oft genug mit leidenschaftlicher Eifersucht. Im vierzehnten, fünfzehnten Jahre kehren diese in europäischer Weise erzogenen türkischen Kinder dann wieder in das Haus ihrer türkischen Eltern zurück, um im „Harem" zu bleiben, bis sie verheirathet werden und in türkischen Sitten und Anschauungen weiter zu leben. Und nach und nach überwuchert die türkische Sitte dann wieder die europäische Erziehung, bis sie in einigen Jahren den Sieg davongetragen hat. „In der ersten Zeit besuchten uns diese türkischen Mädchen, welche wir erzogen hatten, dann und wann im Stiftshause," erzählte mir die Diakonissin aus Jerusalem, welche mit mir von Syra nach Corfu fuhr, „auch gingen wir zu ihnen in das Haus ihrer Eltern. Aber es war sonderbar, wie die Mädchen, besonders, nachdem sie verheirathet waren, uns allmälig immer fremder wurden, und wie die türkischen Anschauungen allmälig über die bei uns empfangenen Ideen die Oberhand gewannen, bis sie sich ganz in die türkischen Sitten eingelebt hatten. Ich habe dies selbst in einzelnen Fällen erlebt, wo kurz nach der Heirath mit einem solchen bei uns erzogenen Mädchen der Mann in unser Stiftshaus kam, um uns für die Erziehung und Bildung zu danken, welche seine Frau in unserem Hause empfangen hatte. Schließlich wurden die gegenseitigen Besuche immer seltener

und hörten endlich ganz auf. Das von uns erzogene Mädchen war uns eine ganz fremde Frau geworden." Ich finde das, was mir die Diakonissin aus Jerusalem erzählte, ganz erklärlich und natürlich. In den tausendjährigen, aus der Religion Mahomed's hervorgegangenen Sitten und Anschauungen hatte die europäische Erziehung im Diakonissenhause nur eine kurze Unterbrechung hervorgebracht, welche bei weitem nicht mächtig genug gewesen war und nicht lange genug gedauert hatte, um, als das türkische Mädchen in das Haus ihrer Eltern zurückkehrte, den von allen Seiten sie umgebenden Einflüssen, Sitten, Gewohnheiten und Anschauungen Widerstand zu leisten. Es ist der erfolglose Kampf einer ganz kurzen, nur wenige Jahre dauernden Cultur mit tausendjährigen, auf Religion und Sitte beruhenden barbarischen Vorurtheilen und Anschauungen.

Im Allgemeinen hat die europäische Cultur auf das türkische Familienleben gar keinen Einfluß gewonnen. In einzelnen, vornehmen türkischen Häusern erhalten die Töchter allerdings Unterricht in fremden Sprachen, im Gesang, in der Musik, in der Malerei; aber solche Fälle gehören zu den seltenen Ausnahmen. Sie finden nur in Häusern statt, wo das Familienhaupt lange und oft im Auslande gelebt und sich eine europäische Bildung erworben hat, beispielsweise im Hause Mehmet Fazil Pascha's, des Bruders des Vicekönigs von Egypten, der in der Nähe von Scutari wohnt. Die große Masse des türkischen Bürgerstandes weiß von europäischer Cultur nichts und will auch nichts davon wissen. Dort beschränkt sich die moderne Cultur auf europäische Kleider und auf europäische Damenstiefel, welche allerdings die gelben, weiten Schuhe und Pantoffeln, in denen die türkische Frau früher umherlatschte und umher-

schlurrte, so ziemlich verdrängt haben. Oft habe ich bemerkt, daß türkische Frauen unter dem farbigen, bis zu den Füßen hinabreichenden Mantel, in welchem sie auf der Straße, im Wagen, im Bazar, auf dem Deck der Dampfer erschienen, europäische Damenkleider trugen, auch Sonnenschirme in den mit Handschuhen bedeckten Händen hielten; die gewöhnliche Kleidung, welche die türkische Frau unter diesem farbigen Mantel trägt, ist einfach und häßlich genug. Sie besteht in weiten Beinkleidern, in einer Jacke oder in einer Blouse und in kurzen, weiten Strümpfen, welche die Wade nicht fest umschließen, auch nicht mit Strumpfbändern befestigt werden, sondern in unordentlicher Weise bis zum Knöchel hinabgleiten. Die geistige Bildung geht bei diesen Frauen und Mädchen über ein wenig Lesen und Schreiben nicht hinaus; denn mehr wird in türkischen Schulen überhaupt nicht gelehrt.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Jenseits des Bosporus.

Es war in Kadikioi. Um sieben Uhr Morgens stand das Pferd gesattelt vor der Thür. Ich wollte einen Spazierritt nach Kleinasien machen, einen prächtigen Aussichtspunkt ersteigen, eine türkische Todtenstadt sehen und durch Scutari zu meiner Villegiatura in Kadikioi zurückkehren.

Als die letzte Straße von Kadikioi hinter mir lag, fiel der schlechte Weg plötzlich in eine Landstraße ein, welche jedem europäischen Lande hätte zur Zierde gereichen können. Wer hat diese Landstraße angelegt? Die türkische Regierung gewiß nicht. Nach zehn Minuten sollte mir die Antwort auf meine Frage verschafft werden. Ich setzte das Pferd in kurzen Galopp und sprengte die Landstraße hinan.

Schweigende Türkenhäuser, alle unteren Fenster vergittert, einige europäische Villen, von Blumengärten umgeben, hohe, schwarze Cypressen und reichangebaute Aecker und Felder flogen rechts und links vorüber. Dann kam ich zu einem von einer hohen Mauer umgebenen Park. Ich setzte das Pferd in Schritt, um die reiche Vegetation, die prächtigen Baumgruppen, die in englischer Manier gehaltenen Rasen-

plätze des Parkes zu bewundern. Ein zweiflügeliges, eisernes Gitterthor mit vergoldeten Spitzen und reich verzierten Laternen unterbrach die Mauer. Durch das Gitterthor schaute ich auf ein in italienischem Geschmack aufgeführtes Schloß. Dies Schloß bewohnt der Mann, der die Straße angelegt hatte. Er hieß Mustapha Fazil Pascha, ein naher Verwandte des Vicekönigs von Aegypten. Mustapha gehört zu den Männern, die die Türkei neu reformiren wollen. Er hat eine ganz europäische Bildung, seine Töchter sitzen nicht im Frauengemache hinter vergitterten Fenstern, sondern tragen europäische Kleider, reiten, spazieren, sprechen französisch und treiben Musik. Vergebens schaute ich mich im Blumengarten, der sich vor der Freitreppe des Schlosses ausbreitet, um, ob ich nicht eine von den Damen erblicken könnte. Aber es war noch zu früh, meine Uhr zeigte erst auf halb Acht. Und weiter ritt ich an der Parkmauer entlang. Platanen, Eschen, Nußbäume, Feigenbäume, Weiden hoben ihre Häupter über die weiße Parkmauer; aber alle überragte die schwarze, hohe Cypresse.

Das Schloß Mustapha's lag hinter mir. Aber ich sollte gleich von Neuem an ihn erinnert werden. Die Straße, welche an seinem Zauberschloß vorüberführte, fiel in eine noch breitere Straße ein. Sie kam von den Ufern des Bosporus und stieg aufwärts nach der Richtung des Berges Bulglurlu, den ich ersteigen wollte. Man bilde sich aber gar nicht ein, daß so schöne Straßen durch die Türkei führen. Die Straße hat nur eine Länge von einigen Stunden und führt von Scutari zu einem Kiosk des Sultans. Beim Kiosk hört sie auf. Ich setzte mein Pferd in Trab. Da kam ich an einem großen, schönen Garten vorüber. Der Garten war von einem leichten Gitter umgeben, hatte Spaziergänge,

Rasenplätze, Springbrunnen, schattige Alleen, Akazienbäume elegante Kioske — wieder eine Schöpfung Mustapha Fazil Paschas! Es war der Volksgarten von Scutari; oder vielmehr, Mustapha hatte diesen Volksgarten aus nichts erschaffen und ihn der Stadt Scutari geschenkt. Als die letzten Baum- und Gebüschgruppen des Gartens hinter mir lagen, verließ ich die Straße und ritt einen Seitenweg links. Der Weg, hatte man mir gesagt, würde mich auf den Wunderberg führen. Ich ritt durch ein verfallenes Türkendorf, an einem türkischen Friedhof, an einzelnen Hütten vorüber, immer bergan. Ueberall die schwarze Cypresse! Schon glaubte ich, ich hätte mich im Wege geirrt, da erblickte ich einen Brunnen, beschattet von Linden, Platanen und Kastanienbäumen, auf einem kleinen Plateau gerade vor mir. Ich war am Ziele. Das war der Brunnen Dschamlia, der das herrlichste Wasser in der Nähe von Scutari spendet. Der Sultan trinkt aus diesem Brunnen. Ich stieg vom Pferde und rief dreimal das Wort „Caffechi" und klatschte dreimal in die Hände. Ein Mann in türkischer Kleidung stieg den Hügel herunter, der sich hinter dem Brunnen auf dem kleinen Plateau erhob, und nahm mir das Pferd ab. Es war der Besitzer eines kleinen Kaffeehauses, welches sich hinter den dichtbelaubten Kronen der mächtigen Bäume verbarg, die den Brunnen Dschamlia beschatteten. Das dreimalige Händeklatschen und der Ruf „Caffechi" — so hatte man mir in Kadikioi gesagt — waren die Zeichen, daß er zu erscheinen habe.

Nun stieg ich allein auf einem schmalen Fußpfad aufwärts zu dem Gipfel des Wunderberges hinan, den man mit seinem gewöhnlichen Namen in Stambul „Bulglurlu" nennt. Nach einer halben Stunde befand ich mich auf

dem Gipfel, den drei Cedern krönen. Und welch' ein Panorama rollte sich um mich auf, als ich unter den drei Cederbäumen stand! Ein ähnlicher Berg existirt nicht auf der Erde! Ich umfaßte mit einem Blick Asien und Europa und das Meer, welches zwischen Asien und Europa fließt; ich sah das Marmorameer und den Meerbusen von Ismid und den Bosporus, und die größte und prächtigste Türkenstadt der Welt oder eigentlich vier Städte: Stambul, Galata, Pera und Scutari. Schimmernd und leuchtend in den rothen und goldenen Reflexen der Morgensonne lag der tiefblaue Spiegel des Meeres zwischen seinen grünen Ufern, und seine Gestade bildeten funkelnde weiße Bänder von Schlössern, Landhäusern und Dörfern, welche über einander auf dem Hintergrunde blumenstrahlender Gärten und dunkler Baumkronen die Hügel hinanstiegen. Und der blaue Spiegel des Meeres war mit Hunderten von Schiffen bedeckt, mit Dampfern, mit großen Segelschiffen, mit Panzerfregatten, mit kleinen, bunten Kaiks, welche die großen Schiffe umflatterten; jenseits der Brücke, welche sich wie ein schwarzes Band über das funkelnde blaue Meer legte, der Handelshafen und der Kriegshafen von Stambul. Und diesseits der Brücke stieg terassenförmig Stambul mit seinen Moscheen, mit seinen Minarets, mit seinen Cypressen auf, und die metallenen Kuppeln der Moscheen und die Spitzen der Minarets und die Halbmonde funkelten und strahlten und glitzerten, als wären sie ganz von Silber und Gold, und wie ein dunkles, tiefgrünes Band legten sich die Cypressen und Kastanien und Platanen des alten Serails um ihren Fuß. Und gegenüber auf der anderen Seite der Brücke stiegen bis zum Gipfel des Berges die Häusergruppen von Galata, der alten Genueserstadt, und der Christenstadt Pera hinter einander auf.

Gerade unter mir eine düstere Todtenstadt, der meilenlange Friedhof von Scutari mit seinem dunklen Cypressenwalde und den weißen Leichensteinen, welche alle gerade aufstanden, bunte Turbans auf den Häuptern, und daneben die Türkenstadt Scutari, deren Straßen und Häusergruppen sich bis zu den Ufern des Bosporus hinabzogen. Und als ich mich links wandte, da schimmerten aus dem hellblauen Grunde des Marmorameers die Prinzeninseln mit ihren weißen Landhäusern aus duftigem Grün mir entgegen, und alte griechische Klöster schauten mich vom dunkeln Hügelkamm an, und weiterhin schwammen die Marmorainseln wie graue Felsbrocken auf dem Wasser. Und jenseits des Busens von Ismid begrenzte eine blaue Höhenkette den Horizont. Wieder schaute ich nach Asien hinüber; aus der blauen Höhenkette erhob sich ein weißer Bergriese, Haupt und Schultern in einen leuchtenden Schneemantel gehüllt. Ich sah den Olymp.

Das war die Aussicht vom Bulglurlu! Habe ich nicht Recht, wenn ich ihn einen Wunderberg nenne? Welcher Berg zeigt dem Auge ähnliche Wunder, die Herrlichkeit Asiens und Europas auf einmal im Morgensonnenschein oder im glühenden Abendroth, in der grünen Frühlingspracht? Ich konnte mich nicht satt sehen an dem Wunderbilde. Länger als eine Stunde brachte ich unter den drei Cedern zu. Dann stieg ich wieder abwärts zum Brunnen Dschamlia, zu meinem Pferd und zum Caffechi, der mir schwarzen türkischen Kaffee und krystallhelles Wasser aus seinem Brunnen vorsetzte und mir einen Tschibuk zu rauchen gab und viel Türkisch mit mir sprach, wovon ich kein Wort verstand. Nun stieg ich wieder zu Pferd und ritt die Straße nach Scutari hinab.

Jetzt war's lebendiger auf der Straße geworden, wie

damals als ich hinaufgeritten war. Eine Büffelheerde zog nach Scutari, von Reitern getrieben. Die Büffel gehörten dem Sultan, denn die Reiter trugen bunte Uniformen. Dann begegnete mir eine Reiterabtheilung, welche zum Exerziren auszog, kräftige Männer auf schönen, stattlichen Pferden. Der „kranke Mann" hält sich seinen kranken europäischen Leib mit einer tüchtigen Armee zusammen. Auch die kleine Panzerflotte, welche ich vom Gipfel des Wunderberges im Bosporus sah, läßt nichts zu wünschen übrig, wie man mir in Konstantinopel sagte. Türkische Frauen, Gesicht und Kopf weiß verschleiert, in kleinen, buntverzierten Wagen, wahrscheinlich auf einer Morgenpromenade. Und das Lastthier des Orients, der arme Esel, zu Hunderten, alle möglichen Lasten auf dem Rücken, Gemüsekörbe, Balken, Steine, welche zu beiden Seiten seines mageren Leibes aufgehängt waren, oft der Treiber noch in der Mitte sitzend. Dazwischen allerlei Gesindel zu Fuß, Reiter, welche die Straße hinansprengten, und die herrenlosen gelben Hunde, welche man in allen Straßen von Stambul sieht. Dann kam ich an die ersten Häusergruppen von Scutari. Sie gehörten zur armenischen Vorstadt. Rechts der Friedhof; alle Leichensteine lagen platt am Boden, während auf dem türkischen Friedhof alle Leichensteine aufrecht stehen. Nun ritt ich durch die armenische Vorstadt. Alle Häuser waren auch hier von Holz, aber die vergitterten Fenster fehlten; die Hausthüren waren offen; ich konnte vom Pferde aus in die Zimmer sehen. Die letzten Häusergruppen der armenischen Vorstadt stießen an die Mauer des großen Friedhofs.

Welch' ein Friedhof! Mit Recht nennt man den Friedhof von Scutari eine „Todtenstadt", denn er hat eine Aus-

dehnung von mehr als drei Meilen. Die Türken, welche in Stambul wohnen, ziehen es vor, auf dem Friedhofe von Scutari bestattet zu werden. Der Friedhof von Scutari befindet sich auf asiatischem Boden, im Heimathlande der Muselmänner; in Europa fühlt sich der Sohn Mohammed's nicht recht heimisch. Asien ist für den Muselmann der geweihte Boden. Ein türkischer Begräbnißplatz darf nie eine andere als die ursprüngliche Bestimmung erhalten; nie darf in dasselbe Grab ein zweiter Todter gelegt werden. Deßhalb sind alle türkischen Friedhöfe von so großem Umfang. Auf jedem Grab wird von den Hinterlassenen eine schwarze Cypresse gepflanzt und mit Sorgfalt gepflegt, und auf jedem Grab erhebt sich ein weißer Grabstein aus Marmor. Er steht aufrecht. Eine türkische Inschrift auf demselben zeigt den Namen des unter dem Stein Ruhenden an; oft ist ein Spruch aus dem Koran hinzugefügt. Die Spitze des Grabsteins oder vielmehr der aufrechtstehenden Säule ist mit einem Turban oder mit einem Fez geziert; Turban und Inschrift sind häufig vergoldet oder in bunten Farben gehalten. Ruht unter dem Grabstein eine Frau, so trägt er auf der Spitze eine Lotosblume. Ganz in dieser Art und Weise ist auch der Friedhof von Scutari dekorirt. Der meilenlange Friedhof mit seinen Hunderttausenden von schwarzen Cypressen und mit seinen Hunderttausenden von weißen Leichensteinen macht einen äußerst monotonen und düsteren Eindruck, um so mehr, da eine Grabstätte ganz aussieht wie die andere. Immer derselbe Rasenboden; immer dieselben sich alle einander gleichenden Steine; wohin man blickt, die düstere schwarze Cypresse; nirgends eine Blume, nirgends ein Farbenbild, Alles schwarzgrün, und gespensterhafte Leichensteine, so dicht an einander, daß man oft Mühe

hat, sich zu Fuß durchzuwinden. Holperige, schlecht gepflasterte, schmale Fahrwege führen nach allen Seiten hin durch den Friedhof. — Wie schön, wie heiter und sonnig erscheint dieser düsteren Todtenstadt gegenüber der englische Friedhof, wo die Opfer des Krimkrieges bestattet sind, der sich an der andern Seite von Scutari befindet. Ich besuchte ihn noch an demselben Tage, wo ich den Friedhof von Scutari durchritt. Welch' einen sonnigen und heitern Anblick boten diese grünen, kurzgeschnittenen Rasenplätze mit den bunten Blumenkörben, aus deren Flor sich die weißen Grabsteine emporhoben, diese gelben, wohlgepflegten Kieswege, diese mit Epheu umrankten Mauern! Der englische Friedhof glich einem sonnigen Blumengarten, während der Friedhof von Scutari das Gepräge einer düsteren Einöde trug.

Ich durchritt die Todtenstadt in der Quere. Hie und da stieß ich auf ein mit einem eisernen Gitter umgebenes Familiengrab, welches besser gepflegt war, wie die einzelnen Grabstätten; auch an Kaffeehäusern kam ich vorüber, wo Süßigkeiten verkauft und Kaffee geschenkt wurde und wo tschibukrauchende Türken kauerten und in apathischer Gleichgiltigkeit in den Cypressenwald blickten: auch an einer Moschee und an einem Priester, der den über der Erde stehenden Sarg irgend eines Sultans bewachte, und daneben aus einem Brunnen Wasser an die Vorübergehenden verkaufte.

Nach einer halben Stunde lag die Umfassungsmauer der Todtenstadt hinter mir. Vor mir rollte sich plötzlich ein ganz anderes Bild auf. Ich blickte in die breiteste und belebteste Straße von Scutari, in den Bazar hinab, der sich von der Friedhofsmauer in fast gerader Linie bis zum Landungsplatz der Dampfer, zum Bosporus, hinabzog. Welch' ein Kontrast! Halb Scutari schien sich auf dem Bazar

ein Rendezvous gegeben zu haben. Ueberall bunte, plaudernde, kaufende Gruppen, Männer und Frauen; die Frauen Gesicht und Kopf weiß verschleiert, in bunten, bis zu den Füßen reichenden weiten Mänteln von rother, grüner, blauer, gelber und weißer Farbe. Beide Seiten der Straße waren von hölzernen Verkaufsbuden dekorirt, vor denen weiße Zeltdächer aufgespannt waren. Die vordere Hälfte der Verkaufsbuden war mit Handelsartikeln aller Art, mit Stoffen, Grünkram, Vorkostvorräthen, Früchten und Eßwaaren gefüllt. Hinter seinen Vorräthen im Hintergrunde der Bude saß oder lag der Verkäufer auf einer Binsenmatte mit untergeschlagenen Beinen, schaute mit orientalischer Ruhe in das Leben auf der Straße, und wartete, bis sich vor seiner Bude Käufer einfanden. Auch Garküchen waren zwischen den Verkaufsbuden eingerichtet, wo süße Gerichte in kleinen eisernen Pfannen brodelten und Dutzende Stückchen Hammelfleisch sich am Bratspieß vor einem Metallschränkchen drehten, dessen einzelne Fächer mit glühenden Kohlen gefüllt waren. Ich ließ mir ein Näpfchen saure Milch reichen. Die Milch war nicht zu genießen. Ich wußte nicht, daß die Türken die Milch erst kochen und dann sauer werden lassen. Auch das Brod war schlecht. Zu türkischer Küche gehört eben ein türkisch gewöhnter Magen. Wie kann man einen gebackenen Fisch essen, dessen Inners mit Rosinen gefüllt ist? Der Pillaf der Türken hat mir eben so schlecht gemundet, wie der Kuskus der Araber. Einige Schritte tiefer hatte ein Schreiber seine Schreibstube aufgeschlagen. Die offene Seite der Baracke, wo er sein Geschäft betrieb, war ausnahmsweise mit einer Thüre und mit einem Glasfenster versehen. Die Scheiben des Glasfensters waren zum Zeichen seines Geschäfts mit Stahlfedern und beschriebenen Papier-

fetzen dekorirt. Ich konnte es nicht unterlassen, hinanzureiten und hineinzuschauen. Da saß ein alter, kleiner Mann auf einem niedrigen Divan, einen kleinen Tisch mit Schreibmaterial vor sich, um den Tisch zwei Männer die ihm ihre Gedanken in die Feder diktirten. Die Tasse schwarzen Kaffee auf dem Tische und der Tschibuk daneben, den der würdige Schriftgelehrte rauchte, durften natürlich nicht fehlen. Auch an einem „Chan", einem Wirthshause, kam ich vorüber. Ich ritt durch den offenen Thorweg auf den innern Hof. Zur rechten Hand des Thorwegs das nirgends fehlende Kaffeehaus in seiner primitiven Gestalt; zur linken Hand in einem halb finstern Loch ein Mensch, der wohl den Portier vorstellte und mich neugierig anschaute. Der innere Hof war mit zwei Holzgallerieen umgeben, auf welche sich kleine Stuben öffneten, die ihr Licht durch die Thür empfingen. Der türkische Gasthofbesitzer bietet dem Reisenden eine solche Stube — ohne Bett, ohne Mobiliar, ohne Alles. Was der Gast braucht, muß er sich selbst beschaffen. Das Pferd kann er in den Stall stellen. Wenn er zu Mittag speisen will, mag er in die Garküche auf den Bazar gehen.

Ich wandte mein Pferd, verließ den ungastlichen „Chan" und ritt im Trabe den Bazar hinab, an einer stattlichen Moschee und am Hafen vorüber, um in meine schöne Villeggiatura in Kadikioi zu einem europäischen Dejeuner zu gelangen. Sieben Stunden war ich zu Pferd gewesen. Als ich am Hafen hinabsprengte, sah ich drüben in Pera Rauchwolken aufsteigen, denen rothe Feuergarben folgten. In Pera war mal wieder ein Feuer ausgebrochen. Gewöhnliche Begebenheit! Diese ausgetrockneten Holzhäuser brennen wie Zunder. Als ich an der großen Kaserne auf dem

Plateau vorübertrabte, brannte es in Pera an drei verschiedenen Stellen. Vor der Thüre meiner Wohnung, als ich vom Pferde stieg, erzählte mir ein gerade aus Pera kommender deutscher Kaufmann, daß, als er an der Brücke das Dampfboot bestiegen habe, bereits über fünfzig Häuser gebrannt hätten, und fügte hinzu: „„Sie kennen ja unsere erbärmlichen Löschanstalten; ohne hundert Häuser wird es heute schwerlich abgehen. Vorgestern war der Jahrestag, wo die Hälfte der Stadt niederbrannte. Wir sind ja in Asien.“

Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel. Unter dem Zelte Osmans	1
Zweites Kapitel. Belgrader Spaziergänge	19
Drittes Kapitel. Ein fürchterliches Sommerschloß	48
Viertes Kapitel Ein serbisches Krankenhaus	61
Fünftes Kapitel. Der Leuchtthurm des Ostens	72
Sechstes Kapitel. Der Leuchthurm des Ostens	89
Siebentes Kapitel. Bukarester Spaziergänge	109
Achtes Kapitel. Bukarester Spaziergänge	129
Neuntes Kapitel. Bukarester Spaziergänge	138
Zehntes Kapitel. Von Giurgewo nach Bukarest	154
Eilftes Kapitel. Strousberg'sche Eisenbahnen in Rumänien	163
Zwölftes Kapitel. Rumänische Kontraste	178
Dreizehntes Kapitel. Eine Türkenstadt in Bulgarien	188
Vierzehntes Kapitel. Von Rustschuk nach Varna	198
Fünfzehntes Kapitel. Bulgarien und die Bulgaren	215
Sechszehntes Kapitel. Konstantinopolitanische Spaziergänge	227
Siebenzehntes Kapitel. Konstantinopolitanische Spaziergänge	266
Achtzehntes Kapitel Konstantinopolitanische Spaziergänge	305
Neunzehntes Kapitel. Konstantinopolitanische Spaziergänge	325
Zwanzigstes Kapitel. Türkische Frauen und Mädchen	340
Einundzwanzigstes Kapitel. Jenseits des Bosporus	357

Die Türken in Europa.

Zweiter Band.

Die

Türken in Europa

Von

Gustav Rasch.

„Wo der Türke den Fuß hinsetzt,
da verdorrt selbst das Gras."
(Ausspruch eines türkischen Derwisches.)

Na památku
Vojta Náprstek

Zweiter Band.

Prag, 1873.
Druck und Verlag der Buchdruckerei
von
J. S. Skrejšovský.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen behält ſich der Verfaſſer vor.

Erstes Kapitel.

Die Türken in Europa.

In Ejub, der an der äußersten Spitze des goldenen Horns gelegenen Vorstadt von Konstantinopel, erhebt sich zwischen düstern Cypressen, aufrechtstehenden, mit Turbanen gekrönten, steinernen Grabsäulen und mit vergoldeten Halbmonden geschmückten Grabkapellen eine blendend weiße Moschee mit zwei schlanken Minarets. Unter den Grabsäulen, in den Grabkapellen schlafen die berühmtesten Muftis, Beys, Paschas und Schriftgelehrten des Türkenreichs in Europa; der Friedhof ist die türkische Walhalla. Die Moschee, klein im Verhältniß zu der Achmedja und zu den andern Riesenmoscheen in Stambul, ist das größte Heiligthum des Islam. Früher durfte sie niemals vom Fuße eines Franken betreten werden. Janitscharen hielten in der Nähe Wache und schossen auf jeden Fremden, der sich ihr näherte. Auch heute ist der Eintritt in diese Moschee noch mit großen Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten verbunden. Ein Ferman ist schwer zu erlangen. Ejub, der Fahnenträger des Propheten, soll bei der dritten Belagerung Konstantinopels durch die Araber hier gefallen sein; der Er-

oberer Mohamed der Zweite erbaute zu seinem Andenken diese Moschee und nannte Moschee und Vorstadt nach seinem Namen, für ihn ein Mausoleum, für die Osmanen die heiligste aller Moscheen; denn jeder Sultan wird bei seiner Thronbesteigung hier mit dem Schwerte Omar's umgürtet. Das Schwert ist das Symbol des Islam; durch das Schwert hat der Islam gesiegt, nicht durch die innere Kraft seiner Lehre, wie das Christenthum; deshalb vertritt die Schwertumgürtung bei den Muselmännern die Krönung. Zur Schwertumgürtung reitet der Sultan, umgeben von allen seinen Großwürdenträgern, in seiner nächsten Nähe der Großvezier, der Mufti und der Kislar Aga, aus der Achmedja, der am Atmeidan gelegenen türkischen Staatskirche, in feierlichem, mit orientalischer Pracht geschmücktem Zuge nach der Moschee Ejub, welche nur einmal im Jahr, an diesem Tage, zum Zweck der Schwertumgürtung, geöffnet wird, nachdem er dem Mufti zuvor auf den Koran hat schwören müssen, „den Islam mit dem Schwert zu verbreiten und die Ungläubigen zu vertilgen." Es ist das höchste Glück für den Muselman, den Padischah in seinem Glanze auf diesem Zuge von Stambul nach der Moschee Ejub zu schauen. Hinter dem Sultan und seinem Dreigestirn, dem Mufti, Großvezier und Kislar Aga, gehen ein Schatzmeister, der neue Münzen unter die freudetrunkene knechtische Menge wirft, und ein Geheimschreiber, der die Bittschriften entgegennimmt, welche man an diesem Tage überreichen darf.

Auf dem Vorhofe dieser heiligsten aller Moscheen steht ein marmorner Sarkophag, der von zwei Ahornbäumen beschattet wird. Es ist der Sarkophag Ejub's, des Fahnenträgers. Das Innere der Moschee gleicht den innern Räum-

lichkeiten aller Moscheen; es ist unendlich nüchtern, wie der Islam' selbst. Weißgetünchte, nackte Wände schauen den Eintretenden an; an den vier Pfeilern, welche die Kuppel tragen, glänzen in goldenen Schriftzügen die vier Namen der Khalifen. Ein eingemauerter Stein trägt die Spuren eines Fußstapfens. Die Türken sagen, es sei der Fußstapfen des Propheten. Zwischen den vier Pfeilern findet der Schwur und die Schwertumgürtung statt. Der Sultan besteigt mit seinen Großwürdenträgern dann wieder die Rosse und der Zug geht von Ejub nach dem Serail oder heute nach dem Palast Dolmabatsche an den Ufern des Bosporus zurück. In früherer Zeit ließ der neue Padischah am Abend dieses feierlichen Tages gewöhnlich seine sämmtlichen Brüder erdrosseln, aus Furcht, Einer von ihnen möchte nach dem Throne streben. Auf dem Friedhofe der Aja Sophia habe ich eine Grabkapelle besucht, wo ein solcher dynastischer Mörder mit seinen siebenzehn gemordeten Brüdern schläft. Es sind Mohamed der Dritte und die siebenzehn Söhne seines Vaters, Sultan Murad's.

Die Schwertumgürtung, der Schwur auf den Koran in der Moschee Ejub, der Zug zu Rosse, dem eigentlichen Throne des Padischah, sind die wahren Sinnbilder des Islam, dieser Religion des Fanatismus und der Zerstörung. Schreibt doch der Koran dem Padischah vor, seine Moscheen nur „aus der Christen Mark und aus der Gefangenen Lösegeld zu erbauen," und sind doch die meisten Moscheen von Stambul aus diesem entsetzlichen Mauerwerk aufgerichtet. Vom Schwert ist die Herrschaft des Islam in Asien, Afrika und Europa ausgegangen — nur durch das Schwert wird sie heute zusammengehalten. Das Zelt, welches Osman, der Gründer des Türkenreiches, in seinem Traume sah,

dessen Pfeiler der Atlas, der Hämus, der Taurus und der Kaukasus bilden, ist über Millionen von blutenden Leichen errichtet. Nur in Europa allein haben die Türken über hundert Kriege geführt, in denen sie sich das griechische Kaiserreich, Bosnien und Serbien, Bulgarien und die Moldau, die Wallachei und den größten Theil Ungarns, Griechenlands und den ganzen Archipel unterwarfen. Nur nach Millionen sind die Christen zu zählen, welche in diesen hundert Kriegen dem Tode durch das Schwert oder der Sklaverei geopfert wurden. Selten blieben in einer Türkenschlacht unter 20,000 Mann. Nach der Schlacht bei Nikopolis, wo der Sultan Bajazeth im Jahre 1396 den Kaiser Sigismund und seine Schaaren besiegte, bedeckten 60,000 Türken das Blachfeld. Als der Sultan diese ungeheuere Ziffer erfuhr, wurde er so wüthend, daß er 10,000 christliche Gefangene niedermetzeln ließ. In der Schlacht bei Mohacz fielen 30,000 Christen, König Ludwig der Zweite von Ungarn, sieben Bischöfe und die Blüte des ungarischen Adels. Am Tage nach der Schlacht erwürgten die Türken noch 4000 christliche Gefangene und auf ihrem Zuge nach Raab fanden noch 200,000 Christen ihren Tod durch Mord und Brand. Jahrhunderte hindurch haben die Türken und die Pest die Rolle des Würgengels im christlichen Europa übernommen. Jeder ihrer Schritte hat die Früchte tausendjähriger Kultur niedergetreten. Wer sich davon überzeugen will, bereise die heutige europäische Türkei, Griechenland oder die Küsten Kleinasiens und des nördlichen Afrikas; er schaue die trostlose Verwüstung, welche ihm überall entgegentritt, wohin er geht, und erinnere sich der Zeiten, wo alle diese Länder und Landstriche eine blühende Kultur bedeckte. Der Spruch: „Wo der Türke den Fuß hinsetzt, da

verdorrt selbst das Gras," ist der Ausspruch eines türkischen Derwisches. Nichts charakterisirt besser, umfassender, die Türkenherrschaft und den Islam, als dieser Spruch. Wenn ich in Konstantinopel an alle diese entsetzlichen Greuel, an die Barbarei und an die Verwüstung dachte, welche hinter dem Halbmond und hinter der Roßschweiffahne wie Würgengel herschritten, so erschien mir die Moschee Ejub, die heiligste des Osmanenthums, wo jeder dieser blutbefleckten, barbarischen Despoten auf den Koran schwören mußte „die Herrschaft des Islam mit dem Schwert auszubreiten und die Ungläubigen zu vertilgen," als die schrecklichste von allen Moscheen in Stambul, von denen die meisten ja „aus der Christen Mark und von der Gefangenen Lösegeld" erbaut sind. Die Moschee Ejub ist die Verkörperung aller dieser entsetzlichen Greuel in Europa, welche der Islam in seinem Gefolge hat. Theodor von Grimm, welcher die Moschee Ejub im Jahre 1845 sah, hat vollkommen Recht, wenn er sagt: „Auf der trotzigen Stirn dieser Moschee glaubt man die Worte zu lesen: Von der Wüste Arabiens aus zog das Schwert des Propheten und unterwarf sich eine Welt, an der die Pharaonen Egyptens und die Ptolemäer, die Könige Persiens der alten und der spätern Zeit gebaut hatten; die christlichen Glocken verstummten da, wo der Heiland gelehrt und wo die Apostel gepredigt hatten; die Kunstwerke der Hellenen hat es zertrümmert und mit den Köpfen griechischer Götter Festungsmauern erbaut. Millionen Christen, die Blüte Europa's, sind Jahrhunderte hindurch ausgezogen; sie wurden vernichtet und nur Wenige kehrten zurück. Von Mekka bis Byzanz hat der Fußstapfen des Propheten Alles zertreten und zeigt in diesem Tempel triumphirend die verwüsteten Strecken."

Die Geschichte erzählt uns Wunder von der Pracht und der Herrlichkeit Konstantinopels während der Regierung der griechischen Kaiser. Unermeßliche Schätze der Kunst waren aus Asien, Europa und Afrika zusammengebracht, um die Hauptstadt am Bosporus zu schmücken. Alle berühmten Bildsäulen des griechischen und römischen Alterthums finden wir in dem Walde von Statuen wieder, der den Hippodrom bedeckte; Konstantinopel zählte seine Paläste nach Tausenden; wie Rom war Konstantinopel in vierzehn Regionen getheilt und alle Regionen in gleicher Weise mit Prachtgebäuden geschmückt; die größten und interessantesten Schätze der Literatur und der Wissenschaft befanden sich in der Bibliothek des kaiserlichen Palastes, welche mehr als eine halbe Million Bände zählte. Mit Recht konnte Kaiser Justinian ausrufen, als er die von ihm vollendete Sophienkirche in ihrer Pracht und Schönheit erblickte: „Jetzt, Salomon, habe ich dich übertroffen!“ Und was haben die Muselmänner aus dieser prächtigen und glänzenden Hauptstadt des griechischen Reiches gemacht? Wo ist der Wald von Statuen auf dem Hippodrom, wo sind die Tausende von Palästen, wo sind die Schätze der Literatur und der Wissenschaft geblieben, von denen uns die Geschichte Wunder erzählt? Alles ist, als die Türken vor vierhundert Jahren Konstantinopel eroberten, vertilgt, verwüstet, zerstört und verbrannt, so zerstört, daß selbst die Erinnerung an die ehemaligen Prachtgebäude von der Erde verschwunden ist. Die Kaiserburg nahm mit ihren Schlössern und Palästen einen Stadttheil ein, der das ehemalige Byzanz an Umfang übertraf. Heute können wir nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, wo die Kaiserburg gestanden hat. Sind die elenden Trümmer, welche uns heute in der schmutzigen Judenstadt Egrikapu aus einigen Fenster-

bogen und verfallenen Balkons anblicken, die Reste des prächtigen Palastes der Blachernen oder Belisar's? Wir wissen es nicht. Keine Inschrift gibt uns davon Kunde. Wer ein Bild wildester Zerstörung schauen will, der reite aus dem Thore des Fanars an den Mauern von Konstantinopel entlang bis Ejub, Mauern, an denen Jahrhunderte hindurch eine lange Reihe von Kaisern gebaut haben. Nur wo die Türken gehaust haben, sah ich so wilde Trümmerreste, aus denen oft kaum auf die ehemalige Gestalt der Gebäude zu schließen ist. Das Forum in der ewigen Roma hat doch zwölfhundert Jahre Geschichte erlebt, Vandalen, Ostgothen, Heruler sind darüber hingeschritten — und doch ist das Forum Romanum trotz dieser zwölfhundert Jahre Geschichte, trotz dieser brausenden Stürme der Völkerwanderung noch heute viel reicher an Trümmern, als der Atmeidan in Konstantinopel, zu dessen Schmuck die ganze alte Welt aus Europa, Asien und Afrika beisteuern mußte, über den nur einmal der Fuß der türkischen Zerstörung hingegangen ist. Grimm hat leider Recht, wenn er sagt: „Von aller Herrlichkeit, welche Jahrhunderte mit kaiserlicher Macht im Bunde auf dem Atmeidan zusammengebracht haben, sind heute so wenig Ueberbleibsel, daß man sich besser den Gram erspart, zu wissen, was Barbarei und Bosheit und Unwissenheit zerstört haben; denn die Zeit ist bei allen Zerstörungen menschlicher Werke am unschuldigsten, obgleich man sie ungerechtfertigter Weise am häufigsten anklagt. Als der Sitz der griechischen Regierung im Jahre 1835 von Nauplia nach Athen verlegt wurde, bestand die Stadt, welche zur Zeit ihrer Blüte 150,000 Einwohner gezählt hatte, noch aus einigen hundert elenden Hütten. Das Meiste hatte Athen während der

beiden Jahre gelitten, wo es wiederum in die Hände der Türken gefallen war. Die Janitscharen Abrahim Pascha's hatten die Häuser abgedeckt und zerstört, um mit den Balken und Holzwerk Feuer anzumachen, alle Orangenbäume niedergehauen, von denen jedes Haus umgeben war, und die ganze Umgegend zu einer Einöde gemacht. Daß diese Barbaren nicht den ganzen Oelwald herunterhieben, um die tausendjährigen Stämme sämmtlich als Brennholz zu verbrauchen, lag nur daran, daß hier griechisches und türkisches Eigenthum mit einander vermischt war. Ohne diesen zufälligen Umstand würden wir in der Ebene von Attika heute keinen Oelbaum mehr finden.

Und was haben die Türken an die Stelle der Pracht und der Herrlichkeit von Konstantinopel, an die Stelle der Tausende von Palästen gestellt, welche die Zerstörungswuth des Islam so von der Erde vertilgt hat, daß kaum eine Erinnerung übrig geblieben ist? Eine schmutzige Riesenstadt aus lauter elenden hölzernen Baracken und Holzhäusern bestehend, deren Gestalt an das Zelt des Nomaden erinnert, welcher mit seinen Heerden, Pferden und Kameelen in der asiatischen Wüste umherzieht; enge stinkende Gassen, in deren Pflaster die Löcher die Steine an Zahl übertreffen, welche eben so wenig Namen haben, wie die Häuser Nummern; schmierige Khane, wo dem Reisenden eine leere Kammer ohne Fenster als Wohnung angeboten wird; an Stelle der großen Plätze enge, winklige Märkte ohne jede regelmäßige Gestalt; Gestank, Dunst und Schmutz, wohin man tritt und wohin man sieht. Wenn ich durch diese finstern, holprigen und stinkenden Gassen ritt und diese erbärmlichen Baracken sah, welche die Häuserlinien dieser winkligen Gassen bildeten, so mußte ich immer an den faulen Nomaden in der höl-

zernen Bude denken. Und das ist der Charakter jeder Türkenstadt; der Unterschied liegt nur im Umfang und in der Größe. Ruščuk hat denselben Charakter wie Varna, Varna denselben Typus wie die Türkenstadt Belgrad, welche ich noch gesehen habe, ehe die Serben die erbärmlichen Holzhäuser und hölzernen Buden mit den Schindeldächern niederrissen und europäische Häuser an ihre Stelle setzten, und Belgrad glich Stambul, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Türkenstadt Stambul einen zwanzigmal so großen Flächenraum einnimmt, wie die Türkenstadt Belgrad. Im Abendlande hört man so oft von türkischen Bazars erzählen und denkt sich, alle Schätze, Kostbarkeiten und Wohlgerüche des Orients in einem solchen Bazar aufgehäuft zu finden. Mir wird immer übel, wenn ich an einen türkischen Bazar denke, an diese Reihe von erbärmlichen hölzernen, nach der Straße zu offenen Baracken, wo der Verkäufer, eine Pfeife im Munde, mit gekreuzten Beinen auf einer Matratze liegend und schweigend und rauchend stundenlang in's Leere starrend, seinen elenden Waarenkram hinter sich aufgestapelt hat. Und dieser unbeschreibliche Geruch, dieses widerliche Gemisch von aus Vegetabilienresten, Leder, Tabak, Käse und allerlei Stoffen und Waaren aufsteigenden Dünsten heftet sich noch wochenlang an meine Geruchsnerven, wenn die türkischen Bazars weit hinter mir liegen. Der Bazar von Stambul unterscheidet sich von diesen Bazars der Provinzialstädte bloß durch seinen Umfang, durch seine Waarenmassen und dadurch, daß die engen, schmutzigen, schlecht gepflasterten Gassen, in denen die hölzernen Baracken sich befinden, überwölbt oder vermittelst Brettern und Balken überdacht sind, so daß selbst am hohen Mittage dort ein immerwährendes Halbdunkel herrscht, während der Dunst und der Geruch in

dieſem Gewirr von bedeckten Gaſſen durch die Bedachung noch abſcheulicher wird, als in jedem andern Bazar. Und ſchaut man ſich dieſe erbärmlichen Türkenhäuſer näher an, welche ſelbſt in ihrer äußern Geſtalt das Zelt des Nomaden repräſentiren, ſo muß man wirklich zweifeln, ob man ſich in Europa befindet. Meiſtens ſind ſie ganz von Holz, zuweilen iſt das Erdgeſchoß aus Stein aufgeführt. Der Koran geſtattet nur, den untern Stock aus Stein zu erbauen; die obern Stockwerke müſſen aus Holz aufgeführt ſein. Gewöhnlich behalten dieſe Wände ihre natürliche Farbe, welche Zeit, Luft und Durſt allmälig in ein dunkles Braun verwandeln; ſelten geben die Türken ihren Häuſern einen farbigen Anſtrich. Alle Fenſter ſind durch hölzernes Gitterwerk verſchloſſen, ſo daß es nicht möglich iſt, von Außen einen Blick in ein türkiſches Haus zu werfen; die Thüre iſt immer verriegelt und verſchloſſen. Jedes obere Stockwerk ragt über das untere um einige Fuß hervor, ſo daß es nicht möglich iſt, weder aus dem untern Stockwerk einen Blick nach dem obern Stockwerk zu werfen, noch von oben nach unten zu ſchauen. Die Bedachung beſteht meiſtens aus hölzernen Schindeln, ſelten aus Ziegeln. Und wie iſt das Innere dieſer elenden Holzhäuſer eingerichtet? Ein Hofraum wird von ein paar Gallerieen umgeben, zu denen man auf hölzernen Stiegen hinanklettert, auf welche ſich die Stuben öffnen. Von den architektoniſchen Schönheiten, von dem Schmuck der Binnenhöfe arabiſcher Häuſer findet man in den Höfen türkiſcher Häuſer ſehr ſelten Etwas. Und die innern Wohnräume? Nackte, kahle, weißgetünchte Wände ohne jede Verzierung, ohne Bilder, ohne Spiegel und ohne Schmuck. Ein niedriger Divan in einer Ecke bildet das ganze Mobilar dieſer öden Räume. Auf dem Divan wird

geschlafen, geruht, gegessen, geraucht und der „Kef" gemacht. Der „Kef" ist der Zustand des höchsten Wohlseins des Türken; er besteht darin, auf untergeschlagenen Beinen auf der Matratze zu hocken, den Nargileh oder den Tibuk zu rauchen, den Dampf in die Luft zu blasen und stundenlang apathisch in's Leere zu starren. Die wenigen steinernen Gebäude, welche in Stambul diesen hölzernen Häusern nicht gleichen, haben trotz alledem einen wüsten Anstrich und sind ohne architektonische Schönheit und Regelmäßigkeit. Auch der Palast des Kriegsministeriums auf dem Seraskierplatz macht hievon keine Ausnahme. Europa gehören nur einige Paläste des Sultans am Bosporus und die großen Kasernen in Scutari an; sie stammen alle aus den letzten vierzig Jahren; aber selbst von diesen Palästen schauen die ältern nur von Außen europäisch aus. Der Tschiragan sieht äußerlich einem säulengetragenen Marmorpalaste ähnlich; in Wahrheit besteht nur das Erdgeschoß aus Marmor, während die obern Stockwerke aus Holz sind und nur einen marmorartigen Anstrich haben. Und von der spruchwörtlich gewordenen orientalischen Pracht findet man in den Palästen des Sultans eben so wenig, wie von einer häuslichen Einrichtung. Von Theatern, von Baumanlagen, von Promenaden, von öffentlichen Gärten, von mit Rasen und Blumenbeeten geschmückten Plätzen unserer europäischen Hauptstädte weiß die Hauptstadt des Türkenreichs in Europa, welche der Islam auf den Trümmern des christlichen Byzanz erbaut hat, nichts. Der Türke geht nicht spazieren, er kennt keine Vergnügungen; er weiß nicht, ob ein Orchester gestimmt wird oder ob es eine Beethoven'sche Symphonie spielt; er raucht, schläft, ißt oder „macht den Kef", sei es im Kaffee-

haus oder auf der Matratze in seiner eigenen, kahlen und öden Stube.

Aus diesem Häusermeer von Baracken und hölzernen Häusern, aus diesem Gewirr von holprigen, düstern, engen und stinkigen Gassen steigen eine Masse von Moscheen auf. Eine Architektur gibt es unter den Muselmännern eben so wenig, wie es Architekten gibt. Sämmtliche Moscheen sind deßhalb in ihrer äußern Form der Sophienkirche nachgeahmt, ein Beweis mehr von der innern Armuth des Islam. Jede Moschee sieht wie die andere aus: eine von Pfeilern getragene Kuppel, zwei, drei, sechs Minarets; ein Friedhof mit Grabkapellen, aufrecht stehenden Grabsäulen und Cypressen, umgeben von mehr oder minder räumlichen Vorhöfen. Im Innern ebenso überall dasselbe Bild: ein größerer oder kleinerer Raum, aus dem man zu der Höhe der gewöhnlich von Säulen getragenen Kuppel hinaufschaut; diese innern Räume leer. Von dem Schmuck unserer Kirchen und Dome weiß die Moschee nichts. Keine Bilder, keine Statuen, kein Schnitzwerk, kein Gemälde an den weißgetünchten Wänden, deren einziger Schmuck zuweilen in den Namenszügen der Khalifen oder in einem Koranspruch besteht. Ein Brunnen, zur Abwaschung vor dem Gebet bestimmt; eine niedrige Kanzel; statt des Hochaltars eine Nische in der östlichen Wand; zwischen den Pfeilern, welche die Kuppel tragen, eine Menge aus Straußeneiern und Lampen gebildete konzentrische Kreise — das ist der ganze Inhalt jeder Moschee. Der Boden ist mit feinen Strohmatten bedeckt. Eintönig und leer, wie der Islam selbst und wie der Gottesdienst des Islam, sind auch seine Kirchen. Die Moscheen von Stambul sind das steinerne Buch der blutigen

Geschichte des Osmanenthums in Europa. Die Mehrzahl derselben ist aus den Trümmern und auf den Trümmern griechischer Kirchen gebaut; die Kosten zum Bau sind „von besiegter Christen Mark und von der Gefangenen Lösegeld" genommen. Die älteste aller Moscheen steht beispielsweise auf den Ruinen der Kirche zu den zwölf Aposteln.

So wiederholen sich in dem auf den Trümmern und auf der Asche von Konstantinopel, der Hauptstadt des Christenthums im Orient, erbauten Stambul, dem Mittelpunkt der türkischen Herrschaft in Europa, unaufhörlich zwei Bilder: die hölzerne Hütte und das Steingebäude der Moschee. Die hölzerne Bude repräsentirt das faule Nomadenthum des Türken; die steinerne Moschee den Fanatismus mit blutigem Schwert, das eigentliche Wesen des Islam. Wenn sich in einer Hauptstadt die Geschichte, der Charakter und das innere Wesen des Volkes ausspricht, so gibt Stambul das richtige Bild der Individualität des Osmanenthums und seiner Religion.

Die Balkanhalbinsel zählt zu den reichsten und fruchtbarsten Ländern der Erde. Sie genießt das wundervollste Klima und badet ihre Füße in den schönsten Meeren der Welt. Der fruchtbarste Humus bedeckt ihre Berge von der Stirn bis zur Sohle; die herrlichsten Prärieen schweben in den Wolken; die mineralischen Reichthümer sind nicht zu erschöpfen; Mineralquellen gibt es die Menge von den Thermopylen in Livadien an bis zu den berühmten Bädern des Herkules in Mehadia im Thale des schwarzen Flusses; Albanien, Bosnien, Macedonien sind besonders reich daran; überall in der Nähe der Meere findet man Salzteiche und Salzquellen, in Bosnien wie in Albanien, in den Ländern, die das schwarze Meer bespült, wie am Busen von Saros.

Alle Küstenstriche geben einen köstlichen Wein. Durch ganz Europa berühmt sind die rothen Weine von Tenedos und der Goldwein von Cypern; der weiße Wein von Samos erinnert an den Lunel, der Wein vom Berge Athos an die spanischen Weine; der Wein von Smederevo in Serbien ist vortrefflich. Die Legende erzählt, daß die Reben von Smederevo in ununterbrochener Reihe von denselben Reben stammen, welche der Kaiser Probus auf diesen goldenen Bergen pflanzen ließ. Auf der Balkanhalbinsel wachsen und gedeihen die Myrte, der Kirschlorbeer, der schwarze Maulbeerbaum, der Pomeranzenbaum, die Olive, die Eiche, die Linde, die Cypresse und die stolze orientalische Platane, welche eine enorme Größe erreicht; nur der Palmbaum mangelt diesem wundervollen Lande; man sieht ihn, zum Beispiel in Athen, nur ausnahmsweise. In großer Menge kommen alle europäischen Fruchtbäume vor; ich habe in Bulgarien ganze Wälder von Pflaumenbäumen und Kirschenbäumen gesehen. Das geschätzteste Getraide ist der Waizen, die Hirse, der Sorgo (schwarzes Korn) und der Mais. Ein Maiskorn trägt dreihundertfach; ein Waizenkorn fünfzehnfach. Die griechischen Oliven geben ein erstaunliches Quantum Oel; der jährliche Ertrag eines gewöhnlichen Olivenbaums wird auf 25 bis 30 Pfund dieser Flüssigkeit geschätzt. Wenn die Türken dem griechischen Geiste und der griechischen Natur die volle Freiheit ließen, so wäre diese herrliche Insel binnen Kurzem ein einziger großer Wald von jenen kostbaren Bäumen. Die wilden Olivenbäume wachsen dort von selbst auf allen Gebirgen.

Und was haben die Türken aus diesen reichsten und fruchtbarsten Landstrichen Europa's gemacht? Die Antwort ist in zwanzig Worte zu fassen: Trotz dieses Reichthums an

Naturprodukten aller Art, trotz dieses wundervollen, fruchtbaren Humus übertrifft in der Türkei der Import den Export um das Vierfache. Aber wie ist es möglich, wird Jeder fragen, daß in einem so reichen Lande, auf einer Halbinsel, welche die vortheilhafteste Lage von der Welt zwischen Europa, Asien und Afrika hat, in einem Lande voll natürlicher Häfen, der Import den Export übertrifft? Hier ist die Erklärung in der Individualität, in der Apathie, in der Trägheit, in der Unbildung, im häuslichen Leben, in der Religion der auf der Balkanhalbinsel regierenden kleinen Minorität der Türken, dieses faulen und trägen Nomadenstammes, zu suchen.

In Folge ottomanischer Sorglosigkeit und Faulheit befinden sich alle Kommunikationswege auf der Balkanhalbinsel im beklagenswerthesten Zustande. Sandbänke und vom Sturm zusammengetriebene Baumstämme versperren die Flüsse nach allen Richtungen. Es wäre so leicht, die meisten Wasserstraßen, welche die Balkanhalbinsel durchschneiden, mit kleinen Dampfboten zu befahren und auf diese Weise das Binnenland mit dem Meere in Verbindung zu bringen. Heute können die Flüsse der Türkei nicht einmal gewöhnliche Fahrzeuge tragen; man erblickt auf ihnen nur Flöße oder den Kaik, den aus einem Baumstamme gehauenen Nachen, in welchem höchstens drei bis vier Personen Platz finden, da die geringste falsche Bewegung den Kaik umwirft. An eine Regulirung der Flüsse, oder ich will nur sagen einzelner Flüsse, hat die Regierung der „Hohen Pforte" noch nie gedacht. Die Balkanhalbinsel hat durch ihre Gestalt eine Menge von natürlichen Häfen. Es wäre so leicht, mittelst eines geringen Aufwandes von Kosten diese natürlichen Häfen in sichere Zufluchtsstätten und Stapelplätze für

Handelsschiffe zu verwandeln. Aber es geschieht Seitens der türkischen Regierung nach dieser Richtung im Interesse des Handels gar nichts. Die Einschiffung von Personen ist im Hafen von Varna bei schlechtem Wetter, wie in den meisten Häfen, selbst im Hafen von Konstantinopel, lebensgefährlich. Ueberall in allen Häfen findet das Befrachten sowie das Ausladen der Handelsschiffe mittelst Boote und Kaiks statt. Sogar Konstantinopel, welches doch im Bosporus den schönsten und sichersten Hafen der Welt besitzt, hat keinen Kai. Alle Handelsschiffe müssen mittelst Boote befrachtet und ausgeladen werden. Sämmtliche kleine Dampfer, welche die Verbindung zwischen den einzelnen Theilen der türkischen Hauptstadt, ihren Vorstädten und der Umgegend vermitteln, landen an dem Unterbau der alten, baufälligen Brücke, welche Pera und Galata mit Stambul verbindet. Mittelst wahrer Hühnerstiegen müssen die Passagiere dieser Boote die Höhe der Brücke erklimmen. Oft hat das Dampfboot eine halbe Stunde lang zu laviren, ehe es ihm gelingt, an dem Unterbau dieser Brücke, die kaum die Breite von einigen Fußen hat, anzulegen. Die Ausschiffung dauert gewöhnlich weit länger, als die ganze Fahrt, welche sie zurückgelegt haben. Oft genug haben auswärtige Handelsgesellschaften der türkischen Regierung angeboten, im Hafen von Konstantinopel einen Kai zu bauen; aber die Hohe Pforte hat bisher alle Anerbietungen dieser Art mit dem Bemerken abgelehnt, sie werde selbst den Kai bauen. Schwerlich wird die Hohe Pforte indeß in diesem Jahrhundert noch mit dem Bau des Kai beginnen. Seit mehreren Jahren ist eine Gesellschaft damit beschäftigt, neben der alten hölzernen Brücke die beiden Ufer des goldenen Horns vermittelst einer eisernen Brücke zu verbinden, um

über dieselbe die Schienenstränge einer Pferdebahn zu legen, welche durch Pera, Galata und Tophana führen soll. Die eiserne Brücke ist auch in der That in Angriff genommen worden, aber seit Jahr und Tag wieder in Stillstand gerathen. Weßhalb und warum? Niemand in Konstantinopel war im Stande, mir diese Frage zu beantworten. Dadurch, daß der Bau der Brücke eingestellt ist, wird natürlich auch die Eröffnung der Pferdeeisenbahn unmöglich.

Alle Landstraßen auf der Balkanhalbinsel befinden sich in demselben Zustande, wie die Wasserstraßen. Falls der beste und einzige Ingenieur des Orients, die Sonne, die Landstraßen nicht gangbar macht, sind sie grundlos. Hie und da trifft man in den Provinzen Bruchstücke von gepflasterten Wegen, welche sich nach einigen Stunden wieder im Gebüsch oder unter dem Grase verlieren. Diese Trümmerwege sind aber keine Landstraßen; sie sind nichts als schmale Fußsteige, nur für einen einzelnen Reiter eingerichtet. Nichts indeß gleicht den „Skalas", Treppenstiegen, welche längs der Abgründe in Felsen eingehauen sind, um die Gebirge übersteigbar zu machen. Wirklich fahrbare Straßen gibt es in der Türkei nur ganz kurze Strecken, selbst nicht einmal in der Umgegend der Hauptstadt. Die Straße, welche Stambul mit der berühmten Vorstadt Ejub verbindet, gleicht dem Wege, auf dem ich durch die afrikanische Steppe geritten bin, auf ein Haar. Zu meinem größten Erstaunen gerieth ich in der Umgegend von Skutari zweimal auf eine gute gepflasterte Straße. Eine von diesen Straßen hatte ein Privatmann, der Bruder des Khedive von Egypten, Mustapha Fazil Pascha, angelegt, um zu Wagen nach seinem Landhause gelangen zu können. Die zweite Straße führte

von Skutari zu einem Kiosk des Sultans. Am Kiosk war sie zu Ende. Ich dachte an den „Re Bombà", der im Königreich beider Sicilien auch nur eine einzige Landstraße bauen ließ. Es war die Straße, welche die Hauptstadt mit seinem Lustschlosse zu Caserta verband. Der Sultan Mahmud, der Vater des jetzt regierenden Padischah, hatte eine fahrbare Straße von Schumla, der bekannten Donaufestung in Bulgarien, nach Stambul gebaut. Als Sultan Mahmud gestorben war, gerieth die Landstraße in Verfall, weil sich Niemand um ihre Unterhaltung bekümmerte. Heute kann man von Stambul nach Schumla nur auf dem Seewege gelangen.

Die Eisenstraße, welche eine englische Gesellschaft durch Bulgarien gebaut hat, um den Donauhafen Rustschuk mit Varna, dem Hafen des schwarzen Meeres, zu verbinden, befindet sich noch heute in englischer Verwaltung, weil die Regierung der Hohen Pforte ihren gegen die Gesellschaft eingegangenen Verbindlichkeiten in keiner Weise nachgekommen ist. Eine Kontrolle seitens der türkischen Regierung beim Bau dieser Eisenstraße muß nie stattgefunden haben. Die Erbauer der rumänischen Bahnen und die Unternehmer dieser Eisenstraße können sich in Aermlichkeit und Dürftigkeit der Wagen und die Ausstattung der Stationsgebäude, der Bahnhöfe und der Wartezimmer brüderlich die Hände reichen. Das ist eine Ausstattung, wie man sie nur Türken bieten kann, nicht Europäern. Die letzte Strecke der Bahn nach Varna zu führt durch einen Sumpf. Einen Damm durch diese sumpfige Niederung zu erbauen, um auf der Höhe des Dammes die Eisenstraße weiterzuführen, haben die englischen Unternehmer für nicht nöthig gehalten. Länger

als eine Stunde fuhr ich durch Wasser, welches über die Achsen der Räder hinausreichte. In Rumänien hat man ähnliche Eisenbahnkunststücke zu Stande gebracht. Die Eisenbahn, welche Konstantinopel mit Belgrad und mit Pest in Verbindung bringen soll, ist in Angriff genommen, nämlich sie ist fertig und fahrbar auf einer Strecke von zwei Stunden. Wann und ob sie einst vollendet werden wird, wußte mir in Konstantinopel Niemand mit Bestimmtheit zu sagen. Ich hörte darüber nur die vagesten Vermuthungen aussprechen.

Bei einem solchen Zustande der Straßen und Flüsse ist der Verkehr im Großen in der Türkei natürlich unmöglich. Mag das Land noch so reich sein und noch so viel hervorbringen, der Export dieser Erzeugnisse ist und bleibt unmöglich. Jede Provinz muß ihre Erzeugnisse fast allein verzehren. Das Getreide verfault, weil es nicht verbraucht werden kann. Die Kosten der Fortschaffung würden die Preise des Getreides im Falle des Exports unerschwinglich machen, wo die Seeküste nicht mittelst einer Eisenstraße oder eines Flußes mit einem geringen Kostenaufwand erreicht werden kann. Für die türkische Regierung wäre es ein Leichtes, sämmtliche Staatsschulden zu bezahlen, wenn der natürliche Bodenreichthum des Landes irgendwie ausgebeutet würde. Ohne Kommunikationswege, ohne Straßen, ohne Häfen ist dieß natürlich absolut unmöglich. An die Ausbeutung der Mineralien denkt die Regierung nicht. Auch in dieser Richtung hin sind ihr von auswärtigen Kapitalisten und Gesellschaften zu öfteren Malen die vortheilhaftesten Vorschläge gemacht worden — aber die Regierung der Hohen Pforte hat alle Anerbietungen und Vorschläge unter nichts-

sagenden Vorwänden zurückgewiesen. Selbst die Ausbeutung der natürlichen Schätze des Bodens in die Hand zu nehmen, dazu bringt es die türkische Indolenz nicht. Der Türke ist selbst zu indolent, um sich mit dem Handel zu befassen. Griechen, Armenier, Engländer, Franzosen, Deutsche sind es, die den Handel der Balkanhalbinsel in Händen haben. Die Verbindung des Bosporus mit Varna, Odessa und Galacz, den Häfen des schwarzen Meeres, unterhalten russische Dampfer und die triester Dampfschifffahrtsgesellschaft des Lloyd; die Verbindung mit Italien, mit Frankreich, mit England und Deutschland die Lloydampfer, englische, italienische und französische Dampfer; die türkische Handelsmarine beschränkt sich auf ein paar schmutzige, schlechtgeführte Schiffe, auf denen ich nicht fahren möchte; besser sind noch die egyptischen Dampfer, welche von Stambul nach Alexandrien fahren und an den Küstenplätzen von Kleinasien anlegen. Den Türken haben die Fremden nur das kleine Gewerbe überlassen. An der kulturhistorischen Entwicklung der Balkanhalbinsel betheiligt sich der Türke nur als kleiner Gewerbetreibender und als Beamter der Staatsmaschine, welche so schlecht und so liederlich ist, wie keine Staatsmaschine in Europa. Wo er sich überhaupt mit dem Ackerbau beschäftigt, treibt er diesen Ackerbau in der Art und Weise und mit den Werkzeugen, wie es vor zwei Jahrtausenden zur Zeit der jüdischen Patriarchen Brauch war. Bei dieser Indtvidualität des türkischen Volks, bei einer solchen Regierung, bei einer solchen Vernachlässigung aller Interessen des Landes ist es wohl selbstverständlich, daß trotz Bodenreichthum und Klima der Import auf der Halbinsel den Export um das Vierfache übertrifft Die Ver-

armung der Bevölkerung und der ungeheuere Schuldenberg der Türkei sind die natürlichen Konsequenzen dieser traurigen Erscheinung. Ich werde nun zuerst von der türkischen Staatsmaschine erzählen. Eine ähnliche Staatsmaschine existirt nicht in Europa.

Zweites Kapitel.

Die Türken in Europa.

Wer regiert denn in Stambul? Wer ist eigentlich das Schwungrad, wodurch die türkische Staatsmaschine in Gang erhalten wird? Diese Frage habe ich so oft an diplomatische Freunde und Bekannte gerichtet, welche bei der Regierung der Hohen Pforte als Geschäftsträger, als Konsuln, als diplomatische Agenten akkreditirt sind, und immer erhielt ich die Antwort: „Der Großvezier und die Großmächte.“ Der Großvezier ist der Repräsentant der jedesmaligen Partei, welche durch die Intriguen des Divans und des Harems an das Ruder des türkischen Staatsschiffes gebracht ist. Stirbt ein Großvezier, so ist sein Nachfolger bereits vor seinem Tode durch diese Partei und durch den regierenden Großvezier bestimmt. Fuad Pascha empfahl vor seinem Tode dem Sultan Ali Pascha, und der kürzlich verstorbene Ali Pascha bestimmte den Sultan, nach seinem Tode Mahmud Pascha zum Großvezir zu ernennen. Der jedesmalige Großvezir ist der eigentliche erleuchtete Autokrat der Türkei. In seiner Hand befindet sich das Schwungrad der türkischen Staatsmaschine. Sämmtliche Minister sind nichts als seine

ersten Beamten, welche er ernennt. Der erleuchtete Autokrat erhält indeß seit dem Krimkrige, wo die Türkei unter die europäischen Mächte aufgenommen ist, seine Inspiration durch die Großmächte. Jeder Gesandte, der in Konstantinopel eine Großmacht repräsentirt, reitet auf die Hohe Pforte und spricht mit. Die Hohe Pforte hat sich an diesen Druck, den die Gesandten der Großmächte auf sie ausüben, bereits so gewöhnt, daß bei jedem neuen Reformprojekt, welches im Kopfe des Großveziers zu Tage kommt, die Gesandten und Konsuln der Großmächte erst um ihre Zustimmung befragt werden, bevor das Reformprojekt in's Leben tritt. Oder die Großmächte ergreifen selbst die Initiative. Als vor zehn Jahren in Konstantinopel Niemand auf der Straße weder bei Tage noch bei Nacht vor den Räubern, Dieben und Mördern mehr seines Lebens sicher war, nahmen die Gesandten der Großmächte selbst die Reorganisation der türkischen Polizei in die Hand, oder zwangen doch die türkische Regierung, eine Reorganisation ihrer eigenen Polizei vorzunehmen.

„Und wer regiert denn in den Provinzen?" fragte ich meine diplomatischen Freunde und Bekannten in Konstantinopel, wenn ich einmal bei der Regierungsfrage war. — „Die Paschas," war die einfache Antwort. — „Aber doch nach den Anordnungen des Großveziers?" fragte ich weiter. — „Allerdings; aber insoweit und insofern die Paschas es für gut halten, den Anweisungen des Großvezirs Folge zu leisten. Wollen sie nicht — nun so regieren sie, wenn nicht ganz eklatante Fälle, wie politische Aufstände, vorliegen, selbstständig weiter. Chacun à son goût."

„Und der Sultan, der Padischah?" wird der Leser frazen: „regiert der Sultan nicht? — Auch ich that in

Konstantinopel bei gut unterrichteten Personen häufig diese natürliche Frage. Nun, der Sultan ist allerdings die Spitze der Regierung, der Autokrat, der absolute Herrscher „quand même", durch Nichts in seinem Willen beschränkt, weder durch einen Senat, noch durch einen Landtag, noch durch eine Korporation. Seiner autokratischen Herrlichkeit gegenüber sind alle Unterthanen Sklaven, welche weder ein Recht auf Vermögen, noch auf Freiheit, noch auf Leben haben. So ist's in der Theorie. In der Wirklichkeit wird aber die autokratische Gewalt des Sultans nach allen Richtungen hin durch die Großmächte beschränkt, deren Gesandte neben dem Großvezier regieren. Es ist die Aufgabe des Großvezires, den Sultan zu Allem zu bestimmen, was die Großmächte befehlen. Dem Sultan selbst wird Einmal im Jahre von seinem Großvezier über den ganzen Staatshaushalt der Türkei Rechnung gelegt. Der Sultan reitet dann auf die Hohe Pforte. Großvezier und sämmtliche Minister sind zugegen. Die Ablegung der Staatshaushaltsrechnung nimmt ungefähr eine halbe Stunde in Anspruch — der Sultan steigt wieder zu Pferde und reitet in seinen Palast zurück.

Ein Mann von energischem Willen, wie der Sultan Mahmud, der die Janitscharen zu Tausenden niederschießen ließ, würde sich freilich eine Regierung, wo Großvezier und Gesandte der Großmächte ihm über den Kopf weg regieren, nicht gefallen lassen. Er war der Autokrat nicht allein in der Idee, sondern auch in der Praxis. Seine beiden Söhne, der verstorbene Sultan und der jetzt regierende sind schwache Leute, von bescheidenen Verstandesmitteln, und lassen sich es schon gefallen, daß Großvezier und Großmächte ihm über den Kopf weg regieren. Und was sollen sie auch machen? Seit dem Krimkriege oder eigentlich seitdem

die Großmächte aus gegenseitiger Eifersucht, wer von ihnen Erbe „des kranken Mannes" werden soll, den Zustand geschaffen haben, den man in Europa „die orientalische Frage" nennt, seit dem existirt die Türkei als selbstständiger Staat ja nur, wenn auch nicht „von Gottesgnaden", so doch „von Großmächte Gnaden". Will der Sultan sich nicht über den Kopf weg regieren lassen — nun, so überläßt man ihn nöthigenfalls seinen Gläubigern oder seinen Unterthanen, den griechischen und südslavischen Stämmen, den Serben, den Bulgaren, den Griechen, den Bosniaken, den Albanesen, den Montenegrinern, welche vor Begierde brennen, der türkischen Wirthschaft auf der Balkanhalbinsel ein Ende zu machen und sich in das „Zelt Osman's" zu theilen. Nicht *sie*, nein, die Türken sind die Eindringlinge in dem schönen, reichen Lande, welches *ihre* Heimatstätte ist und war — und es auch wieder werden wird. *Sie* besitzen neben ihrem Recht auf den heimatlichen Boden auch alle Eigenschaften zur Selbstregierung und zur Selbstverwaltung, während „der kranke Mann", der mit Hülfe der Großmächte auf der Hohen Pforte regiert, nur eine Scheinexistenz führt und weder Lebenskraft noch Lebensodem besitzt.

„Aber was macht denn der Sultan den ganzen Tag, wenn der Großvezier die ganze Regierungslast auf seine Schultern nehmen muß und der Sultan selbst sich nur eine Stunde im Jahre mit der Regierung seines Reichs beschäftigt?" war dann die zweite Frage, welche der ersten: „Wer regiert denn eigentlich in Stambul?" immer folgte.

„Der Sultan ist in seinem Harem", war gewöhnlich die Antwort auf diese Frage.

„Aber um's Himmels willen, der Mann kann doch nicht immer im Harem sein."

„Nun", erwiderte ein Anderer, „der Sultan beschäftigt sich viel mit seiner Damenkapelle."

„Damenkapelle, was ist denn das?"

„Der Sultan hat sich eine ganze Reihe schöner, junger Mädchen in der Musik ausbilden lassen," lautete die Antwort, „wirkliche Künstlerinnen auf der Geige, auf dem Violoncell, auf der Flöte, auf der Harfe, auf der Guitarre, auf dem Klavier auch auf den Instrumenten, welche zur sogenannten Blechmusik gehören, ein ganzes Orchester. Von diesem Orchester von Damen, von dieser Damenkapelle läßt der Sultan sich Musikstücke aufführen. Das beschäftigt ihn außerordentlich!"

Das ist eine vortreffliche Unterhaltung, sagte ich zu mir selbst. Ich habe oft den Gedanken gehabt: Wäre ich ein Fürst oder ein reicher Privatmann, so würde ich mir eine aus wirklichen Künstlern zusammengesetzte Kapelle halten. Der Sultan hat mich in der Ausführung dieser sublimen Idee übertroffen. Eine Kapelle aus Künstlerinnen! Ich werde meine sublime Idee von nun an ändern und sagen: Wäre ich ein Fürst oder ein reicher Privatmann, so würde ich mir eine Kapelle aus wirklichen Künstlerinnen ausbilden lassen! Schließlich kam ich aber doch wieder darauf zurück, daß man sich nicht den ganzen Tag mit seiner Damenkapelle beschäftigen kann, und fragte von Neuem: „Was thut der Sultan aber sonst?"

„Er hat einen Zwerg der ihn sehr interessirt."

„Und was weiter?"

„Er hält sich einen Hofnarren, der in der That ein interessanter Mensch sein soll."

„Hat der Sultan denn gar keine Passionen?"

„Er hat die Passion, Gewehre und Pistolen zu pro-

biren. Auch interessirt er sich sehr für wilde Thiere und unterhält zu diesem Zwecke eine Menagerie."

Weiteres konnte ich über die Beschäftigung des Sultans trotz aller Nachforschungen und Erkundigungen nicht erfahren. Schließlich ist es ja auch gleichgültig, was der Sultan thut, da er ja doch nichts Anderes ist, als eine Figur, und der Großvezier mit Hülfe und unter Aufsicht der Großmächte an seiner Statt regiert.

Der Großvezier, die Minister und die Paschas üben die Regierung nun durch ein Heer von Justizbeamten und Administrativbeamten aus. Der Muselmann nimmt an der kulturhistorischen und staatlichen Entwicklung der Balkanhalbinsel ja nur als kleiner Gewerbetreibender und als Beamter der Regierung Theil, wie ich bereits erwähnte. Von einer juristischen und administrativen Ausbildung der Beamten ist in der Türkei aber gar keine Rede. Schulen, Universitäten zur Ausbildung in der Justiz und in der Administration gibt es in der europäischen Türkei nicht; Prüfungen, verschiedene Grade und Abstufungen in der Ausbildung natürlich noch weit weniger. Der junge Mann, der Justizbeamter oder Administrativbeamter zu werden beabsichtigt, beginnt als Schreiber oder Protokollführer bei einem älteren Justizbeamten oder Administrativbeamten seine juristische oder administrative Laufbahn, wie ehemals die Richter der Tribunale des Papstes, als der Papst im Kirchenstaate neben seiner geistlichen Würde als pontifex maximus noch eine weltliche Regierungsgewalt ausübte; er studirt die Theorie aus der praktischen Anwendung und wird durch Gunst, durch Protektion oder durch die Zeit nach und nach Rath, Gouverneur, Pascha, Minister oder auch Großvezier. Die Pfeifenstopfer spielen auf dem Gebiet der Pro-

tektion eine besonders mächtige Rolle. „Der Pfeifenstopfer kann morgen Minister sein!“ Diese Worte habe ich in Konstantinopel täglich gehört, und sie enthalten wirklich eine traurige Wahrheit. Die durch alle Stufen des türkischen Beamtenthums gehende Korruption ist innig damit verbunden. Und was brauchen diese türkischen Justizbeamten und Administrativbeamten auch eigentlich zu lernen? Eine wirkliche Civilgesetzgebung, eine juristische Wissenschaft existirt ja in der Türkei nicht. Die Civilgesetzgebung gründet sich auf den Koran, auf Ordonnanzen der verschiedenen Sultane und auf Gewohnheitsrechte. Aus diesem Konvolut von Sinn und Unsinn, aus dieser Gesetzgebung, deren Hauptgesetzbuch, der Koran, einmal vor tausend Jahren auf die türkischen Verhältnisse gepaßt haben mag, sucht sich nun der türkische Richter seine Richtersprüche zusammen. Das überall auftretende Mittel der Bestechung modifizirt dieselben. Von irgend einer Sicherheit ist auf dem Gebiete der türkischen Civilgesetzgebung also gar keine Rede. Jeder Richterspruch ist ein Lotteriespiel, abhängig von der größeren oder geringeren Dummheit und Rechtlichkeit des rechtsprechenden Beamten. Und wie ist es nun mit der exekutiven Ausführung des Richterspruches, wenn der Verurtheilte nicht gutwillig dem Richterspruche nachkommt? Gewöhnlich ist auf dem Wege der Exekution in der Türkei zu nichts zu kommen; denn der Exekutivbeamte ist jeder Bestechung ebenso zugänglich, wie seine Vorgesetzten, wie der Tribunalsrath, wie die Minister und wie die Paschas. Und hängt doch die Dauer der Gewalt der Paschas und der Untergouverneure in den Provinzen gewöhnlich nur von der Größe und von der Regelmäßigkeit der Geschenke ab, welche sie nach Konstantinopel schicken. Lachte doch Mustapha Fazil Pascha, als er

noch Finanzminister war, einem meiner Freunde in Konstantinopel in's Gesicht, als derselbe ihm eine fällige Wechselforderung an die Regierung präsentirte und mit der Zahlung sich nicht hinhalten lassen wollte, und erwiderte er ihm doch, als er drohte, den Wechsel protestiren zu lassen, lachend und mit bedauerndem Achselzucken: „Protest? Den Protest werfe ich einfach in den Papierkorb!"

Wie kann man bei solchen Vorgängen und bei der durch alle Stufen der türkischen Beamtenwelt gehenden Korruption und Bestechlichkeit noch von Sicherheit der exekutiven Beitreibung einer rechtskräftigen Forderung sprechen?

Ein Strafgesetzbuch, ein Handelsgesetzbuch, eine Handelsprozeßordnung besitzt die Türkei allerdings seit einigen Jahren, aber diese Gesetzbücher sind Abklatsche des französischen Code pénal, Code commerce und der Procedure de commerce, von einigen französischen Advokaten im Auftrage der Regierung zusammengeschmiert, welche auf die türkischen Verhältnisse passen wie die Faust auf's Auge. Eigentliche Grundbücher, Hypothekenbücher, eine Hypothekengesetzgebung gibt es in der Türkei nicht. So ist der Besitz alles Grundeigenthums immer in Frage gestellt; die Sicherheit jedes Besitzes ist null. Mir sind Fälle mitgetheilt, wo Jemand nach zehnjährigem, ruhigen Besitz eines durch Kauf erworbenen Grundstückes wieder durch die Gerichte aus seinem Grundstücke hinausgesetzt wurde, weil sich plötzlich ein Dritter fand, der einen berechtigteren Eigenthumstitel nachwies, als der Zweite, von dem der gegenwärtige Besitzer es gekauft hatte. Vielleicht oktroyiren die in Konstantinopel anwesenden Gesandten der Großmächte „dem kranken Manne" auch noch eine Hypothekenordnung. Sie könnten

ja gleich die preußische Hypothekenordnung mit Haut und Haar auf die Türkei übertragen, mit der der preußische Landtag jetzt endlich niedergekommen ist. Mit dem Code pénal, mit dem code de commerce und mit dem code de procédure ist es ja ebenso gemacht worden. Hat doch in vollem Ernst ein junger türkischer Beamter, der ein Jahr lang in Berlin Jurisprudenz studirt hatte, einmal dem reformsüchtigen Fuad Pascha vorgeschlagen, ohne Weiteres in der Türkei die preußische Gerichtsordnung einzuführen. Bekanntlich bemühen sich die preußischen Unterthanen schon seit Jahren, diese Gerichtsordnung los zu werden.

Das größte und wichtigste Rad in der türkischen Staatsmaschine ist natürlich, wie in allen europäischen Ländern, die Armee. Das Heer hält den Leib „des kranken Mannes" zusammen; sonst wäre er längst auseinandergefallen. Alle unterworfenen griechisch-slavischen Stämme des Türkenreichs sind jeden Moment zum Anstande bereit; unbeschreiblich und unvertilgbar ist der Haß der Griechen, der Bulgaren, der Serben, der Montenegriner, der Albanesen, der Bosnier gegen die kleine Minorität von Barbaren, welche seit vier Jahrhunderten zur Schande Europas mit dem Säbel und mit der Kanone auf der Balkanhalbinsel regiert und auf fünfzehn Millionen Südslaven und Griechen umhertrampelt, welche an Kultur, Fleiß, Initiative, Intelligenz und geistiger Bildung ebenso hoch über diesem faulen Nomadenstamm stehen, wie sich das Balkangebirge über die Ebene erhebt. Der Hohen Pforte ist natürlich dieser unvertilgbare Haß der unterworfenen christlichen Stämme ebenso bekannt, wie ihre unverwüstliche Neigung zum Aufstande; sie legt deßhalb auf Bewaffnung und Ausbildung der Armee das größte Gewicht. Das Budget des Kriegsministeriums ist in der

Türkei das höchste, wie in allen europäischen Staaten. In ihren Grundzügen stammt die gegenwärtige Heeresverfassung der Türkei von Sultan Mahmud II., der auf dem Atmeidan die Janitscharen, diese ehemaligen Prätorianer des Osmanenthums, zu vielen Tausenden niedermetzeln ließ und an ihrer Stelle eine Armee nach modernem, europäischem Muster schuf. Thatsächlich traten die neuen Heereskörper während der vierziger Jahre unter der Regierung seines Nachfolgers Abdul Medschid in's Leben. Deutsche und französische Instruktoren haben sie nach europäischer Schablone ausgebildet. Das neueste Organisationsstatut der türkischen Armee stammt aus dem Jahre 1869. Es theilt die Dienstzeit aller Muselmänner in die Linie, zwei verschiedene Reserven und in den Landsturm; die Dienstpflicht jedes Muselmannes bestimmt es auf nicht weniger als zwanzig Jahre, von denen er vier Jahre in der Linie, zwei in der ersten Reserve, sechs Jahre in der zweiten Reserve und acht Jahre im Landsturm zuzubringen hat. Wehrpflichtig sind alle Mohamedaner ohne Unterschied. Die der türkischen Herrschaft unterworfenen Christen können sich vom Dienste in der Landarmee loskaufen; von der Dienstpflicht in der Marine befreit sie indeß nichts, falls sie zu derselben ausgehoben werden. Der Grund dieses Zwanges zur Marine ist darin zu suchen, daß die Griechen vortreffliche Seeleute sind, während die Türken zum seemännischen Beruf gar keine Anlagen haben. In Friedenszeiten besteht die Landarmee aus 150,000 Mann, welche bei inneren Aufständen auf 220,000 Mann erhöht werden. Bei einem Angriff von Außen soll die Ziffer der Landarmee, falls der Angriff nur von einer Seite her stattfindet, auf 400,000 Mann erhöht werden, von denen die europäische Türkei 250,000 Mann, die asiatische Türkei

150,000 Mann zu stellen hat. Findet der Angriff aber von mehreren Seiten statt, so soll die Wehrkraft der Landarmee auf 700,000 Mann gesteigert werden. Wenn der Ferman vom Jahre 1870, welcher die Art der Durchführung dieser Steigerung der Wehrkraft regelt, zur Ausführung kommt, so würde die türkische Regierung im Jahre 1878 über eine Streitkraft von 700,000 bis 800,000 Mann zu verfügen haben. Ob dieser Ferman zur Ausführung kommen kann, hängt indeß von der Finanzlage der Türkei und von den Schwierigkeiten der inneren Regierung ab. In der Türkei bleibt manches Projekt auf dem Papiere, ohne zur Ausführung zu gelangen.

Eingetheilt wird die türkische Armee in sechs verschiedene Korps. Die reguläre Infanterie besteht aus 41 Regimentern mit 123 Bataillonen und 38 Bataillonen Jägern. Die Reserve der Infanterie zerfällt in vier Aufgebote. Die Kavallerie besteht aus 25 Regimentern und 6 Eskadrons. In Kriegszeiten soll jede Eskadron 180 Mann zählen. Die Artillerie zerfällt in 6 Regimenter und in die Truppen und Anstalten, welche unter die Central-Artillerie-Direktion gestellt sind. Jedes Feldartillerieregiment besteht aus 15 Batterien, so daß die Gesammtartillerie über 540 Geschütze verfügt. Außer diesen Feldartillerieregimentern besteht in Konstantinopel noch ein Reserve-Artillerieregiment, welches dazu bestimmt ist, seine Batterieen zur Ergänzung der im Felde stehenden Artillerie abzugeben. Neben den regulären Truppen existiren aber auch noch irreguläre Korps, deren Soldaten theils Geworbene — Baschi-Bozuks — theils Freiwillige — Spahis, Beduinen sind. Die Gesammtsumme der irregulären Truppen beläuft sich auf ungefähr 70,000 Mann. Die Wehrkraft Egyptens, welches in Kriegszeiten

ein Hülfskontingent von 15,000 Mann zu stellen hat, beträgt 25,000 Mann. Die Regentschaften Tunis und Tripolis unterhalten eine stehende Armee von 6000 Mann, von denen in Kriegszeiten 4000 Mann zur Verfügung der Centralregierung in Konstantinopel stehen.

Die türkische Marine besteht aus 19 Panzerschiffen und aus 84 hölzernen Linienschiffen. Die Panzerflotte hat eine Gesammtpferdekraft von 8450 und 123 Geschütze größeren Kalibers. Die türkische Marine zählt also 103 Fahrzeuge mit einem Matrosenkorps von 20,000 Mann und 3600 Marinesoldaten.

Alle türkischen Soldaten, welche ich gesehen habe, waren stramme, großgewachsene und wohlgenährt aussehende junge Männer. Behandlung und Ernährung in den Kasernen sind nicht schlecht. Offiziere und Soldaten leben in einem kameradschaftlichen Verhältnisse. Die Leute sind gut dressirt, gut einexerzirt; die Pferde der Kavallerie kräftige, wohlgenährte Thiere — ich sah Exerzitien aller Truppengattungen theils auf der Ebene von Skutari, theils in Ruščuk, theils in der Umgegend von Schumla — die Oberoffiziere sollen, wie mir von fremden Militärs in Konstantinopel gesagt wurde, in strategischer und militärwissenschaftlicher Hinsicht indeß sehr wenig leisten. Von der türkischen Panzerflotte sah ich ungefähr ein Dutzend Dampfer im Bosporus, auch zwei große Thurmschiffe. Die Schiffe sind in England gebaut und sollen in Betreff ihrer Bauart und Festigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Sonst wohlunterrichtete Personen wollten mich sogar versichern, daß die ganze türkische Panzerflotte nur nominell der Hohen Pforte gehöre, in Wirklichkeit aber Eigenthum der englischen Regierung sei, im Fall eines allgemeinen europäischen Konflikts dazu be-

stimmt, die englische Herrschaft im Bosporus und in den Dardanellen als schwimmende, eiserne Festungen aufrecht zu erhalten. Die Richtigkeit dieser Versicherung muß ich natürlich dahingestellt sein lassen. Der Höchstkommandirende der Panzerflotte ist ein Türke, der ihm zunächst stehende Admiral — und man versicherte mich, daß dieser eigentlich der Höchstkommandirende sei — ist ein Engländer. Die Manövrirfähigkeit der Schiffe soll schlecht sein; von der Unwissenheit und Unfähigkeit der türkischen Seeoffiziere wurden mir fast unglaubliche Geschichten und Anekdoten erzählt.

Die asiatische und die europäische Türkei haben eine Gesammtbevölkerung von ungefähr 42 Millionen Seelen. Von diesen 42 Millionen fallen 26 Millionen auf Asien und auf die tributären Staaten Afrikas, während 16 Millionen die europäische Türkei bewohnen. Die Gesammtoberfläche der Türkei beträgt 4.769,616 Quadratkilometer. Die Bevölkerungsziffer würde sonach beiläufig auf 9 Köpfe für jeden Quadratkilometer zu stehen kommen. In der That stellt sich aber die Bevölkerungsziffer in der europäischen Türkei höher heraus. Die europäische Türkei hat eine Gesammtbevölkerung von 16 Millionen Seelen auf einer Oberfläche von 515,966 Quadratkilometern, so daß also 30 Köpfe auf jeden Quadratkilometer kommen würden. Wenn wir aber annehmen, daß in einem gutbevölkerten Lande 125 Köpfe auf jeden Quadratkilometer kommen, so müssen wir eingestehen, daß die europäische Türkei, obwohl ihre Bevölkerungsziffer die Einwohnerzahl der asiatischen Türkei um ein Bedeutendes überragt, dennoch zu den schwächstbevölkerten Ländern Europas gehört. Belgien zählt beispielsweise auf einer Oberfläche von 29,700 Quadratkilometern 159 Seelen auf jeden Quadratkilometer; Holland bei einer Gesammt-

oberfläche von 34,554 Quadratkilometern 101 Seele auf jeden Quadratkilometer; Italien bei einer Oberfläche von 257,000 Quadratkilometern 95; Frankreich bei einer Oberfläche von 550,000 Quadratkilometern 67; die Schweiz bei einer Oberfläche von 39,458 Quadratkilometern 65; Oesterreich-Ungarn bei einer Oberfläche von 650,000 Quadratkilometern 54, während das durch dynastische Kriege entvölkerte Spanien bei einer Oberfläche von 498,640 Quadratkilometern nur 32 Köpfe für jeden Quadratkilometer aufweist. Die europäische Türkei reicht mit ihrer Bevölkerungsziffer also noch nicht einmal an Spanien, an das schlechtstbevölkerte Land Europas, hinan. Aus der Bevölkerungsziffer eines Landes kann man gewöhnlich auf die Stufe seiner volkswirthschaftlichen Bildung und seines kulturhistorischen Fortschritts schließen. Mit der Bevölkerungsziffer wachsen Wohlhabenheit, Bildung und Intelligenz eines Landes und Volkes, während sie mit der Minderzahl der Einwohner abnehmen. So nehmen auch thatsächlich Holland und Belgien an Wohlhabenheit, Bildung, freiheitlichen Institutionen unter den europäischen Staaten mit die ersten Stellen ein, während die europäische Türkei die allerletzte Stelle einnimmt. *)

Ein ganz oberflächlicher Blick auf die Karte der europäischen Türkei belehrt uns, daß von dieser geringen Bevölkerungsziffer die Türken nur ein geringes Minimum ausmachen, während das weitaus größte Gebiet der europäischen Türkei von Nichttürken bewohnt wird. Ethnographische Karten veranschaulichen die Vertheilung der ein-

*) Aus den handschriftlichen Mittheilungen des Lloydkapitäns Antonio Tercig.

zelnen Nationalitäten. *) Nach diesen ethnographischen Karten bewohnen die Bulgaren das größte Terrain — in Bulgarien, Nordrumelien und in Macedonien —, nach den Bulgaren kommen die Rumänen — in der Moldau und Wallachei —, nach den Rumänen die Skipetaren — in Albanien und türkisch Serbien —, dann die Griechen — im südlichen Rumelien, in Macedonien und Thessalien —; nach den Griechen die Serben und Bosnier. Wo bleiben nun die Türken?

Sucht man in der europäischen Türkei nach den Türken, so findet man sie hauptsächlich in der Dobrudscha, welche wenige Oasen ausgenommen, ganz von ihnen bewohnt wird, und zerstreut zwischen Griechen und Bulgaren. In der Bulgarei stößt man nur hie und da auf kleine türkische Oasen, während die Türken unter der dichten Masse der griechischen Bevölkerung, je mehr man sich dem Bosporus und Konstantinopel nähert, mehr und mehr verschwinden. Auffallend dünn sind die Türken in der nächsten Umgebung der Hauptstadt der europäischen Türkei, sowie an beiden Ufern des Bosporus gesäet. **)

Was nun die Ziffern der die europäische Türkei bewohnenden Türken und Nichttürken anbetrifft, so stellt Brachelli, der sich auf die Angaben des bekannten Statistikers Freiherrn von Reden stützt, folgende Zahlenverhältnisse auf: Er nimmt 7,700,000 Südslaven an, wovon auf die Bulgaren 4,500,000 kommen, auf die Serben 1,500,000, auf die Bos-

*) Slovanský zeměvěd. Prag 1842, und Ethnographie de la Turquie d'Europe par Lejean.

**) S. Voyage dans la Turquie d'Europe par Viquernels. Paris 1856.

nier, Herzegowiner und Krainer 1,450,000, auf sonstige Südslaven 250,000, während er die Ziffer der Türken auf 1,055,000 festsetzt. Die Ziffern der Griechen, Skipetaren und Rumänen entnehme ich den Tabellen Lejean's. Nach diesen Tabellen belaufen sich die unter türkischer Herrschaft lebenden Griechen auf 900,000 Seelen, die Skipetaren auf 1,309,000 Seelen, die Rumänen auf 4,202,000. Nach diesen statistischen Zusammenstellungen herrscht also 1 Million Türken auf der Balkanhalbinsel über fast 8 Millionen Südslaven, 4 Millionen Rumänen, fast 1 Million Griechen und über 1 Million Skipetaren, so daß sich das Verhältniß der Muselmänner zu den Christen wie 1 zu 14 bis 15 herausstellt. Ein fauler Nomadenstamm von höchstens 1 Million, ohne Kultur, ohne Civilisation, ohne Bildung, ohne jede Initiative, setzt seinen Fuß auf den Nacken von mehr als 14 Millionen Christen, deren nationale Individualität alle Bedingungen zur Kultur, zur Bildung, zur Freiheit und zum Wohlstand besitzt, welche der türkischen Individualität abgehen! Und „wo der Türke seinen Fuß hinsetzt," sagte jener türkische Derwisch, „verdorrt selbst das Gras." Die Aufrechthaltung dieser abnormen und schändlichen Zustände nennt die Diplomatie „die Lösung der orientalischen Frage". Die Verarmung der Bevölkerung, die grenzenloseste Vernachlässigung der schönsten, fruchtbarsten und reichsten Landstriche Europas nach allen Richtungen hin, auf industriellem, kommerziellem und agrikulturalem Gebiet sind die nächsten Folgen dieser abscheulichen Situation. Man gehe durch die Handwerkerstraßen von Stambul, wo türkische Handwerker aller Art neben einander wohnen und arbeiten, und schaue sich diese türkischen Handwerker an. Sie betreiben ihre Gewerbe in der Art und Weise, wie sie vor

mehreren Jahrhunderten betrieben worden sind. Alle Fortschritte, welche Europa auf diesem Gebiete seit Jahrhunderten gemacht hat, sind an diesen indolenten Arbeitern spurlos vorübergegangen. Und roh und plump, wie ihre Werkzeuge, sind ihre Waaren, aber desto theurer. Von derselben Beschaffenheit sind die Waaren, welche wir in den hölzernen Buden des Bazars von Konstantinopel finden. Selbst die dort ausgestellten Schmucksachen sind in ihrer Form unglaublich roh und ungefällig. Oder man gehe auf das Land und sehe sich an, wie der Türke den Ackerbau betreibt. Seine Ackerbauwerkzeuge sind dieselben, wie sie vor einem Jahrtausend im Gebrauch waren. Das Klima der Türkei würde eine zweifache Ernte im Jahre möglich machen; der indolente Türke benutzt weder die Gunst des Himmels noch den Reichthum des Bodens. Die Benutzung des Dampfes, die Verwendung von Maschinen für den Ackerbau und für die Gewerbe existiren für ihn nicht. Für ihn ist das Jahrhundert der jüdischen Patriarchen auch nicht um eine Spanne im Weltall fortgeschritten. Das Fabrikwesen ist ihm ebenso unbekannt wie die Industrie. Teppiche und Seidenstoffe sind die einzigen Fabrikate, welche die europäische Türkei hervorbringt. Die türkische Seidenkultur könnte die Seidenkultur Italiens und Frankreichs überflügeln, da der Maulbeerbaum in weit größerer Ueppigkeit gedeiht, wie selbst in Italien, und auch das Klima der Balkanhalbinsel für ihn günstiger ist, wie jenseits des adriatischen Meeres. Trotz alledem wird aber die Seide nur in geringer Quantität produzirt, während die produzirten Stoffe schlecht gefärbt und nachlässig gewebt sind. Wenn sich auf der Balkanhalbinsel das Auge von dem Bodenreichthum, von dem Klima auf die Industrie wendet, so streift es von dem aus-

schweifendsten Reichthum zu der grenzenlosesten Armuth hinüber. Kaum entdeckt man noch eine Spur jenes berühmten byzantinischen und maurischen Luxus, der die Kreuzfahrer zur Bewunderung hinriß. Was die Künste und Wissenschaften anbetrifft, welche so lange in Byzanz blühten, so bewahren die Bewohner der Halbinsel kaum noch die Erinnerung an diese Blüthezeit. Die Malerei und die Zeichnenkunst sind zu der Klasse der mechanischen Künste hinabgesunken. Der Grund dieser betrübenden Erscheinung ist darin zu suchen, daß der Islam die Skulptur und die Malerei verbietet. Auf dem Gebiete der Skulptur erlaubt er nur einige Arabesken. Die Malerei ist an geschmacklose Typen gebunden, welche sie sklavisch wiederholen muß. Die Architektur kann sich allerdings freier bewegen. Was ich aber in Konstantinopel an Bauwerken türkischer Architektur gesehen habe, hat mich ganz und gar nicht befriedigt. Im Ganzen bringen die Gebäude türkischer Architekten allerdings oft eine Wirkung hervor. Betrachtet man aber die Einzelnheiten dieser Gebäude, wie beispielsweise die Gebäude auf dem Seraskierplatze, so streift das Auge, wohin es blickt, auf Disharmonie und Geschmacklosigkeit. Die Moscheen sind, wie ich bereits erwähnte, Nachahmungen griechischer Muster.

Zwei ungeheure Lasten liegen, wie zwei kolossale Alpe, auf der Brust der europäischen Türkei, welche selbst im Stande wären, jeden jungen, im Aufblühen begriffenen Staat und jede Regierung, sollte sie noch so viel Initiative und Energie besitzen, niederzudrücken, und welche jeden volkswirthschaftlichen und kulturhistorischen Fortschritt auf der Balkanhalbinsel unmöglich machen. Die eine von diesen Lasten ist der jährlich anwachsende Schuldenberg, die andere ist die türkische Geistlichkeit nebst dem Wakuf. „Wakuf" ist der Inbegriff der Güter zur todten Hand.

Ich werde zuerst von dem Schuldenberg sprechen. Seine Höhe ist enorm und nur annähernd zu ermessen, weil die darüber vorliegenden offiziösen Ausweise der türkischen Staatsregierung keine volle Glaubwürdigkeit verdienen. Die Erklärung, wie es zugeht, daß sich der türkischen Regierung immer wieder von Neuem das Bedürfniß aufdrängt, neue Anleihen zu kontrahiren, liegt theils in der Höhe der Amortisationssummen, theils in der Höhe der wucherischen Zinsen, welche oft fünfzig vom Hundert betragen, theils in dem Mangel jeder Kontrole und in den kolossalen Diebstählen aller Beamten vom Pascha bis zum Steuereintreiber und zum Dorfrichter bei Einziehung der Steuern, theils in den kläglichen kommerziellen Verhältnissen, hauptsächlich aber in der politischen Lage, welche zur Unterdrückung der unaufhörlich drohenden Aufstände der unterworfenen christlichen Bevölkerung das Aufgebot enormer militärischer Mittel als unumgänglich nöthig erscheinen läßt.

Die türkische Regierung ist nur durch Anleihen im Stande, sich über Bord zu erhalten. Sie befindet sich unaufhörlich in der Lage eines Schuldners, der zu wucherischen Zinsen neue Anleihen kontrahirt, um die Amortisationssummen und Zinsen der alten Schulden zu berichtigen. Als im Jahre 1854 eine neue Anleihe hatte negoziirt werden müssen, betrug die türkische Staatsschuld die Summe von 1,068,400,000 Piaster. 110 Piaster betragen 1 Pfund Sterling. Die türkische Staatsschuld bestand damals aus folgenden Posten: Kapital der Renten 33,400,000 Piaster; Kapital der Lehensentschädigung 334 Millionen Piaster; Papiergeld seit dem Jahre 1829 169 Millionen Piaster; schwebende Schuld 255 Millionen. Kaum war ein Jahr verflossen,

so war schon wieder das Bedürfniß einer neuen Anleihe da. Im Jahre 1855 wurde eine Anleihe von 5 Millionen Pfund Sterling negoziirt, für welche sich England und Frankreich verbürgten. Im Dezember 1856 neuerdings das Bedürfniß einer neuen Anleihe., Sie betrug 12 Millionen Pfund Sterling. Die Verzinsung der schwebenden Schuld aus dem Jahre 1854 nebst den Verzinsungen der beiden Anleihen aus den Jahren 1855 und 1856 beläuft sich auf eine jährliche Summe von 30 Millionen Piaster. Wie viel neue Anleihen die türkische Regierung seit dem Jahre 1856 kontrahirt hat, ist mir nicht bekannt. Ueber die Gesammtsumme der Einnahmen und Ausgaben der türkischen Regierung sind bestimmte Ziffern schwer zu ermitteln, da die Regierung, um sich mehr Kredit zu verschaffen, die Einnahmen immer höher angibt, als sie wirklich sind, während sie die Gesammtsumme der Kosten des Staatshaushalts niedriger ansetzt. Selbst nach den von der türkischen Regierung gegebenen statistischen Ausweisen beträgt das jährliche Defizit durchschnittlich immer 1 bis 2 Millionen Pfund Sterling. Nach Lord Howard's Berechnung soll die türkische Staatsschuld im Jahre 1862 36,700,000 Pfund Sterling betragen haben, während sie im Jahre 1867 wohl auf 50 Millionen Pfund Sterling anzuschlagen gewesen. Nimmt man nun an, daß die jährlichen Einkünfte der türkischen Regierung 8 Millionen Pfund Sterling wohl nicht übersteigen, während der Import den Export der Türkei um das Vierfache übertrifft, so muß man sich sagen, daß die finanzielle Lage der Türkei eine heillose ist, um so mehr heillos und unverbesserlich, als die Steuern jährlich zunehmen, während die Steuerfähigkeit von Jahr zu Jahr abnimmt. Auf dem Ausgabebudget nimmt die Armee den bei weitem größten

Posten ein. Derselbe betrug nach den eigenen Angaben der türkischen Regierung im Jahre 1860 nicht weniger als 3,373,636 Pfund Sterling, sonach fast die Hälfte der ganzen Staatseinnahmen. Dazu kommt, daß die Hofhaltung jährlich immense Summen verschlingt. Wenn nach den offiziösen Angaben der türkischen Regierung dieselbe im Jahre 1860 nur 767,280 Pfund Sterling gekostet haben soll, so ist diese Ziffer, obschon sie im Verhältniß zu den höchst geringen jährlichen Staatseinnahmen enorm ist, doch gewiß viel zu niedrig angegeben. Der jetzt regierende Sultan verschleudert kolossale Summen in persönlichen Geschenken. Während vierzehn Tagen beliefen sich diese Summen nach den mir gemachten Angaben eines bei der Pforte akkreditirten diplomatischen Agenten auf nicht weniger als eine halbe Million Franken in Posten von 10,000 bis 50,000 Franken. Von der Liederlichkeit der Finanzwirthschaft der türkischen Regierung im Kleinen habe ich während meiner letzten Anwesenheit in Konstantinopel Beispiele genug erlebt. Einer meiner Freunde ist der Verwalter der Millionen des Baltazzi'schen Vermögens. Die Anleihen, welche die türkische Regierung bei ihm zur Deckung laufender täglicher Ausgaben gegen Verpfändung von Steuern und Pachtzinsen kontrahirte, nahmen kein Ende. Die geliehenen Kapitalien wurden ziemlich pünktlich zurückgezahlt; mit den Zinsen war die Regierung immer monatelang im Rückstande. Es bedurfte unaufhörlicher Mahnungen, Zahlungsaufforderungen und Drohungen, um die Regierung zu einer regelmäßigen Zinszahlung zu veranlassen. Der Finanzminister entschuldigte sich mit der Nachlässigkeit seiner Unterbeamten, während die Unterbeamten die Ebbe in der Kasse des Finanzministers als Grund der fortwährenden Rückstände angaben. Die

natürliche Folge dieser Verzögerungen und Rückstände war die, daß von Seiten des Darleihers die Zinsen bei dem nächsten Anlehen erhöht wurden, um auf diese Weise zu den Zinseszinsen zu gelangen, da Zinseszinsen in der Türkei nicht gesetzlich sind.

Der zweite Alp, der auf der Brust der europäischen Türkei, namentlich auf dem freien Verkehr lastet, ist die Geistlichkeit mit dem Wakuf. Die türkische Geistlichkeit ist die einzige Macht, welche neben der Macht des Sultans eine Stelle einnimmt. Die Erlasse des Sultans, welche auf eine allgemeine Geltung für Ulemas und Nichtulemas Anspruch machen, müssen vom Großmufti, dem obersten Haupt der Ulemas, mit unterzeichnet sein. Als Sultan Mahmud II. die Janitscharen vernichten wollte, versicherte er sich zuerst des Beistandes des Großmuftis, der die grüne Fahne des Propheten aufbewahrt. Der Großmufti ist die höchste geistliche Autorität des Reichs, wie der Sultan die höchste weltliche Autorität ist. Während alle Diener der Civilverwaltung, alle Mitglieder der Armee und der Marine unter dem Sultan stehen, der früher selbst über ihr Leben, über ihre Freiheit und Vermögen unbedingt verfügte, aber auch heute noch — nach dem Hattischerif von Gulhane — sie fortjagen, absetzen und versetzen kann, wie es ihm beliebt, stehen alle Diener des Islam unter dem Großmufti. Der Großmufti ernennt sämmtliche an der Moschee angestellte Geistliche, außerdem die Mufti's, rechtskundige Theologen zur Entscheidung nach dem Koran und sämmtliche Kadi's oder Richter, hat also die ganze geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit in der Hand. So hängt die türkische Staatsverfassung und die türkische Rechtspflege mit dem Islam innig zusammen; die Folge dieses innigen Zusammenhanges

ist, daß sich Rechtspflege wie Staatsverfassung in der Türkei nicht selbstständig entwickeln können.

Die türkische Geistlichkeit hat diese Stellung im türkischen Staatsleben mehr ausgenutzt, als die Geistlichkeit jedes europäischen Landes. Sie hat sich zweier Drittel des Grundeigenthums bemächtigt und in der Verwandlung des Nationalvermögens in „Güter zur todten Hand" selbst die spanische Geistlichkeit übertroffen. Der Magen der türkischen Geistlichkeit ist unersättlich; die Ziffer der Weltgeistlichen und Mönche zahllos. Ihr Magen ist um so unersättlicher, als sowohl die an den Moscheen angestellten Geistlichen wie die Derwische sich verheirathen dürfen und so Heerden von Weibern und Kindern am Verschlingen des Kirchenvermögens theilnehmen. „Das Haus ist wakuf! Das Gut ist wakuf! Der Boden ist wakuf!" Diese Worte hörte ich in der Türkei alle Tage, alle Stunden, wenn ich nach dem Namen des Eigenthümers eines Hauses, eines Gutes, eines Gartens fragte. Drei Viertel sämmtlicher Häuser von Stambul sind wakuf. Ein großer Theil der Gebäude von Pera und von Galata ist wakuf. Mehr als die Hälfte des Grund und Bodens der ganzen Balkanhalbinsel ist wakuf. Ein eigenes Ministerium in der türkischen Staatsmaschine — das Ministerium „Ef Kaf" — ist, damit sich auch in der Ausbeutung des Volkes in der Türkei Kirche und Staat brüderlich die Hande reichen, einzig und allein mit der Verwaltung des „Wakuf", der Güter zur todten Hand beschäftigt, und die Beamten dieses Ministeriums sind zahllos und verschlingen Unsummen von Verwaltungskosten. Alles Trinkwasser in Konstantinopel ist wakuf und wird den türkischen und christlichen Bewohnern der Hauptstadt des Türkenreichs nur gegen eine hohe Abgabe verabreicht. Wenn sie ihre

Cisternen leer getrunken haben, sind sie auf das Regenwasser der Kirche angewiesen, welches in einer natürlichen, durch ein Bergthal gebildeten Cisterne oberhalb Bujukdere gesammelt und mittelst Röhren nach Konstantinopel geleitet wird. Alle Moscheen, alle Klöster sind reich; jede Moschee und jedes Kloster hat ein bedeutendes Vermögen an liegenden Gütern, welches wakuf ist. Die türkische Kirche besitzt ein Erbrecht, wie keine andere europäische Kirche. Die Hinterlassenschaft jedes Muselmannes, der ohne Erben in der geraden Linie in den Himmel Mohamed's eingeht, wird wakuf. Die Kirche verschlingt es und die Staatsregierung bildet auch hier ihren Handlanger, um es zu ergreifen und ihrem unersättlichen Magen zu überliefern. Sämmtliche Seitenverwandten sind in der Türkei vom Erbrecht ausgeschlossen. An ihre Stelle tritt der Wakuf. Jedes menschliche Wesen in der Türkei gehört zum Bezirk einer Moschee oder eines Klosters. Sobald es nun ohne direkte Erben stirbt, zieht der Pascha, in dessen Paschalik es das Zeitliche gesegnet hat, die Hinterlassenschaft ein, macht sie flüssig und sendet den Erlös, natürlich nach Abzug enormer Prozente, an das Kloster oder an die Moschee, zu deren Bezirk der Verstorbene zu gehören die Ehre hatte. Die Menschenopfer und Menschenschlächtereien des Krimkrieges haben der türkischen Geistlichkeit Millionen eingebracht. Sie war die Erbin jedes Soldaten, der in den Himmel Mohamed's einging. Ja noch mehr! Selbst dasjenige Besitzthum, welches Jemand von der Kirche gekauft und mit baarem Gelde bezahlt hat, fällt nach seinem Tode, wenn er keine direkten Erben hinterläßt, wieder in den Schooß der Kirche zurück und wird neuerdings „Gut zur todten Hand."

Die Derwischklöster sind über die ganze Türkei verbreitet. Gräfin Ida Hahn-Hahn, welche ein sehr interessantes Buch über ihren Besuch in der Türkei geschrieben hat*), gibt die Ziffer der verschiedenen Derwischorden allein auf 72 an und sagt, daß diese Derwischorden nicht bloß Mönche und Geistliche, sondern auch Brüderschaften bilden. Ihren früheren Charakter und ihre frühere Bedeutung haben die Derwische in der Türkei längst verloren. Aus „obdachlosen" Bettelmönchen — die eigentliche Bedeutung des Wortes Derwisch soll „obdachlos" sein — sind sie reich, angesessen und begütert geworden. Ihre Klöster sind heute im Besitz von Grundstücken, sie werden als Erben großer Vermächtnisse eingesetzt, nehmen Geld von Jedem, für den sie beten, und treiben Handel mit allerlei Zaubermitteln und Medikamenten. Jedes von diesen Derwischklöstern besitzt ein Vermögen an Häusern, Grundstücken und Kapitalien, welches Wakuf ist und nur mit dem Heimfallsrecht an das Kloster verkauft werden kann. Von den Einkünften dieses oft ganz bedeutenden Vermögens leben die Derwische mit Frauen und Kindern — die Derwische genießen die Berechtigung der Vielweiberei wie jeder andere Muselmann — im süßen Nichtsthun. Gelübde haben sie nicht abzulegen. Die Keuschheit, die Armuth, der Gehorsam — Aufgaben, mit denen sich christliche Mönche plagten — sind ihnen fremd; ihre Aufgabe besteht darin, im Nichtsthun zu genießen. Die türkischen Derwische bringen es allerdings nicht zu einem Raffinement des Genusses. Die Schwelgerei und

*) S. Orientalische Briefe von Gräfin Hahn-Hahn. Berlin 1844.

das Raffinement im Genusse liegen einmal nicht in der Individualität des Orientalen. Der Orientale findet seinen Genuß im Kef und um den Kef zu machen, dazu reicht der Wakuf jedes Derwischklosters im weitesten Maße. Nur einmal in der Woche entreißt sich der Derwisch seinem Kef und müht sich im Schweiße seines Angesichts ab, um als Akteur an einem Schauspiel mitzuwirken, welches ihn in den Augen der Menge in einer übernatürlichen Gestalt erscheinen lassen soll. Er tritt als Zauberer auf; er umgibt sich mit einem magischen Nimbus — und die blöde, dumme Menge gafft ihn an und hält ihn für einen Heiligen. Es gibt Derwische in der Türkei, welche unter Begleitung eines heulenden Rhytmus die verschiedensten Verrenkungen mit ihrem Körper vornehmen, glühende Kohlen verschlingen, sich Messer und Dolche in's Fleisch stoßen, Kröten und Schlangen verzehren; es gibt aber auch andere, welche schwindelerregende Tänze aufführen, sich stundenlang im Kreise drehen und dabei den Gesichtsausdruck des Verzücktseins heucheln. Erstere habe ich in Afrika gesehen; Letztere sah ich in Konstantinopel.

Die Spanier sind unter den europäischen Völkern die Ersten gewesen, welche sich der Mönche und Klostergeistlichen entledigt haben.

Wenn sich die Türken und die türkische Staatsregierung zu einer ähnlichen That aufrafften und die Güter zur todten Hand, welche heute im Besitz der Geistlichen und der Klöster sind, in lebendiges Eigenthum des Volkes verwandelten, so könnte die Türkei plötzlich aus einem armen, heruntergekommenen Lande, wo die Steuerfähigkeit von Jahr zu Jahr abnimmt, ein reiches Land werden und ihre sämmt-

lichen Staatsschulden bezahlen. An eine Aufhebung der Klöster, an Verwandlung des Heeres von Geistlichen und Pfaffen in Beamte des Staats, an eine Säkularisirung der Güter zur todten Hand ist aber in der Türkei gar nicht zu denken. Der Türke steht und bleibt unter dem Bann des Islam, und Sultan und Großmufti vereinigen in ihren Händen mit einander die höchste weltliche und geistliche Macht.

Drittes Kapitel.

Die Türken in Europa.

Und was soll aus „den Türken in Europa" werden? In Konstantinopel habe ich von bei der Hohen Pforte akkreditirten fremden Geschäftsträgern, diplomatischen Agenten, Konsuln, sowie von Pera und Galata bewohnenden einsichtigen Kaufleuten auf diese Frage nur eine Antwort erhalten. Sie lautete überall: Die türkische Herrschaft in Europa geht ihrem Untergang entgegen. Sie stirbt aus Marasmus, aus Mangel an Lebensfähigkeit, sowie das türkische Element in Europa von Jahr zu Jahr auch abnimmt. Die Million Türken, welche noch vor zehn Jahren auf der Balkanhalbinsel hausten, sind heute auf kaum 850,000 zusammengeschmolzen. Die Aufstände der unter dem Türkenjoch seufzenden slavischen und griechischen Stämme, der Staatsbankerott, die immer mehr um sich greifende Verarmung der Bevölkerung, die Unbrauchbarkeit der türkischen Staatsmaschine selbst werden der türkischen Herrschaft ein Ende machen. Auch nicht einen einsichtigen Menschen habe ich in Konstantinopel finden können, der die Möglichkeit der Dauer der Türkenherrschaft auf der Balkanhalbinsel be-

hauptete, noch weit weniger Jemanden, der die Nothwendigkeit dieser Herrschaft zu behaupten wagte. Aber wie ist es denn mit den Reformen, höre ich fragen, von denen seit zwanzig Jahren so viel in Europa gesprochen wird; ist denn nicht eine Regeneration der Türkei vermittelst Reformen möglich? Kann die Türkei nicht europäisirt werden? Die Türkei ist doch seit dem Krimkriege eine europäische Macht geworden! Diese Frage kann nur Jemand aufstellen, der die Türkei und die Türken nicht aus eigener Anschauung kennt. Wer die Balkanhalbinsel mit offenen Augen bereist hat, wird mir zustimmen, wenn ich behaupte: Gewisse Dinge sind unmöglich. Aus einem Granitblock kann man keine mediceische Venus, aus einen Bärenfell keinen Frack, aus einem Elephanten keinen Kanarienvogel machen. Eben so wenig kann man den faulen, indolenten, türkischen Nomadenstamm in ein europäisches Volk verwandeln, und eben so wenig die Balkanhalbinsel unter türkischer Herrschaft in einen europäischen Staat umgestalten. Eine europäische Großmacht müßte erst das Kunststück erfinden, die türkische Individualität in eine europäische Individualität zu verwandeln, in der Türkei die Vielweiberei abzuschaffen, aus dem türkischen Familienleben ein europäisches Familienleben zu machen, die Anschauungen des Islam auszurotten, die die Balkanhalbinsel bewohnenden griechischen und südslavischen Stämme mit den Türken auszusöhnen. Dies Kunststück werden aber weder das englische, noch das französische, weder das österreichische, noch das deutsche Kabinet zu Stande bringen.

Worin bestehen denn die Reformen, von denen seit Sultan Mahmud's Zeit, also seit dem Jahre 1826, so viel in Europa die Rede ist, und was haben sie zu Wege ge-

bracht? Ich kenne nur eine Reform, welche derselbe Sultan Mahmud anbahnte, die Vernichtung der Janitscharen und die Errichtung einer europäischen Armee; aber diese Reform hat der kulturhistorischen, volkswirthschaftlichen und freiheitlichen Entwicklung der Balkanhalbinsel nichts genützt; sie hat dieser Entwicklung im Gegentheil nur geschadet, indem sie fast die Hälfte der türkischen Staatseinnahmen verschlingt und den Schuldenberg der Türkei immer höher aufthürmt. Ob sich die türkische Armee das Hinterladungsgewehr und die gezogene Kanone angeeignet hat, ob die Soldaten dieser Armee durch deutsche und französische Instrukteure zu europäischen Soldaten gedrillt sind, ob die türkische Marine einige Dutzend Panzerschiffe besitzt — alles Das ist auf den Fortschritt europäischer Kultur und Civilisation auf der Balkanhalbinsel ohne jeden Einfluß geblieben, hat weder das türkische Volk moderniſirt, noch die Steuerfähigkeit oder den Export erhöht, weder Kommunikationswege noch Häfen geschaffen, weder die Gewerbthätigkeit noch das Ackerbauwesen umgewandelt, weder eine Volksbildung noch eine Industrie eingeführt. Auf allen diesen Gebieten ist so gut wie gar nichts geschehen, und was auf rechtlichem und administrativem Gebiete geschehen ist, auf denen doch die türkische Regierung zuerst hätte eine Ebenbürtigkeit mit den europäischen Staaten anstreben sollen, hat sie sich gewaltsam abnöthigen lassen. Allerdings hat die Regierung des Sultan Abdul Medschid durch einzelne Hatischerifs — gesetzgebende Maßregeln — hie und da Veränderungen in der Gesetzgebung angebahnt, was die rechtliche Stellung der Nichtmuselmänner zu den Muselmännern, was die Kriminaljustiz und was die Handelsgesetzgebung und die Reorganisation der Polizei anbetrifft, aber

die Veränderungen sind entweder in der Ausführung stecken geblieben oder sie beschränken sich auf Konstantinopel und auf einige größere Städte. Alle diese Veränderungen haben nur den Charakter der Ausbesserung und des Verputzes muselmännischer Rechtsalterthümer, aber keineswegs eine durchgreifende Umgestaltung der Zustände zu Wege gebracht, welche die Balkanhalbinsel in ein europäisches Land umgestalten könnten. Die Ulemas sind wie die Nichtulemas trotz dieser gesetzgebenden Veränderungen in Glauben, Sitte und Bildung spezifisch muselmännisch geblieben. Das Kirchenthum der Ulemas ist eine Stagnation, welche eine Reform, mag sie heißen, wie sie will, eben so wenig wegschafft, wie die türkische Sitte und die türkische Individualität. Der Islam kann weder transigiren noch sich moderniſiren. Das „non possumus" der türkischen Geistlichkeit ist eben so dauerhaft, wie das „non possumus" des Papstthums. Das Hauptübel der Türkei, daß sie keinen Grundbesitz hat, ist nur zu heben, wenn der Wakuf von der Moschee getrennt und zu Staatsgut gemacht, wenn die Ulemas Staatsbeamte und ihre Verwaltungsbefugnisse auf weltliche Beamte übertragen würden. Darin wird die türkische Geistlichkeit aber eben so wenig willigen, wie die türkische Staatsregierung diese im türkischen Staatsleben durchgreifende Veränderung anbahnen wird. Die Interessen des Sultans und des Großmufti sind viel zu eng mit einander verflochten, als daß eine solche Veränderung möglich wäre; der Islam ist gerade der Kitt, welcher diese Interessen aneinander befestigt. Der absolute Einfluß der Ulemas wie die absolute Macht des Sultans gründet sich auf den Koran. Die Wege, welche die Türkei aus der gegenwärtigen Stagnation, aus dem gegenwärtigen Marasmus erlösen könnten, sind die Ablösung

des Grundbesitzes von der Kirche und die Verkäuflichkeit desselben, die Sicherung des Ackerbaues und der Industrie, die Handhabung des Rechts und die Pflege des Unterrichts; aber diese Wege sind der Türkei durch den absoluten Einfluß der Geistlichkeit und durch die mit demselben eng verbundenen Interessen der Staatsregierung für immer verschlossen. Allerdings könnten alle diese Veränderungen der Grundlage der türkischen Herrschaft von Innen heraus kommen. Eine durchgreifende Revolution könnte sie zu Wege bringen. Aber zu Veränderungen von innen heraus, zu umgestaltenden Revolutionen müßte die türkische Race eben nicht türkisch sein.

Jedes Volk hat seine bestimmt ausgeprägte Individualität. Die Individualität des Volkes ist, wie die Individualität der einzelnen Menschen, abhängig vom Blut, von der historischen Entwicklung, von Erziehung, von Religion, von Klima, von Sitten und Gebräuchen. Die türkische Individualität ist aus der Indolenz und der Apathie des faulen Nomadenstammes hervorgegangen, in welcher Gestalt die Türken uns immer in der Geschichte begegnen. Diesen faulen Nomadenstamm zu europäisiren — dies Kunststück können weder die Großmächte noch alle Reformen der Welt zu Wege bringen, und wenn daran ein Jahrtausend gearbeitet würde. Der Asiate kann eben so wenig Europäer werden, wie der Europäer Asiate. Der Europäer wird niemals seinen höchsten Genuß im Kef finden, wie der Asiate nicht im Schaffen und in der Arbeit. Den ganzen Tag mit untergeschlagenen Beinen auf einer Matratze auszudauern, Opium zu essen, den Tschibuk oder den Nargileh nicht aus dem Munde zu nehmen, in die Luft zu starren und eine Tasse heißen Kaffee nach der andern zu trinken,

an das Fatum zu glauben und deshalb jede eigene Thätigkeit einzustellen, die Frauen als eine Sache zu betrachten und ihnen die Unsterblichkeit abzusprechen, während man sich selbst und den Hunden die Unsterblichkeit vindizirt — das Alles bringt nur der Asiate zu Wege, weil er eben Asiate ist und deshalb kann er niemals Europäer werden, weil alles Dies nicht zu thun, nicht zu denken, nicht zu glauben, seinem innersten Wesen widerspricht. Mit dieser asiatischen Individualität sind der Stillstand in der eigenen Kultur, der Mangel an Kenntniß der übrigen Welt, die Vernachlässigung alles Unterrichts für die heranwachsende Generation unzertrennlich verbunden, und deshalb wird die türkische Individualität eben immer asiatisch bleiben. Man schaue sich doch diese Türken an, und man wird auf ihren maskenähnlichen Gesichtern, auf denen der Blitz eines Gedankens, der Zug der Intelligenz nirgends zu entdecken ist, diese asiatische Individualität immer ausgeprägt finden. Der Türke fragt nicht und spricht nicht, weil ihn eben keine Frage und keine Unterhaltung interessirt. Er hört, der Fremde ist aus „Frankistan" und ist mit dieser Auskunft zufrieden, ohne jemals zu fragen, wo Frankistan sich überhaupt auf der Erdkugel befindet. Die Türkin besieht und befühlt die Kleider der Europäerin; mit dem Sehen und Befühlen ist ihre Neugierde befriedigt. Die türkischen Mädchen, welche in den christlichen Diakonissenhäusern in Beirut, Jerusalem, Konstantinopel Aufnahme, Erziehung und europäische Bildung empfangen haben, sind wenige Jahre nach ihrer Verheirathung in Sitten und Anschauungen wieder spezifisch muselmännisch. Die asiatische Individualität hat nach ganz kurzer Zeit die europäische Bildung in ihnen so verzehrt, als wenn sie nie vorhanden gewesen wäre. Die

in Stambul wohnenden Türken haben auf der andern Seite des Bosporus in Pera täglich europäische Bildung, europäischen Comfort, europäische Gesittung vor Augen; sie hören europäische Musik; sie gehen im Dunkel des Abends durch mit Gaslicht erleuchtete Straßen — das Alles berührt sie gar nicht; statt europäischer Musik begnügen sie sich in Stambul mit dem Gequiek der Flöte, welche den Märchenerzähler begleitet, dessen langweilige Mährchen aus der Kalifenzeit und dessen lascive Geschichten sie hundertmal gehört haben; statt sich europäischen Comfort anzuschaffen, wohnen sie in hölzernen Baracken, deren ganzes Möblement aus einem matratzenartigen Divan besteht, essen stehend auf der Straße von dem schmutzigen Tische einer Garküche mit den Fingern der rechten Hand, während ihnen der Koch die gekaufte Speise in die linke Hand schüttet, und stolpern Abends, wenn sie überhaupt die Matratze in der kahlen Kammer ihrer hölzernen Baracke verlassen, auf stockdunklen Straßen umher. Ich habe diese widerlich zubereiteten Speisen in türkischen Garküchen nie genießen können. Mein europäischer Magen wollte sich eben mit dem asiatischen Fettgeruch und mit den asiatischen Süßigkeiten nicht vertragen. Selbst in dem Palaste des Sultans mangelt europäischer Comfort und europäisches Möblement. Nur ganz ausnahmsweise habe ich dann und wann von einem vornehmen Türken gehört, der in seinem Hause europäischen Comfort eingeführt, der seine Kinder in europäischer Bildung unterrichten läßt, dessen Töchter die übliche Vermummung des Gesichts weggeworfen haben und europäische Kleider, Strümpfe und Schuhe tragen, Musik treiben und eine andere Sprache sprechen, als die türkische; aber das war auch nur dann der Fall, wenn der vornehme Türke mit

seiner Familie ein oder mehrere Jahrzehnte in Italien oder Frankreich zugebracht hatte, wie beispielsweise Mustapha Fazil Pascha, der Bruder des Vicekönigs von Egypten. Außer in diesen einzelnen Fällen ist europäische Gesittung, europäischer Comfort und europäisches Leben aus Pera nirgends in ein türkisches Haus auf der andern Seite des Bosporus eingezogen. Es muß in Stambul vor drei Jahrhunderten gerade so ausgesehen haben, wie heute. Und nach wieder dreihundert Jahren werden die Türken, sollten sie dann vielleicht noch in Europa existiren, noch gerade so mit den Fingern essen und sich gerade so auf der Erde umherwälzen, wie heute.

Um den faulen asiatischen Nomadenstamm zu europäisiren, ist auch seitens der türkischen Staatsregierung nicht der geringste Anfang gemacht worden. Bildungsanstalten gibt es in der europäischen Türkei nicht. Von einem geordneten Schulwesen, von einem Schulzwange, von Volksunterricht weiß die türkische Staatsregierung nichts. Der ganze Schulunterricht beschränkt sich in der Türkei auf etwas Lesen und Schreiben. Das Lesen reicht über das Auswendiglernen von einzelnen Stellen des Koran nicht hinaus. Ich bin mehrmals in türkische Schulen beim Vorübergehen eingetreten, und was sah ich? Ein halbes hundert Kinder saß auf schmalen Bänken und plapperte in singendem Ton Stellen aus dem Koran und alle wackelten zu diesem Geplärr mit den Köpfen. Die Meisten von ihnen waren ohne Bücher. Einige in der Nähe des Lehrers aufgestellte Kinder schauten in ein Buch und plärrten den Text den übrigen vor. Die türkische Sprache, besonders die Schriftsprache, ist bekanntlich eine so schwierige, daß man nur selten Türken findet, welche ihre eigene Sprache in um-

fassender Weise zu sprechen und zu schreiben verstehen. Gewöhnlich geht das Sprachvermögen der Türken über die ganz gewöhnliche Umgangssprache nicht hinaus. Noch schlimmer sieht es mit dem Vermögen des Türken aus, seine Gedanken schriftlich wiederzugeben. Oeffentliche Schreiber nehmen ihm in Schreibstuben für ein geringes Geld diese Mühe ab. Man erkennt die Schreibstuben an beschriebenen Blättern und Federn, welche vor den Fenstern ausgestellt sind. Mit dem Verlassen der Elementarschulen wird gewöhnlich auch das Wenige, was dort erlernt ist, vergessen; denn es fehlt an allen Fortbildungsanstalten, sowie an allen Mitteln, sich selbst fortzubilden. In den türkischen Städten, selbst in Konstantinopel, gibt es keine öffentlichen Vorlesungen, keine Theater, keine Ausstellungen, keine wissenschaftlichen Vereine, keine öffentlichen Verhandlungen — alle Mittel und Anstalten, welche den Europäer zum Denken anregen und ein geistiges Material über eine ganze Bevölkerung ausstreuen, fehlen gänzlich; Bücher sind sehr schwer zugänglich. So ist es denn auch gar nicht zu verwundern, daß den Türken jeder Sinn für Kunst und Musik fehlt. Der Koran verbietet die Abbildung lebender Geschöpfe in Farbe und Stein. Von Malerei und Bildhauerkunst kann also in der Türkei keine Rede sein; wie und wodurch soll nun der Sinn für die Kunstwerke des Pinsels und des Meißels geweckt werden? Die Statue der kapitolinischen Venus würde den Türken eben so gleichgültig lassen, wie ein Bild von Raphael und Correggio. Der Sinn für Malerei und Bildhauerkunst ist ihnen eben so fremd, wie einem achtjährigen Kinde. Ebenso ist es mit dem Sinn für die Musik und mit der Fähigkeit, Musik zu lernen und zu machen. Im öffentlichen Garten in Pera werden an jedem

Sonntag Konzerte aufgeführt. Einen Türken oder eine Türkin habe ich in diesen Konzerten niemals gesehen. Nichts würde den Türken hindern, aus Stambul herüber zu kommen und diesen Konzerten im öffentlichen Garten zu Pera beizuwohnen. Daß er es nicht thut, trotzdem daß ihn nur die Brücke, welche über das goldene Horn führt, von der Frankenstadt trennt, ist ein Beweis, wie ihm der Sinn und Geschmack für Musik vollständig abgeht. Sein musikalisches Gehör beschränkt sich auf die Trommel des Soldaten und auf die Flöte, die den Märchenerzähler im Kaffeehause begleitet. Selbstverständlich singt der Türke eben so wenig, wie er Musik macht. Ganz ausnahmsweise habe ich die Türken zuweilen eine eintönige Melodie summen hören; es war dieselbe Melodie, welche die Spahis summten, welche mich in der Sahara begleiteten. Die türkischen Regimenter haben allerdings ein Musikkorps, aber die Musikanten dieses Musikkorps bestehen niemals aus eingeborenen Türken; nur der Trommelschläger ist dann und wann ein Muselmann.

Allerdings gibt es eine türkische Literatur, sowie es auch in Konstantinopel türkische Bibliotheken gibt. Aber diese türkische Literatur ist dem Volke eben so fremd, wie der Gebrauch der Bibliotheken, welche nur ausnahmsweise der Gelehrte benutzt. Bücher sind in der Türkei eben so selten, wie in Europa vor der Erfindung der Buchdruckerkunst. Bücher wären dem Türken auch ganz unnütz, da nur sein Gedächtniß, nie sein Verstand beschäftigt wird. Der Türke lernt höchstens, aber er studirt nicht, weil ihm jede Wißbegierde abgeht. Selbstverständlich ist ihm, da ihm seine eigene Nationalliteratur fremd ist, auch die klassische Literatur der Griechen und Römer ganz unbekannt, obschon er eines der schönsten Länder des klassischen Alter-

thums in Europa bewohnt. Von dieser kolossalen Unwissenheit selbst der gebildeten Türken erzählt A. Th. v. Grimm folgendes Beispiel: „Zwei der gebildetsten Türken sollten uns auf der nächsten Reise begleiten. Aus den vorläufigen Gesprächen über diese Reise erfuhr ich ihre vollkommenste Unkenntniß der Geschichte und Literatur. Die Namen Troja, Homer hörten Beide zum ersten Mal aus meinem Munde und konnten schlechterdings nicht begreifen, was der Großfürst in dem kleinen Dorfe Bunarbaschi — so heißt bei ihnen Troja — wolle. Mein philologisches Herz empörte sich, zu hören, daß im neunzehnten Jahrhundert am Bosporus eine solche Unwissenheit möglich sei. Doch fuhr ich in meinen Fragen fort und entdeckte endlich, daß Plato und Aristoteles ihnen nicht ganz unbekannt waren. Aber auch hier glaubte ich ein Märchen aus Malcolm's persischer Geschichte zu hören. Plato war ihnen bekannt — als Großwezier eines persischen Königs, der dem weisen Manne die Erziehung seines Sohnes übertrug. Der Großwezier rechtfertigte aber keineswegs das ihm geschenkte Vertrauen; der Prinz blieb trotz der Lehren des göttlichen Plato ein Dummkopf und der König drohte dem Großwezier mit Entlassung und Ungnade. Dieser hatte aber gleichzeitig mit dem Prinzen einen Sklaven von gleichem Alter erzogen, welcher den strengen König durch sein allseitiges Wissen so in Erstaunen setzte, daß er mit Gnadenbezeugungen überhäuft wurde und sein Name bis heute im Volke fortlebt. Dieser Sklave hieß Aristoteles. So konnte nun freilich auch der Vater Homer in persische Hofdienste, vielleicht mit verändertem Namen, gerathen sein."

An einer anderen Stelle seines interessanten Buches erzählt der Verfasser eine Thatsache, welche beweist, wie

weit das Verständniß der Türken für Musik geht. Die Kapelle des russischen Dampfers spielte auf der Fahrt von Bujukdere nach Pera unter anderen Musikstücken die Ouvertüre zum Oberon. „Ich machte dabei eine seltsame Entdeckung," sagt der Begleiter des Großfürsten, „als ich unsern stillen Begleiter Mustapha Bey fragte, welches von allen Musikstücken ihm am besten gefallen habe? „Die Flöte," war die Antwort, und ich war auch späterhin nicht im Stande, ihn zu überzeugen, daß Instrument und Musikstück zwei verschiedene Begriffe seien."

Bei der Verachtung und Gleichgültigkeit der Türken gegen europäische Bildung war ich erstaunt, plötzlich von einer Universität in Konstantinopel zu hören. Nach vielem Hinundherfragen schrumpfte die Universität indeß auf eine medizinische Schule zusammen, und schließlich war die Medizinschule nur zur Ausbildung von Militärärzten bestimmt. Den Grund zu dieser Medizinschule hat der Janitscharenvertilger und Schöpfer der türkischen Armee, Sultan Mahmud, gelegt; sein Sohn und Nachfolger Abdul-Medschid verwandelte sie in eine medizinisch-chirurgische Akademie. Europäische, in Pera ansässige Aerzte, welche ich nach dem wissenschaftlichen Standpunkt fragte, auf dem diese türkische Medizinschule stehe, sagten mir: „Die an dieser Schule angestellten Lehrer sind natürlich europäische, auf europäischen Universitäten gebildete Aerzte, aber es sind alte Leute, welche die Arzneiwissenschaft nur auf der Stufe der Ausbildung kennen, auf der sie sich in Deutschland und Frankreich vor dreißig bis vierzig Jahren befand. Alle Fortschritte, welche die Wissenschaft seit dieser Zeit gemacht hat, sind ihnen unbekannt." Am besten wird der wissenschaftliche Standpunkt dieser medizinisch-chirurgischen Akademie jeden-

falls aber dadurch charakterisirt, daß auf derselben keine Anatomie getrieben wird. Der Koran, der auf den Gebieten der Kunst, der Malerei und der Bildhauerkunst den Fortschritt unmöglich macht, indem er die Abbildung der menschlichen und thierischen Gestalt verbietet, untersagt auch die Secirung eines Leichnams. „Niemals sei es gestattet," heißt es im Grundbuche des Islam, „einen Leichnam zu öffnen, selbst wenn der Todte die köstlichste Perle verschluckt hätte, die einem Andern als Eigenthum angehörte." Was kann aus dem Studium der Arzneiwissenschaft und der Chirurgie werden, wenn dem Studirenden die Kenntniß der Organisation des menschlichen Körpers, an welchem er die Wissenschaft ausüben soll, fehlt? Als Ersatz für die Sektion muß dem Studirenden auf der Medizinschule zu Stambul ein Buch über Anatomie und Arzneikunde dienen, welches unter der Regierung Sultan Mahmud's erschienen ist und eine Reihe von Abbildungen des menschlichen Körpers enthält. Mögen unsere deutschen Anatomen entscheiden, was der Studirende der Chirurgie und der Arzneiwissenschaft aus einem solchen Bilderbuche lernen kann! So ist denn auch die chirurgisch-medizinische Akademie in Stambul selbstverständlich nicht im Stande gewesen, weder Aerzte noch eine Arzneiwissenschaft auf der Balkanhalbinsel zu schaffen. Die Arzneiwissenschaft nimmt, wie mir Dr. Hagel und Dr. Weinberg, zwei der am meisten in Pera beschäftigten deutschen Aerzte, sagten, in der Türkei eben so wenig einen Platz ein, wie die Wissenschaft überhaupt. Eine türkische Arzneiwissenschaft existirt eben so wenig wie eine türkische Architektur, wie eine türkische Malerei, eine türkische Bildhauerkunst und wie eine türkische juristische Wissenschaft. Die Heilkunde wird in der Türkei von Derwischen, Hexen-

meistern und alten Weibern ausgeübt, welche durch Anwendung von Besprechungen, Zaubermitteln und Talismanen heilen. Chirurg ist der Barbier, der sich seines Rasirmessers beim Beschneiden und Barbieren, wie bei Aderlassen und bei Amputationen bedient. Geburtshelfer existiren nicht. Die von Jahr zu Jahr mehr abnehmende türkische Bevölkerung der Balkanhalbinsel ist die natürliche Folge dieser barbarischen Zustände. Für ihre Soldaten sorgt die türkische Regierung, indem sie ihnen die Aerzte aus Deutschland verschreibt. Ein mit mir von Ruščuk nach Varna reisender türkischer Militärarzt, der selbstverständlich auch ein Deutscher war und in Wien und Berlin studirt hatte, sagte mir, daß sämmtliche Aerzte des türkischen Armeekorps, welches wir bei Schumla manövriren und exerziren sahen, Oesterreicher seien. Die medizinisch-chirurgische Akademie in Stambul muß der Armee also wohl wenig Zöglinge zugeführt haben. Um das leibliche Wohl desjenigen Theils ihrer Unterthanen, der nicht den Soldatenrock trägt, kümmert sich die türkische Regierung gar nicht. Mögen sie als Kinder sterben, wenn sie nicht kräftig genug auf die Welt gekommen sind, um die Schwächen der ersten Lebensjahre aus eigener Kraft zu überdauern, oder mögen sie in späteren Jahren an der Ruhr, am Wechselfieber, an der Cholera oder am Typhus zu Grunde gehen — das Alles geht die türkische Regierung nichts an! Sie sorgt weder für Aerzte, noch für Apotheken, noch für Krankenhäuser. Der wohlhabende und reiche Türke in den Hauptstädten wendet sich deßhalb auch, wenn er erkrankt, an europäische Aerzte — der arme Türke und der Türke auf dem Lande wo es keine europäischen Aerzte gibt, stirbt, wenn er erkrankt, und tröstet sich mit dem Fatum des Islam, dem ja doch Niemand entgehen kann, weil durch einen Rathschluß

Allah's alle Dinge unveränderlich im Voraus bestimmt sind. Wozu also Arzneiwissenschaft, wozu Chirurgie, wozu Aerzte und Geburtshelfer? Die Türken haben aus derselben religiösen Anschauung niemals das Geringste zur Abwendung der Pest gethan.

Was ist nun bei einer solchen Staatsverfassung, bei einem solchen Einfluß der Geistlichkeit, bei einer solchen Religion, bei einem solchen Zustand des Landes, bei einem solchen Schuldenberg, bei solchen Kulturzuständen, bei einer solchen Individualität des türkischen Volkes von Reformen in der Türkei zu hoffen? Dem türkischen Volke mangeln alle Grundbedingungen zur Möglichkeit staatlicher und kulturhistorischer Reformen; staatliche und religiöse Einrichtungen, Indolenz und Apathie, totale Unwissenheit, Mangel an jeder geistigen Bildung und die Unmöglichkeit, irgend eine Art von Bildung anzubahnen, die täglich abnehmende Steuerkraft neben täglich wachsender Verarmung sind diesen Reformen ebenso entgegen, wie die eng mit einander verbundenen staatlichen und priesterlichen Interessen. Um die Türkei zu europäisiren und zu civilisiren, müßte der Islam in eine der Bildung und der Kultur günstige Religion verwandelt, alle Institutionen der Kirche und des Staats über den Haufen geworfen, der unauslöschliche Haß der seit vierhundert Jahren unter türkischem Druck lebenden unterworfenen südslavischen und griechischen Stämme ausgelöscht, eine Gleichberechtigung der Christen und der Muselmänner in allen bürgerlichen Beziehungen geschaffen werden. Der türkischen Staatsregierung fehlen, selbst wenn sie eine solche Grundreform aller Verhältnisse als Programm aufstellen wollte, sowohl sämmtliche Bedingungen zur Durchführung eines solchen Regierungsprogramms, wie die finanziellen

Mittel und wie die Menschen, vermittelst denen die Reformen angebahnt werden könnten. Der Hatischerif von Gülhane, wodurch auf Andringen der englischen und französischen Regierung der Sultan Abdul Medschid im Jahre 1839 eine Grundreform der europäischen Türkei verhieß, ist nichts als ein papiernes Rezept für einen Kranken, der an einer ganzen Reihe von chronischen Krankheiten leidet, welches nie in eine Arznei verwandelt werden kann, ohne daß die Arznei nicht noch gefährlicher wird, als die chronischen Krankheiten selbst. Dreißig Jahre sind auch seit dem Verschreiben dieses papiernen Rezeptes über den Bosporus hingezogen, ohne von diesen Heilmitteln etwas gesehen zu haben, als eine Reorganisation der Armee und der Polizei der Hauptstadt und die Publikation einer Handels- und Kriminalgesetzgebung, welche nichts ist als ein Abklatsch französischer Gesetzbücher. Alles Andere ist in der Türkei beim Alten geblieben, die Zustände sowohl wie die Menschen, die Anschauungen wie die Sitten, der Haß und der Widerwille gegen europäische Kultur und Civilisation, der Groll und die Befreiungsversuche der unterworfenen Serben, Griechen und Bulgaren, wie der Druck der herrschenden türkischen Race und die von ihr angewendeten Mittel, diesen Druck aufrecht zu erhalten. Der Fanatismus der Muselmänner gegen die christliche Bevölkerung ist noch ganz derselbe, wie zur Zeit der Eroberung Konstantinopels vor vier Jahrhunderten; der Islam gebietet heute wie damals, die Ungläubigen zu hassen, zu verfolgen und zu tödten; heute wie damals lehrt er den Aberglauben und den Fanatismus. Der gegenwärtig regierende Sultan schwor, ebenso wie Mahmud II., bei der Schwertumgürtung in der Moschee zu Ejub dem Großmufti auf den Koran, den Islam zu verbreiten und

die Ungläubigen mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Der Hattischerif von Gülhane hat an diesem Schwur eben so wenig etwas verändert, wie an der Sittenlehre des Koran. Das Bombardement von Belgrad, die Massenhinrichtungen Seitens der Kriegsgerichte Mithat Pascha's nach Niederwerfung des letzten bulgarischen Aufstandes, die barbarische Unterdrückung der kretensischen Erhebung und das noch frisch zum Himmel rauchende Blut der kürzlich von türkischen Soldaten auf der Ebene von Skutari niedergemetzelten Albanesen sind immer sich wiederholende Beispiele dieses türkischen Fanatismus. Ganz rechtlos steht der Bulgare wie der Grieche, der Bosnier wie der Serbe dem türkischen Pascha und seinen Beamten gegenüber. Nur in den Hauptstädten, wo sich fremde Konsuln und Geschäftsträger befinden, findet er dann und wann in einzelnen ganz eklatanten Fällen einigen Schutz, wenn diese einzelnen eklatanten Fälle einen zu großen Skandal hervorrufen. Für gewöhnlich bekümmern sich Pascha und Civilgouverneur in den Provinzen selbst um die Befehle der Centralregierung in Konstantinopel gar nicht, falls diese Befehle ihrer Geldgier und ihren Leidenschaften entgegen sind. Schlimmstenfalls wird das Vorgefallene durch Geschenke, welche an die Minister nach Stambul geschickt werden, vertuscht. In Ruščuk wurden mir einzelne Fälle von Mädchenraub erzählt, welche noch im vorigen Jahre Seitens der Türken stattgefunden haben und wo selbst die Interventionen fremder, in Ruščuk ansässiger Konsuln nicht im Stande waren, die Herausgabe der bulgarischen Mädchen zu vermitteln, obschon die Eltern derselben den Räubern ein großes Lösegeld boten.

Dieser Mädchenraub wird noch in allen Provinzen der Balkanhalbinsel Seitens der Türken ausgeübt. Wenn man

in Konstantinopel nachfragt, in welcher Art und Weise und durch welche Mittel die Beamten im türkischen Staatsdienste von Stufe zu Stufe steigen, wie persönliche Gunst, Dienste der verächtlichsten Art, Niedrigkeit der Gesinnung und größtmöglicher Knechtssinn die Bedingungen der Laufbahn eines türkischen Beamten sind, so kann man sich über die Korruption dieser Leute eben so wenig wundern, wie über ihre Gewaltthaten. In materieller Beziehung lastet diese Rechtslosigkeit vor dem türkischen Beamten am verderblichsten und am drückendsten auf den christlichen Unterthanen des Sultans bei Gelegenheit der Eintreibung des Zehnten. Der Zehnte ist die Steuer, welche von Agrikulturprodukten aller Art, von Vieh und von den Bienen erhoben wird. Die Erträge des Gartenlandes und der Obstbäume gehören aber nicht unter den Zehnten, sondern sie sind noch einer besondern Besteuerung unterworfen. Der Zehnte beläuft sich, je nach den verschiedenen Provinzen, auf 10 oder 20 Prozent der erwähnten Produkte und wird, abgesehen von der Höhe der Steuer, für den Steuerpflichtigen durch die Art und Weise, wie er erhoben wird, eine Last, welche seinen Wohlstand fortdauernd in der verderblichsten Weise bedroht und ihn der Willkür der türkischen Beamten vollständig preisgibt. Die Regierung der Hohen Pforte schätzt jedes Paschalik in Betreff seiner Steuerfähigkeit ab; der Pascha zahlt in Konstantinopel die abgeschätzte Summe, indem er die Steuerkraft seines Regierungsbezirks einem Steuereintreiber verpachtet. Den Zehnten einzufordern ist die Sache des Steuereintreibers, der die Ernte und den Viehbestand jedes Ackerbauers und Grundbesitzers so ziemlich kennt, aber bei der Eintreibung mit der größten Willkür zu Werke geht. Er nimmt dem Steuerpflichtigen den Theil der Ernte und die

Stücke Vieh ab, die ihm am besten zusagen, und nimmt außerdem so viel, wie er will. Der Steuereintreiber erhöht, wie man mir überall in den Provinzen versichert hat, je nach seiner Habsucht und nach seinen persönlichen Gelüsten, den Zehnten auf die Hälfte und auf zwei Drittel des Ertrages des Steuerpflichtigen. Mit Gewalt führt er dem Bulgaren das letzte Vieh aus dem Stalle und nimmt ihm das beste Getraide. Jede Reklamation bei dem Pascha oder bei den Beamten des Paschas Seitens des ausgeplünderten Steuerpflichtigen ist vergeblich. Nur die Abschätzung des Steuereintreibers ist maßgebend, keine andere. Der Pascha, die Beamten und die Steuereintreiber theilen unter sich den Ueberschuß dieser jährlich sich wiederholenden Ausplünderung, den der Steuereintreiber über die von der Centralregierung zu Konstantinopel gesandte Steuersumme auf die Steuerpflichtigen herausschlägt. Selbstverständlich drückt diese Steuereintreibung auf der andern Seite in der verderblichsten Weise auf den Fleiß und auf die Ackerbauthätigkeit des unglücklichen Bulgaren, Bosniers und Griechen. Er arbeitet nicht für sich und seine Familie, sondern in die Tasche des Steuereintreibers, des Paschas und seiner Beamten. Wozu nützen ihm die Wohlhabenheit und der Besitz? Der Türke, der ihn alljährlich unter der Form der Besteuerung ausplündert, hat davon den Lebensgenuß, nicht er und seine Kinder. Er arbeitet; der Türke macht den Kef. Wenn man in Europa von dem Steuerdruck spricht, der auf den die europäische Türkei bewohnenden Christen lastet, so erwähnt man gewöhnlich nur dieses Zehnten. Von andern Steuern spricht man nicht. Man irrt indeß ganz gewaltig, wenn man glaubt, daß die türkische Staatsregierung ihre christlichen Unterthanen nur unter der Form des

Zehnten ausbeutet. Auf ihrem Nacken lasten noch ganz andere, noch weit lästigere Steuern. Da ist außer dem Zehnten noch eine Vermögenssteuer, welche der Pascha ausschreibt und auf die Ortschaften und Distrikte seines Paschaliks vertheilt. Wie sich der Einzelne zu dieser Vermögenssteuer zu stellen hat, bestimmt die Gemeinde, deren Mitglieder dieselbe unter sich zu vertheilen haben; der Pascha bestimmt das Quantum. Der unglückliche Rajah bezahlt also der türkischen Regierung eine doppelte Einkommensteuer, eine Einkommensteuer in Naturalprodukten und die andere in baarem Gelde. Damit ist der Steuerdruck aber noch ja nicht zu Ende. Der Militärzwang trifft, wie ich bei der Schilderung der türkischen Armee erwähnte, nur den Muselmann, nicht den Rajah, mit Ausnahme der Marine, weil der indolente und faule Türke nun einmal nicht für das Seewesen zu gebrauchen ist. Ihre christlichen Unterthanen zu bewaffnen und in die Armee einzureihen, kann die türkische Staatsregierung nicht wagen. Die allgemeine Wehrpflicht auf der Balkanhalbinsel einzuführen, hieße die Axt an das Zelt Osman's legen. Diese durch den Haß der Unterdrückten gegen die Unterdrücker gebotene Befreiung vom Soldatendienst ist aber Seitens der türkischen Staatsregierung zu einem neuen Steuerdruck ausgebeutet. Jeder Rajah männlichen Geschlechts hatte dafür früher eine Kopfsteuer zu entrichten. Die Kopfsteuer ist von Sultan Abdul Medschid in eine Kriegssteuer umgewandelt, welche jeder Rajah in der erwerbstüchtigen Lebensperiode jährlich zu entrichten hat. Zu diesen direkten Steuern kommen nun selbstverständlich noch die indirekten Steuern, welche ein langes Register füllen, die Versteuerung aller möglichen Lebensbürfnisse und Lebensmittel. Die türkische Steuer-

gesetzgebung kennt eine Besteuerung des Tabaks, der Spirituosen und des Salzes, eine Gewerbesteuer, eine Stempelsteuer, eine Patentsteuer; außerdem gibt es in allen Städten eine städtische Accise. Die Waaren, welche ich im Bazar zu Stambul kaufte, hatte ich zu verzollen, als ich die Perabrücke überschritt, um mich an der andern Seite der Brücke nach meiner Sommervilleggiatur in Asien, nach Kadikioi, einzuschiffen, und ich hatte sie zum zweiten Male zu verzollen, als ich vier Wochen später an Bord des österreichischen Lloyddampfers Apollo den Bosporus verließ. Dieser ganze komplizirte Steuerdruck lastet aber — man vergesse dieß nicht — auf dem Nacken der vierzehn Millionen Christen der Balkanhalbinsel, auf dem Nacken der von den Türken seit fast vier Jahrhunderten unterjochten Serben, Bulgaren, Bosnier, Griechen und Albanesen — Türken gibt es in der europäischen Türkei höchstens nur noch 850,000. Ein Minimum von nicht Einer Million übt einen derartigen Steuerdruck auf fünfzehn Millionen aus. Und trotz dieses ungeheuren Steuerdrucks, trotz einer Finanzwirthschaft, welche sich nur auf's Borgen stützt und vom Borgen lebt, welche das Hundert mit Fünfzig verzinsen muß und deßhalb seit fünfundzwanzig Jahren die abschüssige Bahn des unvermeidlichen Bankerotts betreten hat, bleibt die türkische Regierung den Beamten und Soldaten, welche diese liederlichste aller europäischen Staatsmaschinen in Gang erhalten, noch oft viele Monate hindurch Gehalt und Sold schuldig.

„Aber soweit kann denn doch auch die Geduld eines Türken trotz der seiner Individualität innewohnenden Apathie nicht gehen, ohne Gehalt und Sold zu hungern und hungernd dem Staate weiter zu dienen?" fragte ich, wenn mir von dieser unerhörten Finanzwirthschaft erzählt wurde,

und dann antwortete man mir: „Die Erklärung dieses Geheimnisses liegt in den Rationen."

„Ich verstehe das nicht; was sind Rationen?"

„Jeder türkische Beamte, Offizier und Soldat," war die Antwort, „erhält neben seinem Gehalt oder neben seinem Sold Rationen von Lebensmitteln, Brod, Getraide; diese Rationen werden entrichtet, selbst wenn Gehalt und Sold nicht bezahlt werden. Sie sehen also, daß der türkische Beamte und der türkische Soldat nicht verhungert, selbst wenn die Regierung kein Geld hat, um Gehalt und Sold zu bezahlen."

Nach dieser Auseinandersetzung war mir allerdings klar, in welcher Weise der müde Leib „des kranken Mannes" auf der Balkanhalbinsel Seitens der Beamten, der Soldaten und der Polizei zusammengehalten werden kann, ohne daß Gehalt und Sold bezahlt werden. Nur die Polizei erhält ihre Gehalte regelmäßig, denn die Polizei wird nicht Seitens der Regierung, sondern Seitens der Kommune bezahlt.

Was soll also aus den Türken in Europa werden? frage ich am Schluß meiner Schilderung der türkischen Staatsregierung, der türkischen Individualität und der türkischen Zustände nochmals. Worin besteht im Interesse Europas und im Interesse der 15 Millionen Christen, welche auf der Balkanhalbinsel unter dem Druck eines faulen asiatischen Nomadenstammes seufzen, dessen gegenwärtige höchste Ziffer kaum 850,000 beträgt, die Lösung der sogenannten „orientalischen Frage?" Doch wahrhaftig nicht darin, daß im englischen und französischen Handelsinteresse zur Schande des civilisirten und christlichen Europa der gegenwärtige Zustand der türkischen Geistlichen- und Despotenregierung aufrecht erhalten wird, sondern darin, daß der asiatische No-

madenstamm, welcher auf der Balkanhalbinsel dominirt, wieder dahin gebracht wird, wohin er gehört, an die andere Seite des Bosporus und des Marmorameeres, nach Asien, und daß an die Stelle der europäischen Türkei eine demokratische Konföderation der die Balkanhalbinsel bewohnenden südslavischen und griechischen Stämme unter Führung Serbiens, des Pharus des südöstlichen Europa, tritt, in der Konstantinopel für alle europäischen Nationen einen Freihafen bildet. Für diese Umgestaltung der Balkanhalbinsel zu wirken, ist jetzt die Aufgabe Oesterreichs und Deutschlands.

Viertes Kapitel.

Athenienſiſche Spaziergänge.

Der Dampfer kam von Syra und ſollte bald nach Sonnenaufgang im Piraeus einlaufen. Der klaſſiſche Strand, den ich heute zum erſten Male in meinem Leben betreten ſollte, ließ mich nicht ſchlafen. Themiſtokles und Perikles erſchienen mir im Traume. Dann focht ich in der Schlacht bei Salamis und meine Galeere bohrte ein perſiſches Kriegsſchiff in den Grund. Ein zweites, noch größeres Kriegsſchiff wurde geentert. Wir erſtiegen das Deck. Sämmtliche Soldaten des Perſerkönigs fielen unter unſeren Schwertern. Mitten im Kampfe erwachte ich durch das Gepolter eines im Salon umſtürzenden Stuhls. Die Seeſchlacht war nur ein Traum geweſen. Ich focht nicht mit einem Dutzend perſiſcher Tyrannenknechte, ſondern lag ganz ruhig im Bette in einer Cabine „des Klapperkaſtens," wie ich zum Aerger des Cameriere den „Schild" getauft hatte, weil er ein altes Fahrzeug war, und weil ſeine Planken, wenn er das Meer durchſchnitt, ſeufzten, ächzten, ſtöhnten und klapperten, als wenn er eine recht ſchwere Arbeit verrichtete. Aber Griechen-

land war kein Traum. Ich sah auf die Uhr. Die Sonne mußte lange aufgegangen sein, obschon der Schild immer noch ächzte, seufzte und klapperte, also sich noch vorwärts bewegte. Es ließ mich nicht länger in der Cabine. Ich sprang — nein, ich kletterte recht vorsichtig aus dem Bette, um mir nicht Kopf, Arme und Beine in der entsetzlichen Enge der Cabine zu beschädigen, kleidete mich so schnell wie möglich an, durchschritt den Salon, worin sich außer dem durch die Schiffskatze umgeworfenen Stuhl nichts regte, und stieg auf der schmalen Treppe auf das Deck des Klapperkastens. Der Archäologe aus meinem hannoverschen Vaterlande und der Gasfabrikant aus Oldenburg, welche ich auf dem prächtigen „Apollo" vorgefunden hatte, auf dem ich von Konstantinopel nach Syra segelte, waren schon anwesend. Letzterer war der Kürze halber gar nicht zu Bett gegangen, sondern war die ganze Nacht hindurch im halbtraumhaften Zustande auf dem Verdeck umherspaziert. An dem heutigen klassischen Morgen ließen sie mich mit dem preußischen Kriegsruhm und mit der „Einheit Deutschlands" endlich in Ruhe; die Gegend war zu klassisch, um an etwas Anderes als an Griechenland zu denken. Der Archäologe hielt seinen kleinen Tubus in der Hand und rief mir zu: „Sie kommen gerade zur rechten Zeit, um — —"

„Ich komme nie zu spät, verehrtester „preußischer" Landsmann aus Hannover," unterbrach ich ihn; „aber wo ist Salamis? Ich komme geradenwegs aus der Perserschlacht."

„Wir werden Salamis gleich sehen; noch eine halbe Stunde. Der Klapperkasten steuert gerade auf Piräeus los."

Es war sechs Uhr Morgens. Noch eine halbe Stunde stöhnte, ächzte und klapperte der Klapperkasten, als wenn

ihm das letzte Ende seiner Meerfahrt riesig sauer würde. Der Cameriere erschien auf Deck, um uns zu melden, daß das Frühstück „pronto" sei; es erschienen andere Reisende auf Deck; das Gepäck wurde zur Ausschiffung vorbereitet — uns interessirte nichts als der klassische Strand, dem wir mit jeder Bewegung des klappernden Raddampfers näher rückten; noch eine Viertelstunde und der Piräeus und die buchtenreiche Küste von Salamis und die Rhede von Phaleros, der alte Hafen von Athen, tauchten in deutlichen Umrissen vor uns auf. Der Archäologe aus Hannover kam ganz aus seiner gewohnten Geistesruhe heraus und gerieth in ein klassisches Entzücken. „Sehen Sie dort," rief er mir zu, „sehen Sie die kahle, rundliche Bergmasse; das ist der Hymettos, der „honigreiche," und dort der Parnas, und da, zwischen Parnas und Hymettos, die pontonähnliche Berggestalt; das ist der „waldige" Pentelikon — —

„Ja, ja," unterbrach ich seine archäologische Begeisterung, „heute wächst auf dem „waldigen Pentelikon" kein Baum mehr, Verehrtester; sehen Sie einmal, wie rattenkahl uns der Berg anschaut. Das kommt daher, weil die Türken so und so viele Jahrhunderte auf dem armen Griechenland umhergetrampelt und in ihrer Zerstörungswuth alle Wälder niedergebrannt haben. Die Aufrechthaltung solcher türkischen Zustände auf der Balkanhalbinsel nennen die Diplomaten die „orientalische Frage."

Aber der Archäologe ließ sich nicht stören. „Sehen Sie her, Herr Fortmann," rief er dem Gasfabrikanten zu. „Etwas Neugriechisch müssen Sie doch lernen; der Berg, der da hinter dem waldreichen Pentelikon aufsteigt — sehen Sie ihn auch — das ist der Lykabettos, er ist 809 Fuß

hoch. Von seinem Gipfel können Sie bis zum Kithaeron in Böotien und bis zur Gerania in Megaris sehen. Soll ich Ihnen den Namen des Berges mit griechischen Buchstaben in Ihr Taschenbuch schreiben?"

„Aber, lassen Sie mich doch in Ruhe mit dem Griechisch lernen; ich will das genießen, was ich sehe," entgegnete der verständige Mann, „erklären Sie mir lieber die Bucht von Salamis."

„Schauen Sie also nach links; dort sehen Sie die Bucht von Salamis und die Insel Salamis. In dem Sunde zwischen Festland und Insel wüthete die Schlacht, in welcher die Athenienser die Heeresmassen des Perserkönigs vernichteten. Vor der Bucht bemerken Sie eine kleine Felseninsel. Sie heißt Psyttaleia — soll ich Ihnen den Namen vielleicht griechisch in Ihr Taschenbuch schreiben, Herr Fortmann? —"

„Nein, ich verzichte auf das Erlernen griechischer Wörter — —"

„Nun, wenn Sie nicht wollen, also: auf dieser kleinen Felseninsel machten die Hopliten unter Führung des Aristides die persischen Kerntruppen nieder. Gegenüber dem Strande war der silberne Thron des Xerxes aufgerichtet, von dem der König sich die Seeschlacht ansehen wollte und nun die Niederlage seiner besten Soldaten ansah, ohne ihnen helfen zu können. —"

„Bravo, bravo!" rief der Gasfabrikant. „Sehen Sie", wandte er sich zu mir, „das interessirt mich weit mehr, als wenn ich absolut griechische Brocken lernen soll. Wozu das; und dann ist's auch gefährlich."

„Gefährlich? Ah, Sie denken wahrscheinlich an die beiden Preußen, welche vor Jahr und Tag mit einem

Stangenschen Vergnügungszug nach Konstantinopel kamen und denen in einem türkischen Bade Bart und Haare abrasirt wurden, weil sie sich von einem Lohndiener die beiden türkischen Worte „ebbeth" und „juk" — „Ja und Nein" hatten beibringen lassen, und dann diesen beiden Worte verwechselten?"

„So ist es," sagte der Gasfabrikant aus Oldenburg seufzend, „aber die preußischen Siege — —"

„Davon sprechen wir heute nicht; wir sprechen heute nur über die Siege, welche die Griechen über den Perserkönig erfochten."

„Was war denn das mit den beiden Preußen, welche rasirt wurden?" fragte der Archäologe, aus seinem klassischen Nachdenken erwachend.

„Nun" sagte ich, „die Geschichte war allerdings sehr komisch und sehr verdrießlich. Zwei Preußen, welche mit Herrn Louis Stangen vor zwei Jahren zum Vergnügen in Konstantinopel waren, obschon es die acht Tage, welche der Reiseführer zum Vergnügen in Konstantinopel bestimmt hatte, unaufhörlich regnete und die ganze Gesellschaft in ihren orientalischen Sommerkleidern gewaltig fror, wollten auch türkisch baden. Der Lohndiener führte sie in ein orientalisches Bad. Er hatte ihnen zu ihrer Sicherheit die Worte „ebbeth" „juk" — „Ja und Nein" — beigebracht. Als bei den verschiedenen Manipulationen, welche mit einem Badenden in einem orientalischen Bade vorgenommen werden, die beiden Preußen nun gefragt wurden, ob sie auch rasirt werden wollten, verwechselten sie die beiden Worte „ebbeth" und „juk"; sie sagten: „ebbeth". In Folge dessen wurden sie eingeseift, und in einem Nu rattenkahl am Kopf und Bart rasirt. Eine Sunde später erschienen zwei Männer

im Fez im Bierhause des Herrn Ignaz Vogl in Pera und fragten ihn mit ganz betrübter Miene, ob er sie denn nicht mehr kenne: sie seien täglich bei ihm gewesen? Herr Vogl kannte die beiden glattrasirten, kahlköpfigen Türken erst wieder, nachdem sie ihm ihr ganzes Unglück erzählt hatten. Sie sehen, Herr Sebald, daß Herr Fortman recht hat, wenn er allen Ihren Versuchen, ihm neugriechischen Sprachunterricht zu geben, so tapfer widersteht!"

Währenddem war der Klapperkasten in den Piraeus hineingeklappert. — Der Piraeus ist ein prächtiger Hafen, tief, lang, gestreckt, selbst beim heftigsten Sturmwetter ein sicherer Port für eine ganze Flotte, je nach der Landseite von einem Quai umgeben, an welchem die Schiffe anlegen und ihre Fracht nehmen oder ausladen können. Zum ersten Male seit zwei Monaten befand ich mich wieder in einem europäischen Hafen. Wo war in allen türkischen Häfen, welche ich seit zwei Monaten besucht hatte, von einem Quai die Rede gewesen? Ueberall wurde auf der Rhede oder auf offener See mittelst der Boote befrachtet und ausgeschifft, oft, wie in Varna, bei stürmischem Wetter mit Lebensgefahr für die Reisenden. Selbst in dem durch die Natur gebildeten prachtvollen Hafen von Konstantinopel ist von einem Quai zum Anlanden, zum Befrachten und zum Ausladen der Schiffe gar keine Rede. Um solche Dinge bekümmert sich die türkische Regierung nicht. Der Piraeus verdankt seine Gestalt und seine Quais der Thätigkeit der griechischen Regierung der letzten dreißig Jahre. Im Jahre 1836, als der Sitz der griechischen Regierung von Nauplia nach Athen verlegt wurde, war Athen, welches zur Zeit der Blüthe der griechischen Republiken 150,000 Einwohner gezählt hatte, zu einem armseligen Landstädtchen von etwa 300 Häusern

herabgesunken. Der Piraeus bestand als Hafen nicht einmal dem Namen nach, vielweniger in der Wirklichkeit. An der innern Seite der beiden weitvorgeschobenen Landzungen, welche den Hafen bilden, standen einige elende Fischerhütten, deren Bewohner den Hafen „Porto Leone" nannten, nach dem Löwen, den wahrscheinlich Themistokles auf die Landzungen gestellt hatte und den wir heute vor dem Thore des Arsenals in Venedig sehen. Im Jahre 1687 hatten die Venetianer den Löwen des Themistokles nach Venedig entführt. So weit kann eine türkische Regierung eine einst so blühende Stadt herunterbringen. Heute hat sich an dem alten und berühmten Hafen von Athen eine Stadt von fast 7000 Einwohnern angebaut, welche jährlich im Zunehmen begriffen ist. Aber Handel und Industrie wird auch der jetzige Hafen Piraeus nicht nach der Hauptstadt Griechenlands ziehen. Athen liegt fern von den Handelswegen der heutigen Zeit und Attika ist arm an eigenen Produkten. Von der Spitze der Halbinsel neben dem Leuchtthurm schaut ein von den Wellen des Meeres überfluthetes Felsengrab auf eine vergangene Herrlichkeit. In dem Felsengrabe schläft der Schöpfer des Piraeus, der größte Bürger der athenienſischen Republik, Themistokles.

Eine Menge bunter Barken umschwärmte den Klapperkasten, sobald er ausgestöhnt und ausgeklappert hatte und vor Anker lag, um bei der Ausschiffung ihre Dienste anzubieten. Wir hatten in Syra einen Landsmann des Odysseus, des „Vielgewanderten" von der Insel Ithaka getroffen, deren berühmten Strand ich vierzehn Tage später betrat, welcher die bescheidene Stelle eines Hotel-Commissionairs in Athen versah und der uns bewogen hatte, das Hotel des Etrangers dem Hotel d'Angleterre, wo ich zuerst ein-

kehren wollte, vorzuziehen. Wir haben es nicht zu bereuen gehabt. Der Landsmann des Odysseus, der mir auf der Fahrt viel von seiner berühmten Insel erzählte, war ein recht braver und geschickter Mann. Von den Listen seines ehemaligen „schlauen" Königs, welche mit den heutigen Grundsätzen der Moral oft recht schwer in Einklang zu bringen sein würden, verstand er nichts. Er winkte einen ihm bekannten Barkenführer auf Deck, unser geringes Gepäck wanderte mit seiner Hilfe schnell die Schiffstreppe abwärts und nach einigen Minuten sagten wir dem Klapperkasten Lebewohl und befanden uns in der Barke, welche mit schnellen Ruderschlägen dem Quai zueilte.

Um vom Piraeus nach Athen zu kommen, kann man einen doppelten Weg einschlagen. Seit 186. führt vom Piraeus nach Athen eine Eisenstraße, auf der man die Hauptstadt des modernen Griechenlands in einer kleinen halben Stunde erreicht. Wenn man die Bahnhöfe und die Wagen dieser griechischen Eisenstraße sich anschaut, kommt man unwillkürlich auf die Idee, daß Strousberg sich auch an dieser Eisenstraße versündigt habe. Die Bahnhöfe im Piraeus und Athen sind räumlich sehr enge Holzschuppen ohne allen Comfort für die Reisenden. Die Wartezimmer sind hölzerne Buden, deren einzige Mobilien in einigen hölzernen, schmalen Bänken bestehen. Die Orte, welche „der König zu Fuß besucht", sind der Kürze halber gar nicht vorhanden. In der Einrichtung und Ausstattung der Wagen sind die Gränzen der äußersten Dürftigkeit gestreift. Alles wie auf den Strousberg'schen Bahnen in Rumänien! Nur wenn der Zug sich vorwärts bewegt, merkt man, daß Strousberg hier nicht gebaut hat. Die Wagenräder fassen die Eisenstraße fest und sicher. Von einem Schleudern der

Wagen ist, wie überall auf den Strousberg'schen Bahnen, keine Rede. Eine englische Gesellschaft hat die Eisenbahn vom Piraeus nach Athen gebaut. Sie rentirt sich ganz vortrefflich. Der andere Weg, um vom Piraeus nach der griechischen Hauptstadt zu kommen — und der bequemere, weil man auf demselben vor die Thür des Gasthofes gelangt und auch nicht auf den Abgang der Züge zu warten braucht — ist eine sehr gut gehaltene Landstraße. Athen hat vortreffliche, gut bespannte Fiaker zu billigen Preisen. Einige von ihnen trifft man immer im Piraeus am Quai. Meine beiden am Bord des Apollo gefundenen Reisegefährten waren mit mir einverstanden, die Landstraße der Eisenbahn und den bequemen, gepolsterten Fiakersitz den Brettern des Eisenbahncoupé's vorzuziehen.

Der Archäologe und der Gasfabrikant stiegen in den Wagen; der Landsmann des „vielgewanderten, schlauen Odysseus" aus Ithaka kletterte zu dem Kutscher auf den Bock. Ich war gerade im Begriff, den Fuß auf den Wagentritt zu setzen, da fuhr mir ein fürchterlicher Gedanke durch den Kopf. Ich dachte an die griechischen Räuber und an die ermordeten Engländer von Marathon. Ich zog den Fuß wieder vom Wagentritt zurück und sagte: „Eroberte Landsleute; denken Sie mal, wenn uns auf dieser nach Athen führenden Landstraße die Räuber ergriffen und uns in den „honigreichen" Hymettos schleppten, um fürchterliche Lösegelder zu erpressen; was würde daraus werden? Sie Beide sind so gute Preußen geworden. Für Sie würde die preußische Gesandtschaft in Athen wohl etwas thun. Aber denken Sie an mich! Mich würde die preußische Regierung wohl für immer in den Schluchten des honigreichen Hymettos unter den Räubern belassen. Ich ziehe

es doch vor, auf der Eisenbahn nach Athen zu fahren." Der Archäologe machte, als ich an die Räuber erinnerte, ein höchst bedenkliches Gesicht. Da sprang der eroberte Gasfabrikant aus Oldenburg im Fiaker in die Höhe, faßte mit der Hand in die Tasche seines Oberrockes, zog ein Mordinstrument heraus und rief mir zu: „Was Räuber! Steigen Sie ein! Sie sehen, ich habe hier einen sechsläufigen Revolver in der Hand. Mit sechs Räubern werde ich allein fertig!"

„Sind alle sechs Läufe auch geladen, Herr Fortmann?" fragte ich noch immer am Wagenschlage stehend.

„Sämmtlich geladen. Mit jedem Schuß tödte ich einen Räuber."

„Das ist etwas anderes. Also fahre ich auf der Landstraße".

Und lachend stieg ich zu dem tapfern Gasfabrikanten aus Oldenburg in den Wagen, der nun auf der Straße nach Athen in gestrecktem Trabe vorwärts rollte. Der Gasfabrikant steckte sein sechsläufiges Mordinstrument wieder in die Rocktasche.

Die letzten Häuser von Piraeus lagen hinter uns. Die Straße stieg etwas aufwärts, so daß wir einen Rundblick über die Gegend hatten. Rechts erblickten wir noch Trümmerreste der Mauer, mit der Themistokles vor zwei Jahrtausenden den Hafen umgab. Die Trümmerreste hatten alle politischen Stürme, welche über Attika hingetobt, die Zerstörungen „zur Strafe", welche die Römer hier vorgenommen und selbst die türkische Barbarei überdauert. „Und wissen Sie denn auch", rief plötzlich der Archäologe in einer neuen klassischen Aufwallung aus, „daß wir auf der nördlichen Mauer fahren. Wirklich, die Straße, auf der wir fahren,

ist auf der nördlichen langen Mauer angelegt, welche den Piraeus mit der Stadt verband!"

„Alles klassisch, Herr Sebald", sagte ich. „Sitzt doch sogar auf dem Bocke unseres Wagens ein Landsmann des Odysseus. Wir können ja gar nicht klassischer nach Athen kommen. Es fehlt uns nur die moderne Zuthat der Räuber. Aber, was ist das dort rechts für ein Denkmal? Ist das Denkmal auch aus der klassischen Zeit?"

„Nein;" erklärte mir der Archäologe, „es ist ein Denkmal eines Helden der Befreiungskriege des Karaiskakis; aber die Stelle des Denkmals ist klassisch. Dort traf die südliche lange Mauer die Befestigungen des Piraeus. Die Berge dort links sind der Aegaleos und der Poikilon, alles so, wie ich es mir in Hannover dachte, wenn ich Herodot und Thukydides las."

Der Wagen rollte über eine steinerne Brücke, welche ein trockenes Flußbett überwölbte.

„Sehen Sie, Herr Fortmann", sagte der Archäologe mit gerührter Stimme, „da ist der Kephissos, der berühmte Kephissos! Ich werde ihn doch genau untersuchen, während ich in Athen bin, Herr Fortmann."

„Ich nicht," erwiderte der Gasfabrikant; „ganz trockenes Flußbett, nicht ein Tropfen Wasser; unsere Flüsse in Deutschland gefallen mir besser, Herr Sebald, wenn sie auch ganz unklassisch sind. Denken Sie mal an die Hunte bei Oldenburg oder an die Leine bei Hannover."

Nun erschienen zur Rechten und Linken der Straße Weinanpflanzungen und links Gruppen von Oelbäumen. „Da ist der Oelwald, der berühmte, uralte Oelwald," fing der Archäologe wieder an, „seine ältesten Bäume

haben noch die Blüthe Athens gesehen, Herr Fortmann." — —

Plötzlich hielt der Wagen unter einigen Bäumen. Einige zerlumpt aussehende Kerle sprangen an den Wagen, während Einer von ihnen die Pferde faßte. Der Archäologe wurde aus seiner Rührung aufgeschreckt. Konnten die Kerle nicht Räuber sein, um uns in den „honigreichen" Hymettos zu schleppen? Aber es waren ein paar friedliche Bewohner einer Schenke, die sich einige Schritte von der Straße hinter einigen Bäumen versteckte, welche, als der Wagen hielt, hinzusprangen, um die Pferde zu tränken, und uns „Raki" und „Mastig," zwei verschiedene Schnäpse anzubieten. Nach einer Viertelstunde rollte der Wagen auf der Straße nach Athen weiter.

Einige Minuten später verließen wir den berühmten Oelwald, um am Rande eines kahlen Hügels, der die Aussicht verdeckte, entlang zu fahren. Als wir um den Hügel herumbogen, erblickten wir auf einmal Athen vor uns. Die Ebene war mit modernen weißen Häusergruppen bedeckt, während auf dem Höhenzug zur rechten Hand die Baudenkmale des griechischen Alterhums aufstiegen. Auf weithin sichtbarem Plateau erhob sich der Theseustempel, das Gebäude des klassischen Athen, welches am besten den Stürmen der Jahrtausende getrotzt hat, welche an seinen Marmorsäulen vorübergerauscht sind. Sie haben sie nicht umstürzen können, sondern sie nur mit dem dunklen Hauch der Ewigkeit, mit einer goldbraunen Patina gefärbt. Und hoch über dem Theseion, in dessen Tiefe die Gebeine des berühmten Drachentödters, der in der Schlacht von Marathon den Griechenstreitern erschien, um sie zum Kampfe und zum Siege gegen eine fünfzehnfache Uebermacht der persischen

Trabanten zu führen, ruhen sollen, auf breitem Bergsrücken erhob sich „das Weihgeschenk der Götter," die tempelreiche Akropolis mit dem Parthenon, die den höchsten Punkt des Felsplateaus krönt. Im Hintergrunde erschien das Denkmal des Philopappos, vor ihm die Felsenmasse des Areopag. — —

Das war zu viel auf einmal, zu überraschend für die Begeisterung unseres Archäologen. Er war einen Moment stumm vor Erstaunen und Begeisterung; dann hörte ich, wie er die Worte des Aristophanes vor sich hin sprach:

„O violenbekränzte, du glänzende Stadt, neidwürdigste, unser Athen Du!"

Die moderne Gegenwart kam der klassischen Vergangenheit zu Hilfe, um ihn nicht noch weiter außer sich gerathen zu lassen, der Wagen bog in den Anfang der Hermesstraße ein, welche in gerader Linie die griechische Hauptstadt bis zum Schloßplatz durchschneidet. Die schlechten, ärmlichen Häuser, mit denen die Straße zu Anfang debütirt, entzogen ihm auf einmal den Anblick der klassischen Herrlichkeit. Die Blicke wurden in dieser Straße ganz von dem modernen Athen festgehalten. Nach und nach wurde die Dekoration der Straße aber besser und freundlicher. Elegante, zweistöckige Gebäude, deren Erdgeschoß Läden und Magazine mit glänzenden Spiegelscheiben einnahmen, rahmten die Straße zu beiden Seiten ein und verliehen ihr ein sehr freundliches, oft sogar glänzendes Aussehen. Die Straße war macadamisirt; die breiten Trottoirs waren mit breiten Steinplatten gepflastert. Zweimal wurde die Hermesstraße auf unserem Wege durch zwei noch breitere Straßen durchschnitten, welche ebenso reiche wie schöne Perspektive eröffneten, zwanzigmal durch kleinere Gassen von ebenfalls äußerst reinlichem und freundlichen Aussehen. Unser Eintritt in Athen überzeugte uns sofort, daß wir in der schmucksten und

schönsten Stadt des Orients waren; mir that der Anblick dieser schönen und eleganten Häuser nach dem Schmutz, nach der Verfallenheit, nach dem Trümmerwerk aller der türkischen Städte, welche ich während der letzten Monate gesehen hatte, unbeschreiblich wohl. Ich fühlte mich zum ersten Male nach langer Zeit wieder ganz in Europa. Dann rollte der Wagen an der alten, interessanten Kirche Kapnikaräa vorüber; rechts öffnete sich ein Blick auf die hohe, große Kuppel der Metropolitankirche; und nun fuhren wir auf einen weiten Platz, der ein langes Rechteck bildete. Es war der Schloßplatz. Seine Ostseite faßte eine reiche, langsam ansteigende Gartenanlage ein, hinter deren Gebüschgruppen und Bäumen sich das vom Könige Ludwig von Baiern für seinen Sohn nach den Plänen des Architekten Gaertner erbaute Schloß erhob. Die Westseite des Platzes dekorirten elegante, moderne Privatgebäude, deren Erdgeschosse zu Kaffeehäusern eingerichtet waren. In der Mitte des weiten Platzes stand ein achteckiger Pavillon, unter welchem ein Militärmusikcorps einen kriegerischen Marsch, die Marsellaise des neuen Griechenlands, spielte. An der Nordseite des Schloßplatzes stand der Gasthof, zu dem uns der Landsmann des Odysseus zu führen beabsichtigte, das Hotel des Etrangers. Der Wagen hielt vor einem schönen, dreistöckigen Gebäude. Der Landsmann des Odysseus kletterte von seinem Bocke und der übliche Schwarm von Kellnern, Portiers, höheren und niederen Hausbedienten erschien, um uns in die gastliche, mit allem Comfort eines Hotels erster Klasse versehenen Räume des Caravanserais einzuführen, welches ich Jedem empfehlen kann, der „die violenbekränzte, neidwürdigste Stadt, unser Athen Du" besuchen will. Auf dem Flur an den Thür des Speisesaals lasen

wir: „Mittheilungen des englischen und amerikanischen Geschäftsträgers an ihre countrymen.“ Sie bezogen sich auf die Räuber. Beide Geschäftsträger ersuchten darin ihre Landsleute, falls sie Ausflüge in das Innere des Landes machen wollten, die Gesandtschaften vorher von ihrer Absicht zu benachrichtigen, um im Vereine mit der griechischen Regierung die etwa nöthigen Maßregeln zu ihrer Sicherheit zu treffen. Nachdem wir die „Mittheilungen des englischen und des amerikanischen Geschäftsträgers an ihre Landsleute“ gelesen, sagte ich zu meinen beiden „preußischen“ Reisegefährten: „Entdecken Sie denn an der Thüre dieses Speisesaals gar keine Mittheilungen des kaiserlich deutschen Geschäftsträgers an seine Landsleute?“ Der Archäologe und der Gasfabrikant suchten vergebens. Der kaiserlich deutsche Geschäftsträger hatte seinen Landsleuten nichts mitzutheilen. Mit einem Gefühl von Schadenfreude und bitterer Ironie konnte ich denn doch nun nicht umhin, dem Archäologen und dem Gasfabrikanten zu sagen: „Sie haben mir nun, seitdem ich die Ehre hatte, Sie an Bord des Apollo zu entdecken, so oft und so viel von preußischen Siegen und von „der deutschen Machtstellung“ in Europa vorerzählt, daß ich mehrmals genöthigt war, Ihnen zu bemerken, daß ich in den Orient gereist sei, um einmal einige Monate nichts davon zu hören; hier an der Thür dieses Speisesaals haben Sie den Beweis, wie weit diese Machtstellung Ihre Interessen berührt. Sie sehen, Sie können in Attika todtgeschlagen werden, meine Herren, ohne daß der kaiserlich deutsche Geschäftsträger es hier der Mühe werth hält, davon Notiz zu nehmen. Vergessen Sie also ja Ihren Revolver nicht, wenn wir nach dem Dejeuner

auf die Akropolis spazieren, Herr Fortmann! Er wird Ihnen mehr nützen, als die ganze preußische Machtstellung."

Der Kellner erschien in der Thüre des Speisesaals, um uns anzuzeigen, daß das Dejeuner „pronto" sei und uns erwarte. Wir vergaßen bei seinen trefflichen Schüsseln eine Stunde lang „die preußische Machtstellung" und die griechischen Räuber.

Fünftes Kapitel.

Athenienſiſche Spaziergänge.

Zwiſchen der äußeren Geſtalt des gegenwärtigen Athens und der griechiſchen Hauptſtadt vor fünf und dreißig Jahren, als der Sitz der Regierung von Nauplia nach Athen verlegt wurde, giebt es keine Parallele. Die glänzende Stadt des Themiſtokles und Perikles, welche Phidias mit Kunſtwerken ſchmückte, die das Staunen aller Jahrhunderte geworden ſind, die berühmteſte und erſte Stadt des Alterthums, deren Bürger mehr als einmal der Hort der griechiſchen Freiheit gegen die zahlloſen Heere der aſiatiſchen Barbaren wurden, welche Europa zu überfluthen drohten, der Sitz aller Künſte und aller Wiſſenſchaften Jahrhunderte hindurch, die Stadt, in deren Regierungsform die Demokratie zum erſten Mal in Europa zur vollkommenſten Durchbildung kam — dieſe Stadt war durch die Verwüſtungen der barbariſchen Horden der Völkerwanderung, durch die dynaſtiſchen Kriege des Mittelalters, durch das Türkenjoch, welches dreihundert Jahre auf Griechenland laſtete, und durch die Verwüſtungen der Türken während des griechiſchen Freiheits-

kampfes endlich zu einem erbärmlichen Landstädtchen von kaum dreihundert Häusern herabgesunken. Nun, es gab ja eine Zeit — es war im fünfzehnten Jahrhundert — wo Athen für das Abendland ganz verschollen war, wo die Stadt des Themistokles für die Erinnerung der Menschen nur in den Geschichtsbüchern des Thukydides und in den Werken der großen griechischen Tragödiendichter existirte, wo sie durch den Inschriftensammler Cyriacus von Ancona und durch die Correspondenz, welche Professor Martin Kraus in Tübingen mit Griechen anknüpfte, erst förmlich wieder für das gebildete Europa entdeckt werden mußte, wie eine untergegangene Stadt. Aus diesem tausendjährigen Sumpfe der Barbarei und der Verwüstung innerhalb eines halben Jahrhunderts als eine nach politischer Freiheit und guter volkswirthschaftlicher Verwaltung strebende Nation wieder aufzuerstehen, das soll noch erst ein germanischer Volksstamm den Griechenstämmen nachmachen! Mich wundert überhaupt nur, daß ein griechisches Volk noch in Europa existirt, daß es nicht, nachdem durch ein ganzes Jahrtausend die Barbaren des Westens und des Orients auf seinen einst so blühenden Fluren umhergetrampelt haben, bis auf Stumpf und Stiel ausgerottet ist. Mögen sich das die deutschen Rückschrittsmänner aller Nuancen überlegen, welche heute, sobald irgend ein Raubanfall in Attika stattfindet, aus vollen Backen auf das junge Griechenland und auf die junge griechische Freiheit schimpfen und die Griechen für eine „heruntergekommene" Nation erklären. Welcher Zauberer möchte das Zauberkunststück zu Stande bringen, in einem Lande, dessen Civilisation und Freiheit ein Jahrtausend hindurch von Barbaren niedergetrampelt wurde, in einem halben Jahrhundert Kultur, Bildung, Wohlstand,

Industrie, Eisenbahnen, Freiheit und Ordnung wieder herzustellen? Nun, ich werde diesen Rückschrittsmännern aller Nuancen, welche nichts lieber thun, als jede Unordnung im südöstlichen Europa auf das Stück Freiheit zu wälzen, welches sich die unglücklichen Völker, die an den Ufern der unteren Donau und an den Gestaden des ägeischen Meeres wohnen, nach blutigen, heldenmüthigen Kämpfen mit den türkischen Barbaren errungen haben, von dem Athen vor fünfunddreißig Jahren erzählen und dann das heutige Athen schildern. Vielleicht schimpfen sie dann weniger auf das griechische Volk, welches diese Auferstehung aus seinem eigenen Blute vollzogen und diese Regeneration in seinen inneren Zuständen binnen wenig Jahren zu Wege gebracht hat.

„Es war keine Kleinigkeit," erzählt der berühmte Archäologe Ludwig Roß aus dem Jahre 1835, wo die Regentschaft von Nauplia nach Athen übersiedelte, „in dem Städtchen" — er meint Athen — „wo vor zwei Jahren noch eine Glasscheibe zum Luxus gehört hatte, und wo wir eben den ersten eisernen Ofen hatten entstehen sehen, für die Regenten und ihre Familien, die Minister, die fremden Diplomaten, die griechischen und deutschen Beamten, das Militär bis zu den unentbehrlichsten Handwerkern herunter ein halbwegs erträgliches Unterkommen zu finden. Mit jedem Tage kamen aus Nauplia neue Aufforderungen, bald sollte noch für ein vergessenes Regierungsbureau, bald noch für einen Beamten mit Frau und Kind der nöthige Raum beschafft werden, und an Raum gebrach es eben in Athen. Was nur irgend bewohnbar war, wurde in Beschlag genommen; halbverfallene Kirchen und Kapellen, Moscheen und Badehäuser wurden zu provisorischen Kasernen, Ställen, Werkstätten, Gerichtshöfen und Schulstuben eingerichtet. Wenn

die Baukomission gar nicht mehr aus noch ein wußte und sich und ihr Geschäft zu allen Heiligen wünschte, so wußte der erfinderische Kopf und die Energie unseres Polizeimeisters Axortis noch eine Aushülfe zu schaffen; aber ganz gerecht und sanft ging es dabei nicht immer zu. Eine neue Noth gab die Heraufschaffung des vielen Hausraths, der Vorräthe, der Aktenstöße von Pyraeus nach Athen; denn diese Strecke war noch nicht fahrbar und überdies gab es keine Wagen, als einige Transportwagen vom Hofe und vom Militär; fast Alles mußte auf Kameelen, Pferden, Maulthieren und Eseln herbeigeholt werden. Es war eine gräuliche Verwirrung."

„Die wirkliche Anwesenheit des Hofes, welche nun keinen Zweifel übrig ließ, daß Athen die Residenz bleiben würde, der reich vermehrte Umlauf von Geld, vor Allem aber das dringende und noch immer steigende Bedürfniß neuer und bequemer Wohnungen erweckten eine ungemeine Bauluft. Wer nur ein kleines Grundstück hatte, wer nur irgend Geld auftreiben konnte, der baute mit der sichern Aussicht, in wenigen Monaten zwanzig bis dreißig Procent Zinsen von seinem Kapital machen zu können. Das ist nicht etwa übertrieben; das Geld war so rar, daß noch Jahre lang nachher die griechische Bank gesetzlich von ihren Darlehen auf Grundstücke acht bis zehn Procent nehmen durfte. So wie ein Häuschen nothdürftig fertig war, wurde es bezogen; ob ausgetrocknet oder nicht, danach wurde nicht gefragt. Fast alles Geld für Bauten ging wieder aus dem Lande; denn außer Steinen und Kalk mußte Alles aus der Fremde, aus Triest, Malta, Saloniki bezogen werden, Holz, Glas, Eisen, Farben; denn den einheimischen Wäldern konnte man aus Mangel an Straßen und Transportmitteln

noch nicht beikommen; ja in den ersten Jahren bezog man sogar Marmor aus Carrara, weil die einheimischen Marmorbrüche, welche ganz Europa versorgen könnten, noch nicht wieder zugänglich gemacht waren. Auch die Regierung baute soviel sie konnte in Athen und im Piraeus: Kasernen, Ställe, Werkstätten, Magazine, ein Hospital, eine Druckerei, eine Münze; an Eleganz der Gebäude konnte nicht gedacht werden; es galt nur, mit möglichst geringen Kosten dem dringendsten Mangel abzuhelfen. Auch hier kann ich sagen: Wer diese Periode nicht mit durchlebt hat, macht sich keinen Begriff davon, was es heißt, in einem Lande, welches aus mehrhundertjähriger Barbarei und aus einem zehnjährigen Kriege hervorgeht, die ersten Anfänge einer geordneten Verwaltung einzurichten. Es ist so viel darüber geschrieben worden, wo denn die etwa vierzig Millionen Francs von der Rothschild'schen Anleihe, welche nach den Zahlungen an die Türken noch übrig blieben, verwendet worden seien; die Antwort ist, daß ein großer Theil in den unerläßlichsten Bauten aufgegangen ist. Aber die Handwerker, die Tagelöhner, die Bauern der Umgegend standen sich gut dabei; ihr Wohlstand mehrte sich zusehends. Nur wenige Jahre vergingen, da hatte ein geschickter deutscher Schlosser in Athen so viel Geld verdient, daß seine Frau im Amazonenkleide spazieren ritt; auch der Hofbäcker machte gute Geschäfte."

„Neben dieser Noth an Wohnungen war der erste Winter in Athen ein ungewöhnlich regenreicher. Der Kephissos, dessen Abzugsgräben seit Jahren vernachlässigt waren, bildete im Oelwalde stehende Sümpfe; die phalerische Ebene stand großentheils unter Wasser; in der Stadt wurden durch die vielen Bauten alle Miasmen des alten

Schuttes wieder aufgeregt; die Menschen saßen dicht gedrängt auf einander; ein Theil der Soldaten mußte vom März oder gar vom Februar an unter Zelten campiren, weil der Kriegsminister ohne alle Noth eine starke Garnison haben wollte. So entwickelten sich allerlei nachtheilige Keime, die in dem sonst so gesunden Athen im folgenden Frühling und Sommer eine verderbliche Fieberepidemie hervorriefen."

Trotz alledem fand die baierische Regentschaft noch Zeit, sich mit allerlei dynastischem Firlefanz und sogar mit Verfolgungen der soeben aus dem Nichts entstandenen freien Presse zu beschäftigen. Diese dynastische Regentschaft schämte sich nicht, mit den Helden des griechischen Freiheitskampfes, welche sich Jahre lang mit einem an die Thaten ihrer Ahnen in den Perserkriegen erinnernden heroischen Muthe mit den türkischen Barbaren herumgeschlagen hatten, über das Ceremoniell zu unterhandeln, unter welchem sie den achtzehnjährigen König Otto empfangen sollten. Die griechischen Waffenhäuptlinge bestanden beharrlich darauf, nach morgenländischem Brauch in Gegenwart des neuen Königs den Kopf mit dem Fez bedeckt zu behalten. Theilweise wurden sie zu dieser Forderung dadurch bestimmt, daß viele von ihnen nach morgenländischer Sitte den Vorderkopf bis zum Wirbel kahl geschoren trugen, also, wenn sie den Fez abnahmen, gerade nicht sehr vortheilhaft aussahen. Die Regentschaft bestand indeß darauf, daß sie entweder auf europäische Weise den Kopf entblößen und in gebückter Stellung stehen oder den vollen morgenländischen Gebrauch, wie es bei den Türken Sitte war, beibehalten sollten, nämlich „mit bedecktem Haupte den König knieend zu verehren und ihm die Kleider zu küssen." Auf solche

knechtische Begrüßungen kann nur ein königlich baierischer Hofschranze kommen, der nicht weiß, daß Griechen keine Türken sind. Die griechischen Waffenhäuptlinge geriethen denn auch in nicht geringen Zorn, als ihnen Seitens der Regentschaft derartige Zumuthungen gemacht wurden, und bequemten sich endlich zu dem abendländischen Ceremoniell, nämlich den Fez in Gegenwart des Königs abzunehmen, so lästig und unangenehm es ihnen auch wegen des geschorenen Vorderkopfes sein mochte. Besondere Noth machte diesen Hofschranzen die Krönungsfrage. Wo und wie sollte diese in ihren Augen wichtigste Ceremonie erledigt werden? Die Krone bestellte man in Paris. Aber nun fehlte es in Athen an allem Uebrigen, was zu einer Krönungsfeier nothwendig war. In Athen gab es nur einige kleine und schlechte Kapellen, keine Kirche; es gab in Athen aber auch gar keine Leute, welche, wie Roß sagt, „für eine solche Ceremonie Verständniß, Einsicht, Geschick und Lust hatten." Als die Regenten und Hofschranzen dies begriffen hatten, gaben sie, um sich nicht auslachen zu lassen, endlich ihre „sublime" Idee der Krönung auf. Als aber die Tagespresse in scharfe Opposition gegen die „Fremdherrschaft" und gegen den allgemein verhaßten Staatskanzler von Armansperg gerieth, da versuchten sie, der jungen griechischen Presse sofort mit Preßprozessen zu Leibe zu steigen, standen indeß auch davon wieder ab, als ihnen gesagt wurde, in Griechenland fände man keine Geschworenen, die sich zu einem Schuldig hergäben; auch würden bei der mündlichen Verhandlung wahrscheinlich auch dann noch weit ärgere Dinge gesagt werden. Unter solchen Umständen war es begreiflich, daß, als der Fürst Pückler-Muskau nach Athen kam, eine sogenannte „hohe Person" sich zu

dem Archäologen Roß äußerte: „Ich liebe solche Leute gar nicht, die Einen in ihre Büchern schreiben, wie man leibt und lebt.“ Nun, heute schreiben wir demokratischen Schriftsteller diese „hohen Personen, wie sie leiben und leben,“ wahrhaftig anders in unsere Bücher, wie der zahme berühmte „Verstorbene.“ Schade, daß die Griechen so ohne alle dynastische Begabung sind und sich so ganz und gar nicht für ihre „Dynasten“ interessiren, als daß sie dieselben, ohne daß auch nur ein Schuß fällt, fortschicken, wenn sie staatsstreicherische Versuche machen!

Diese südöstlichen Länder Europas eignen sich sehr schlecht zur Gründung von Dynastieen. Der Bevölkerung fehlt so jede dynastische Begabung. Während meines letzten Aufenthalts in Athen bin ich nur zweimal daran erinnert worden, daß es einen König von Griechenland gäbe; sonst hätte ich es gar nicht gewußt. Einmal fragte mich der Kellner, als ich nach dem Frühstück auszugehen im Begriffe stand und meinen Hut verlangte, ob ich nicht „le Prince“ sehen wolle? Ich wußte gar nicht, wovon der Mensch sprach, und fragte ihn kurz: „Quel prince?“ Er setzte mir nun aus einander, daß der fragliche Prinz „le prince héréditaire“ sei, der Kronprinz, ein Kind von einigen Jahren, welches soeben in einer Kutsche vorübergefahren werde. Ich konnte denn doch nicht unterlassen, ihm auf die abgeschmackte Frage nichts zu erwidern, als die Worte: „Etes-vous fou?“ „Sind Sie verrückt?“

Ein ander Mal ging ich in das Schloß, um in den hinter dem Gebäude gelegenen Garten zu gelangen, wo ich den Hofgärtner Schmidt aufsuchen wollte. Sonderbar, wie alle schönen Gärten im Orient von Mitgliedern der Gärtnerfamilie „Schmidt“ angelegt sind! Als ich kürzlich

in Bukareſt nach dem Schöpfer der ſchönen Parkanlagen an der ſogenannten „Chauſſee," dem Longchamp der vornehmen Bukareſter Geſellſchaft, fragte, war es richtig auch ein „Schmidt" geweſen. So viel mir bekannt, gehören alle dieſe Schmidt der berühmten Erfurter Gärtnerfamilie an, welche auch in Berlin ihre Repräſentanten beſitzt. Auf dem Binnenhofe, den ich zu durchſchreiten hatte, um in den Schloßgarten zu kommen, rief mir ein dort aufgeſtellter Poſten einige Worte in neugriechiſcher Sprache zu, welche ich nicht verſtand. Ich hielt es deshalb für das Paſſendſte, mich um die Schildwache und ihre eleuſiniſchen Zurufe gar nicht zu bekümmern, ſondern meinen Weg fortzuſetzen. Als ich noch einige Schritte gemacht hatte, erſchien ein Offizier auf der oberſten Stufe einer Freitreppe unter einem Pavillon und rief mir franzöſiſch zu, daß ich dieſen Hof nicht betreten dürfe, da er den Zugang zu den Zimmern der Königin bilde. Ich ſtieg nun die Freitreppe hinan, obſchon er mir nochmals zurief, ob ich ihn denn nicht verſtände, der Zutritt in das Schloß ſei auf dieſer Seite abſolut verboten. Als ich nun auf der oberſten Stufe der Freitreppe neben ihm ſtand, ſchien dem Offizier ein lichter Gedanke zu kommen. Er fragte mich in äußerſt verbindlichem Tone, ob ich vielleicht Ihrer Majeſtät meine Aufwartung machen wolle?

Ich mußte unwillkürlich lachen und ſagte: „Das iſt meine Abſicht nicht, mein Herr, aber ich hörte aus Ihren Zurufen, daß Sie vortrefflich franzöſiſch ſprechen. Und da dachte ich, ich könne mich mit Ihnen am beſten verſtändigen. Der Königin will ich meine Aufwartung nicht machen, aber ihrem Hofgärtner Schmidt. Ich bin ein Deutſcher und er iſt mein Landsman. Wahrſcheinlich ſtammt er aus der

berühmten Gärtnerfamilie Schmidt in Erfurt, welche auch in Berlin ihre Repräsentanten hat, die so wunderbare Bouquets anfertigen, daß sie sogar die Pariser Blumenbouquets an Geschmack übertreffen. Ich mache in Berlin, wenn ich schönen Damen schöne Bouquets schenke, meine Einkäufe nur bei diesen Repräsentanten der Familie Schmidt, und wenn Sie einmal in Berlin in die Lage kommen sollten, schöne und theure Bouquets zu verschenken, so empfehle ich Ihnen die drei Repräsentanten der Familie, welche in der Friedrichsstraße wohnen. Wollen Sie nun also die Güte haben, mein Herr, mir nicht den Weg zu der Königin, sondern zum Hofgärtner Schmidt zu zeigen?" — Der wachthabende Offizier war denn auch so liebenswürdig, mir Weg und Ort, wie und wo ich den Repräsentanten der berühmten deutschen Gärtnerfamilie im Schloßgarten entdecken könne, genau anzugeben.

Aber da geräth mir noch eine Schilderung in die Hände, welche ein Reisender von dem Zustand Athens im Jahre 1832 veröffentlicht hat. Sie ist noch weit drastischer als die Schilderung des Archäologen Roß, indem sie die Contraste zwischen heute und damals noch mehr hervorhebt. Der mir dem Namen nach unbekannte Reisende schildert dieselbe Straße, auf der ich kürzlich aus dem Pyraeus nach Athen fuhr, nur in dem Zustande, wie dieselbe vor vierzig Jahren war. „Wer im Jahre 1832 in den Pyraeus einlief," schreibt er, „fand dies schöne und geräumige Wasserbecken öde und leer und sah nur in seinem innersten Winkel einige elende Kaiks geankert. Nachdem er neben ihnen den Anker hatte fallen lassen, ritt er auf dem Rücken eines Schiffers an's Ufer, wo noch kein Hafendamm, keine Treppe die Landung erleichterte. Hier empfing ihn etwa

ein Dutzend kläglicher, aus Erde und Brettern mehr zusammengeleimter als aufgeführter Hütten; vor einer derselben saßen in dumpfem Hinbrüten, ihre Pfeifen rauchend, etliche zerlumpte, türkische Soldaten, der Douanier und seine Wache; die übrigen waren Kaffee- und Weinboutiken. Mit Mühe verschaffte sich der Reisende ein Paar Pferde, um sich und sein Gepäck nach der Stadt der Pallas hinauftragen zu lassen, gewöhnlich nur mit Saumsesseln versehen; mitunter erlangte man auch ein Reitpferd mit türkischem Sattel, und heil dem, der sich aus Unerfahrenheit in einen solchen Marterstuhl geschwungen hatte, wenn er bei seiner Ankunft in Athen fand, daß nicht mehr als ein Viertheil seiner Unaussprechlichen an den Hunderten großer und kleiner Nägel, welche diese vom Zahn der Zeit und von den Strapazen der Feldzüge vermoderten Riesenbauten aus Holz und Leder zusammenhielten, unterwegs hängen geblieben war; dreifach heil dem, der nicht gar über blutige Wunden zu klagen hatte. Die Existenz fränkischer Sättel auf dem ganzen griechischen Festlande von Missolunghi und Vonitza bis an die Thermopylen und zum Cap Sunion in jener Zeit wird von glaubwürdigen Personen bezweifelt; Andere wollen indeß behaupten, daß sich deren schon drei bis vier im Besitze einiger Engländer in Athen befunden hätten. Im langsamen Schritt, auf einem holprichen, zur Winterszeit fast versumpften Wege zog der Reisende dann an mehreren Erdschanzen vorüber, welche an die Begebenheiten des Jahres 1827 erinnerten, gen Athen hinauf und erblickte von der kleinen Anhöhe bei Hagia Triada zuerst die Schutthaufen, die die Stelle der Stadt einnahmen."

„Hier überblickt man plötzlich die Stadt, welche am nördlichen Abhange des Burgfelsens und am Fuße desselben

liegt. Trauernd bebt man zurück, wie vor dem Anblick einer geliebten Freundin, welche man in der Blüthe der Schönheit verlassen hat und die uns mit entstelltem Gesicht und mit zerrauftem Haar wieder entgegentritt. Das ist nicht

„das glänzende, veilchenumkränzte Athen;"

das ist ein einziger, ungeheurer Trümmerhaufen, eine gestaltlose, einförmig graubraune Masse von Schutt und Staub und von einem Dutzend Palmen und Cypressen überragt, welche der allgemeinen Verwüstung widerstanden haben. Wenn es der Theseustempel zur Rechten des Weges, wenn es die Burg mit ihren Resten nicht bestätigte, man würde Mühe haben, es zu glauben, daß man in Athen ist. Mühsam windet sich das Lastpferd vom Thore an durch die engen Gassen zwischen zertrümmerten Mauern durch, bis man nach und nach gewahr wird, daß zwischen den Trümmern schon wieder Erdhütten und selbst Häuser stehen, ja daß in der östlichen Hälfte der Ruinen schon wieder eine kleine Stadt erbaut ist, welche man wegen der Ungleichheit des Bodens vom Thor aus nicht sehen konnte."

„Die Wahl eines Gasthofes wurde damals dem Fremden in Athen nicht schwer. Es gab nur ein Hotel, bei Herrn Losalis. Hier abgestiegen, sah er sich nach einem bewohnbaren Privatlogis um, das heißt nach einem Zimmer, welches wenigstens einen Bretterplafond und ein mit Glasscheiben versehenes Fenster hatte. Solche luxuriöse Wohnungen waren damals in Athen noch sehr selten, und namentlich das Glasfenster wurde gewöhnlich erst im Miethskontrakte ausbedungen und von der vorauszuzahlenden Miethe angefertigt."

Ein Gasthof in Athen. Heute hat Athen fünf Gasthöfe, welche sämmtlich in Betreff ihres Comforts, ihrer

Zimmer und ihrer Bedienung den Namen „Gasthöfe erster Klasse" verdienen. Drei von ihnen befinden sich an dem großen, schönen Schloßplatze, der als Platz jeder europäischen Großstadt zur Zierde gereichen würde. Das „Hotel des Etrangers," wohin mich der Landsmann des Odysseus geführt hatte, gehört in die Reihe der besten Gasthöfe, welche ich, ich will nicht sagen, im Orient, sondern in ganz Europa entdeckt habe. Die Flure, die Corridore, die Zimmer waren hoch, weit und licht, die Zimmer mit jedem Comfort, mit Sopha's, Causeusen und amerikanischen Schaukelstühlen ausgestattet; die Betten mit Sprungfedermatratzen und von fast französischer Breite; überall auf den Corridoren Diener. Portier und drei Kellner sprachen neben ihrem Griechisch französisch und italienisch. Im Erdgeschoß befanden sich der sehr geräumige, luftige und geschmackvoll dekorirte Speisesaal und das mit kühlen Ledersopha's und Lederstühlen ausgestattete Lesezimmer, auf dessen Tischen die neuesten französischen und englischen Zeitungen täglich zu finden waren. In Betreff der deutschen Journale und Zeitungen war die Ausstattung freilich recht ärmlich; die ganze deutsche politische Presse wurde durch die Triester Zeitung repräsentirt. Die Dejeuners und Diners ließen an Reichhaltigkeit und feiner Küche sonst nichts zu wünschen übrig. Thee und Kaffee waren vorzüglich. Die Weinkarte bot eine Auswahl von griechischen, französischen und rheinischen Weinen. Porter und Ale habe ich in London freilich besser und kälter getrunken. Die Bedienung war äußerst aufmerksam und zuvorkommend. Von der Flegelei und der Insolenz deutscher Kellner habe ich in diesem griechischen und von einem Griechen gehaltenen Gasthofe nichts entdecken können. Die andern beiden am Schloßplatze belegenen Gasthöfe, „Hotel de la

Grande Brétagne" und „Hotel d'Angleterre" wurden mir von dort wohnenden Fremden als ebenso vorzüglich wie das „Hotel des Etrangers" geschildert. Und die Wohnung, wo ich mir aus einer ganzen Reihe von Zimmern das Zimmer, welches ich zu haben wünschte, selbst auswählen konnte, und die Pension in diesem griechischen Gasthofe kostet nicht mehr als zehn Francs täglich. In die Pension war Frühstück — Thee oder Kaffee mit Brod und Butter —, ein aus drei Schüsseln bestehendes Dejeuner mit Dessert und wiederum Thee oder Kaffee, und ein um vier Uhr stattfindendes, aus einem halben Dutzend Gängen bestehendes Diner mit Kaffee inbegriffen. Die Weine befanden sich außerhalb des Pensionspreises. Noch eines Vorzugs muß ich erwähnen, den dieser griechische Gasthof vor allen deutschen Gasthöfen hatte, in denen ich verkehrt habe. Die Besteuerung mit „services" und „bougies," mit denen jeder deutsche Gasthofssteuereinnehmer den Reisenden auf seinen Rechnungen in der Art beglückt, daß Portier und Hausdiener nie in die auferlegte Steuer mit inbegriffen sind, sondern immer noch besonders bezahlt werden müssen, war dem griechischen Gasthofe in Athen fremd. Von „services," deren Beträge mancher Gasthofssteuereinnehmer bekanntlich selbst in die Tasche steckt, so daß der Reisende, der gut bedient sein will, sämmtliche Zimmerkellner und Stubenmädchen besonders für ihre Dienste bezahlen muß, wußten die Rechnungen des „Hotel des Etrangers" kein Wort. Es stand jedem Reisenden frei, Trinkgelder zu bezahlen oder nicht zu bezahlen und die Höhe derselben selbst zu bestimmen. Niemand hielt die Hand auf, als ich abreiste. Desto reichlicher habe ich selbstverständlich diese freundlichen und bescheidenen Menschen bedacht. Vielleicht wird das, was ich von diesem griechischen

Gasthofe berichte, meine deutschen Landsleute, welche die Gewohnheit haben, sich jeden griechischen Gastwirth als einen Spitzbuben zu denken, bestimmen, ihre Vorurtheile auf diesem Gebiete zu moderiren. Was mich anbetrifft, so bin ich in Athen von keinem Griechen geprellt worden. Obschon ich der neugriechischen Sprache nicht kundig bin, hat mich kein Fiakerkutscher, kein Kaffeehauskellner, kein Magazinbesitzer, wo ich Einkäufe machte, übertheuert. Ich wunderte mich im Gegentheil häufig über die billigen Preise, welche gestellt wurden. Der Vetter des Odysseus, der während meines Aufenthaltes in Athen in meinen Diensten blieb, war das Muster eines bescheidenen und treuen Commissionairs, den ich mir später noch in Syra an Bord des nach Athen rückkehrenden Dampfers aufsuchen mußte, um ihm für kleine Dienste bei meiner Rückkehr nach dem Pyraeus eine Belohnung zu geben, welche der Arme darin gefunden hatte, daß ich ihm einen Platz auf dem Kutscherbocke meines Wagens anbot, da er in eigenen Geschäften nach dem Piraeus reisen mußte.

In den traurigen Zustand, den der Reisende aus dem Jahre 1832 beschreibt, war Athen durch den heldenmüthigen Widerstand gerathen, welchen die Griechen in der Akropolis Ibrahim Pascha in den Jahren 1826 und 1827 leisteten. Die Türken waren Meister der Ebene von Attika geworden und hatten sich in der Stadt festgesetzt und hausten in Ebene und Stadt eben nach türkischer Weise. Sie hieben die zahlreichen Orangenbäume und Citronenbäume nieder, von denen fast jedes Haus umgeben war, sowie die in der Nähe der Stadt stehenden Bäume des Oelwaldes, welcher sich auf der Nordseite und Ostseite bis an die Stadtthore erstreckte, um Stämme und Zweige als

Brennholz zu verwenden und, als sie mit diesem kostbaren Vorrath zu Ende waren, brachen sie die Häuser ab, um am Sparrenwerk der Dächer, an den Brettern des Fußbodens und an den Thürbalken ihren Pillaf zu kochen oder sich an den Flammen zu wärmen. Als die Wände der Häuser des Schutzes der Dächer und der Stütze der Balken beraubt waren, stürzten sie von selbst zusammen. Mich wundert nur, daß sie nicht den ganzen Oelwald verbrannt oder aus Bosheit und barbarischer Zerstörungswuth vernichtet haben. Daß dies nicht geschah, hat nur daran gelegen, wie man mir in Athen sagte, daß in dem berühmten Oelwalde türkisches und griechisches Eigenthum vermischt gewesen sei.

Der Leser kennt nun das Athen von 1832 und von 1836; ich lade ihn nun zu einem Spaziergange durch das Athen des Jahres 1871 ein, um zu sehen, was die Griechen in der kurzen Zeit von vierzig Jahren aus den Schutthaufen und den Trümmerresten gemacht haben. Vielleicht räume ich bei diesem Spaziergange wieder mit einem großen Stück Vorurtheil, welches sich in Betreff der Griechen in deutschen Köpfen festgesetzt hat, auf.

Sechstes Kapitel.

Athenienſiſche Spaziergänge.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am griechiſchen Himmel, als wir mit unſerer Einrichtung und mit dem Frühſtück im kühlen Speiſeſaal fertig waren und auf den ſchattenloſen Schloßplatz hinaustraten, um unſern erſten Spaziergang durch Athen anzutreten, und es war die heiße, brennende Juliſonne. Der täglich um dieſe Zeit wehende Seewind, der gegen Abend Athen ſeinen zweiten Beſuch macht, hatte heute Mittag ſeine Beſuchsſtunde verzögert; vielleicht war es ihm auch zu heiß, um vom kühlen Meeresſtrand durch die heiße Ebene nach der heißen Hauptſtadt zu ſpazieren; genug, er blieb aus und ich empfand wieder zum erſten Mal die ſengende Gluth der orientaliſchen Sonne. Der brennende Hauch der großen afrikaniſchen Wüſte, der Sahara, wehte durch meine Erinnerung. Den Archäologen zog es mit tauſend Banden zur Akropolis hinauf; Sonne und Staub verachtend, wollte er ſofort den fünfhundert Fuß hohen Felſen erklettern, der „das Weihgeſchenk der Götter“ trägt: nur das Verſprechen, den Abend im Parthenon zuzu-

bringen und trotz der Mittagssonnenhitze den Tempel des olympischen Jupiter sogleich zu besuchen, war im Stande, ihn im modernen Athen für einige Stunden an der Erde festzuhalten.

Der Schloßplatz — officiell heißt er der Constitutionsplatz — gehört zu den schönsten und größten Plätzen der Stadt. Auf ihn münden die breite Hermesstraße, welche in grader Linie zum Bahnhofe führt, nebst vier anderen Straßen; seine östliche Seite nehmen schöne Gartenanlagen ein, durch deren Blumenparterres und Gebüschgruppen man zum Schloß hinansteigt, welches einen köstlichen Blick auf die Akropolis, auf das Meer und auf die peloponnesischen Gebirge bietet. Ich kann nicht finden, daß das Schloß ein kahles und geschmackloses Gebäude ist, wie man häufig behauptet hat, oder „einfach" und „kahl" müßten identisch sein, und vor dem Vorwurfe der Kahlheit wird die Fronte durch die schöne und prächtige Colonnade geschützt, zwischen deren Säulen sich das große Eingangsthor befindet. Das Schloß ist während der Jahre 1834 bis 18.8 nach den Plänen des Architekten Gärtner gebaut. Die innere Einrichtung kenne ich nicht, da ich mich für das Innere königlicher und fürstlicher Schlösser nicht interessire. Auch der Vorwurf, den man dem Bau macht, daß ein solcher Palast ein überflüssiger Luxus für das kleine Griechenland sei und in starkem Contrast mit dem Zustande des Landes stehe, ist nicht stichhältig. So viel mir bekannt ist, hat die griechische Staatskasse die Fonds zu dem athenienſischen Königspalaste nicht hergegeben, sondern König Ludwig von Baiern hat denselben aus eigenen Mitteln aufführen lassen und seinem Sohne Otto, dem ersten Könige von Griechenland, zum Geschenk gemacht. Auch mußte der König doch

schließlich irgendwo in Athen wohnen. Das erste Unterkommen fanden er und die Königin in zwei verschiedenen Privathäusern, welche durch eine Gallerie verbunden waren. Dort haben König und Königin fünf Jahre gewohnt, bis der Schloßbau vollendet war. Noch heute ist das Schloß Privateigenthum der baierischen Königsfamilie. Von der jetzigen Königsfamilie ist die Kaufsumme noch nicht abgetragen, wie man mir erzählte. Sie wohnt also im Schloß zu Athen zur Miethe oder, falls sie keine Miethe bezahlt, aus Gefälligkeit des Eigenthümers. Der große, hinter dem Schloß belegene Schloßgarten ist ebenso geschmackvoll angelegt wie trefflich unterhalten. Unser deutscher Landsmann Schmidt führt dort den Beweis, was der Boden Attika's bei sorgfältiger und reichlicher Bewässerung zu leisten vermag. Das Wachsthum der Bäume ist unglaublich. Dreijährige Bäume haben die Größe von zehnjährigen. Ich dachte, als ich die Vegetation in diesem Kunstgarten bewunderte, an die „jardins d'essai" — Versuchsgärten — die die Franzosen hie und da in Algerien angelegt haben und welche die afrikanische Vegetation in größter Pracht und Fülle repräsentiren. Für die Bewohner Athens, wo es an Gartenanlagen sehr mangelt, ist der Schloßgarten Abends ein köstlicher Aufenthalt.

Ich wollte durch die Hermesstraße in das Herz des neuen Athen eindringen, um so mehr, da die eine Seite der Straße noch nicht von der Mittagssonne berührt wurde; aber die archäologische Ungeduld des Gelehrten aus Hannover war nicht mehr zu bewältigen. Er führte uns gewaltsam, indem er mich am Rockzipfel festhielt, den Stadtplan in der andern Hand, in die „Straße der Philhellenen," welche uns neben unserem Gasthofe, wie er versicherte, in wenig

Minuten zu dem ersehnten Tempel des Olympiers bringen müßte. Die Straßenlinien wurden durch geschmackvolle und moderne zweistöckige Häuser gebildet, welche zweimal durch zwei Kirchen, die russische und die englische Kirche, unterbrochen wurden; dann nahm uns, als die Straße sich zu einem Platz erweiterte, an der linken Seite des Platzes eine schattige Allee auf, und als wir aus dem Schatten der Bäume heraustraten, standen wir auf dem großen Platze des Olympieions, wo einst einer der größten griechischen Tempel stand, der durch das ganze griechische und römische Alterthum berühmte Tempel des olympischen Jupiter. Schon Pisistratos begann diesen mächtigen Tempelbau; aber er kam nicht damit zu Stande. Dreihundert Jahre später nahm König Antiochus von Syrien die Pläne des Pisistratus wieder auf. „Templum unum in terris inchoatum pro magnitudine dei," sagt Livius von dem Tempelbau aus jener Zeit. Doch auch Antiochus starb darüber hinweg, und nun wurde der Fortbau wieder zwei Jahrhunderte eingestellt. Sulla brach sogar achtundsechzig Säulen wieder ab und schleppte sie nach Rom. Kaiser Hadrian vollendete endlich den Riesenbau. 168 korinthische Säulen von nicht weniger als 60 Fuß Höhe umschlossen einen Raum von 359 Fuß Länge und 173 Fuß Breite. Ein Wald von herrlichen Marmorstatuen, lauter Meisterwerke der damaligen Zeit, füllten den kolossalen Raum. In der Mitte dieses Marmorwaldes prangte die Goldelfenbeinstatue des Zeus und die Marmorstatue des Kaisers — der Gott und der Dynast nebeneinander. Die Selbstvergötterung war immer ein Zug alles Dynastenthums, vor Jahrtausenden so wie heute. Wilhelm Vischer hat ganz recht, wenn er von dem Erbauer dieses Tempels des olympischen Jupiter sagt:

„In dem vermeſſenen Dünkel, der ſelbſt die beſten römiſchen Kaiſer charakteriſirt, ſtellte er ſich ſelbſt neben den höchſten Gott: er weihte mit dem Altar des Gottes ſeinen eigenen, ließ in dem Tempel ſein eigenes Bild aufſtellen und füllte den ganzen heiligen Bezirk mit ſeinen Statuen. Das Olympieion iſt mehr ein Tempel Hadrians als des höchſten Gottes. Die Idee, welche wenigſtens bei ſeiner Vollendung vorwaltete, war die der menſchlichen Selbſtvergötterung. Wir haben in ihm und in dem Pantheon den ganzen Gegenſatz der römiſchen Kaiſerzeit und der ſchönſten Periode des helleniſchen Republikanismus, einerſeits eines in hohem Grade großartigen Despotismus, der, nicht zufrieden, alle irdiſche Macht in ſich zu vereinigen und ſich nach dem Tode vergöttern zu laſſen, ſich noch lebend in den Olymp drängt, andererſeits einer alle Glieder des Staates zu den größten Leiſtungen begeiſternden Freiheit, welche die höchſte Ehre in natürlicher Frömmigkeit der Gottheit gibt und deren Schöpfungen daher auch von einem göttlichen Hauche durchwebt ſind.“ *)

Und was haben wir, als wir aus dem Baumesſchatten traten? Was iſt von dieſer ganzen göttlichen und kaiſerlichen Herrlichkeit noch übrig geblieben? Wir blickten auf eine große, künſtlich hergeſtellte Ebene, welche wohl dreiviertel-tauſend Fuß Umfang haben mochte. Die Ebene war kahl und von der Sonne ausgedörrt. Nirgends der geringſte Schatten! Auf dieſer kahlen, ſchattenloſen Ebene erhoben ſich 15 korinthiſche Rieſenſäulen von 60 Fuß Höhe und 6½ Fuß Durchmeſſer, faſt ſämmtlich noch mit unverſehrtem

*) Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland von W. von Schubert. Berl. 1857.

Architrav; eine Säule lag, in Stücke gebrochen, am Boden ausgestreckt, von der Basis bis zum Kapitäl Trommel an Trommel. An den ungeheuren Stücken mißt das Auge erst die Höhe der noch aufrecht stehenden Säulen. Die zerbrochene Säule hatte der fürchterliche Orkan niedergeworfen, welcher Attika im Herbst 1852 verwüstete. Aber so dürftig die Reste der niedergestürzten göttlichen und kaiserlichen Herrlichkeit auch sind, dennoch machen sie auf den Beschauer einen imponirenden Eindruck. Unser Archäologe war stumm vor Bewunderung und Staunen. Er maß die Länge der auf der Erde liegenden Riesensäule und konnte sich nicht satt an der Schönheit der noch aufrecht stehenden Säulen sehen, wenn er auch an der Reinheit der Kapitäle Manches zu tadeln hatte.

Uebrigens hatte Kaiser Hadrian eine besondere Vorliebe für die Stadt des Theseus. Er baute eine Hadriansstadt neben der Stadt des Theseus, welche Athen an Pracht und Schönheit übertreffen sollte. Nicht weit von dem Tempel des Olympiers steht noch das Thor, welches in die Hadrianopolis führte. Auf dem Architrav der Ostseite sind noch heute die Worte zu lesen: „Das ist Hadrian's Stadt, nicht die des Theseus", während auf dem Architrav der Westseite die Worte in den Stein gehauen sind: „Das ist Athen, des Theseus alte Stadt." Der Architrav, von korinthischen Säulen getragen, schließt ein zweites, auf dem Thorbogen stehendes Stockwerk ab und befindet sich 56 Fuß über dem Boden. Aber Weiteres, als das Thor und als die Säulenreste vom Tempel des Olympiers, ist von der glänzenden Hadrianopolis nicht übrig geblieben. Das Plateau, auf dem der Tempel des Zeus stand, ist heute ebenso kahl und öde, wie die ganze Ebene ringsum. Der Platz des pana-

„In dem vermessenen Dünkel, der selbst die besten römischen Kaiser charakterisirt, stellte er sich selbst neben den höchsten Gott; er weihte mit dem Altar des Gottes seinen eigenen, ließ in dem Tempel sein eigenes Bild aufstellen und füllte den ganzen heiligen Bezirk mit seinen Statuen. Das Olympieion ist mehr ein Tempel Hadrians als des höchsten Gottes. Die Idee, welche wenigstens bei seiner Vollendung vorwaltete, war die der menschlichen Selbstvergötterung. Wir haben in ihm und in dem Parthenon den ganzen Gegensatz der römischen Kaiserzeit und der schönsten Periode des hellenischen Republikanismus, einerseits eines in hohem Grade großartigen Despotismus, der, nicht zufrieden, alle irdische Macht in sich zu vereinigen und sich nach dem Tode vergöttern zu lassen, sich noch lebend in den Olymp drängt, andererseits einer alle Glieder des Staates zu den größten Leistungen begeisternden Freiheit, welche die höchste Ehre in natürlicher Frömmigkeit der Gottheit giebt und deren Schöpfungen daher auch von einem göttlichen Hauche durchweht sind." *)

Und was sahen wir, als wir aus dem Baumesschatten traten? Was ist von dieser ganzen göttlichen und kaiserlichen Herrlichkeit noch übrig geblieben? Wir blickten auf eine große, künstlich hergestellte Ebene, welche wohl dritthalbtausend Fuß Umfang haben mochte. Die Ebene war kahl und von der Sonne ausgedörrt. Nirgends der geringste Schatten! Auf dieser kahlen, schattenlosen Ebene erhoben sich 15 korinthische Riesensäulen von 60 Fuß Höhe und $6\frac{1}{2}$ Fuß Durchmesser, fast sämmtlich noch mit unzerstörtem

*) Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland von Wilhelm Vischer, Basel, 1857.

Architrav; eine Säule lag, in Stücke gebrochen, am Boden ausgestreckt, von der Basis bis zum Kapitäl Trommel an Trommel. An den ungeheuren Stücken mißt das Auge erst die Höhe der noch aufrecht stehenden Säulen. Die zerbrochene Säule hatte der fürchterliche Orkan niedergeworfen, welcher Attika im Herbst 1852 verwüstete. Aber so dürftig die Reste der niedergestürzten göttlichen und kaiserlichen Herrlichkeit auch sind, dennoch machen sie auf den Beschauer einen imponirenden Eindruck. Unser Archäologe war stumm vor Bewunderung und Staunen. Er maß die Länge der auf der Erde liegenden Riesensäule und konnte sich nicht satt an der Schönheit der noch aufrecht stehenden Säulen sehen, wenn er auch an der Reinheit der Kapitäle Manches zu tadeln hatte.

Uebrigens hatte Kaiser Hadrian eine besondere Vorliebe für die Stadt des Theseus. Er baute eine Hadriansstadt neben der Stadt des Theseus, welche Athen an Pracht und Schönheit übertreffen sollte. Nicht weit von dem Tempel des Olympiers steht noch das Thor, welches in die Hadrianopolis führte. Auf dem Architrav der Ostseite sind noch heute die Worte zu lesen: „Das ist Hadrian's Stadt, nicht die des Theseus", während auf dem Architrav der Westseite die Worte in den Stein gehauen sind: „Das ist Athen, des Theseus alte Stadt." Der Architrav, von korinthischen Säulen getragen, schließt ein zweites, auf dem Thorbogen stehendes Stockwerk ab und befindet sich 56 Fuß über dem Boden. Aber Weiteres, als das Thor und als die Säulenreste vom Tempel des Olympiers, ist von der glänzenden Hadrianopolis nicht übrig geblieben. Das Plateau, auf dem der Tempel des Zeus stand, ist heute ebenso kahl und öde, wie die ganze Ebene ringsum. Der Platz des pana-

thenäischen Stadiums ist am Unterbau noch zu erkennen. Die Marmorsitze sind verschwunden, welche Herodes Atticus baute. Nichts ist mehr vorhanden als zwei Mauerköpfe aus rohem Gußbau und ein Felsdurchgang. Die antike Brücke, welche in der Nähe des Felsdurchganges über den Ilissos führte, ist von den Türken im Jahre 1769 abgebrochen. Die Steine wurden zum Ausbau der Stadtmauer verwende. Das Ilissosbett ist trocken und wasserleer; eine Felsmasse lag quer über dem trockenen Bett des berühmten Stromes. Auch die berühmte Quelle Kallirrhoe — die Schönfließende — deren Wasser Pisistratos in neun Röhren fassen ließ, strömt nicht mehr; ich wenigstens fand sie ganz ausgetrocknet. Vor 3000 Jahren holten die Athenienserinnen hier Wasser für die Stadt, bei welcher Gelegenheit die im Hymettos hausenden Pelasger sie einst überfielen und nach dem Hymettos entführten. Jetzt sind die Pelasger aus dem Hymettos und die schönen Athenienserinnen von der Quelle verschwunden. Und wo ist dort jenseits des trockenen Ilissosbettes an den Hügelreihen jenes schattige Plätzchen geblieben, welches Platon so reizend im Gespräche Phädros schildert, wo Sokrates im Gespräche mit Phädros im Schatten einer mächtigen Platane saß, umgeben von duftigen Gesträuchen? Die Platane, die Gebüsche und die duftenden Gesträuche, die Hügelreihe sind verschwunden — Alles ist kahl und öde. Hier haben Jahrhunderte die Türken gehaust, welche grundsätzlich die Bäume vernichteten. Im 17. Jahrhundert sah man hier noch einen sehr hübschen kleinen Tempel von jonischer Architektur. Als die Albanesen während des Aufstandes in Morea in Attika einfielen, ist der jonische Tempel der Erde gleich gemacht worden. Nur die Gestalten der Erinnerung schweben über

dieser einst so prächtigen und mit den schönsten Kunstdenkmälern geschmückten Ebene.

Der Archäologe wollte jetzt sofort in die neue Hadriansstraße einbiegen, welche gerade auf die Burg zuführt. Die neue Hadriansstraße ist ein ganz schattenloser Weg. Sonne und Mittagsstunde fielen bei ihm nicht ins Gewicht, desto mehr bei mir und dem Gasfabrikanten aus Oldenburg, der ihm erklärte, daß er sich nicht der Gefahr, einen Sonnenstich zu bekommen, aussetzen wolle. „Was," rief er, „Sonnenstich! welch Bedenken? Sehen Sie dort die beiden Säulen aus dem Tempel des Olympiers an. Auf den Architraven dieser beiden Säulen hatte ein Säulenheiliger des Mittelalters seine luftige Zelle gebaut. Dort hat er viele Jahre gelebt, ohne einen Sonnenstich zu bekommen."

„Wahrscheinlich saß er unter einem Sonnenschirm," erwiderte der Gasfabrikant lachend, „wir wollten uns ja in der Stadt Sonnenschirme kaufen; ich steige jetzt weder auf die Säule noch auf den Berg."

Damit schlug er den Weg nach der Stadt ein. Ich folgte und dem Archäologen blieb nun nichts Anderes übrig, als auch in die Stadt zu gehen. Nach einigen Minuten befanden wir uns in einem Gewirr enger Straßen, welche wir in gerader Linie durchschnitten, um in die Hauptstraßenader, in die Hermesstraße, zu gelangen. Auf einem kleinen, wüsten Platze kamen wir an der sogenannten Laterne des Demosthenes vorüber. Auf einem quadratischen Unterbau von der Höhe von 12 Fuß steht ein kleiner Rundtempel von der Höhe von 20 Fuß, dessen Dach von sechs korinthischen Säulen getragen wird. Auf dem Architrav befindet sich eine Inschrift, welche besagt, daß Lysikrates — bei den

dionysischen Wettspielen — mit einem Knabenchor gesiegt habe. Demosthenes kann eben so wenig in diesem Rundtempel gewohnt, wie Lord Byron in demselben geschlafen haben, da der innere Raum desselben von einem Mauerwerk ausgefüllt ist. Daß eine Thür oder eine Oeffnung in das Innere dieses Mauerwerks führt, habe ich nicht entdecken können; auch ist der ganze innere Raum des Tempelchens zu beschränkt, als daß er zum Aufenthalt auch nur für eine Nacht hätte dienen können. Das Tempelchen ist nichts als ein Denkmal, welches Lysikrates zur Erinnerung an seinen Sieg in den olympischen Wettspielen hat aufstellen lassen. Der Dreifuß — das Geschenk, welches Lysikrates erhielt — befand sich auf der Spitze des zierlichen Daches. Allen Erörterungen und Debatten unseres Archäologen machte die glühende Mittagssonne ein Ende, welche auf dem Platze lagerte, ohne daß wir auch nur einen Schattenstreifen erspähen konnten, um uns in den Schutz desselben zurückzuziehen. Nach zehn Minuten gelangten wir in die Hermesstraße gerade an der Stelle, wo sie von der Aeolusstraße durchschnitten wird. Im Kaffeehaus „zum schönen Griechenland," welches sich an dem Scheidepunkt beider Straßen befindet, stärkten wir uns mit Eis und Limonade, um unsern heißen Spaziergang nach einer halben Stunde durch das neue Athen weiter fortzusetzen.

Die Hermesstraße und die Aeolusstraße bilden die Hauptadern des Athenienſischen Verkehrs. Beide durchschneiden die ganze Stadt in verschiedenen Richtungen, die eine vom Bahnhofe nach dem Schloßplatze, die andere vom Fuße der Akropolis bis zum Ausgangspunkte der Stadt führend, wo es nach dem Dorfe Patissia geht. Weshalb

in dem bekannten Reisebuche von Baedecker *) den Reisenden gerathen wird, sich in dem Gewirr kleiner Straßen und Gäßchen, welche den Kern der Stadt bilden und in die beiden Hauptstraßen münden, nicht zu verirren, ist mir unerklärlich. Von einer persönlichen Gefahr ist nirgends in Athen die Rede. Auch die kleinsten Gäßchen sind reinlich, mit Trottoirs und makadamisirtem Fahrweg versehen, Abends mittelst Gas erleuchtet. Wozu also eine so ganz unberechtigte und unnütze Warnung? Zwei andere Straßensysteme gruppiren sich um den Schloßplatz und um den großen und schönen Eintrachtsplatz. Wenn man aus der Hermesstraße die mit der Aeolusstraße in paralleler Richtung laufende schöne Minervastraße nach dem Eintrachtsplatz geht, so überschreitet man einen großen, etwas wüst ausschauenden Platz, der der „Platz der Wagen" heißt, weil er Stationspunkt für die Fiaker ist. Der Eintrachtsplatz ist wiederum mit dem Schloßplatz durch eine breite, eigentlich einen Boulevard bildende, mit Bäumen bepflanzte und mit hübschen Häusern besetzte Straße verbunden. Eine zweite Verbindung zwischen beiden Plätzen bildet die breite, schöne Universitätsstraße, eigentlich auch ein Boulevard, an der sich die Universität und die im Bau begriffene Akademie befinden. Eine weitere, direkte Straße führt vom Eintrachtsplatze nach dem Piraeus, während ein breiter Boulevard, vom Schloßplatz auslaufend um die Akropolis herum auf die Anhöhe führt, auf der sich der Theseustempel, das berühmte Theseion, erhebt. Bei einem so praktisch und geschickt angelegten Straßensystem ist es also sehr leicht, sich in Athen zurecht zu finden.

*) S. Italien. Handbuch für Reisende von K. Baedecker. Seite 328.

Das neue Athen ist leider, zum größeren Theil wenigstens, auf dem Boden der alten Stadt gebaut. Den Ausgrabungen stellen sich durch diese Anlage viele Hindernisse in den Weg. Theils aus archäologischen Gründen, theils der kühleren Lage wegen hätte man deshalb die Hauptstadt Griechenlands an den Piraeus verlegen sollen. Das war auch schon der Gedanke des Themistokles, als während der Perserkriege Athen zerstört wurde. Religiöse Rücksichten, die Sitze der Gottheiten hielten Themistokles ab, diese Idee auszuführen. Als im Jahre 1835 das jetzige Athen erbaut werden sollte, kam die Frage wegen Lage der Stadt wieder in Anregung. Der Archäologe Ludwig Roß erzählt in seinen „Erinnerungen aus Griechenland": „Forchhammer, Lassaulx und ich hatten vollauf zu thun, die hohen Reisenden — er meint den König Otto und die Regentschaft — bei den Alterthümern der Stadt, der Burg und der Umgegend umherzuführen. Damals begann schon die Erörterung der Frage, welcher Ort zur künftigen Hauptstadt und Residenz zu wählen sei? Der baierische Architekt Gutensohn entwickelte an Ort und Stelle seine Ansichten und bezeichnete den Platz, den er für das königliche Schloß bestimmt hatte. Er fiel aber mit seinen Vorschlägen durch, und es konnte und durfte nicht anders sein. Wie hätte man Stadt und Schloß unmittelbar an's Meeresufer setzen können, wo sie, in Ermangelung einer genügend starken Flotte, im Bereich der Kanonen jedes feindlichen Linienschiffes gewesen wären? Und welche Annehmlichkeit wäre es gewesen, auf der kahlen, felsigen und wasserlosen Halbinsel des Piraeus zu wohnen, auf eine halbe Stunde weit von einer versumpften Niederung umgeben, während man in Athen selbst den Namen der Stadt, die Erinne-

rungen, die Ueberreste des Alterthums, die gesunde Lage, die größere Sicherheit, die freie Bewegung nach allen Seiten hin für sich hatte? Der Piraeus wurde deshalb sogleich verworfen; Athen aber hatte bis zur endlichen Entscheidung noch lange mit Nauplia, mit Korinth und selbst mit Megara zu kämpfen." Sämmtliche Gründe, welche Roß für den Bau der Stadt an der Stelle, wo sie heute steht, anführt, sind nicht stichhältig. Mag sein, daß die Halbinsel des Piraeus damals versumpft war; heute, wo der Piraeus angebaut ist und aus den elenden Hütten eine schmucke Hafenstadt von 6000 Einwohnern geworden ist, habe ich dort von Sumpf nichts gesehen und von Fiebern nichts gehört. Bei dem, was aus Vorliebe für das Alterthum geschehen ist, ich meine, das neue Athen auf dem Boden des alten Athen zu bauen, hat die Alterthumsforschung das Meiste verloren. Es bleibt also nur die Gefahr vor einer Beschießung, welche auch ganz illusorisch sein möchte, da Athen keine Festung, sondern eine offene Stadt ist. Die Einwohner, welche aber den Sommer über in Athen leben, haben täglich gerechten Grund, darüber zu seufzen, daß das jetzige Athen nicht an der Stelle steht, wo sich die Hafenstadt Piraeus befindet. Sie genössen dann die durch die Seewinde abgekühlte Luft, während in dem heutigen Athen die Hitze während der drei Sommermonate erstickend wird und jede körperliche und geistige Thätigkeit lähmt. Drei Monate hindurch fällt im Sommer in Attika kein Regentropfen auf die Erde; der Thau tritt kaum bemerkbar auf; die Hitze, welche im Juli und August bis zu mehreren dreißig Grad Réaumur im Schatten steigt, ist unerträglich und wäre gar nicht zu ertragen, wenn sie nicht, wie ich schon erwähnte, zweimal des Tages durch die Seewinde

abgekühlt würde. Die Winde haben aber auch eine unangenehme Folge. Sie wirbeln auf den makadamisirten Straßen den Staub wolkenartig auf, so daß Hals, Lunge und Augen angegriffen werden. So sieht man während dieser heißen Sommertage in Athen auch Niemanden auf der Straße. Erst nach Sonnenuntergang werden die Straßen und Plätze belebt. Bei Tage hält sich Jedermann zu Hause, schwitzt und denkt darüber nach, wo er sich in seinem Hause ein kühles Plätzchen einrichten könnte? Ueber den Schloßbau scheint man sich übrigens im Jahre 1835 in Athen den Kopf noch mehr zerbrochen zu haben, wie über die Lage der Stadt. Der verstorbene König von Preußen, der bekanntlich häufig geniale Baupläne entwarf, kam auf die Idee, das Schloß auf der Akropolis selbst zu erbauen. Schinkel mußte für diese Idee Pläne zeichnen und dieselben nach Athen senden. Wer auf der Akropolis gewesen ist, wird leicht die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ein solcher Gedanke schon wegen des geringen Raumes, den das Plateau des Hügels neben dem Parthenon bietet, ganz unausführbar ist. Das begriffen auch König Otto, die Mitglieder der Regentschaft und die in Athen anwesenden Architekten und legten deshalb die Pläne und Gedanken des Kronprinzen von Preußen zu den Akten. Obschon Roß der Anlage der neuen Stadt auf den Trümmern des alten Athen das Wort redet, muß er doch an einer anderen Stelle seufzend zugestehen, daß es leider nicht möglich gewesen wäre, den Theil des früheren Planes seines Freundes Schaubert zu retten, nach welchem die Gegend des alten Marktes und nördlich unter der Burg für dereinstige Ausgrabungen von Neubauten freigehalten werden sollte. Die Regentschaft hatte versäumt, bei ihrer ersten Anwesenheit

in Athen diese Plätze zu erwerben, was damals mit einem geringen Geldopfer von höchstens 50—100,000 Thalern möglich gewesen wäre; später waren am nördlichen und östlichen Fuße der Akropolis überall schon Neubauten entstanden und man schreckte vor der Größe des nöthigen Geldopfers zurück.

Die Gebäude des jetzigen Athen sind, was man so nennt, hübsche Häuser, wenn auch ohne entschieden architektonischen Charakter. Durchschnittlich haben sie nur einen oder zwei Stock über dem Erdgeschoß. Durch den Anblick der widerwärtig hohen Häuser, wie in anderen europäischen Hauptstädten, wird das Auge in Athen also nicht beleidigt. Raum war ja auch auf der attischen Ebene für die neue Hauptstadt genug vorhanden, und so wohnt in Athen gewöhnlich nur eine Familie in demselben Hause. Das Material, aus dem die Häuser gebaut sind, ist guter Kalkstein aus den Kalksteinbrüchen des Lykabetos und Marmor von Pentelikon. Der Anstrich ist überall ein heller, und so sehen diese zweistöckigen Häuser mit den grünen Jalousien und mit ihren hellen Farben recht freundlich aus. Das Erdgeschoß ist gewöhnlich eine oder mehrere Stufen über die Straße erhöht. Vor vielen Häusern befinden sich auch kleine Vorgärten oder man tritt von der Straße, indem man einen kleinen Hofraum durchschreitet, von der Seite in das Haus — eine landesüblich bauliche Anlage, welche den Vortheil für sich hat, daß man die ganze Front des Hauses zu Zimmern verwenden kann.

An durch Größe und Umfang hervorragenden Gebäuden hat Athen — und nicht zum Nachtheil der Schönheit der Stadt — Mangel. In architectonischer Beziehung verdienen einige Spitäler, Kasernen, Regierungsgebäude und das

Ständehaus wenig Beachtung. Auch von Kirchen ist nicht viel zu erwähnen. Von der russischen, sowie von der englischen Kirche in der Straße der Philhellenen habe ich schon gesprochen; in architektonischer Beziehung bieten sie ebenso wenig Bedeutendes, wie die größte Kirche in Athen, die Metropolitankirche, obschon an derselben nicht weniger als vier Architekten, zwei Griechen, ein Deutscher und ein Franzose vierzehn Jahre Zeit verschwendet und das Material von 70 niedergerissenen kleinen Kirchen und Kapellen verbaut haben. Mitten in der Hermesstraße versperrt eine Kirche den Weg, ein komplizirter, unschöner, byzantischer Bau. Auch die Universität, welche im Jahre 1837 gegründet wurde, ist in architektonischer Beziehung kein hervorragendes Gebäude. Von der Gründung dieser Universität erzählt Roß wahrhaft ergötzliche Dinge. Der Gründer war der baierische Cabinetsrath Frei. „Herr Frei war," sagt Roß, „das, was man einen echten Bureaukraten nennt; über den Gesichtskreis eines echten Bureaukraten gingen seine Blicke nicht hinaus. Formenwesen, ziemlich gedankenlose Wiederholung der ihm aus Baiern vertrauten und geläufigen Formen und Normen, sie mochten für Griechenland passen oder nicht, das war seine Hauptthätgkeit; auf Förmlichkeiten hielt er große Stücke. So brachte denn dieser Ehrenmann im Spätherbst 1836 den Entwurf einer Universität zu Stande, der nicht ohne seine ergötzlichen Seiten war. Alles war darin vorgesehen, auch Dinge, von denen man in Griechenland keinen Begriff hatte und die Herr Frei erst auf dem Wege der Gesetzgebung durch die dagegen angedrohten Strafen einzuführen suchte: landmannschaftliche Verbindungen, Studentenexcesse, Duelle, Relegationen, Carcer und was weiß ich Alles. So wie die Sache auf

dem Papiere stand, bildete sich bei den Deutschen sowohl, wie bei den intelligenten und urtheilfähigen Griechen sehr bald die Meinung, daß sie in dieser Gestalt unausführbar sei." Nun, die athenienſiſche Universität hat, wie so manches Andere, auch die Frei'schen Entwürfe überwunden. Unter den 1200 Studenten, welche die Universität heute besuchen, herrschten ein freiheitlicher Geist und ein wissenschaftliches Streben und 60 ordentliche, außerordentliche Professoren und Docenten lehren in vier Fakultäten: Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophie. Mit der Universität ist die auf dem Nymphenhügel von Baron Sina erbaute, weithin in Attika sichtbare Sternwarte, eine pharmaceutische Schule, eine gediegene Bibliothek von 120,000 Bänden, ein anatomisches Museum und eine reiche und interessante Münz- und Naturaliensammlung verbunden.

Das Charakteristische des heutigen Athen liegt nicht in seiner Bauart, nicht in seiner äußern Städteerscheinung, sondern in der lebendigen Staffage seiner Bewohner. Am belebtesten ist bei Tage der südliche Theil der Aeolusstraße gegen die Burg zu, wo der Markt, der Bazar und die meisten Kaffeehäuser sich befinden; am Abend findet man einen großen Theil der Bewohner vor den Kaffeehäusern am Schloßplatz und vor einigen Conditoreien, namentlich vor der Conditorei des Solon an der Ecke der Stadiumsstraße und Aeolusstraße, Limonade trinkend und Eis essend oder auch in einem öffentlichen Garten in der Nähe des Tempel des Olympiers, wo Konzerte von sehr geringem musikalischen Werthe stattfinden. Frauen sieht man in Athen nicht häufig auf der Straße, nicht einmal am Tage, am Abend vor den Kaffeehäusern fast gar nicht. Sich viel auf der Straße oder an öffentlichen Orten zu zeigen, gehört

unter der athenienſiſchen Damenwelt nicht zum guten Ton. Während meiner Anweſenheit in Athen begann eine italieniſche Truppe auf einem Sommertheater eine Reihe von Vorſtellungen. Geſangſcenen aus italieniſchen Opern, Luſtſpiele, Poſſen und Ballet wechſelten an jedem Abend mit einander ab. Die Leiſtungen der Truppe waren ſelbſtverſtändlich keine Leiſtungen erſten Ranges; aber ſie würden in Deutſchland auf jedem Stadttheater mit vielem Beifall aufgenommen ſein. Das Sommertheater war luftig, hübſch dekorirt, mit zwei Logenreihen, Parquetplätzen und Proſceniumslogen recht praktiſch eingerichtet. Athen bot damals weiter keine Abendunterhaltung, als dieſes Theater. Ich dachte, als ich zum erſten Male das Theater beſuchte, das ganze Publikum der Hauptſtadt als Zuſchauer anweſend zu finden. Einen großen Theil des Herrenpublikums fand ich allerdings — es wurde viel geklatſcht, viel Beifall geſpendet und viel gelacht — die athenienſiſche Damenwelt fand ich ganz und gar nicht vertreten. Die Frauen in Athen tragen faſt durchweg fränkiſche Kleidung, ich meine die Kleider, Stoffe und Facons, welche die Damenwelt in Paris, in Berlin und Wien trägt. Frauen in Nationaltracht habe ich in Athen nie geſehen, während auf dem Lande ſo wie in kleineren Orten die Nationaltracht bei den Frauen und Mädchen überwiegend iſt. Dagegen ſah ich in Athen die männliche Bevölkerung häufig in Nationaltracht. Das Charakteriſtiſche dieſer Nationaltracht iſt die weiße Fuſtanella, welche vom Gürtel bis zum Knie reicht. Auf dem Lande iſt die Fuſtanella noch von mäßiger Weite; die Mode in den Städten hat ihr aber einen ganz unmäßigen Faltenreichthum gegeben. Unter der Fuſtanella werden weite, weiße Beinkleider getragen, welche bis zum Knie reichen.

Das Bein ist vom Knie bis zum Fuß von blauen, rothen oder weißen, mit Goldstickerei oder mit Silberstickerei gezierten Gamaschen umschlossen: die Füße bedecken rothe Schuhe mit einem spitzen, nach oben gebogenen Schnabel, welche nichts weniger als geschmackvoll aussehen. Diese Schuhe sind das einzige geschmacklose Bekleidungsstück in der griechischen Tracht. Um den Leib oberhalb der Fustanella schließt sich ein breiter, meist rother Gurt, welcher das Verbindungsglied zwischen Fustanella und Weste bildet. Die Weste ist enganliegend, ohne Aermel, so daß die weißen Hemdärmel frei bleiben. Vorn ist die Weste offen, so daß man das gewöhnlich schön gefaltete Hemde sieht. Ueber der Weste wird noch eine farbige, reich gestickte Jacke getragen, deren Aermel gewöhnlich nicht angezogen werden, sondern wie die Aermel eines Dolmans zur Seite und nach dem Rücken hinabhängen. Der Kopf ist mit dem rothen Fez bedeckt. Das griechische Fez ist höher als das türkische und mit einer blauen, goldenen oder silbernen Quaste geschmückt. Im Sommer wird das Fez, welches ganz schirmlos ist, auch häufig durch einen breitkrämpigen, italienischen Strohhut ersetzt. Bei schlechtem Wetter oder auf der Reise wird über diesem sehr geschmackvollen und sehr malerischen Kostüm noch ein dicker, weißer wollener Mantel mit Kapuze getragen, der Nachts als Lagerstätte dient. Ob dies von mir geschilderte Kostum das albanesische oder das ursprünglich griechische ist, will ich nicht weiter untersuchen; es ist darüber schon mehr als genug geforscht und geschrieben worden, ohne daß sämmtliche Forscher es zu einem bestimmten Resultat gebracht haben. Eine andere Tracht ist die bei den Inselgriechen übliche Kleidung: Weite, bis unter das Knie reichende, dunkelfarbige, Hosen und dunkle Jacke, als Kopf-

bedeckung das griechische Fez oder ein turbanartig umgeschlagenes Tuch. Seit den letzten zehn Jahren sind diese höchst kleidsamen Nationaltrachten in Athen unter den vornehmen und gebildeten Ständen leider sehr außer Gebrauch gekommen. Sie tragen sich fast durchgehends fränkisch, also huldigen den in Paris, Berlin und Wien üblichen Herrenmoden. Die Zeit, wo W. Vischer von den athenienſischen Publikum schreibt: „Die große Masse trägt die Landestracht,“*) liegt leider fünfzehn Jahre hinter uns.

Athen ist heute eine Stadt von einigen vierzigtausend Einwohnern, also in seiner Einwohnerzahl eine Mittelstadt. Viel Zerstreuung findet der Fremde in Athen nicht, obschon die Aufnahme, die der Grieche dem Fremden zu Theil werden läßt, gewiß eine recht freundliche ist; ich glaube, man kann sich Abends in Athen zuweilen ordentlich langweilen, wenn man den Abend nicht mit Studien und Arbeiten ausfüllt oder ihn zu Ausflügen an das Meer, nach dem Piraeus, nach dem Meerbusen von Phaleros, wo man seit einigen Jahren ein Seebad, welches sich übrigens noch in sehr primitiver Gestalt befindet, eingerichtet hat, nach dem Kolonos auf der Akropolis oder anderswohin benutzt. Die kurzen Eisenbahnstränge, welche die Hauptstadt mit dem Piraeus und mit dem Seebade von Phaleros verbinden, bieten zu diesen Ausflügen eine billige und bequeme Gelegenheit, da im Sommer alle Viertelstunden ein Train abgeht. An Restaurant und Bademusik in Phaleros werden nur sehr mäßige Ansprüche gemacht werden können; — indeß — in Athen ist es unerträglich schwül und in Pha-

*) S. Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland von W. Vischer. Basel 1857.

leros athmet man die frischen Seewinde und blickt auf das violettfarbene Meer, in dessen Wellen die Abendsonne bunte Streiflichter streut, und so findet man schon an der Bademusik und an der Küche des Restaurants weniger auszusetzen. Einen Sammelplatz für Abendspaziergänger, ein Longchamp für Wagen, Reiter und Fußgänger gibt es in Athen eigentlich nicht. Die meisten Spaziergänger trifft man Abends auf der Patissiastraße jenseits des Concordienplatzes, wo man auch Gesellschaften vor den am Platze gelegenen Kaffeehäusern, namentlich vor dem Café Luxembourg findet. Durch Glanz und Pracht zeichnen sich übrigens die athenienſischen Kaffeehäuser gerade nicht aus. Ein oder mehrere Billards, zwei oder drei Zimmer mit Stühlen und Tischen, auf denen griechische Zeitungen ausliegen, übrigens die Zimmer hoch, kühl und groß, ein Büffet, wo man Kaffee, Limonade, Eis, Chokolade, türkische Cigaretten oder türkischen Tabak zu Cigaretten erhält — darauf beschränkt sich der Comfort eines griechischen Kaffeehauses. Die Pracht und den Comfort eines Wiener Kaffeehauses kann man in Athen nicht erwarten. Nach Sonnenuntergang machen in der Stadt umherziehende Zitherspieler gewöhnlich vor den Kaffeehäusern Musik, welche indeß auch sehr primitiver Natur ist. Ein gewöhnlicher Abendspaziergang ist der Gang zum Kolonos, der Heimathgemeinde des größten attischen Dichters Sophokles, der den Kolonos in seiner letzten Tragödie, dem Oedipus auf Kolonos, in unsterblichen Worten gefeiert hat. Die Sage erzählt bekanntlich, daß der unglückliche König von Theben, geleitet von seiner Tochter Antigone, von Theseus gegen die Verfolgungen seiner eigenen Familie geschützt, auf dem Kolonos eine Zufluchtsstätte und

auch eine Ruheſtätte für immer fand. Unter Donner und Blitz öffnete ſich die Erde und nahm den mit den Göttern verſöhnten Dulder in ihren Schooß auf. Der größte griechiſche Tragödiendichter beſchreibt den Kolonos mit folgenden Strophen:

Fremdling, ſtaune die ſchönſte Flur
Unter Attika's Himmel an Kolonos:
Glanzvoll helles Gefild, woſelbſt
Nachtigallen im Silberton,
Zahlreich niſtend in grünen Hag's
Waldnacht ſeufzen und klagen!
Epheu, dunkler, umrauſcht ſie hier
Und des Thyrſos geweihtes Laub.
Schwellend an Frucht in ſchattigen Kühlungen,
Genährt vom ſanften Lufthauch,
Sturmfrei! Stets ein Entzückter, ſchwärmt
Hier, umringt von den Nymphen, die geſäugt ihn,
Feſttanz feiernd im Chor, Lyaeos . . .

Nördlich an den Kolonos ſtieß die Akademie, das reizendſte aller Gymnaſien Athens mit dichten Schattengängen von Ulmen, Platanen, Pappeln und anderen Bäumen, der Lieblingsaufenthalt des Sokrates, der Lehrplatz ſeines größten Schülers, Platons. Heute iſt die üppige Vegetation, welche Sophokles beſingt, auf dem Kolonos leider auch verſchwunden. Wo iſt die Waldnacht und des Thyrſos geweihtes Laub, wo ſind die ſchattigen Kühlungen geblieben? Heute iſt der Kolonos ein niedriger Hügel aus kahlem Kalkfelſen, der ſich in unbedeutender Höhe über der grünen Niederung des Kephiſſos erhebt. Auf dieſem Plateau ruhen die ſterblichen Reſte zweier verdienter und geiſtvoller Alterthumsforſcher, eines Deutſchen und eines Franzoſen: Otfried Müller und Charles Lenormant, nicht weit von einander. Zwei

weiße Grabsteine von penteliſchem Marmor bezeichnen, weithin leuchtend, ihre Ruheſtätten. Wundervoll iſt aber der Blick von dem Kolonos auf Athen und auf die Burg, auf der ſich das „Weihgeſchenk der Götter“ erhebt, welches die ſchönſte Periode des griechiſchen Republikanismus repräſentirt.

Siebentes Kapitel.

Athenienſiſche Spaziergänge.

Als wir von unſerm Spaziergang nach dem Kolonos zur Stadt zurückkehrten, war es vier Uhr. Sonnengluth und Hitze wurden unerträglich. Der Seewind, der Morgens und Abends die Temperatur der Hauptſtadt von Attika abzukühlen pflegt, hatte ſeit einer halben Stunde gänzlich zu wehen aufgehört. Kein Lüftchen regte ſich in dieſer glühend heißen Atmoſphäre. Ganz langſam ſchlichen wir durch die ſchattenloſe Ebene der Stadt zu. Der Gasfabrikant aus Oldenburg triumphirte, daß er über die archäologiſche Begeiſterung des Gymnaſiallehrers aus Hannover den Sieg davongetragen und ſtatt der Begeiſterung auf der Akropolis den Ankauf von Sonnenſchirmen und den Spaziergang im modernen Athen durchgeſetzt hatte. Aber auch der Rückweg durch die Straßen bot uns wenig Schutz. Die Schattenſtreifen längs der Häuſerreihen waren ſo ſchmal, daß ſie nicht im Stande waren, uns gegen die ſtechende Nachmittagsſonne zu decken. Ein vor einem Schaufenſter aushängender Thermometer zeigte 27 Grad Réaumur. Die Ueberſchreitung des ganz ſchattenloſen Schloßplatzes war ein Akt des Herois-

mus. Wir unterzogen uns dieser heroischen That, ohne ein Wort mit einander zu wechseln, ganz langsam am Rande des Vorgartens des Schlosses dahinschleichend. Endlich nahm uns das kühle Vorhaus unseres Gasthofes in seinen Schatten auf. Wir athmeten leichter. Der Cameriere kam, uns mitzutheilen, daß das Diner „pronto“ sei und sogleich beginnen werde. Sämmtliche Mittagsgäste seien bereits gegenwärtig. Wir traten in den Speisesaal. Die dort herrschende Temperatur war erträglich. Man versteht sich im Süden ausgezeichnet darauf, durch Schließen der Jalousien und durch Fernhaltung jedes Sonnenstrahls während der Mittagsstunden die Temperatur in den Zimmern kühl zu erhalten.

Außer einer englischen Dame, welche seit einigen Tagen ihren Mann, einen Ingenieur, der von Corfu kommen sollte, zurückerwartete, schien die ganze, kleine Tischgesellschaft, welche um die mit Blumen und Krystallaufsätzen geschmückte Tafel saß, griechischer Abstammung zu sein, da die Unterhaltung in neugriechischer Sprache geführt wurde. Trotz aller früheren Studien griechischer Classiker, mit denen mich meine Lehrer in der Sekunda und Prima gemartert hatten, wurde es mir schwer, nur hie und da einige Worte des Gesprächs zu verstehen. Dem Inhalt des Gesprächs zu folgen, war selbst dem Archäologen unmöglich, wie er seufzend zugestehen mußte. Seine Neigung, dem Gasfabrikanten neugriechische Worte in das Taschenbuch zu schreiben, schien ganz und gar erloschen zu sein. Plötzlich redete mich mein Tischnachbar in deutscher Sprache an. Ich war ganz erstaunt, da ich ihn nach seinem Gesichtstypus für einen Griechen halten mußte, ihn so geläufig deutsch sprechen zu hören. Mein Tischnachbar war Arzt,

Athenienser von Geburt, und hatte, wie er mir mittheilte, einen Theil seiner wissenschaftlichen Studien in Berlin und Wien gemacht. Dr. Kalivources sprach das Deutsche ohne jeden Accent. Sprachtalent scheint eine der griechischen Individualität eigenthümliche Eigenschaft zu sein. Auch der Generalstaatsanwalt von Athen, in dessen Gesellschaft ich aus dem Piraeus nach Syra und nach Corfu reiste, sprach die deutsche Sprache so gut, als wenn er in Norddeutschland geboren wäre. Als mein griechischer Tischnachbar hörte, daß wir am Morgen aus Konstantinopel angekommen und gesonnen seien, uns acht Tage in Athen aufzuhalten, rieth er uns auf das Dringendste während der Tagesbitze nicht auszugehen und das gastliche Dach unseres Hotels höchstens bis neun Uhr Morgens oder gegen Sonnenuntergang zu verlassen. „Sie sind während der gefährlichsten Zeit nach Attika gekommen," schloß er seine ärztliche Warnungsrede, „die Hitze ist seit acht Tagen eingetreten und wird nun in ununterbrochener Folge bis Ende September dauern. Vor Anfang des Oktobermonats ist hier auf keinen Tropfen Regen und auf keine Abkühlung in der Temperatur zu rechnen. Bis neun Uhr Morgens und nach sechs Uhr Abends macht der regelmäßig eintretende Seewind die Temperatur in der Stadt erträglicher." — „Unter diesen Umständen wäre es doch gescheiter gewesen," konnte ich mich nicht enthalten, zu erwidern, „den Plan Ihres großen Mitbürgers Themistokles wieder aufzunehmen und das neue Athen dort aufzubauen, wo heute die Hafenstadt Piraeus erbaut ist. Ich fand heute Morgen im Piraeus die Temperatur frisch und kühl."

„Ohne Zweifel," erwiderte der Arzt. „Den Plan des Themistokles haben die griechischen Priester, welche die

Wohnstätte der Götter Altgriechenlands nicht verlassen wollten, zu nichte gemacht; die Wiederaufnahme dieses Plans durch den deutschen Architekten Gutensohn ist vor der modernen Klassizität und sehr zum Schaden des klassischen Alterthums gefallen; denn dadurch, daß das neue Athen gerade auf dem Platze steht, wo das alte Athen stand, sind fast alle Ausgrabungen unmöglich geworden. Kürzlich hat man einige interessante Ausgrabungen in der Nähe des Bahnhofes, außerhalb der Stadt, in der sogenannten „Gräberstraße" gemacht. Waren Sie schon dort?"

Unser Gespräch wurde durch einen Telegraphenboten unterbrochen, der in den Speisesaal trat und einem der uns gegenübersitzenden Tischgäste ein Telegramm überreichte. Kaum hatte derselbe einen Blick auf das Papier geworfen, so erblaßte er, sprang auf, und theilte der Tischgesellschaft eine Nachricht mit, welche allgemeine Bestürzung hervorrief. Außer der Engländerin und uns Dreien sprangen alle Anwesenden von ihren Stühlen auf, und sprachen durcheinander, während der Empfänger der Depesche dieselbe vorlas. Wir verstanden kein Wort. „Was nützt Ihnen nun Ihr ganzes Studium der Klassiker, Herr Sebald" fuhr der Gasfabrikant wieder einmal den Archäologen an, nachdem er vergebens versucht hatte, von ihm Auskunft über den Inhalt der ominösen Depesche zu erhalten, „wenn Sie mir nicht einmal sagen können, was für eine Nachricht angekommen ist?" Ich wandte mich an meinen Tischnachbar, uns den Inhalt der Depesche mitzutheilen. „Es hat sich kein entsetzliches Unglück ereignet," erwiderte er mir, „die Depesche theilt mit, daß so eben in der Nähe von Spezia, einer kleinen Hafenstadt des Peloponnes, einer unserer besten Passagierdampfer, die die Verbindungen im jonischen Meere unter-

halten, durch eine Pulverexplosion in die Luft geflogen ist. Die Depesche giebt die Zahl der getödteten Passagiere auf 70 bis 80 an." Nun begriffen wir die Aufregung, welche sich plötzlich der anwesenden Tischgäste bemächtigt hatte. Näheres über den Unglücksfall und über die Namen der getödteten Personen enthielt die Depesche nicht. Jeder konnte vermuthen, daß Einer der Seinigen unter den Verunglückten sei. Der fragliche Dampfer hatte eine Vergnügungsfahrt im jonischen Meere unternommen und eine große Zahl von Reisenden an Bord gehabt.

Eine ruhige Stimmung wollte an unserer Mittagstafel nicht wieder eintreten. Alle Möglichkeiten, wie das Unglück entstanden sei, wurden hin und her überlegt, ohne der Wirklichkeit auch nur einen Schritt näher zu kommen. Der größte Theil der Tischgäste verließ die Tafel, ohne das Ende des vortrefflich zubereiteten Diners abzuwarten. Auch Doktor Kalivources stand auf, nicht ohne uns nochmals die größte Vorsicht beim Ausgehen zu empfehlen, und den Wunsch aussprechend, uns bei der morgenden Mittagstafel wieder zu treffen. Ich war froh, Jemanden in Athen gefunden zu haben, mit dem ich mich so bequem, ohne in der Stadt umherlaufen zu müssen, und in meiner eigenen Sprache über neugriechische Zustände und Verhältnisse in den folgenden Tagen unterhalten konnte. Wir drei deutschen Barbaren blieben allein im Speisesaal, ließen uns die letzte Schüssel und das reiche, aus auf klassischem Boden wachsenden Früchten bestehende Dessert vortrefflich schmecken und plauderten beim Kaffee über die verschiedenen Dampfschifffahrtslinien des adriatischen und des mittelländischen Meeres.

Am sichersten und am besten befindet man sich, wie

ich bei meinen vielen Fahrten an der italienischen, französischen, spanischen und afrikanischen Küste gefunden habe, auf den Dampfern des österreichischen Lloyd. Die großen, geräumigen und oft prächtig eingerichteten Schiffe des österreichischen Lloyd bieten allen möglichen Comfort und jede mit dem Raum zu vereinbarende Bequemlichkeit.. Die Verpflegung ist so vortrefflich, wie ich sie nirgends auf in europäischen Meeren fahrenden Dampfer wieder gefunden habe. Ein reiches Dejeuner und ein noch viel reicheres Diner, vorzügliche österreichische Küche, frische Gemüse, frisches Fleisch können den Reisenden in den Glauben versetzen, daß er sich auf dem Festlande, etwa an der Gasttafel eines der ersten Wiener Hotels befinde. Wein ganz nach Belieben des Reisenden, rother und weißer. Morgens Thee oder Kaffee mit Gebäck und Butter; Abends Thee ebenfalls mit Gebäck. Wer sollte mit einer so reichen und trefflichen Verpflegung nicht zufrieden sein? Die Verpflegung der Reisenden zweiter Klasse unterscheidet sich von der Verpflegung erster Klasse nur durch das Fehlen einer oder zwei Schüsseln bei dem überreichen Diner und dadurch, daß die Räumlichkeiten nicht so viel Comfort bieten, wie die Salons und Cabinen erster Klasse. Den Passagieren zweiter Klasse bleibt es aber unbenommen, sich des Verdecks erster Klasse während des ganzen Tages und selbstverständlich während der Nacht, wenn sie Mondscheinlicht und Sternenglanz lieben, zu ihren Spaziergängen zu bedienen. Die Offiziere der Lloyddampfer sind gebildete, intelligente und umgängliche Männer; die Bedienung ist artig und gefällig. Einen großen Vorzug nehmen die Lloyddampfer aber dadurch vor allen andern Dampfern ein, daß sie die größtmöglichste Sicherheit bieten. So lange die Lloyddampfschifffahrts-

gesellschaft in Triest existirt, ist nur einmal ein Schiff der Gesellschaft verunglückt — auch nicht das Leben eines einzigen Reisenden ist gefährdet worden. Sehr viel trägt, ganz abgesehen von der Tüchtigkeit und nautischen Bildung der Offiziere, zu dieser Sicherheit der Umstand bei, daß die Offiziere nicht von einer Linie zur andern versetzt werden, sondern immer auf derselben Linie bleiben, also die größtmögliche Kenntniß ihres Fahrwassers besitzen. Am nächsten kommen an Comfort, Räumlichkeit, guter Verpflegung und Sicherheit den österreichischen Lloyddampfern die Dampfer der französischen Messagerien in Marseille. Auf meinen Fahrten durch das Mittelmeer, an den italienischen und afrikanischen Küsten habe ich mich meistens dieser französischen Messageriedampfer bedient und niemals zu einer Klage Veranlassung gehabt. Die große Sicherheit der Lloyddampfer möchte aber nicht ganz vorhanden sein, weil die Offiziere häufig auf den verschiedenen Linien wechseln, also nicht eine so genaue Kenntniß ihres Fahrwassers haben können, wie die Offiziere der Triester Lloyddampfer. Nächst den französischen Dampfern kommen zuerst an Comfort, Räumlichkeit, Verpflegung und Sicherheit die englischen und italienischen Dampfer. Die spanischen und griechischen Dampfer stehen wohl auf gleicher Stufe. Ich habe es, wo es mir möglich war, vermieden, mich derselben zu bedienen. Die Reinlichkeit, die Ordnung, die Sicherheit, welche man auf den deutschen, englischen und französischen Linien hat, findet man an Bord spanischer und griechischer Schiffe nicht. Das Unglück, von dem ich so eben erzählt habe, hätte sich auf einem Lloyddampfer, auf einem französischen oder englischen Dampfer gar nicht ereignen können. Ich habe im Hafen von Syra, wo sich der explo-

dirte Dampfer zur Reparatur im Dock befand, genaue Erkundigungen über das Unglück eingezogen, wobei nicht 70, sondern über 100 Personen getödtet wurden. Einer von den Offizieren des Dampfers, auf dem sich eine Menge von Mitgliedern vornehmer und angesehener griechischer Familien behufs einer Vergnügungstour befanden, hatte eine Liebschaft in Spezia und beabsichtigte, bei der Einfahrt in den Hafen ein Feuerwerk an Bord des Dampfers zu veranstalten. Auf allen Lloyddampfern, sowie auch auf den Dampfern der englischen und französischen Linien wird, wenn sich Pulver an Bord befindet, die größtmöglichste Vorsicht beobachtet. Das Pulver wird in einer besonderen Kammer unter Deck aufbewahrt. Die Kammer darf außer der Persönlichkeit, welche mit dem Pulver zu thun hat, Niemand betreten, und diese Persönlichkeit nur im Beisein eines Schiffsoffiziers und von einem Matrosen mit einer Laterne begleitet, nie mit einem offenen Licht und nie mit einer Cigarette oder Pfeife. Die Kammer, wo das Pulver aufbewahrt wird, nennt man die „Santa Barbara." Auf dem griechischen Dampfer, der bei Spezia in die Luft flog, sind diese ganz nothwendigen Vorsichtsmaßregeln nicht beobachtet worden. Ein Matrose wurde hinabgeschickt, um das Feuerwerk auf das Verdeck zu schaffen. Er betrat die Santa Barbara wahrscheinlich mit einer brennenden Cigarette im Munde. Wenigstens ist der Matrose mit brennender Cigarette auf der unter das Deck führenden Treppe gesehen worden. Ein Funke mag aus der brennenden Cigarette auf die Feuerwerkskörper gefallen sein und dieselben entzündet haben. Genug, bald nachdem der Matrose mit seiner Cigarette unter Deck verschwunden war, erfolgte die Explosion. Ein Theil des Hinterdecks, wo sich die

Salons und Cabinen für die Reisenden erster Klasse befanden, flog in die Luft, mit ihm sämmtliche Reisenden, welche sich nicht zufällig auf einer andern Seite des Schiffes befanden. Sie verbrannten in den Flammen oder ertranken im Meere. Das ist der Hergang dieser gräßlichen, aus Nachlässigkeit und Sorglosigkeit entstandenen Explosion des Dampfers, soweit derselbe durch die gleich darauf auf Veranlassung der griechischen Behörde in Athen eingetretene Untersuchung hat festgestellt werden können! Ich hatte die Absicht, den Rückweg aus Griechenland nach den jonischen Inseln über die Landenge von Korinth zu nehmen und mich nach Corfu in Patras an Bord eines griechischen Dampfers einzuschiffen, um den weiten Umweg um das Cap Malea und um das Cap Matapan zu vermeiden. Als ich die Kunde von der Explosion des griechischen Dampfers bei Spezia bei Tisch im Hotel des Etrangers erhalten hatte, verlor ich selbstverständlich jede Neigung, mich derartigen ähnlichen Pulverexplosionen an Bord griechischer Dampfer auszusetzen und beschloß mich wieder an Bord des sicheren „Klapperkastens" im Pyraeus einzuschiffen, nach Syra zu klappern und dort den von Konstantinopel oder von Alexandrien kommenden Lloyddampfer zu erwarten, um, ohne eine Reise in die Luft zu machen, nach Corfu zu gelangen. Der Gasfabrikant aus Oldenburg war noch vorsichtiger. Er telegraphirte sogleich seiner Frau und seinen Kindern nach Oldenburg, daß er sich nicht unter den explodirten Reisenden des griechischen Dampfers befunden habe, sondern sich munter und unversehrt in Athen befinde. Durch Schmutz, Unordnung und schlechte Verpflegung unter allen Dampfschiffen auf dem adriatischen und mittelländischen Meere zeichnen sich die türkischen und egyptischen Dampfer

im Hafen von Syra aus. Ich sah mir einen egyptischen Dampfer im Hafen von Syra an, der von Alexandrien gekommen war, und nahm mir nach der Besichtigung vor, auf meinen weiteren Reisen in den Orient niemals egyptische und türkische Dampfer zu benutzen, sondern mich auf Lloyddampfer und französische Messageriedampfer zu beschränken. Denselben Rath kann ich nur andern Reisenden geben, welche die asiatischen und afrikanischen Küstenstädte zu besuchen beabsichtigen.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang wurde endlich der heiße Wunsch unseres Archäologen erfüllt. Eingedenk der Warnung des griechischen Arztes, uns nicht zu erhitzen, ließen wir durch den Vetter „des listenreichen, vielgewandten Odysseus" einen Wagen kommen, um bis zum Eingangsthor der tempelreichen Akropolis, „dem Weihgeschenk der Götter," zu fahren. Wir kamen wieder am Thore Hadrians und dann, den breiten, langsam ansteigenden Fahrweg fortsetzend, am Theater des Dionysos und am Odeion des Herodes Atticus vorüber. Um den Anblick der untergehenden Sonne von der Akropolis nicht zu versäumen, beschlossen wir, beide Theater am folgenden Vormittage zu besuchen. Das Theater des Dionysos ist bekanntlich im Jahre 1852 von dem Berliner Bildhauer Strack entdeckt und auf seine Veranlassung ausgegraben worden. Auch die unteren Reste des Theaters — die oberen Theile desselben haben durch das Bombardement der türkischen Barbaren im Jahre 1827 sehr gelitten — bieten noch des Interessanten viel. Gut erhalten sind die Sitzreihen aus dem zweitausendjährigen Schutt wieder an das goldene Sonnenlicht des Tages gestiegen. Die unterste Sitzreihe ist aus Marmorsesseln gebildet, auf denen es sich recht bequem sitzt. In den Theatern

aller Zeiten und aller Städte haben sich die Dynasten, die Priester und die Aristokraten immer die besten und bequemsten Plätze vorbehalten. In der Mitte der Priestersessel befand sich der Sessel für den Dionysospriester. Auch die Inschriften über diesen Sesseln sind noch vollkommen lesbar. Am Dionysostheater, welches erst der Redner Lykurgos viertehalb Jahrhunderte vor Christi Geburt vollendete, ist seit seiner ersten Anlage viel umgebaut worden, besonders durch die Baumeister des Kaisers Hadrian. Von dem ursprünglichen Scenebau, wo während der Blüthe griechischer Kunst und Wissenschaft die großen Tragödiendichter Aeschylos, Sophokles und Euripides ihre wunderbaren Tragödien aufzuführen pflegten und von der vor der Scene befindlichen halbrunden Orchestra ist wohl nur wenig bei allen diesen Umbauten übrig geblieben. Die herrlichen Reliefs haben zwei Jahrtausende von der Skenewand indeß eben so wenig verwischen können, wie die kauernden Silene. Das Theater hatte eine enorme Größe und war im Stande, an 30,000 Zuschauer zu fassen. Das Odeion des Herodes Atticus, welches sich nach Westen hin an das Theater des Dionysos anschließt, ist von Herodes Atticus zur Erinnerung an seine Gemahlin Regilla anderthalb Jahrhunderte nach Christi Geburt errichtet worden. Das Theater hat unter fränkischer und türkischer Barbarei sehr gelitten. Die vom König Eumenes von Pergamus erbaute „Stoa" ist kaum noch zu erkennen. Aber im östlichen sowie im westlichen Flügel des Theaters sind noch Theile aus allen drei Stockwerken ziemlich gut erhalten, namentlich der untere Theil der Sitzreihen, ein Säulengang und die Bühne, zu der man mittelst fünf Stufen aus dem Orchester hinansteigt. Rechts vom Theater des Herodes abbiegend, führte der Fahrweg

dann den Bergabhang weiter zum Plateau der Akropolis hinauf. Nun erhob sich zur linken Hand von der Straße eine wilde Felsenmasse. Die wilde Felsenmasse bildete den Areshügel, wo der berühmte Areopag, der höchste athenienſiſche Gerichtshof, ſeine berühmten nächtlichen Sitzungen zu halten pflegte. Die ſechszehn ſehr ausgetretenen Stufen, mittelſt deren Richter, Kläger und Angeklagte den Felſenhügel hinaufzuklettern hatten, ſind recht unbequem. Von dem nördlichen Abſturz der Felſenmaſſe ſchaut man in eine tiefe, dunkle Schlucht. In der Tiefe der dunklen Schlucht befand ſich das Heiligthum der Erinnyen und in dieſe Schlucht verlegt Aeſchylos den Schauplatz ſeiner berühmten Tragödie.

An der Felſenmaſſe des Areopag verließen wir unſern Wagen und machten zu Fuß die wenigen Schritte, welche man noch bis zum Eingang in die Akropolis zu machen hat. Der Blick, der ſich hier zum erſten Male auf Athen und die Ebene von Attika öffnet, iſt eben ſo eigenthümlich ſchön, wie traurig. Er umfaßt alle Theile der neuen Stadt, den Oelwald, die öde Ebene und ſtreift bis zu den baumloſen Bergzügen. Noch einige Schritte und wir ſtanden vor einem alten Thor, welches wahrſcheinlich aus Stücken älterer Gebäude drei Jahrhunderte nach Chriſti Geburt aufgeführt iſt. Noch älter ſind die zu beiden Seiten des Thors aufſteigenden, niedern Thürme. Ehemals ging der Weg auf das Plateau der Akropolis durch dieſes Thor. Heute iſt das Thor verſchloſſen. Wir wandten uns nach rechts gegen Süden und ſtanden nach einigen Schritten vor dem Gitterthor eines gewölbten Ganges. Der Archäologe klopfte an das Gitterthor. Ein Invalide in abgetragener Uniform erſchien auf der inneren Seite des Thores und öffnete dasſelbe mittels eines Rieſenſchlüſſels, ohne ein

Wort zu sprechen. Wir traten ein, und kamen, nachdem wir den gewölbten Gang verlassen hatten, an einigen hölzernen Häusern vorüber, die den Wächtern der Akropolis zur Wohnung dienen. Stumm, wie ein Schatten, folgte uns der Wächter, der das geheimnißvolle Gitterthor mittelst des Riesenschlüssels erschlossen hatte, auf dem Fuße. Von Schritt zu Schritt wurde der Weg immer interessanter. Neben den Wärterhäusern standen Reliefs und Statuen, welche bei den Ausgrabungen ihrem zweitausendjährigen Grabe wieder entstiegen waren, um nach zwei Jahrtausenden den goldenen Himmel Griechenlands wiederzusehen, unter dem sie geboren waren. Da erhob sich ein großer Grabstein der Phrasikleia; neben dem Grabstein saß Pallas Athene ohne Haupt und neben der Statue der Göttin bestieg eine Frau ihren Wagen. Gegenüber der Göttin und der Frau tanzten zwei Tänzerinnen. Ihre anmuthigen Gesichtszüge hatten die zwei Jahrtausende nicht zu verwischen vermocht. Nun öffnete der stumme Invalide ein zweites hölzernes Gitterthor. Wir betraten den eigentlichen Bezirk der Akropolis. Noch einige Schritte, und wir bogen um einen Mauerkopf herum, und standen plötzlich vor den Propyläen, dem festlichen Eingangsthor der tempelreichen Akropolis. Welch' wunderbarer Anblick! Stumm, wie der stumm uns folgende Schatten, standen wir alle drei, im Anschauen versunken. Der Blick war so prächtig, daß er jede Aeußerung der Empfindung in uns zurückdrängte.

Achtes Kapitel.

Athenienſiſche Spaziergänge.

Rechts auf dem Mauerkopfe, einem Reſte der uralten Südmauer, welche der große athenienſiſche Bürger Kimon zur Befeſtigung der Burg errichtete, hoch über uns erhob ſich ein zierlicher joniſcher Tempelbau. Es war der Tempel der Athene Nike, der ungeflügelten Siegesgöttin — ungeflügelt, damit ſie den Athenern nie entfliehen könne. Zur linken Hand das alte Eingangsthor mit den beiden niederen Thürmen, an welches wir vor einer halben Stunde vergebens klopften; vor uns ſtiegen die breiten Marmorſtufen der antiken Treppe auf, welche durch die Propyläen auf das Plateau des Felſenhügels führt. Zwiſchen dem Niketempel und den das Eingangsthor flankirenden Thürmen erhob ſich der 27 Fuß hohe Unterbau aus hymettiſchem Marmor, der die Statue des Agrippa trug. Die breite Marmortreppe war ehemals in der Mitte von einer Rampe unterbrochen, von der ſich noch einige Stücke erhalten haben. Auf dieſer majeſtätiſchen Freitreppe ſtiegen während der Blüthe Griechenlands die Reiter und die Opferthiere des großen Panathenäenzuges, der von Eleuſis kam, auf die Burg. Auf und

zwischen den imposanten Treppenstufen erhoben sich die mächtigen Reste der Propyläen, welche der berühmte griechische Baumeister Mnesikles in fünf Jahren vollendete, ein gewaltiger Thorbau mit zwei ungleichen Seitenflügeln, die weithinleuchtende Marmorstirn der Burg, welcher an Originalität der Erfindung, sowie an Meisterschaft der Ausführung das Parthenon selbst übertroffen haben soll. Die unglückselige Pulverexplosion, welche bei der Eroberung Athens durch die Venetianer eine glühende Kugel des Dogen Morosini veranlaßte — die Türken hatten ein Pulvermagazin auf der Akropolis angelegt — warf den ganzen Mittelbau der Propyläen in Trümmer. Er bestand einst aus zwei Hallen, über denen sich nach der Außenseite, sowie nach der Innenseite der Burg je ein Giebel erhob, welche von sechs dorischen Säulen getragen wurden. Statuen und Reliefs füllten einstmals diese Hallen. Heute ragen die Säulen und die Säulenreste, welche die Pulverexplosion nicht in Trümmer gestürzt hat, auf den einzelnen Absätzen der Treppe vor uns auf, mächtige Säulen von 29 Fuß Höhe und 4½ Fuß Stärke, theils dorischer, theils jonischer Ordnung, hie und da noch von gewaltigen Steinbalken überspannt. Der zierliche Tempelbau der Athene ist in den Jahren 1835 und 1836 aus seinen ehemaligen Bruchstücken, welche der asiatische Nomadenstamm der Turken, als er auf der Akropolis hauste, zu einer Bastion verbaut hatte, wieder an der alten Stelle aufgerichtet worden. Den Fries des Tempels sah ich im britischen Museum. Er gehört zu den Kunstwerken, welche der englische Admiral Elgin der Burg geraubt und nach England geschafft hat. Eine Nachbildung von Terracotta ersetzt heute die Stelle des geraubten Frieses. Die deutschen Architekten Roß, Schaubert und Hansen waren die-

jenigen, welche den Niketempel wieder aufgerichtet haben. In dem interessanten Buche von Ludwig Roß finde ich darüber folgende Bemerkungen: „Schon während der Anwesenheit des Herrn von Klenze in Athen, im August 1834, wurden die Ausgrabungen und Restaurationsarbeiten auf der Akropolis eingeleitet. Die fernere Leitung wurde fortan mir übertragen. Ich wurde zum Oberkonservator ernannt. Endlich war die Uebersiedlung der Regierung nach Athen glücklich vollzogen; das Werk konnte wieder aufgenommen werden. Ich nahm meine bescheidene Wohnung wieder am nördlichen Abhange der Burg, an dem Wege, auf welchem ich meinen türkischen Vorgänger, den Disdar Aga mit seinen Paukenschlägern öfter hatte hinaufreiten sehen; der Oberarchitekt, mein Freund Schaubert aus Breslau, und der geschickte dänische Architekt Christian wurden mir für das Technische beigegeben. Zur Bewachung der Akropolis und zur Begleitung und Ueberwachung der Besucher der Alterthümer wurden mir zwölf Invaliden überwiesen. Ich baute mit Schaubert am Eingange der Burg, über dem Odeum des Herodes, ein Häuschen für sie, welches wir, um seine Bestimmung durch den Charakter der Architektur anzudeuten, großentheils aus unbrauchbaren, alten Trümmern, Säulenschäften, Capitälen, Basreliefs, Inschriften zusammensetzten. Wir brachen nun zunächst die byzantinisch-fränkisch-türkischen Mauern und Befestigungen vor den Propyläen ab, aus denen vor allen die Ueberreste des abgebrochenen, kleinen Tempels der Nike Apteros hervorgingen, so daß wir diesen schon in den folgenden Monaten auf seiner alten Stelle wieder aufrichten konnten. Auch ließ ich die Moschee im Parthenon sobald wie möglich abbrechen, um diesen Zankapfel aus dem Wege

zu räumen und eine neue Kasernirung von Soldaten auf der Akropolis unmöglich zu machen." Die Franken hatten nämlich den südlichen Theil der Propyläen mit dem sogenannten fränkischen Thurm überbaut und die Türken hatten hier Bastionen errichtet, welche bis zur Höhe der Säulen reichten, während sie auf dem Plateau der Akropolis eine Moschee erbauten.

Wir stiegen die Marmorstufen der mächtigen Freitreppe hinan und betraten nun das Plateau des Felsens, welches bei einer Breite von 500 Fuß eine Länge von 1000 Fuß hat. Ein neues, großartiges Bild erschien vor unsern staunenden Blicken, nachdem wir die Propyläen durchschritten hatten. Die Hochfläche der Akropolis stieg in allmäliger sanfter Hebung vor uns auf — ein großartiges Trümmerfeld von imposanter Wirkung. Die ganze Bodenerhebung war weithin mit Trümmern von Basen bedeckt, zwischen denen zahllose größere und kleinere Vertiefungen im Felsboden hervortraten. Jede Vertiefung im Felsboden bezeichnete die Stelle, wo ehemals ein Weihgeschenk gestanden hatte. Ein Wald von Bildsäulen, Statuengruppen und Weihgeschenken füllte den ganzen zwischen der obersten Säulenhalle der Propyläen und den Stufen, auf denen man zum Parthenon hinanstieg, belegenen, ansteigenden Rand des Felsenhügels. Auf einer diesen Basen erhob sich die Statue, welche Perikles der Athene Hygieia errichtete, als ihm die Göttin im Traum erschienen war, um ihm ein Heilmittel für einen beim Bau der Propyläen verunglückten Lieblingssklaven anzugeben; auf einer andern stand Perseus mit dem Haupte der Medusa. Hier fiel der Blick auf die eherne Nachbildung des berühmten trojanischen Pferdes von Strongylion, einem Zeitgenossen von Phidias und auf zahllose andere berühmte

Bildwerke aus der Blüthezeit der griechischen Bildhauerkunst, namentlich auf die kolossale eherne Statue der „Vorkämpferin" Athene, ein Werk des Phidias. Sie hatte eine Höhe von nicht weniger als 60 Fuß und trug, in voller Kriegsrüstung, eine Lanze mit goldener Spitze in der Hand, das Erste, was der Schiffer, der von Cap Sunion heranfuhr, von Athen erblickte. Einige Quadern des Unterbaues, auf dem die berühmte Statue stand, sind noch vorhanden. An diesem Fußgestell der Athene führte der Weg vorüber, auf dem sich der Panathenäenzug, nachdem er die Propyläen durchschritten hatte, nach dem Parthenon bewegte, um, an der Nordseite desselben entlang schreitend, das Heiligthum von Osten her zu betreten. Und auf der Hochfläche dieses großartigen Trümmerfelds erhob sich rechts das berühmte Parthenon, auf einem mächtigen Unterbau von Perossteinen ruhend. Zur linken Hand erblickten wir die Säulenhallen des Erechtheion.

Der Bau des Parthenon war darauf berechnet, in seiner ganzen Höhe von denjenigen, die die Akropolis von unten auf erblickten, gesehen zu werden. Es ist deshalb auf dem höchsten Punkte des Felsplateau's der Akropolis angelegt und seine Basis befindet sich in gleicher Höhe mit dem Gipfel der Propyläen. Der Tempel hat eine Länge von 250 Fuß bei einer Breite von 114 Fuß; der Unterbau erhebt sich in drei Stufenreihen zu einer Höhe von 6 Fuß. Auf der obersten Stufe dieses Unterbaues stehen die Säulen, deren Capitäle die Architrave und die Giebelfelder tragen. Die beiden Frontseiten bestehen aus je siebenzehn Säulen, welche eine Höhe von 46 Fuß haben. Im Innern des Parthenon, welches in zwei Theile getheilt war, stand in einem besonderen Raume die Statue der Jungfrau Athene,

Phidias' bewundernswürdigstes Werk, eine Statue von Elfenbein von 40 Fuß Höhe. Harnisch, Helm, Mantel, Sandalen, Waffen der Statue waren sämmtlich von Gold. In der linken Hand trug die Göttin einen Speer, auf der rechten Hand eine Siegesgöttin in der Höhe von 6 Fuß. An ihrer linken Seite lehnte der goldene Schild. Der Bau des Parthenon fällt bekanntlich in die große Zeit des Perikles, des Themistokles und des Kimon. Unter der Oberleitung des Phidias führten ihn die Baumeister Kallikrates und Iktimos in wenig Jahren in seiner beneidenswerthen, technischen und künstlerischen Vollendung aus. Zwei Jahrtausende hat er unversehrt auf dem Felsenhügel der Akropolis gestanden. Während der Herrschaft der Franken wurde der Tempel der Athene in eine Kirche der Mutter Gottes verwandelt. Als die Türken Griechenland eroberten, machten sie aus der Kirche der Mutter Gottes eine Moschee, indem sie ein Minaret erbauten. Abgesehen von einigen Veränderungen in Anordnung der innern Säulen, welche die fränkischen Herrscher getroffen haben, blieb der Bau übrigens unversehrt bis zum Jahre 1687, wo die unglückliche Pulverexplosion ihn in der Mitte auseinanderriß und die Trümmer umherstreute, welche wir heute an der Nordseite und Südseite des Parthenons erblicken. So fand das Parthenon der englische Gesandte, Lord Elgin, im Jahre 1801. In gewaltiger und räuberischer Weise bemächtigte er sich einer ganzen Reihe der Bildwerke, welche die Giebelfelder schmückten, sämmtlich Darstellungen in hohem Relief gearbeitet, eines bedeutenden Stückes des Frieses und der besten Statuen der Giebelfelder und schleppte sie nach London, wo sie sich heute im britischen Museum befinden. Die Metopen der Ostseite und der Westseite, sowie eilf Relief-

bilder der Nordseite befinden sich noch an ihrer alten Stelle. Einige von ihnen sind durch die Bosheit der Menschen absichtlich mit dem Spitzhammer zerstört. Auch an das Erechtheion hat Lord Elgin damals seine räuberische Hand gelegt. Eine von den berühmten Karyatiden, welche die südliche Vorhalle, die „Halle der Karyatiden" tragen, hat er mit sich nach London geführt. Sie ist durch eine Terracotta-Nachbildung ersetzt worden. Drei solcher Vorhallen führten in das Innere des Heiligthums, welches sich durch eine reizende Mannigfaltigkeit auszeichnet. Im Innern des Erechtheions befanden sich die sitzende Statue der Athene, „der Schützerin der Stadt," und die ewige Lampe. Im Erechtheion befand sich die Oeffnung zu einem geheimen Gange, der am Fuße der Akropolis mündete. Die Perser sollen sich auf diesem Wege der schwach vertheidigten Burg bemächtigt haben, indem sie plötzlich auf dem Plateau erschienen.

Wir durchschritten das Plateau der Akropolis eine Stunde nach allen Seiten, um die herrlichen Reste griechischer Baukunst zu bewundern, welche die Zerstörungssucht und die Bosheit der Menschen übrig gelassen haben. Im Zerstören sind die Menschen weit gewaltthätiger und grausamer, als die Jahrhunderte. Als die Sonne im Begriff war, in das Bett des Meeres hinabzusteigen, um mit Homer zu sprechen, setzte ich mich mit dem Gasfabrikanten auf die oberste Treppenstufe des Parthenon, um das wunderbare Schauspiel ihres Unterganges von dem bestgelegenen Platze in Ruhe anzuschauen. Der Archäologe war auf der schmalen innern Treppe des ehemaligen türkischen Minarets auf den Westgiebel des Tempels geklettert, um, in Gefahr, bei einem Schwindelanfall hinabzustürzen, am äußeren Rande des Gie-

bels entlang bis zu den Statuen vorzuschreiten. Wir blickten von unserer Treppenstufe über das absteigende Trümmerfeld und über die Säulenkapitäle und Querbalken der Propyläen hinweg über den Oelwald und über die Ebene nach dem Meerbusen von Phaleros, nach dem Piraeus und nach der Straße von Salamis, welche sich wie ein blaufunkelndes, breites Band zwischen das mattgrüngefärbte Festland und zwischen die Inseln legte. Nach rechts erschien die große Bai von Eleusis, ganz von rothem Sonnenlicht überfluthet, in der Gestalt eines weiten, leuchtenden und glänzenden Beckens.

In der Ebene erblickten wir einen hellen Streif, der sich wie ein weißes Band durch die Baumgruppen des Oelwaldes legte, hie und da zwischen dem mattgrünen Laub verschwand und dann plötzlich wieder auftauchte, um durch den Gebirgszug des Poikilon die leuchtende Bai zu erreichen und dieselbe zu umschlingen, bis er an den Häusergruppen eines Dörfchens an der rechten Seite der Bai auslief. Der weiße Streif war die heilige Straße, auf der sich während der Blüthe Griechenlands alljährlich die große Mysterienprozession nach der Akropolis bewegte, um sich durch die Propyläen nach dem Heiligthum der Göttin Athene zu begeben. Die Straße war von Grabmonumenten eingefaßt, von denen man heute hie und da noch einige Trümmer entdeckt. Die Häusergruppen des armseligen Dorfes, zwischen denen der weiße Streif endigt, führen den Namen Eleusis nach der einst so volkreichen und berühmten Stadt Attika's, wo der große wunderbare Mysterientempel stand. Den Mysterientempel, der einen Raum von 166 Quadratfuß überspannte und von 28 Säulen getragen wurde, haben die gothischen Barbarenhorden Alarichs vierhundert Jahre nach Christi

Geburt zerstört; einige Trümmerreste zwischen den elenden Hütten des Dorfes sind die einzigen Ueberreste der ganzen Tempelpracht auf dem klassischen Boden Attikas geblieben. Ein zweiter weißer Streif wand sich, ebenfalls zwischen dem mattgrünen Laube des Oelwaldes hie und da auftauchend und verschwindend, durch die Ebene nach dem Pyraeus; der Streif war die Straße, auf der wir am Morgen nach Athen gekommen waren. Den Horizont des Landschaftsbildes nach rechts schlossen die kahlen Höhen des Poikilon. So lange der glühende Abendsonnenschein auf dem Landschaftsbilde lag, erschien das Bild in farbiger Pracht. Die leuchtenden Reflexe ersetzten die fehlende lebendige Dekoration. Dann tauchte die rothe Sonnenscheibe in das blaue Meer. Noch einmal leuchteten die Bai von Eleusis und die Straße von Salamis und der Busen von Phaleros auf im rothgoldenen Glanze; noch einmal errötheten die Höhenzüge des Poikilon — und dann hüllten sich Land und Meer in den farblosen, eintönigen Schattenmantel der plötzlich nach Sonnenuntergang beginnenden Nacht des Südens, welche ohne Uebergang der Farbentöne hinaufsteigt. Es war mir, als wenn sich ein Leichentuch über das Bild legte, so kahl und öde erschien mir auf einmal die Ebene. Wir saßen noch eine Viertelstunde auf den Stufen des Tempels, ohne mit einander zu sprechen, auf das Landschaftsbild unter uns blickend, dessen Colorit von Minute zu Minute eintöniger und leichenfarbiger wurde. Auf der Giebelwand des Tempels erschien noch einmal die Gestalt des Archäologen in gespensterhaften Umrissen. „Stehen wir auf; mir wird kühl," sagte der neben mir sitzende Reisegefährte; „in einer Viertelstunde ist's Nacht; woran denken Sie?"

„Ich denke an die Barbarenhorden und an die asiatischen Nomaden," erwiderte ich, „welche über ein Jahrtausend hier umhergetrampelt und das blühende Landschaftsbild dort unten in eine Leiche verwandelt haben. Aber gehen wir hinab! Die Nacht steigt sonst zu uns hinauf."

Der Invalidenschatten, der seit einer halben Stunde stumm neben uns gestanden hatte, folgte uns bis an das hölzerne Gitterthor neben dem Wächterhause, welches er hinter uns wieder mit dem rasselnden Riesenschlüssel verschloß. Als wir am Theater des Dionysos den Burgweg hinabstolperten, war es bereits stockfinster. Ringsum, unter uns die dunkle Nacht! Zwischen den beiden Säulen hoch oben auf dem obersten Umgange des Theaters, welche einst die Siegesdreifüße trugen, schimmerte der Schein einer Lampe. Sie brannte in der heute der Mutter Gottes geweihten Grotte, vor der einst das choragische Denkmal des Thrasyllos stand, welches die türkischen Kugeln bei dem letzten Bombardement der Akropolis zerstört haben.

Der Tempel, welcher gewöhnlich „das Theseion" oder der Theseustempel genannt wird, ist das am besten erhaltene Gebäude der untern Stadt, oder, ich will lieber sagen, des alten Athen, da auch kein Gebäude auf der Akropolis so unversehrt erhalten ist. In neuerer Zeit ist bekanntlich unter den Archäologen darüber Streit entstanden, ob das Gebäude der Tempel des Theseus oder ein dem Kriegsgotte Ares erbauter Tempel sei? Nach der früher angenommenen Ansicht hatte Kimon den Tempel erbaut, um die Gebeine des Theseus dort zu bestatten, des Königs von Athen, der das nur lose zusammenhängende Attika zu einem Staate vereinigte und der Gründer der demokratischen Staatsordnung war,

welche das Lebenselement Athens geworden ist. „Ludwig Roß," sagt Wilhelm Vischer in seinem vortrefflichen Werke über Griechenland,*) „hat mit nicht verächtlichen Gründen die Stelle des Theseions an einem andern Platze gesucht und den bisher dafür gehaltenen Tempel dem Kriegsgotte Ares zugewiesen. Was er gegen die Meinung, daß der Tempel das Theseion sei, anbringt, scheint mir schwer zu widerlegen; weniger überzeugend aber sind für mich die positiven Gründe, daß er der Arestempel sei." Seinen gegenwärtigen Zustand hat das Gebäude den Architekten Roß und Schaubert zu verdanken, welche sich so hohe Verdienste um die Conservirung der Gebäude des alten Athen erworben haben. „Den alten dorischen Tempel am westlichen Rande der heutigen Stadt," sagt L. Roß über die Herstellung des Gebäudes,**) „der seit anderthalb Jahrhunderten mißbräuchlich Tempel des Theseus genannt wird, und der, bis auf sein altes Dach fast vollständig erhalten, damals mit einem schadhaften christlichen Gewölbe über der Cella überdeckt war, versahen Schaubert und ich mit einem neuen Dache aus maltesischem Sandstein, um sein Inneres als Museum benutzen zu können. Das helle Gelb des maltesischen Steines harmonirte so vollkommen wie möglich mit dem goldgelben Tone, den der weiße Marmor des Tempel im Laufe der Jahrhunderte angenommen hat. Hier fingen wir an, die in der Stadt gefundenen Sculpturtrümmer und

*) S. Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland von Wilhelm Vischer. Basel 1851. Das Theseion und der Tempel des Ares in Athen. Archäologische Abhandlung von L. Roß. Halle 1852.

**) S. Erinnerungen aus Griechenland von L. Roß. Berlin 1863.

Inschriften zusammenzuhäufen.“ Unser Archäologe hielt uns über die Streitfrage, ob das Gebäude der Grabestempel des Theseus oder ein Tempel des Kriegsgottes sei, eine ausführliche Vorlesung, als wir Morgens um 8 Uhr nach dem Hügel hinauffuhren, auf dessen Kuppe wir schon am verflossenen Tage bei unserer Einfahrt in die griechische Hauptstadt den dorischen Tempel erblickt hatten. Die Hitze war, obschon es noch früh am Tage war, bereits auf einige zwanzig Grade gestiegen, und der erwartete Seewind blieb wieder einmal aus. Der Theseustempel, um mich des bekannten Ausdruckes zu bedienen, mag er nun richtig sein oder nicht, hat in seiner äußeren Gestalt eine große Aehnlichkeit mit dem Parthenon auf der Akropolis; nur ist er kleiner. Der Baustyl ist auch älter, wie der Baustyl des Parthenon; außerdem mangelt ihm der reiche Schmuck des Heiligthums der Athene. Die Fronten werden von je sechs dorischen Säulen gebildet, während sich an beiden Langseiten je dreizehn Säulen erheben. Die Länge beträgt 104, die Breite 45 Fuß, die Höhe bis zur Spitze des Giebels 33 Fuß. Das Parthenon hat also die doppelte Länge, Höhe und Breite des Theseustempels. Die Säulen, welche den Giebel des Parthenon tragen, sind ebenfalls doppelt so hoch und stark, wie die Säulen des Theseion. Auch an plastischem Schmuck übertrifft, wie ich schon erwähnte, das Parthenon den Theseustempel bei Weitem. Die Bildsäulen des Giebelfeldes haben die Jahrtausende zerstört. Von den Metopen der Langseite und der Ostfront waren überhaupt nur achtzehn mit Reliefs verziert, die übrigen Metopen waren wahrscheinlich gemalt. Das Theseion hat ebenfalls die Umwandlung in eine christliche Kirche durchgemacht — der heilige Georg trat an die Stelle des Königs The-

seus — ohne dadurch einzubüßen, wie andere Tempel des griechischen und römischen Alterthums; es hat im Gegentheil dieser Umwandlung, welche auch während der ganzen Zeit der türkischen Herrschaft nicht gestört worden ist, zu verdanken, daß es so wohl erhalten geblieben ist. Seine geschützte Lage in der unteren Stadt hat es vor den Bomben und Kugeln bewahrt, welche das Heiligthum der Akropolis verwüstet und zerstört haben.

Wie wenig Sinn die Türken für Kunstwerke der Baukunst haben und welche Zerstörungslust dem asiatischen Nomadenstamme innewohnt, welcher so lange in Attika geherrscht hat, davon liefert auch der Theseustempel wieder ein Beispiel. Dem letzten türkischen Statthalter von Athen ging eines Tages die Nachricht zu, daß hinter der östlichen Giebelwand des Theseustempels Bienen ihre Zellen gebaut hätten. Und was that der Türke, um sich des Honigs zu bemächtigen? Er ließ einige große Quadern nebst einem Theile des Dachsimses herunterreißen. Man kann die Trümmer dieser barbarischen Rohheit noch heute vor dem Tempel liegen sehen. Im Anblick solcher muthwilligen und tollen Zerstörungslust kann man es freilich begreifen, daß die ganze Vergangenheit von Jahrtausenden dort in wenigen Jahrhunderten hat verschwinden können, wo der Türke seinen Fuß hingesetzt hat. Man gehe über die ehemalige Rennbahn des griechischen Konstantinopel und sehe, was die Türken von dem Wald von Bildsäulen und Kunstwerken übrig gelassen haben, womit die griechischen Kaiser ihre Hauptstadt geschmückt hatten. Die Vandalen, Ostgothen und wie die andern Barbarenhorden alle heißen, welche Europa überflutheten, haben in Griechenland und Italien viel verwüstet, zertrümmert und zerstört; aber die Türken

haben in ihrer Verwüstung und Zerstörung sämmtliche Barbarenhorden der sogenannten Völkerwanderung noch bei Weitem hinter sich zurückgelassen. Ludwig Roß hat bei der Restaurirung des Tempels das Innere desselben in ein Museum umgewandelt. Grabmonumente, Bildsäulen, Reliefs, Inschriften aller Art füllen die Cella dermaßen an, daß wir Mühe hatten, uns durchzuwinden. — Mag die Sammlung für die Kunstgeschichte von bedeutender Wichtigkeit sein; einen schönen heiteren Anblick, wie in den italienischen Museen, gewährt die Sammlung des Theseustempels um so weniger, als, abgesehen von der dichten, ganz ungeordneten Aufstellung halbzerstörte und zerschlagene Bruchstücke von Torsos und Alterthümern aller Art der Sammlung das Gepräge der Zerstörung und Verwilderung aufdrücken.

An unsere Spazierfahrt nach dem Theseustempel schloß sich noch ein Spaziergang nach dem Areopagus und die Besichtigung der Theater des Dionysos und des Herodes Attikus, an denen wir am verflossenen Abend vorübergekommen waren. Am Theater des Herodes trennte sich unser archäologische Reisegefährte von uns, und stürmte trotz der glühenden Sonnenhitze in seiner archäologischen Begeisterung nach dem Nymphenhügel hinauf, auf dessen Gipfel die Sternwarte steht, um die an der andern Seite des Felsens befindlichen Reste der ältesten Wohnungen in Athen zu besichtigen. An der Südseite dieses Felsens befindet sich eine glatte Fläche, welche dadurch entstanden sein soll, daß an dieser Stelle die Frauen hinabzurutschen pflegten, welche in diesem Hinabrutschen ein Mittel gegen die Unfruchtbarkeit zu finden wähnten. Als er am Mittage ganz erhitzt und ermüdet zu Hause anlangte, erzählte er uns, daß er an

sich selbst die Probe des Hinabrutschens gemacht habe, welches das Zerreißen seiner Beinkleider an der Sitzstelle zur Folge gehabt hätte. Wir begleiteten ihn bei dieser Rutschpartie nicht, sondern stiegen, wirklich im Schweiße unseres Angesichts, vom Dionysostheater auf dem geradesten Wege den Felsenhügel zur Stadt wieder hinab. Nach dem wieder im kühlen Speisesaale eingenommenen Frühstück erklärte mir der Gasfabrikant plötzlich, daß er vor dem Mittagessen nach dem Piraeus abreisen würde. Am andern Tage träfe in Syra aus Korfu der Dampfer ein, der an der asiatischen Küste entlang nach Smyrna fahre. Er wolle diesen Dampfer benutzen, um Smyrna zu besuchen, in Asien gewesen zu sein und Kameele zu sehen. Alle meine Vorstellungen, daß wenn er acht Tage später wieder in Syra eintreffen wolle, wie es seine Absicht war, um wieder mit uns zusammenzutreffen und mit dem von Konstantinopel kommenden Dampfer nach Triest zu fahren, er nur zwei Tage zum Aufenthalt in Smyrna und zur Besichtigung der Ruinen von Ephesus übrig habe, waren vollkommen vergeblich. Er blieb fest bei seinem Vorsatze und der Archäologe war nicht wenig erstaunt, als er von seiner Rutschpartie vom Nymphenhügel mit zerrissenen Hosen zu Mittag, in Schweiß gebadet, wieder zu Hause eintraf, seinen Reisegefährten, den er auf der Donaufahrt nach dem schwarzen Meere entdeckt hatte, beim Packen und bei Zahlung seiner Rechnung zu finden. Auch seine Vorstellungen fruchteten nichts. Die Küste von Asien und die Kameele stellten alle Vernunftgründe in den Schatten. Mich wunderte die Parforcejagd, welche der Gasfabrikant sich selbst auflegte, eigentlich wenig. Ich habe auf meinen Reisen Touristen kennen gelernt, welche noch ganz andere Parforcetouren zu Wege brachten, um nur in

möglichst kurzer Zeit so viele Länder, wie nur irgend möglich, besucht zu haben. Fand ich doch einst im Wirthshause zu Heiligenblut einen Engländer, der in das Glocknerzimmer hinaufstieg, dort eine Stunde lang sich durch ein Fernrohr die Gipfel des Großglockners anschaute und dann wieder in den noch vor der Thür haltenden Wagen stieg, um auf der Stelle seine Rückreise anzutreten! In Venedig habe ich eines Tages einen deutschen Professor gesehen, der das Kunststück fertig brachte, in einem einzigen Tage die ganze Lagunenstadt zu besichtigen. Er ließ sich einen der geschicktesten Fremdenführer kommen, stellte diesem die Aufgabe, welche er sich vorgenommen hatte, und Baratti erfüllte die Aufgabe wirklich in ihrem ganzen Umfange. Der Professor war für mich eine so merkwürdige Spezialität von Parforcetouristen, daß ich mich Abends an das Dampfschiff rudern ließ, auf dem er seine Rückreise über das adriatische Meer nach Triest anzutreten im Begriff stand.

„Ich war überall," erwiderte mir der Professor, „auf dem Markusplatze, im Dogenpalaste, auf dem Rialto, auf dem großen Kanal, in der Markuskirche und in einem Dutzend anderer Kirchen und Paläste; ich war auch im armenischen Kloster, in San Servolo und am Lido." Als ich ihn aber fragte, welchen Eindruck er sich von Venedig mit nach Deutschland nehme, mußte er mir zugestehen, daß er den Eindruck habe, wie Jemand, der auf einen hohen Berg gestiegen sei, wo ihn plötzlich ein Nebel befallen habe. Nur eine bestimmte Erinnerung sei ihm aus diesem Nebelbilde gegenwärtig; überall habe er Bilder von demselben Maler vorgefunden; er glaube, „der Kerl heiße Tintoretto." Auch, daß ich ihm die Geschichte des Professors aus der Lagunenstadt erzählte, konnte unsern Gasfabrikanten aus

Oldenburg, der übrigens sonst ein ganz verständiger Mann war, nicht bewegen, seine Parforcereise aufzugeben. Hatte er doch sammt dem Archäologen nur drei Tage dem Besuche von Konstantinopel gewidmet und in dieser Eile sogar die schönste Kirche der Welt, die Aja Sofia, versäumt. Nachmittags um vier Uhr sah ich ihn vor der Thür unseres Hotels in einen Wagen steigen. Der Vetter des Odysseus saß auf dem Bock, um ihn im Piraeus an Bord des Klapperkastens zu bringen. Fort ging's im Galopp an den klassischen Strand, dann zur See nach Syra und nach Smyrna an die Küste Kleinasiens, und sechs Tage später sah ich ihn wieder die Schiffstreppe hinauf auf das Verdeck des Dampfers steigen, auf dem wir der Küste des Peloponnes um das Cap Matapan fuhren. Er hatte wirklich in Smyrna Kameele und Palmen gesehen und war, wenn auch nur achtundvierzig Stunden, auf dem Boden eines andern Welttheils gewesen.

Ich blieb mit dem Archäologen die sechs Tage, welche er auf dem Meere zwischen Asien und Europa zubrachte, noch in Athen, besuchte mit demselben noch zweimal die Akropolis und besichtigte die Baudenkmale der untern Stadt. Wenig genug hat die Zerstörungswuth der wilden Horden, welche in Attika gehaust haben, übrig gelassen. Der „Thurm der Winde" — wie man gewöhnlich zu sagen pflegt — erhebt sich am Ausgang der Aeolusstraße und ist schon 100 Jahre vor Christi Geburt gebaut. Er ist ein achtseitiges Gebäude mit einem thurmartigen Anbau von einer Höhe von 40 Fuß. Jede von den acht Seiten des Gebäudes ist nach einer Gegend der Windrose gerichtet; an jeder Seite befindet sich ein Fries und zeigt auf einem unschönen Relief den Wind, der der Seite entspricht. Unter den Reliefs

erblickt man noch die Striche für die Sonnenuhren. Der runde Anbau enthielt einen Wasserbehälter, aus dem eine Wasseruhr im Innern des Thurms gespeist wurde. Die bedeutendsten Reste von Gebäuden, welche die Stürme der Jahrtausende überlebt haben, finden wir auf dem Markte der alten Stadt, auf der Agora, die sich an der Ostseite des Theseustempels befand. Von den glänzenden Hallen, stattlichen Gebäuden und prächtigen Tempeln, welche einst die Agora schmückten, haben sie wenig genug übrig gelassen. Vier dorische Säulen tragen Architrave und Giebel. Je zwei und zwei Säulen stehen dichter nebeneinander, in der Mitte einen breitern Raum umfassend. Das Gebäude stellt ein Thor dar, welches nach der auf dem Architrav befindlichen Inschrift Julius Cäsar und Augustus der Athene weihten. Einige hundert Schritte weiter gegen Westen hin befinden sich die Trümmerreste der Stoa des Königs Attalos von Pergamos. Sie sind dermaßen zerstört, daß die Gestalt des Gebäudes, welches eine Länge von 370 Fuß gehabt hat und mit einer doppelten Säulenreihe geschmückt war, kaum mehr zu erkennen ist. Bedeutender sind die Trümmer der Stoa Hadrians, welche sich in der Nähe des Markthores befinden. Sieben wohlerhaltene Monolithensäulen aus Marmor mit prächtigen korinthischen Capitälen von der Höhe von 29 Fuß verkleiden eine Marmorwand. Säulen und Marmorwand gehörten zu dem Prachtbau des Gymnasiums, welches Kaiser Hadrian der Stadt schenkte. Vier derartige Mauern mit Säulenhallen umschlossen einen großen, viereckigen Raum, innerhalb dessen mehrere kleinere Gebäude standen.

Am Sonntage sollten zwei große Lloyddampfer im Hafen von Syra einlaufen, der eine von Konstantinopel,

der andere von Smyrna kommend. Der Erstere war dazu bestimmt, uns aufzunehmen und nach Korfu zu bringen. Sonnabend Abends um 8 Uhr segelte der Klapperkasten aus dem Piraeus durch die Inselgruppen des ägeischen Meeres nach Syra, um die zweimalige, wöchentliche Verbindung zwischen der Hauptstadt von Griechenland und der Bucht herzustellen, in welcher alle von den Küsten Kleinasiens und Afrika's kommenden Lloyddampfer sich ein Rendezvous geben. In den letzten Tagen der Woche wurde die Temperatur in Athen so unerträglich, daß sie selbst die Begeisterung des Archäologen dämpfte, in der Umgegend der Stadt auf Entdeckungen umherzulaufen. Die letzten beiden Abende der Woche brachten wir in der Gesellschaft des Berliner Archäologen Dr. Gustav Hirschfeld, der sich seit mehreren Monaten behufs archäologischer Studien in Athen aufhielt, am kühlen Strande von Phaleros zu, um in der See zu baden, eine sehr mäßige Bademusik anzuhören, eigentlich, um an einem Orte die Nachmittagsstunden zuzubringen, wo uns statt des glühenden Odems und des Staubes der Straßen von Athen der kühle Hauch des Meeres anwehte. Am Sonnabend fuhren wir bereits um drei Uhr nach dem Piraeus und gingen sofort an Bord des Klapperkastens, der am verflossenen Abend in den Hafen eingelaufen war. Der Kapitain war ganz erstaunt, uns schon so früh auf dem Deck seines Schiffes zu sehen. „Sie hätten noch vier Stunden Zeit gehabt," rief er mir zu, „der Klapperkasten klappert erst um acht Uhr in See." — „Kapitain," erwiderte ich ihm lachend, „es scheint mir weit besser, an Bord Ihres Schiffes vier Stunden frische Meeresluft einzuathmen, als die glühende Luft von Attika. Wie Recht hat Themistokles gehabt, als er die von den Persern

zerstörte Stadt auf der Stelle aufbauen wollte, wo heute Piraeus steht." Zwischen sechs und sieben Uhr legte eine Barke an der Schiffstreppe unseres Dampfers an. Aus der Barke stiegen ein stattlicher Mann in der Mitte der dreißiger Jahre, der eine schöne, junge Dame von echt griechischem Gesichtstypus am Arm führte, mehrere jüngere Herren und mehrere andere junge griechische Damen, eine immer schöner als die andere; die schönste unter allen war die Dame, welche mit ihrem Begleiter zuerst an Bord kam. Auf Deck angekommen, wurde sie von allen ihren Begleitern geküßt; einige Thränen benetzten die schönen Wangen; die Herren drückten ihrem Gemahl die Hände; dann stiegen sie Alle wieder in die Barke und fuhren zurück ans Land. Nur der stattliche Mann und seine schöne Gemahlin blieben an Bord. Es war eine Abschiedsscene. Und wieder legte eine Barke an der Schiffstreppe an. Sie wurde von Matrosen der Flotte gerudert. Vom Backbord wehte die griechische Flagge. Heraus stiegen drei Herren, ein älterer und zwei jüngere. Es war der griechische Gesandte in Italien mit seinen Begleitern, der nach Brindisi fuhr, um sich von dort nach Florenz an seinen Gesandschaftsposten zu begeben. Und wieder legte eine neue Barke an der Schiffstreppe an. Heraus stiegen drei Herren, denen man die Engländer auf den ersten Blick ansah. Es waren der englische Gesandte in Athen mit seinem Sekretär und mit seinem Attaché, welche nach Korfu segelten, um dort die heißen Sommermonate zuzubringen. Und noch eine Barke legte sich an Bord. Ein sehr hübsches Griechenmädchen stieg in Begleitung einer älteren Dame die Schiffstreppe hinan. Die beiden Damen, Tochter und Mutter, waren aus Piraeus und segelten nach Triest, um ein Bad am Rhein zu besuchen. Dann trat der Grieche,

der mit der schönen Frau zuerst an Bord gestiegen war, auf mich zu und redete mich in deutscher Sprache an. Er hatte gehört, daß ich mit meinem Begleiter deutsch sprach. Es war der Generalstaatsanwalt von Athen, Dr. Johannes Chatziskos. Die schöne Dame war seine Frau, in deren Begleitung er eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien machen wollte. Um acht Uhr saßen wir sämmtlich im Salon des Klapperkastens um den Theetisch herum und nach einer halben Stunde befand ich mich inmitten meiner griechischen und englischen Reisegesellschaft so heimisch, als wenn ich alle Reisegefährten seit lange gekannt hätte; und wieder stöhnte und seufzte der Klapperkasten, als wenn ihm seine Abreise sauer würde, wie seine Ankunft und dann klapperte er in die tiefblaue, mit Sternenlicht und Mondesglanz geschmückte, griechische Nacht hinein in das ägeische Meer nach Syra.

Neuntes Kapitel.

Griechische Leiden und Kämpfe.

Bei dem Tode des Padischah Mohammed des Zweiten wurde das von den Türken eroberte und geknechtete Griechenland — ich spreche von den durch griechische Stämme bewohnten Ländern der Balkanhalbinsel, nicht von den griechischen Provinzen Kleinasiens — in vier verschiedene große Paschaliks getheilt und alles Land sowie die Städte mit sämmtlichen Häusern und Gebäuden für Eigenthum der Türken erklärt. Viele Städte wurden als erbliches Eigenthum an türkische Offiziere übergeben; große Grundbesitze wurden als Wakuf erklärt und den Moscheen und Derwischklöstern zugesprochen; viele Distrikte wurden zum lebenslänglichen Besitz türkischer Anführer und Armeebefehlshaber, welche dafür dem Sultan Kriegsdienste zu leisten hatten. In allen griechischen Ländern der Balkanhalbinsel wurde der Raub an großem Grundbesitz Seitens des erobernden, asiatischen Nomadenstammes systematisch durchgeführt und durch das Gesetz legalisirt. Wohl niemals und wohl in keinem Lande der Erde ist der Eroberer mit dem Privateigenthum in dieser brutalen und gewaltthätigen

Weise umgegangen. Alle großen griechischen Grundbesitzer wurden durch einen einzigen brutalen Akt Mohammed's des Zweiten in heimatlose Bettler verwandelt. Nur hie und da wurden kleine, innerhalb des Umfangs größerer Länderkomplexe belegene Güter den früheren Eigenthümern unter der Bedingung belassen, daß sie sich verpflichteten, den fünften Theil des jährlichen Ertrages der Ländereien an die Beamten der türkischen Regierung zu zahlen. Aber nicht genug mit dieser systematisch durchgeführten Beraubung des Privateigenthums; nein, durch einen Akt des Padischah zu Stambul wurden sämmtliche Bewohner griechischer Länder zu „Knechten," um nicht zu sagen, zu „Sklaven" erklärt.

Jeder Grieche mußte, nachdem er das zehnte Jahr erreicht hatte, jährlich eine Kopfsteuer zahlen und mit dieser Kopfsteuer jährlich sein Leben dem „König der Könige" in Stambul abkaufen. Jeder fünfte Sohn einer griechischen Familie wurde den Armen seiner Familie entrissen, im Glauben des Islam aufgezogen und später militairisch für das Corps der Janitscharen ausgebildet. Das Kopfgeld — Karatschi — betrug für Jedermann jährlich einen Dukaten. Der griechische Geistliche hatte jährlich ausnahmsweise zwei bis vier Dukaten zu zahlen. Das Kopfgeld der Patriarchen und der Erzbischöfe hing ganz von der Willkür des Pascha ab. Zur Zeit des Beiramfestes wurde in allen Ländern griechischen Stammes die Kopfsteuer eingefordert. Wer die Steuer erlegt hatte, erhielt darüber eine Bescheinigung. Der Zettel war oben mit dem Namen des jemaligen Großveziers versehen; unten befand sich der Name des Steuereinnehmers. Die Mitte des Zettels füllte der Name des Steuerzahlers nebst einer Beschreibung seiner Person aus. Den Steuerzettel mußte jeder Grieche bei sich führen, wenn er nicht

der brutalsten Willkür der türkischen Polizei verfallen wollte. Nur die für den Dienst der türkischen Flotte gewaltsam gepreßten griechischen Matrosen und die griechischen Soldaten, welche das Pulver in den sieben Thürmen zu bewachen hatten und „Musselin" — die Treuen — genannt wurden, waren frei von der Kopfsteuer. In der ersten Zeit nach der Eroberung der griechischen Länder der Balkanhalbinsel scheint sogar jedes erste Kind einer griechischen Mutter der türkischen Despotie verfallen gewesen zu sein, um im Islam auferzogen und später in das Corps der Janitscharen eingereicht zu werden. Wir lesen von mehr als einer Mutter, welche ihr eigenes Kind tödtete, als es bereits in den Händen der türkischen Kinderräuber war, um es diesem schrecklichen Schicksale zu entreißen. Oft erkauften auch die Griechen für hohe Summen noch unbeschnittene türkische Kinder, um sie den Kinderräubern als ihre eigenen auszuliefern. Dieser Frevel hat sich aber nicht allein auf diesen durch das Gesetz sanktionirten, regelmäßigen Kinderraub auf der Balkanhalbinsel beschränkt, sondern an den Gränzen wurde Seitens der Türken ein besonderer Kinderraub organisirt, um das rohe Blut ihres eigenen Geschlechts fortwährend mit fremdem Blut zu verbessern." *)

Weit unglücklicher, als der Rajah, als der Grieche oder überhaupt als der nicht mohamedanische Unterthan des Sultans war der Sklave, der im Kriege in Gefangenschaft gerathene Christ. Der Muselmann, der den gefangenen Christen zuerst mit der Hand berührte, war und blieb sein zukünftiger Herr und Gebieter; er wurde das Kapital des Gebieters, dessen Ertragsfähigkeit derselbe zu steigern und

*) Worte Münnichs aus seinem Tagebuche.

in jeder Art und Weise auszubeuten suchte. Stammte der zum Sklaven gewordene Gefangene von reichen Aeltern, so suchte sein Gebieter ihn durch die grausamste Behandlung zu zwingen, seine Aeltern oder seine Verwandten zum Loskauf zu veranlassen; konnte ihn der Janitschar oder Tartar, der ihn in der Schlacht gefangen genommen hatte, für seine eigenen Dienste nicht gebrauchen, so schleppte er ihn auf den Sklavenmarkt nach Stambul oder nach einer andern türkischen Stadt, wo er an den Meistbietenden losgeschlagen wurde und nur seinen Herrn wechselte. Die Nahrung eines Sklaven war so spärlich und so schlecht wie möglich, Reis, Linsen und Erbsen, Wasser und Brod; nur an Festtagen war ihm erlaubt, Fleisch zu essen, natürlich nicht auf Rechnung und Kosten des Herrn, sondern nur, wenn sie das Fleisch von freien, christlichen Glaubensgenossen geschenkt erhielten. Die Galeerensklaven, welche als Ruderknechte angeschmiedet waren, sperrte man im Winter, andere Sklaven allabendlich in den Bagno, wo sie zu zwei an eine Kette gelegt wurden. Die Strafe bestand in Stockschlägen auf den Rücken, nicht auf die Fußsohlen, wie man gewöhnlich glaubt. Durch Stockschläge auf die Fußsohlen wurden die Sklaven ja unverwendbar. Gefangene griechische Frauen und Mädchen wurden — sie mochten wollen oder nicht — zum Islam bekehrt und für die Harems auf den Sklavenmärkten verkauft.

Nur das christliche Glaubensbekenntniß wurde den unterworfenen Griechen gelassen, nachdem man sie ihres Privateigenthums beraubt hatte. Eine Anzahl von Kirchen wurde ihnen zum Gottesdienst übergeben, aber nur unter den harten Bedingungen, die Kirchen, welche in Verfall geriethen, nicht auszubessern und keine neuen Kirchen zu

erbauen. Den elenden Zustand dieser christlichen, den Griechen belassenen Kirchen schildert ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts mit folgenden Worten: „Eine griechische Kirche ist wie eine elende Hütte im Kürbisgarten, verglichen mit den prächtigen, mit Gold und Silber angefüllten Kirchen im Papstthum, welche mehr königlichen Häusern und Kaiserpaläſten von Innen und von Außen gleichen.“ Der Sultan Selim, der Vatermörder, der im Jahre 1514 in der Moschee zu Ejub mit dem Schwerte Osmans umgürtet wurde, faßte einmal in einer Anwandlung fanatischer Glaubenswuth den Entschluß, alle griechischen Kirchen schleifen zu lassen. Daß Mohammed der Zweite den unterworfenen Griechen ihre Patriarchen und Bischöfe ließ, geschah nur im muselmännischen Interesse. Sie mußten dem Padischah dazu dienen, eine gewisse bürgerliche Ordnung in den Provinzen aufrecht zu erhalten und Geißel für den blinden Gehorsam der ihre Diöcesen bewohnenden Rajahs zu sein. Für die leichteste aufständische Bewegung waren und blieben die Patriarchen und die Bischöfe verantwortlich. Jeder Patriarch, jeder Bischof mußte zur Belehnung nach Stambul in das Serail des Großherrn kommen. Dort übergab ihm der Padischah Kaftan, weißseidenes Ehrenkleid, Pferd und Stab mit den Worten: „Der Sultan vertraut Deiner Vorsorge sein griechisches Volk, seine „Knechte,“ und setzt Dich zum Haupt ihres Gesetzes ein. Sei treu und halte das Volk zur Treue gegen seinen Herrn an.“ Wehe ihm, wenn er diese Belehnungsformel nicht begriff und die „Knechte“ nicht zum blinden Gehorsam gegen ihren „Herrn“ anhielt. Seine Absetzung, Verbannung und Bestrafung war die nächste, unmittelbare Folge dieses Ungehorsams. Die pekuniäre Lage der Patriarchen und der Bischöfe war so dürftig und

elend wie möglich. Ihre Wohnungen waren ärmlich; von ihren Tischen aßen die Mönche die Ueberbleibsel, sobald sie aufgestanden waren. Die Patriarchenwohnungen schmückte ein kleiner Garten. Ohne Erlaubniß des Großveziers durfte sich aber kein Patriarch aus der Stadt entfernen, und diese Erlaubniß mußte noch jedesmal durch Zahlung einer stattlichen Summe an den Großvezier erkauft werden. Allerdings belief sich das jährliche Einkommen der Patriarchen auf 40,000 Thaler. Von dieser Summe mußte der Patriarch aber die Hälfte als Tribut an den Padischah bezahlen und einen großen Theil des Einkommens, das ihm nach Zahlung des Tributs noch übrig blieb, als Beitrag zum türkischen Beiramsfeste geben. Außerdem war er zu großen, fortlaufenden Geschenken an die Pascha's verpflichtet. Was blieb ihm nach diesen ungeheuren Auflagen und Besteuerungen von seinem Einkommen also noch übrig? Kaum so viel, daß er sein nothdürftiges Auskommen davon hatte. Wie groß die Armuth dieser griechischen Patriarchen und Bischöfe gewesen sein muß, geht wohl daraus hervor, daß eine an den Patriarchen aus Deutschland übersandte Taschenuhr ihn nebst allen seinen Bischöfen zu dem innigsten Danke gegen den Geber und zum Erstaunen über Kunst und Reichthum verpflichteten.

Das ist der Zustand der von den Türken unterworfenen griechischen Stämme vier Jahrhunderte hindurch geblieben. In diesen vier Jahrhunderten hat er sich niemals geändert. Das schöne, heitere Griechenland mit seiner klassischen Bildung war von dem asiatischen Nomadenstamm, der mit seinen rohen Füßen auf demselben über vier Jahrhunderte umhertrampelte, in ein einziges, ungeheueres Zuchthaus verwandelt worden, in welchem man nur grie-

chische Knechte und türkische Herren sah. Meine Mittheilungen stammen aus den Erzählungen eines Archimandriten, des Patriarchen zu Konstantinopel aus dem Jahre 1737 *).

Selbstverständlich schwand von Jahr zu Jahr unter einer solchen barbarischen Behandlung mit dem Wohlstand jede Art von Bildung und Wissen. Als Konstantinopel von den asiatischen Barbaren erobert wurde, war die Bildung des griechischen Volkes nicht geringer als die Bildung der Italiener der damaligen Zeit. Die Sprache Homers und der Apostel lebte noch nach mehr als einem Jahrtausend, wo Anna Komnena in derselben Sprache die Geschichte der Kreuzzüge schrieb. Nach Jahrhunderten eines so fürchterlichen Druckes waren nur noch einige kümmerliche Reste griechischer Bildung hie und da bei den Geistlichen in den Klöstern zu entdecken. Im griechischen Volke waren alles Wissen und alle Bildung erloschen, wie seine Industrie und wie sein Seidenbau, welche in einem so blühenden Zustande gewesen waren. Selbst der Weinbau wurde in den ersten Jahrhunderten türkischer Herrschaft unterbrochen und ganze Strecken des edlen und schönen Hellas, welches Thukydides einst mit Recht „den Stolz der menschlichen Bildung" genannt hatte, waren in eine grausenerregende Einöde verwandelt. „So ist der Zustand des griechischen Volkes," sagt Theodor von Grimm, „vierhundert Jahre geblieben, und das Volk, welches wir als das erste der Welt durch seine Geistesentwicklung verehren, in dessen Sprache sich die ersten wissenschaftlichen Begriffe klar entwickelten und sich allen späteren Nationen mittheilten, das-

*) Im Auszuge nach Theodor v. Grimm. Wanderungen nach Südosten. Berlin 1855.

selbe Volk erscheint in seinen Leiden, in seinem Dulden, sowie in seinem Märtyrerthum ebenso groß und heldenmüthig, als vor dritthalbtausend Jahren in seinen Gesetzgebern, Feldherren, Philosophen und Dichtern. Es hat geduldet, wie kein Volk der Erde geduldet hat. Als im Jahre 1567 die Griechen auf Kandia, welches den Venetianern gehörte, wuchernde Juden gemißhandelt hatten, schrieb ihnen der Patriarch aus Konstantinopel einen Brief des Tadels und bedrohte Jeden mit der Strafe des Kirchenbannes, der einen Juden beleidigen würde. Das geschah in demselben Jahre, als Alba mit seinen Würgern in die Niederlande einzog, fünf Jahre früher, als die Pariser Bluthochzeit von abendländischen Christen gefeiert wurde."*)

Ernstliche Versuche, die Griechen aus der türkischen Sklaverei zu befreien, haben die europäischen Mächte niemals gemacht. König Karl der Achte von Frankreich kam einmal auf den Gedanken, den Orient zu erobern und die Griechen aus dem griechischen Zuchthause zu erlösen; als der Gedanke dieses Unternehmens in Griechenland bekannt wurde, bereiteten sich die unglücklichen „Knechte des Sultans" im Peloponnes und in Morea zum Aufstande vor. Der Aufstand wurde durch die Venetianer dem Padischah in Stambul verrathen, ehe er ausbrach. Fürchterliche Scenen türkischer Rache waren die unmittelbare Folge. Fünfhundert Griechen waren schon früher für ein ähnliches Unternehmen auf Befehl des Tyrannen Mahomed des Zweiten in Stücke gesägt worden. Jetzt schwamm ganz Griechenland in Blut. Die Venetianer verkauften selbst zweitausend Griechen in türkische Sklaverei. Der große

*) Ebendaselbst.

Seesieg Don Juan d'Austria's über die Türken bei Lepanto war für die Befreiung Griechenlands ohne alle Folgen; das früher in türkische Sklaverei gefallene Cypern blieb in türkischen Händen. So schloß das sechszehnte Jahrhundert. Das griechische Volk blieb unter türkischer Herrschaft vergraben, wie eine Saat unter winterlichem Schnee. Mit dem Falle Kandia's ging für die unterjochten Griechen die letzte Hoffnung unter.

In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts fand in der europäischen Türkei eine Veränderung statt, welche die späteren Niederlagen der Türken in Europa erklärt und die Keime griechischer Erhebungen gegen die türkische Tyrannei in ihrem Schooße barg. Seit dem Jahre 1656 hob ein Gesetz den Tribut des fünften Christenkindes auf. Mit der Aufhebung dieses Tributs begannen die Janitscharen sich nicht mehr aus Renegaten, sondern aus asiatischen Barbaren zu rekrutiren. Die Kraft der Janitscharen war durch diese Veränderung gebrochen, während die griechische Bevölkerung sich zu mehren begann. In Nauplia wurde sogar ein gewisses Aufblühen des Handels bemerkbar, als die türkische Regierung ihren Pascha's verbot, sich länger als drei Tage im Jahr in Nauplia aufzuhalten. Eine ganze Reihe sporadisch in Griechenland auftretender Erscheinungen bewies, daß die Lebenskraft der Griechen keineswegs unter dem türkischen Drucke erstickt war. Wir hören wieder von griechischen Gelehrten, Philosophen, Denkern und Aerzten; in Italien und Deutschland tauchten reisende griechische Kaufleute auf; im Bazar zu Konstantinopel machen sich durch Handel mit Seidenstoffen und Edelsteinen reich gewordene griechische Familien bemerkbar; wir finden Griechen als Dolmetscher am Hofe des Padischah. Allerdings war

dieser neue griechische Geist noch nicht im Stande, in die entfernten griechischen Provinzen zu dringen. Städte, welche für uns heilige Namen führen, waren vergessen unter dem Drucke schauderhafter türkischer Barbarei. Athen war zur Leibrente des Chefs der schwarzen Eunuchen des kaiserlichen Harems geworden. Die Eroberung Morea's Seitens der Griechen hätte den Wiederanfang der Befreiung des griechischen Volkes bilden können; aber Morea fiel von Neuem in die Hände der Türken. Vierzigtausend Griechen wurden in türkische Sklaverei verkauft.

Das griechische nationale Bewußtsein war jedoch von Neuem erwacht, und der Verfall des türkischen Reiches trat seit dem Frieden von Kutschuk Kainardschi nicht allein in den unglücklichen Kriegen gegen Rußland, sondern auch in inneren Serailrevolutionen immer deutlicher hervor. Die Griechen begannen an ihre politische Befreiung zu denken und wurden in diesem Gedanken durch glückliche Folgen des russischen Krieges unterstützt. Das durch Rußland erlangte Recht, unter russischer Flagge Schifffahrt zu treiben, wurde für Griechenland die Quelle von Reichthum und Macht. Das schwarze Meer war den Griechen nicht mehr versperrt; die Fahrzeuge der Inseln des Archipels gingen von den russischen Meeresküsten bis nach Gibraltar; die Insel Hydra unterhielt über hundert Schiffe; Spezia zählte binnen kurzer Zeit eine Bevölkerung von mehr als tausend Schiffern; Ipsara wetteiferte in der Schifffahrt mit Hydra und Spezia. Bald war der ganze Handel der Levante in griechischen Händen. Die griechische Schifffahrt bildete die Helden des späteren Befreiungskrieges. Der Gewerbfleiß des Landes, der Ackerbau blieben nicht hinter den Bewegungen auf dem Meere zurück. Griechische Handelshäuser

entstanden in Malta und in London und standen in Verbindung mit New-York und Washington. Die griechische Handelsflotte bestand bald aus mehr als tausend Schiffen mit mehr als zwanzigtausend Matrosen. Die neuen Handelsverbindungen brachten die Griechen in Verbindung und Berührung mit Völkern europäischer Gesittung. Indem die Griechen die Fähigkeiten derselben kennen lernten, erwachte in ihnen Wißbegierde und Nacheiferung. Sie begannen mit den erworbenen Reichthümern Schulen und Lehranstalten zu gründen. Hellenen aller Stände traten in russische Dienste und besuchten europäische Universitäten. In Konstantinopel wurde eine griechische Buchdruckerei angelegt; Bildungsschulen entstanden in Chios, Saloniki, Janina und Pathmos; deutsche und französische Bücher wurden ins Griechische übersetzt; in der neuerweckten Sprache begeisterte der edle Rhigas sein Volk für die Freiheit. Ein edler und großmüthiger Franzose, der Graf Choiseul-Gouffier, rief durch seine Schriften das gleichgültige Europa auf, sich des unterdrückten Griechenvolkes zu erbarmen, eines Volkes, das sich mit Recht rühmte, von dem ersten Volke der Weltgeschichte abzustammen. Das neuerwachte Gefühl für die Freiheit wurde durch die unerhörte Tyrannei eines Menschen gesteigert, welcher es zu unterdrücken und zu vertilgen gedachte. Dieser Mensch war der berüchtigte Tyrann Ali Pascha von Janina, einer der ärgsten Würger, den die Weltgeschichte jemals in ihren Annalen zu verzeichnen gehabt hat. Unter der Tyrannei dieses Wüthrichs seufzten gegen zwei Millionen Griechen; das Ländergebiet, welches er beherrschte, umfaßte Thessalien, Epyrus, Macedonien und Livadien. Am ersten und läng-

sten widersetzten sich der Tyrannei dieses Ungeheuers die Sulioten. Der Kampf dieses tapferen griechischen Bergvolkes erinnert an die schönsten Thaten des griechischen Alterthums. Ihre heldenmüthige Aufopferung konnte unter den übrigen Griechen nicht ohne Bewunderung und Nacheiferung bleiben.

Die ersten griechischen Aufstände fallen mit dem Ende der Herrschaft des ersten Bonaparte zusammen. In kurzer Zeit nahm der Kampf den Charakter eines Vernichtungskrieges zwischen Christen und Muselmännern an. Ueber hundert christliche Kirchen wurden von den Türken zerstört. Am Osterfeste wurde der Patriarch an derselben Kirche aufgehängt, wo er so eben Gottesdienst gehalten hatte. Unter empörenden Grausamkeiten des Islam und unter Thaten der bewunderungswürdigsten Tapferkeit nahmen die griechischen Aufstände immer weitere Dimensionen an. Aber Europa's Theilnahme begann zu erwachen. Tausende von Deutschen gingen nach Griechenland, um als „Philhellenen" für die Befreiung des tapferen und unglücklichen Volkes zu kämpfen. Hellas wurde die Parole in Deutschland, ein einstweiliger Ersatz für die verzögerte englische Anleihe, für die zurückgerufenen englischen freiwilligen Offiziere, für den in Missolunghi gestorbenen Byron. Im Jahre 1826 fingen endlich auch die Kabinete an, sich für Griechenland zu interessiren. Amerika schickte den Griechen eine vollständig ausgerüstete Fregatte zu Hilfe, England einen Gesandten. Rußland, England und Frankreich schlossen sogar einen Vertrag, der den Zweck hatte, den Frieden zwischen der Pforte und dem aufständischen Griechenland zu vermitteln. Als das Ultimatum der drei Mächte von der Pforte nicht einmal einer

Antwort gewürdigt wurde, erfolgte die Seeschlacht bei Navarin, wo die türkische Flotte vernichtet wurde. Auf die Schlacht von Navarin folgte der russisch-türkische Krieg, der im Jahre 1829 mit dem Frieden von Adrianopel schloß. Nach zehnjährigen Kämpfen wurde Griechenland aus einem türkischen Vasallenstaate zu einem unabhängigen Königreiche.

Zehntes Kapitel.

Der Weg nach dem schwarzen Berge.

Zwei steilabstürzende Vorgebirge von Südalpenkalk halten wie zwei ungeheure Steinriesen Wache am Eingang in die berühmten Bocche di Cattaro, die Punta d'Ostro und die Punta d'Arza. Die österreichische Regierung hat beide Kalkriesen mit Forts und Bastionen gekrönt, deren Kanonen die Einmündung der Bocche in das adriatische Meer beherrschen. Ob die unverwundbaren, modernen Panzerungeheuer, welche als Faktoren in den Menschenschlächtereien der letzten sieben Jahre auf den amerikanischen und europäischen Meeren in Thätigkeit getreten sind, im Stande sein würden, den Eintritt aus der Adria in die Bocche trotz der Forts und Bastionen der beiden Kalkriesen mit Gewalt zu erzwingen, weiß ich nicht. Die österreichische Regierung scheint nicht dieser Meinung zu sein; denn von Punta d'Ostro und Punta d'Arza an bis zum Fort Giovanni, welches den Kalkriesen, der zwischen dem schwarzen Berge und Cattaro aufsteigt, krönt, sind nicht weniger als achtundzwanzig Vorgebirge und Felsenabstürze in den Bocche mit Forts und Bastionen besetzt, deren Kanonen drohend

auf die Wasserstraßen und Seebecken hinabblicken, welche die weltberühmten Bocche bilden. Ihre feuerspeienden Mäuler bedrohen nicht allein die russischen, französischen und englischen Schiffe, welche es versuchen möchten, vom Meer aus die gefährliche Wasserpromenade bis in das vierte Seebecken an die Marina von Cattaro zu machen, sondern auch die aufständischen Bocchesen, wenn es ihnen in den Sinn käme, aus ihren unzugänglichen Bergthälern und Engpässen hinabzusteigen und sich in Besitz der Wasserstraßen und der Seebecken zu setzen. Aus dem Besitz der Bocche kann Oesterreich jedenfalls nur einen indirekten Nutzen ziehen, insofern die Bocche von Süden her Dalmatien decken; ein direkter Nutzen würde schwer zu demonstriren sein. Die Aufrechthaltung der österreichischen Herrschaft in den Bocche kostet jährlich dem Staate weit größere Summen, als die Bocche einbringen. Der in Dalmatien maßgebende Gesichtspunkt: „Steuerzahlen und Soldaten" hat nach dem letzten blutigen Aufstande in den Bocche ebensowenig durchgeführt werden können, wie früher. Aber ich werde von den Motiven, von dem Verlaufe und von dem Ende dieses Aufstandes, der vor zwei Jahren in ganz Europa Aufsehen gemacht hat, später sprechen und Dinge erzählen, welche mit der größten Vorsicht bis heute der Oeffentlichkeit entzogen worden und geeignet sind, ganz neue Schlaglichter auf diesen blutigen, wahrhaftig nicht von den Bocchesen provozirten Aufstand zu werfen, als bisher. Beginnen wir jetzt unsere Fahrt durch die Bocche! Sie ist von wunderbarem landschaftlichen Reiz und verdient es, einer Fahrt über den Königssee oder über den See der Vierwaldstädte an die Seite gestellt zu werden. Den europäischen Touristen ist sie ziemlich unbekannt. Selten verirrt sich ein englischer oder ein deutscher Tourist in die

Bocche, um schließlich an der Porta di Fiumera von Cattaro, neben dem brausenden Sturzbach, zu Pferde zu steigen und auf der Felsenstiege einen Spazierritt auf den berühmten „schwarzen Berg" zu machen.

„Bocche di Cattaro" bezeichnet nicht bloß den Meerbusen, welchen die Römer sinus Rhizonicus nannten und welcher siebenzehn Miglien lang, an seiner schmalsten Stelle 180 Faden breit und überall 100 bis 200 Faden tief ist, sondern auch das venetianische Albanien, den jetzigen Kreis Cattaro. Der jetzige Kreis Cattaro umfaßt 1847 Quadratmiglien Areal mit drei Präturen, fünfzehn Gemeinden und mehr als 35,000 Bewohnern. An der Spitze einer jeden Gemeinde steht ein Sindico; an der Spitze jedes Dorfes ein Knez und Barjaktar. Die Ufer der Wasserstraßen und der Seebecken der Bocche sind äußerst fruchtbar. Der ganze Distrikt ist nicht nur der bestbevölkerte, sondern auch der bestbebaute von ganz Dalmatien. Die Boccheser sind Südslaven von rein serbischem Stamme und von eben so reinem und edlem Blut, wie die Bewohner des schwarzen Berges; sie sind fleißig, arbeitsam, industriell und tapfer. Da der Ertrag der von den Boccheser bewohnten Landstriche und Thäler nicht ausreicht für den Lebensbedarf, indem sie nur im Stande sind, zehntausend staci Getreide, viertausend staci Gemüse, zehntausend Barile Wein und zweitausend siebenhundert dreiundsiebenzig Barile Oel zu gewinnen, so leben sie vom Meere. Man zählt in der Bocche zweihundert und fünfzig patentirte Schiffe. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts belief sich der Bestand der Schiffe auf eine noch weit höhere Ziffer, nämlich auf dreihundert sechszig Hochseefahrer, hundert Küstenfahrer und über dreihundert Schaluppen mit dreitausend, auch viertausend Seeleuten. Viele

Bocchesen kommen oft zehn Jahre lang nicht nach Hause; manche erst, nachdem sie reich genug geworden sind, um in der Bocche in Wohlstand und Bequemlichkeit zu leben. Sie richten sich nach dem in der Bocche üblichen Sprüchwort: „Ueberall muß man hingehen und Geld gewinnen, es aber nur in die Bocche bringen und es dort verzehren."*)

Das erste Seebecken, welches der Dampfer befährt, nachdem er die beiden Bergriesen am Eingange der Bocche hinter sich hat, reicht bis zum Vorgebirge Kobali. Hinter dem Vorgebirge erhebt sich ein anderthalbtausend Fuß hoher Bergrücken gleichen Namens, von ähnlicher Gestalt, von denselben Farbentönen, wie die Bergrücken an der dalmatinischen Küste. Der Berg bildet die Grenze zwischen der Bocche und der Türkei. Aber die Felswände und Bergrücken, welche die Kanäle und die Seebecken der Bocche einrahmen, gleichen den wüsten und zerrissenen Kalkbergen Dalmatiens nur in ihrer oberen Hälfte. Ihre Füße, bevor sie in den smaragdgrünen Wasserspiegel eintauchen, sind gewöhnlich mit einem schimmernden, bunten Bande von Gärten, Orangen- und Citronengeländen, von buntfarbigen Häusergruppen, altersgrauen, epheubewachsenen Mauern und Thürmen umwunden und ein breiter Gürtel von mattgrünen Olivenwäldern und hellgrünem Weinlaub umschlingt das untere Drittel dieser felsigen Höhen, welche an einzelnen Punkten, wie am Berge Dobrastizza, fast an fünftausend Fuß in den südlich gefärbten Himmelsraum aufsteigen. Der Landschaftscharakter nimmt in den Bocche ein ganz

*) S. Anmerkungen von Otto Freiherrn v. Reinsberg-Düringsfeld zu: Aus Dalmatien von Ida v. Düringsfeld. Prag 1857. Karl Bellmann's Verlag.

südöstliches Gepräge und eine durchweg südöstliche Färbung an. Alle Eindrücke, welche an den Reisenden, nachdem er in die Bocche eingefahren ist, hinantreten, rufen in ihm die Empfindung hervor, daß er sich im südöstlichen Europa befinde. Das Verdeck des Dampfers belebt sich mit Gestalten und Trachten, welche ihn erinnern, daß er sich auf einem von südslavischen Volkselementen bewohnten Gebiet befindet. Alle deutschen und italienischen Typen, welche hie und da an den dalmatinischen Küsten auftauchten, sind verschwunden. Das serbische Element tritt in Gestalten, Gesichtszügen und Trachten in den Vordergrund. Unter der breiten, rothen Schärpe schauen aus breitem, starken Ledergürtel neben dem mit Silber besetzten Griffe des Handjars die mit Perlmutter und Gold geschmückten Kolben langer Pistolen. Die Weste ist roth, vorn schräg offen, an den Rändern mit silberner oder goldener Stickerei und mit Silberknöpfen besetzt. Ein dunkelfarbiger, an den Rändern und an der Oeffnung der engen Aermel rothbesetzter Waffenrock reicht bis zum Knie. Die Hosen sind weit und faltig; die Waden umschließt eine bis zum Fuß gehende Gamasche von Leder; der Fuß steckt in oft bunteingefaßten Schuhen von schwarzem Glanzleder. Eine ärmellose Jacke von rothem Sammt oder rothem Wollstoff ist über den Waffenrock gezogen. Die Kopfbedeckung ist eine Mütze, gewöhnlich von rother Farbe, oft mit einer Goldquaste geschmückt.

Am zweiten Seebecken erblicken wir Castel nuovo. Die Häuser des Städtchens gruppiren sich terassenförmig über und neben einander auf dem grünen Höhenzuge, von alten Mauern und Thürmen umgeben, überragt von drei verschiedenen Castells und Forts. Auch an diesen altersgrauen

Mauern ist Jahrhunderte hindurch bis in die neueste Zeit viel Blut geflossen. Im Jahre 1483 fiel Castel nuovo, damals die Hauptstadt der Herzegowina, in die Hände der Türken. Das Jahr 1538 hat für die Stadt eine Reihe der blutigsten Erinnerungstage. Das Geschwader einer vereinigten spanischen und venetianischen Flotte nahm die Stadt mit Sturm. Darn belagerten und stürmten die Türken von Neuem. Nach mehreren vergeblichen Stürmen fiel Castel nuovo wieder in die Hände der Osmanen, welche sämmtliche Einwohner bis auf die Kinder niedermetzelten. Erst im Jahre 1687 gelang es den Venetianern und Maltesern, sich wieder in Besitz Castel nuovo's zu setzen. Auch in den Kämpfen, welche die Russen im Jahre 1806 in den Bocche den Franzosen lieferten, hat Castel nuovo, wo sich die Russen festgesetzt hatten, einen blutbedeckten Platz eingenommen.

Der Dampfer legt in Castel nuovo nicht an. Die Ausschiffung sowohl wie die Einschiffung von Personen und Waaren muß mittelst Barken geschehen. Aus dem Seebecken, an dessen Rande Castel nuovo sich auf grünem Höhenzuge erhebt, hat man den Durchblick bis in das vierte Seebecken. Wilde Bergrücken mit steilabstürzenden Vorgebirgen bilden seine Hintergrundsdekoration. Zwischen dem Gestade des Seebeckens und den graugelben Kalkgebirgen erscheint ein langgestreckter Häuserstreif. Als ich während der Ausschiffung durch das Fernrohr die Einzelnheiten dieser wilden Gebirgslandschaft betrachtete, trat der Kapitän des Dampfers zu mir heran und sagte: „Monte negro, Signor!" Ich erblickte „den schwarzen Berg," das Ziel meiner Reise, zum ersten Male. Das Gebirgsbild, welches sich so plötzlich vor mir aufrollte, war von einem

eigenthümlichen Charakter, wild, schauerlich und romantisch. Ich sage mit Heinrich Noë: „Ich werde das Bild nie vergessen, welches vor meinen Augen war, als ich die Höhen über Cattaro zum ersten Male erblickte.“ „Ein Montenegriner,“ fügt der Schriftsteller hinzu, „in schwarzer Mütze, langem, weißen Wollrock, schwarzem Gürtel, in dem die Waffen steckten, faßte mich bei der Schulter, streckte den Arm aus und deutete hinauf zu den grauen Höhen:“

„Evo Crnagora!“ rief er mit blitzenden Augen.

„Er war von einer weiten Reise zum Anblick seines Vaterlandes zurückgekehrt.“*);

Der Dampfer setzte sich von Neuem in Bewegung. Die Bevölkerung des Decks war in Castel nuovo noch bunter und mannigfaltiger geworden. Ich befand mich mitten unter Bocchesen, vielleicht Krivošjanern, welche nördlich von Risano an der türkischen Grenze auf hohen, unfruchtbaren Felsenbergen wohnen und bei den Oesterreichern während des Feldzuges in den Bocche wegen ihrer Wildheit und Erbitterung am meisten berüchtigt waren. Wohin ich blickte, bewaffnete Männer in bunten Trachten, die rothe Schärpe um den schlanken, kräftigen Leib, auf dem dunklen Haar die rothe Mütze, den ausgeprägtesten serbischen Typus auf den gebräunten Gesichtern! Der Dampfer fuhr in das dritte Seebecken der Bocche ein, in das größte. Die Halbinsel Lustizza trennte es nach Süden vom adriatischen Meere. Die weißen Häusergruppen eines Dorfes erschienen zwischen Grün und Weinlaub am Fuße eines gelbgrauen Kalkberges. Vor mir stieg ein neuer, ungeheurer Kalkrücken steil in

*) S. Dalmatien und seine Inselwelt von Heinrich Noe Wien 1870.

die Höhe, den Fuß wieder mit einem buntschimmernden Bande von Häusern und Gärten umwunden. „Ecco, Signor, Vermac!“ sagte der Kapitain, mit dem Finger auf den Kalkriesen deutend. Der Kalkriese ragt fast dritthalbtausend Fuß über dem Seespiegel in die Wolken auf. Der Dampfer ließ die Halbinsel Lustizza rechts und fuhr am linken Ufer des Seebeckens entlang. Wiederum eine reiche landschaftliche Dekoration am Rande! Der Fuß des Gebirges war voll von Wein, Feigen und Oel, aus dem der Felsrücken aufragte; der Uferstrich ein blühendes Gelände von Landhäusern und Gärten, aus denen hie und da sich altersgraues Mauerwerk und Thurmtrümmer erhuben. Dann verengte sich das Seebecken wieder in eine engere Wasserstraße. Es war die Bocca von Lepetane, die engste Stelle in der Bocche, von der Länge von ungefähr einer Miglie. Am Ende der Bocca erhebt sich ein altes Schloß „le Catene“ genannt, weil an dieser Stelle die Bocca mittelst einer Kette gesperrt wurde. Zwei kleine Inseln mit Gebäuden und bastionartigem Mauerwerk ragten aus dem smaragdgrünen Wasserspiegel auf; auf der einen die Madonna dell' Scarzello, auf der anderen das Fort San Giorgio, ehemals eine Abtei.

Nun fuhr der Dampfer in das vierte Seebecken. Eine langgestreckte Häuserlinie, von Gärten und Weinlaub eingefaßt, erschien am Fuße eines breiten, hohen Bergrückens. Es war Perastro; der starre graugelbe Berg war der Monte Casone. Und immer schöner, reicher und südlicher wurde das Berggelände. In einer grünen Bucht voll blauer Gebirgsschatten tauchten wieder zwei Dörfer auf. Dann Risano ganz im Grunde einer Bucht. Auf den Berghöhen haben die Risanoten auf der einen Seite die Krivošjaner, auf der andern die Montenegriner zu Nachbaren. „Schlimme

Nachbarn," sagen die Risanoten. Die Risanoten schlugen sich oft mit solcher Tapferkeit gegen die Türken, deren Grenze ganz in der Nähe ist, daß es sprüchwörtlich von ihnen heißt: „Wären die Risanoten und die Krivošjaner nicht, so zahlte die Bocca den Türken den Haratsch." Der Haratsch ist die Kopfsteuer der Christen. Heute leben die Risanoten ausschließlich vom Handel mit den angrenzenden, türkischen Provinzen. Das Städtchen wird ungefähr fünfzehnhundert Bewohner haben.

Der Regen war schon mehrmals während meiner Fahrt durch die Bocche strichweise gefallen. Bora und Scirocco waren seit frühem Morgen wieder einmal in unaufhörlichem Kampfe. Als ich mich kurz vor Mitternacht, vom Grafen Pozza begleitet, der auf seinem Landhause in Gravosa die Nacht zubrachte, an Bord der Malta eingeschifft hatte, war der Nachthimmel hellblau gefärbt, von goldigem Mondscheinlicht durchleuchtet. Als der Dampfer bei Tagesanbruch auf das offene Meer gelangte, wehte und regnete der Scirocco. Bei der Einfahrt in die Bocche an der Punta d'Ostro erbarmte sich unser eine mitleidige Bora und jagte das graue Wolkengesindel ins Meer, damit ich doch bei Sonnenbeleuchtung durch die Schönheiten der berühmten Bocche führe. Wie war ich dieser Bora dankbar!

Es war schon Anfang Dezember, wo die Regenzeit in der Bocca beginnt und nicht mehr auf viel schöne Tage zu hoffen ist. Aber, als wir in das Seebecken von Cattaro gelangten, schien die Bora im Kampfe mit dem Scirocco allmälig zu unterliegen. Mehrmals trieb mich der Streifregen vom Deck in den Salon. Percagno und Dobrota, die beiden letzten großen Dörfer an den Rändern des Seebeckens, dessen Hintergrundsdekoration die Häusergruppen

von Cattaro und die Felsenabstürze des schwarzen Berges bilden, erschienen hinter einem Vorhange von Strichregen und Wolken. Und wo war Cattaro? Der Dampfer legte an der Marine an. Ich erblickte einen breiten Quai mit Maulbeerbäumen und einer wehenden Pappelreihe. Auf dem Quai drängten sich Lastträger, Spaziergänger im Regenrock, die Kapuze über den Kopf gezogen, die Beine in hohen Wasserstiefeln, österreichische Offiziere in grauen Militärmänteln, bewaffnete Männer in slavischer Tracht, Männer vom schwarzen Berge in ihren malerischen Kostümen. Alle erwarteten die Ankunft des Dampfers. Jeder ankommende Dampfer ist für Cattaro ein die ganze Stadt in Bewegung setzendes Ereigniß. Am Ende des Quais, wo das Meerwasser der Bocche im Schilf versickert, eine Masse Barken und Schiffsgefäße, Bord an Bord. Den Hintergrund des Quais hinter den wehenden Pappeln und hinter den Maulbeerbäumen füllten Mauern und ein festungsartiges Thor, und hinter dem Mauerwerk stiegen die grauschwarzen Felsabstürze des schwarzen Berges auf, ein vorspringender Felsriegel mit dem dunklen Mauerwerk eines Forts gekrönt, so hart hinter dem Mauerwerk und hinter dem Thor, daß man glauben konnte, mit der Nase an den schwarzen Berg zu stoßen, sobald man das Thor hinter sich hatte. Wo war also Cattaro? Endlich entdeckte ich zwischen dem Mauerwerk und zwischen den grauschwarzen Felsabstürzen einige Thürme und Häuserdächer, wie es schien, eng eingeklemmt zwischen Mauern und Fels.

Das waren die Häuser und Thürme von Cattaro, des weißen Kottor aus den slavischen Liedern, des Traumes von Montenegro, der Stadt von San Trifon! Da drängten sich durch die Lastträger, welche bereits mittelst der Lauf-

brücke das Deck des Dampfers erklettert hatten und durch die Reisenden, welche sich beeilten, mit ihrem Gepäck und mit ihren Koffern das Schiff zu verlassen, zwei Männer und schritten gerade auf mich zu. Der Eine von ihnen war der Banquier Mandel aus Cattaro, dessen Bekanntschaft ich auf dem Dampfer gemacht hatte, mit dem ich von Spalato nach Ragusa fuhr, und der andere der montenegrinische Konsul, Herr Ramadanović. Der Präsident des Senats von Montenegro, ein Vetter des Fürsten, Herr Bojo Petrović, hatte aus Ragusa meine Abreise auf den schwarzen Berg telegraphirt und der Fürst hatte aus Cettinje dem Konsul in Cattaro befohlen, mich an Bord des Dampfers zu empfangen. „Die Pferde und die Leute sind bereit, um Sie auf den schwarzen Berg zu führen; Sie können morgen früh abreisen," sagte Herr Mandel. Ich blickte mit einiger Wehmuth in den aschgrauen Himmel hinauf, der gerade beschäftigt war, endlose Regenmassen über Cattaro hinabzustürzen und dachte an jenen Engländer, der sechs Wochen in Cattaro saß, um einen Tag zu entdecken, wo er im Stande sein würde, auf den schwarzen Berg zu reiten und endlich unverrichteter Sache nach seinem grünen England heimkehrte, ohne den schwarzen Berg anders gesehen zu haben, als von unten. „Nun," sagte Herr Mandel, „es regnet allerdings schon vierzehn Tage, wie heute; aber wer weiß, vielleicht haben Sie Glück und können doch morgen früh reiten! Jedenfalls wollen wir Sie jetzt erst einmal in Ihre Wohnung führen." Und unter neuherabströmenden Regengüssen führten mich beide Herren vom Verdeck des Dampfers, während ein Lastträger meinen Koffer hinterherschleppte, über die Laufbrücke auf die Marina und von der Marina durch das dunkle, gewölbte Thor

nach dem geheimnißvollen Cattaro, welches ich auch dann noch nicht erblickte, als ich die Nase schon in das Thor steckte.

Es sind nun etwas mehr als zwei Jahre verflossen, wo ein plötzlich in den Bocche ausbrechender Aufstand in ganz Europa und auch über Europa hinaus ungemeines Aufsehen erregte. Die österreichische Regierung sandte Truppen in die Bocche, ohne den Aufstand bewältigen zu können. Ein Regiment nach dem andern wurde von den Bocchesen zurückgeworfen; neue Bataillone versuchten die Bergpässe zu nehmen, ohne Erfolge erringen zu können. Die Bocchesen vertheidigten Schritt um Schritt ihre unangreifbaren Positionen. Die Zeitungen erzählten von Tausenden von Todten und Verwundeten, welche die österreichischen Truppen auf dem Kampfplatze gelassen hätten; fürchterliche Gräuel wurden berichtet, welche die Bocchesen an Verwundeten und Zurückgebliebenen ausübten; Nasen und Ohren würden abgeschnitten — erzählte man sich in Europa — oder auch ohne Weiteres die Köpfe. Ein großer Theil des Aufstandes wurde den Bewohnern des schwarzen Berges aufgebürdet, welche die aufständischen Bocchesen mit Waffen und Munition unterstützten. Man erwartete von Tag zu Tag einen allgemeinen Aufstand der die Provinzen Dalmatien, Ragusa und Cattaro bewohnenden südslavischen Elemente. Russische Agenten sollten auf dem schwarzen Berge und in den Bocche di Cattaro eingetroffen sein, den Aufstand schüren und Waffen und Geld unter die Aufständischen vertheilen. Endlich stand, nachdem viel Blut vergossen war, nachdem viele Häuser und Dörfer in Asche gelegt waren, die österreichische Regierung von der Bewältigung des Aufstandes ab. Die Regierung verglich sich mit den aufständischen Bocchesen,

wie mit einer kriegführenden Macht, baute ihnen die niedergebrannten Höfe und Dörfer wieder auf, oder zahlte ihnen Entschädigungssummen, um den Aufbau selbst vorzunehmen, und alle Preußen, welche von der Preußenseuche befallen waren — seit dem dynastischen Kriege Bismarcks gegen Oesterreich waren ja kaum drei Jahre verflossen — höhnten und jubelten, daß die österreichische Armee nun nicht einmal mit einer Handvoll aufständischer Bocchesen habe fertig werden können. Der Großmachtskitzel in Preußen erhielt aus dem Aufstand in den Bocche ganz neue Nahrung.

Ich habe mich bei meinem Besuch in den Bocche nun so genau wie möglich nach diesem so viel Aufsehen machenden Aufstande erkundigt. Ich habe darüber eine Menge wohlunterrichteter Männer an verschiedenen Punkten der Bocche, namentlich in Cattaro und auch auf dem schwarzen Berge gesprochen, eine Menge von Schriftstücken, Urkunden und Papieren eingesehen, und glaube über die Motive, über den Verlauf, sowie über die Beendigung des Aufstandes sehr genau unterrichtet zu sein. Was ich darüber erfahren, werde ich nun mittheilen. Zuvörderst muß ich meinen Mittheilungen aber die Erklärung vorausschicken, daß sämmtliche Nachrichten, welche vor zwei Jahren über den Aufstand in den Bocche durch die Zeitungen liefen, die Tragweite und Ausdehnung des Aufstandes, sowie die Verluste der österreichischen Truppen in enormer Weise übertrieben haben. Der Verlust der österreichischen Truppen kann nicht nach vielen Tausenden berechnet werden, sondern beläuft sich im Ganzen auf ungefähr zweihundert Todte und Verwundete. Auch die Ziffer der aufständischen Bocchesen muß nicht nach Tausenden, sondern höchstens auf vierhundert bewaffnete Leute an-

genommen werden. Die Montenegriner waren bei dem Aufstand in den Bocche eben so wenig betheiligt, wie russische Agenten. Von russischen Agenten hat Niemand in den Bocche Etwas gesehen. Der Aufstand war rein lokaler Natur. Auch die während des Aufstandes vorgefallenen Gräuel sind arg übertrieben worden und beschränken sich auf einige abgeschnittene Nasen und Ohren, welche auch nicht abgeschnitten worden wären, wenn die österreichischen Truppen nicht durch ganz nutzloses Niederbrennen von Dörfern und Oelwaldungen und durch Mißhandlung von Weibern und Gefangenen den wilden Sinn der Bewohner des Berglandes zur äußersten Wuth aufgereizt und zur Wiedervergeltung aufgestachelt hätten. Den preußischen Füsilieren und Grenadieren wäre es übrigens in den Bocche gerade so ergangen, wie den österreichischen Jägern und Infanteristen. Wer wie ich heute das Terrain in der Bocche kennt und auf diesen halsbrecherischen Felsenpfaden durch die Schluchten des Kalkgebirges geritten ist, welche zehn Bewaffnete gegen ein ganzes Regiment zu vertheidigen im Stande sind, wird mir zugeben, daß selbst die Preußenseuche nicht berechtigt ist, aus der Niederlage der österreichischen Truppen in den Bocche neue Nahrung zu schöpfen.

Die Veranlassung des Aufstandes in den Bocche war, wie gesagt, rein lokaler Natur. In den beiden Kreisen Ragusa und Cattaro sollte auf Grund des Landwehrgesetzes vom 13. Mai 1869 die Landwehr eingerichtet werden. Seit der Inkorporirung der Bezirke Ragusa und Cattaro in das Gebiet des österreichischen Kaiserstaates waren beide Bezirke niemals auf diesem Gebiete in Anspruch genommen worden. Nie hatte in Ragusa und Cattaro eine Assentirung noch eine Konskription stattgefunden. Bis zur Aufnahme in den

Verband des österreichischen Kaiserstaates hatte Cattaro bekanntlich einen Theil der Republik Venedig ausgemacht. Während der dreihundertjährigen Verbindung mit der Republik Venedig hatten die Cattaresen ihre ganze kommunale Selbstständigkeit behalten. Die Verbindung zwischen Venedig und Cattaro beschränkte sich auf eine staatliche Zusammengehörigkeit. Aushebungen für den Kriegsdienst der venetianischen Republik haben niemals in Cattaro stattgefunden. Ragusa war bis zur Inkorporirung in den österreichischen Staatsverband — außer der kurzen Zeit der französischen Okkupation — eine selbstständige Republik, deren Bürger sich mit dem Handel und mit den Wissenschaften, aber nicht mit dem „Waffenhandwerk" beschäftigten. Trotz alledem waren die Bewohner von Ragusa und Cattaro aber tapfere und muthige Männer. Die vielen blutigen Türkenkämpfe wissen von ihrem Muth und ihrer Tapferkeit zu erzählen. Wo sie ausnahmsweise auf dem Schlachtfelde erschienen, sind sie immer siegreich gewesen. Welche Aufregung und Erbitterung es nach dieser Vergangenheit in Ragusa und Cattaro hervorrufen mußte, als die österreichische Regierung im Herbst 1859 nun auf einmal und ohne alle vorbereitenden Maßregeln die Durchführung des Landwehrgesetzes in Ragusa und den Bocche anordnete, kann sich Jedermann selbst sagen. Ein so kolossaler Mißgriff läßt sich nur aus der vollständigsten Unwissenheit im Wiener Kriegsministerium und Bürgerministerium über die Zustände in den Bocche — oder aus der doch unglaublichen Absicht, einen Aufstand hervorrufen zu wollen, erklären. In den Bocche ist man noch heute der zweiten Anschauung, und nach alledem, was ich in den Bocche gehört habe, muß ich mich der zweiten Ansicht anschließen.

In Oesterreich stand zu jener Zeit das „Bürgerministerium" an der Spitze der Regierung. Die Dekrete, welche die Durchführung des Landwehrgesetzes anordneten, wurden aus Wien und aus Zara an die Beamten in Ragusa und in Cattaro gesandt. In Wien und in Zara nahm man sich nicht einmal die Mühe, dieselben in die slavische Sprache, die einzige Sprache, welche die Landbevölkerung in beiden Bezirken versteht, zu übersetzen. Die Dekrete wurden in deutscher Sprache in die Bocche geschickt. Einzig und allein im Landesvertheidigungsministerium schien damals eine blasse Ahnung von den fürchterlichen Dingen aufzudämmern, welche durch ein so ungeschicktes und brutales Vorgehen unter einer Bevölkerung heraufbeschworen würde, deren geistige und moralische Bildung man in Wien so wie in Zara seit einem halben Jahrhundert vollständig vernachlässigt hatte, unter einer Bevölkerung, welche, jedes Schulunterrichtes baar, in Rohheit und Wildheit aufgewachsen war. Major Bizarro, aus einem berühmten und angesehenen Patriciergeschlechte der südslavischen Republik Ragusa stammend, wurde im Sommer vom Landesvertheidigungsministerium nach Wien berufen und von dem Landesvertheidigungsminister Grafen Taaffe, beauftragt, einen Entwurf auszuarbeiten und vorzulegen, wie und in welcher Weise die Landesvertheidigung in Ragusa und in den Bocche organisirt werden könne. Der Major, ein genauer Kenner aller in den Bocche herrschenden Zustände, unterzog sich dieser Arbeit mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit. Ich habe in den Inhalt jenes Entwurfes in Cattaro leider keine Einsicht erhalten können, aber Beamte in Cattaro, welche den Entwurf kennen, haben mir gesagt, daß der leitende Gedanke desselben ein langsames und vorbereitendes

Vorgehen gewesen und daß auf die großen Gefahren, welche eine brutale und plötzliche Durchführung des Landwehrgesetzes unvermeidlich mit sich führen müßte, in der eindringlichsten Weise aufmerksam gemacht worden sei. Hätte man im Landesvertheidigungsministerium den Entwurf des Majors Bizarro den in den Bocche getroffenen Maßregeln zu Grunde gelegt, so würde der Aufstand in den Bocche gar nicht stattgefunden haben. Dieser Ansicht ist man noch heute in Cattaro. Es geschah nicht. Der damalige Statthalter von Dalmatien, Ragusa und Cattaro, Feldmarschalllieutenant von Wagner, befahl als Organ der Regierung die strikte und plötzliche Durchführung des Landwehrgesetzes. Der Landesvertheidigungsminister, Graf Taaffe, that wenigstens Etwas. Er sandte den Major Bizarro als Kommissär des Ministeriums nach Zara.

Und was geschah nun in Zara? Der Kommissär bat den Statthalter, vorher die Bezirke der Bocche, wo das Landwehrgesetz durchgeführt werden sollte, bereisen zu dürfen, um die slavische Bevölkerung über die Tragweite des Gesetzes aufzuklären und zu belehren, und mit der Durchführung des Gesetzes bis nach seiner Rückkehr zu warten. In der eindringlichsten Weise machte er den Statthalter auf die Gefahren, welche eine sofortige und brutale Durchführung unwiederbringlich mit sich führen müßte, aufmerksam. Der Statthalter schlug das Anerbieten des Kommissärs des Landesvertheidigungsministers rundweg ab.

Währenddem langte aus Wien der Befehl an, daß mit der Durchführung des Gesetzes zum 1. Oktober ohne alle Umstände begonnen werden solle. Der Statthalter machte sich bereit, dem Befehle Folge zu leisten.

Jetzt, nachdem er vom Statthalter mehrmals nicht

vorgelassen, und unter allerlei Vorwänden abgewiesen war, wandte sich Major Bizarro wieder nach Wien an den Minister der Landesvertheidigung und wußte es bei Graf Taaffe durchzusetzen, daß er vom Landesvertheidigungsministerium direkt den Auftrag erhielt, nach Cattaro zu reisen, und sich mit den Gemeindebehörden, mit den Ortsrichtern und Bürgermeistern der Gemeinden in der Focche in Verbindung zu setzen.

Ohne Genehmigung des Statthalters, und ohne denselben gesprochen zu haben, reiste der Major nach Cattaro, und schrieb eine Einladung sämmtlicher Bürgermeister und Vertreter der in Anspruch genommenen Gemeinden nach Cattaro zum 22. September aus. Pünktlich fand sich eine zahlreiche Versammlung in Cattaro ein. Der Kommissär erklärte ihnen die wahre Bedeutung und den Sachverhalt des Landwehrgesetzes und wußte sie zu überzeugen, daß von einem eigentlichen Präsenzdienste in der stehenden Armee bei der Durchführung des Gesetzes keine Rede sei. Die Verhandlungen nahmen einen unerwartet günstigen Verlauf. Die versammelten Gemeindevertreter versicherten, daß nur die Unkenntniß des Landwehrgesetzes die Aufregung in den Gemeinden verursache. Man fürchte, in die stehende Armee eingereiht, und zu Kriegsdiensten außer Landes verwendet zu werden. Könne der Kommissär ihnen die Gewährung einiger bestimmt formulirter Zugeständnisse versprechen, so glaubten sie im Stande zu sein, die widerspänstigen Bergbewohner zu überzeugen und allen weiteren Auflehnungen vorzubeugen.

Als die Verhandlungen zwischen dem Kommissär des Landesvertheidigungsministeriums und den versammelten Gemeindebehörden bis zu diesem Punkte gekommen waren,

traf in der Versammlung die Nachricht ein, daß der Feldmarschall-Lieutenant von Wagner an der Marina von Cattaro gelandet sei. In der Versammlung wurde nun beschlossen, den Kommissär mit den Forderungen derselben an den Statthalter abzusenden und die weitere Beschlußfassung bis nach seiner Rückkehr auszusetzen. Der Major begab sich aus der Versammlung an Bord des Schiffes, theilte dem Statthalter die Resultate der Verhandlungen mit, und bat ihn, selbst in seiner Begleitung in die Versammlung zu gehen, falls seine Vollmachten ihm dies gestatteten, die Zugeständnisse zu gewähren, wo nicht, in Betreff derselben nach Wien an das hohe Ministerium zu telegraphiren. Feldmarschall-Lieutenant von Wagner erwiderte dem Major, daß er selbst, ohne vorher in Wien anzufragen, ermächtigt und bereit sei, die drei Forderungen der Versammlung: Die nationale Bekleidung der Landwehr, die Nichtverwendung der Landwehr außerhalb des Kreises, und die militärische Einübung in den Waffen innerhalb des Kreises zu gewähren.

Mit dieser Antwort an die Versammlung wurde aber nicht der Major Bizarro, sondern ein anderer Offizier vom Statthalter betraut. Derselbe trat in die Versammlung, sprach dort von einem dreijährigen Präsenzdienst, von Widersetzlichkeit gegen das Gesetz, und häufte allerlei Beschuldigungen auf die Bevölkerung der Bocche und auf ihre Vertreter. Die Wirkung, welche eine solche Antwort in solcher Weise hervorbrachte, hat man mir in Cattaro nicht fürchterlich genug schildern können. Die Mitglieder der Versammlung reisten noch an demselben Tage nach Hause, um in ihren Gemeinden das unerwartete Resultat ihrer Sendung mitzutheilen. In der ganzen Bocche stieg die Aufregung nun natürlich von Tage zu Tage.

Der Statthalter betrat gar nicht das Land, sondern begab sich sofort zurück nach Zara. Währenddem referirte der Kommissär des Landesvertheidigungsministers über das Vorgefallene nach Wien. Als er keine Antwort erhielt, reiste er nach Budua. Dort war gerade Markttag. Die Aufregung und Erbitterung waren allgemein. Als der Major von Neuem mit dem auf dem Markte versammelten Volke verhandeln wollte, verlangte man von ihm ein vom Kaiser sanktionirtes Gesetz über die Pflichten der Landwehr, worin die von der Versammlung in Cattaro aufgestellten Punkte ausdrücklich genehmigt würden.

Er fuhr mit dem nächsten Dampfer nach Zara und wandte sich von Neuem an den Statthalter und an die Minister in Wien, in der eindringlichsten Weise einen Aufschub der Assentirung verlangend, bis das Landwehrstatut erschienen sei. Von Wien erfolgte keine Antwort. Alle persönlichen Versuche, welche der Major noch in Zara beim Statthalter machte, blieben ebenso erfolglos. Muß man da nicht zu der Schlußfolgerung kommen, daß man in Wien durchaus militärische Gewalt anwenden wollte und den Ausbruch des Aufstandes in der Bocche wünschte? Alle Personen, welche ich in Cattaro gesprochen habe, sind noch heute dieser Ansicht. Währenddem brach in den Bocche die Widersetzlichkeit überall in offene Meuterei aus. Der Major Bizarro wurde zu gleicher Zeit abberufen und erhielt Befehl, sich nach Ragusa zu begeben.

Der Aufstand in den Bocche hat, Alles in Allem, dem Staate 12 Millionen Gulden gekostet. In der Bewältigung desselben haben sich der Feldmarschallieutenant v. Wagner, unter seiner Oberleitung der General v. Dormus und zuletzt nach Wagners Abberufung der General Graf Auers-

perg vergebens versucht. Von diesen drei Generälen war General v. Dormus der Einzige, der das Terrain in den Bocche und die dortige Bevölkerung kannte. Nur aus Unkenntniß des Terrains und der Kampfweise der Bevölkerung sind die Fehler zu erklären, welche bei dem dreimonatlichen Kampfe in den Bocche begangen worden sind. Statt die aufständischen Bezirke abzusperren und den Kampf in den Schluchten und Bergen mittelst Patrouillen zu führen, hat man ganze Brigaden in die Berge geschickt, welche ihrer Vernichtung durch die Kugeln der hinter unzugänglichen Felsen postirten Bocchesen, durch Entbehrung, Hunger und durch das abscheuliche Wetter der schlechten Jahreszeit entgegengingen. Das Verpflegungswesen war in unglaublich schlechtem Zustande. An die Einrichtung von Lazarethen war nicht gedacht worden. Die Verwundeten wurden auf Schiffe gebracht und nach Ragusa geführt, wo sie in dem traurigsten Zustande anlangten. Die Schilderungen, welche man mir in Ragusa von dem Zustande dieser Verwundeten gemacht hat, lauteten entsetzlich. Sie kamen in denselben Kleidern an, in welchen sie in den Schluchten der Bocche während des abscheulichsten Wetters bivouakirt hatten. Nicht einmal die blutige Wäsche war während des Transports auf den Schiffen gewechselt worden. Hätte man einfach die aufständischen Bezirke abgesperrt, ohne sich auf den Kampf in den unzugänglichen Schluchten einzulassen, so waren die Aufständischen durch Hunger und durch den Mangel an Munition gezwungen, sich binnen wenigen Wochen zu ergeben. Die in den Bergen befindlichen Mundvorräthe waren gering, die Munition äußerst spärlich. Die russischen Agenten, welche in den Bocche während des Aufstandes anwesend gewesen sein sollen, um den Aufstand zu

schüren, um Mundvorräthe, Munition und Geld zu vertheilen, sind Erfindungen der Personen in Wien, denen es daran lag, in Oesterreich die Meinung zu verbreiten, daß ein südslavischer Aufstand in den Bocche beabsichtigt und vorbereitet worden sei. In den Bocche selbst hat Niemand diese russischen Agenten gesehen. Statt den Aufstand in der angegebenen Weise zu bewältigen, wurde eine barbarische Kriegsführung in Scene gesetzt. Von den Kriegsdampfern aus wurden an der Küste belegene Orte in Brand geschossen, deren Bewohner sich an dem Aufstande gar nicht betheiligt hatten. In den Bezirken, wo es den Truppen gelang einzudringen, wurden die Gehöfte und die Dörfer niedergebrannt, die Olivenwaldungen niedergehauen, die Gefangenen erschossen. Von weiteren Gräueln, welche in Folge dieser barbarischen Kriegsführung in den Bocche, wie mir erzählt wurde, vorgefallen sind, will ich schweigen. Daß aber die wilde und verwahrloste Bevölkerung der Bocche durch eine solche Kriegführung aufs Höchste gereizt werden mußte und schließlich das Wiedervergeltungsrecht in einer barbarischen Behandlung der Gefangenen und Ermatteten ausübte, welche ihr in die Hände fielen, ist eine allerdings sehr traurige, aber leider natürliche Konsequenz des Geschehenen.

Ich habe hier das über die Motive und den Verlauf des Aufstandes in der Bocche erzählt, was ich in Ragusa, in Cattaro und an anderen Orten der Bocche erfahren habe. Die Quellen, aus denen ich geschöpft habe, sind so zuverlässig, daß ich gar keine Veranlassung finde an der Wahrheit der mir mitgetheilten Berichte zu zweifeln. Viele Einzelnheiten habe ich verschwiegen; das Erzählte ohne jede

Uebertreibung und ohne Leidenschaft berichtet. Das Ministerium, unter welchem der Aufstand in den Bocche heraufbeschworen, ich möchte sagen „gemacht" worden ist, existirt nicht mehr. Mögen die Mitglieder dieses Ministeriums, welche direkt oder indirekt, absichtlich oder absichtslos an dem Aufstande in den Bocche Schuld sind, über die Richtigkeit der von mir mitgetheilten Thatsachen urtheilen. Vor dem Forum des Reichsrathes ist der Aufstand in den Bocche leider nicht zur Debatte gekommen.

Als ich durch die Bocche nach Cattaro fuhr, lernte ich auf dem Dampfer einen Mann kennen, der über alle Einzelnheiten des Aufstandes vortrefflich unterrichtet war, und dessen Mittheilungen ich eine Menge Details verdankte. Er faßte sein Urtheil über die Motive, über den Verlauf und über die Beendigung des Aufstandes schließlich in folgende Worte zusammen: „Als man in den Bocche hätte unterhandeln sollen, führte man Krieg; als man hätte Krieg führen sollen, unterhandelte man." Der erste Satz dieser Behauptung bezieht sich auf die abgebrochenen Verhandlungen des Feldmarschallieutenants von Wagner mit der Versammlung der Ortsrichter, Gemeindevertreter und Bürgermeister in Cattaro; der letzte auf den unerwarteten Schluß dieses blutigen Dramas, welches bekanntlich damit endete, daß die Regierung von der Durchführung des Landwehrgesetzes sowohl im Bezirk Ragusa wie im Bezirk Cattaro Abstand nahm und die Bewohner der Bocche für ihre niedergebrannten Häuser und niedergehauenen Olivenwaldungen so viel wie möglich entschädigte. In Cattaro hörte ich überall die Meinung aussprechen, daß, falls man den Kampf noch einige Wochen fortgesetzt hätte, die Aufständischen

in den Bergen durch Hunger und durch Mangel an Munition gezwungen gewesen wären, die Waffen niederzulegen. Ich bin der Meinung, daß mein Gewährsmann den Schluß des Schauerdramas ebenso richtig charakterisirt hat, wie den Beginn desselben. Jedenfalls werden heute in den Bocche weder Soldaten ausgehoben noch Steuern bezahlt.

Eilftes Kapitel.

Aus Cattaro.

Cattaro! Welch' eine Masse von Langeweile und Prosa schließt dies Wort für jeden Unglücklichen in sich, der gezwungen ist, sich in Cattaro länger als vier und zwanzig Stunden aufzuhalten! Als ich zum ersten Male in Cattaro war, um von dort auf der Felsenstiege auf den schwarzen Berg zu reiten, erlöste mich mein Glück nach einem einzigen Abend und nach einer einzigen Nacht. Bei meinem zweiten Aufenthalt mußte ich drei Tage warten, bis der Dampfer kam, um mich aus dieser Hölle von Langeweile und unaufhörlicher Regenströme zu befreien; denn in Cattaro ist, wie man in Deutschland zu sagen pflegt, „die Welt mit Brettern vernagelt."

Cattaro ist der Endpunkt der Kanäle und Seebecken, welche man die „Bocche di Cattaro" nennt. Wohin man sich in Cattaro wendet, stößt man mit der Stirn an den schwarzen Berg. Vorwärts geht's nicht weiter, sondern nur rückwärts, um wieder bei der Punta d'Ostro aus den Kanälen und Seebecken auf das adriatische Meer zu gelangen. Und wenn die See stürmt, wenn Bora und Sci-

rocco ſich um die Herrſchaft in den Bocche ſtreiten, iſt auch dieſer Rückweg verſchloſſen, bis Himmel und Meer ſich beruhigt haben. Eine Straße von Cattaro nach Raguſa gibt es nicht. Zu einer ſolchen Straße hat es die öſterreichiſche Regierung in den ſechzig Jahren ihrer Dauer nicht bringen können. Man kann nur zu Pferde auf holprigen Saumthierpfaden von Cattaro nach Raguſa gelangen. Alſo Geduld, bis Wind und Wetter es dem unglücklichen Touriſten erlauben, aus dieſem Labyrinth von Waſſer und Felſen wieder „nach Europa" zu gelangen. Ja, nach Europa! Wer länger als vier und zwanzig Stunden ſich in Cattaro aufzuhalten gezwungen iſt, fühlt und empfindet jede Stunde ſechzig Minuten lang, daß er ſich nur noch auf der Landkarte in Europa befindet. So lange ich lebe, werde ich der ſchrecklichen drei Tage gedenken, welche ich in Cattaro zuzubringen gezwungen war, weil der Scirocco die Wäſſer der Bocche aufwühlte und der ſchwarze Berg unaufhörlich Fluthen und Sturzbäche von Regen hinabſchickte. Die Leidensgeſchichte des unglücklichen Engländers habe ich erzählt. Ida von Düringsfeld und ihr Gemahl, der Baron Otto von Reinsberg, müſſen ähnliche Schmerzen in Cattaro ausgeſtanden haben, wie ich und der Engländer; denn Ida von Düringsfeld ſchließt ihre Schilderung von Cattaro mit den Worten: „Der Circolo, Herr von Doimo, ſuchte mich zu überreden, noch eine Woche länger zu bleiben, und nun ich geſund wäre, Cattaro erſt recht zu genießen. Aber mir war angſt und bange in Cattaro; ſobald ich konnte, wollte ich fort. Und komme ich jemals wieder freiwillig her, ſagte ich zu Herrn von Doimo, ſo geb' ich Jedem die Erlaubniß, mich mitten auf dem Platze aufzuknüpfen!" Ich thue ganz denſelben Ausſpruch. Auch mir wurde angſt

und bange in Cattaro. „Wie sind Sie zu beneiden, Sie reisen nach Europa!“ lautete der wehmüthige Abschiedsgruß jedes Bekannten und Freundes, dem ich zum Abschiede die Hand drückte. Und heiteren Herzens und frohen Sinnes schritt ich durch die engen finstern Straßen nach der Marina, um mich an Bord der „Smyrna“ nach Europa einzuschiffen, wobei ganze Sturzbäche von Regenfluthen aus den Schluchten des schwarzen Berges auf mich niederprasselten.

Die Poesie von Cattaro gehört der Vergangenheit an. Drei prachtvolle Vertheidigungen voll von Kämpfen, Gefechten und Belagerungen zählt die Geschichte der Stadt, in denen sich die tapfern und muthigen Bewohner mit ewigem Ruhm bedeckt haben, denn sie kämpften gegen Seeräuber und Türken für ihre Freiheit und Unabhängigkeit. Inschriften an der Porta Fiumera, am Vorhof der Kathedrale und an der Landkaserne an der Porta di Mare haben diese prachtvollen und ruhmreichen Vertheidigungen aufgezeichnet. Die erste derselben fand im Jahre 1539 gegen den Seeräuber Barbarossa statt, der, nachdem er Castelnuovo und Risano genommen, auch Cattaro aufforderte, sich zu ergeben. Aber die Stadt empfing die Vorhut Barbarossa's mit einem so kräftigen Feuer, daß die feindlichen Soldaten mit großen Verlusten zurückweichen mußten. Dasselbe Schicksal traf Tags darauf die ganze Flotte. Die an der Fiumera ausgesetzten Truppen wurden von den Geschützen des Kastells so zugerichtet, daß sie eilends die Schiffe zu erreichen suchten, und Barbarossa selbst entzog sich bei der Rekognoscirung der Stadt nur mit Mühe der Verfolgung durch die Stradioten und berittenen Bogenschützen. Im Jahre 1569 versuchte der Admiral der dreihundert Segel starken türkischen

Flotte nach der Zerstörung Budua's sich Cattaro's zu bemächtigen. Dreimal schlugen die tapferen Cattareser die feindlichen Schiffe zurück. Der türkische Admiral mußte seine Absicht aufgeben und segelte in das adriatische Meer zurück. Die dritte Belagerung war die längste und ruhmreichste. Während des Krieges auf Kandia erschienen am 30. Juli 1657 die Pascha's von Scutari und der Hercegovina mit dreizehntausend Mann und mit zwölf Kanonen, und errichteten drei Batterien, aus denen sie die Stadt beschossen. Der General Antonio Bembo kam von Zara herbei und hinderte die Belagerer zwei Monate am Sturm. Am 2. Oktober sah man beide Pascha's mit ihren Schiffen, Kanonen und Soldaten auf dem Rückwege nach dem adriatischen Meere. Das ist die Kriegspoesie von Cattaro!

Aber Cattaro hat auch eine glänzende Friedensgeschichte, welche drei Jahrhunderte gedauert hat. Es ist die Friedensgeschichte der Republik während ihrer Verbindung mit der venetianischen Republik. Cattaro behielt seine selbstständige Verfassung und Verwaltung, konnte von der Republik Venedig niemals einem anderen Staate abgetreten werden und hatte das Recht, sich nöthigenfalls selbst einen Schutzherrn zu wählen. Während jener Zeit zählte Cattaro nicht weniger, als 81 edle Familien, von denen heute nur noch fünf übrig sind. Bei dem Fall Venedigs ergab sich Cattaro an Oesterreich und von dieser Zeit an datirt sein Verfall. Die österreichische Verwaltung in Dalmatien hat seit mehr als einem halben Jahrhundert für Cattaro wo möglich noch weniger gethan, als für Ragusa und Spalato. Seit einem halben Jahrhundert sehnt sich die Stadt nach einem Seminarium oder Kollegium, ohne daß das Eine oder das Andere hat zu Stande kommen können; seit einem halben

Jahrhundert sehnt sie sich nach Straßenverbindungen mit der übrigen Welt und noch nach vielen, vielen anderen Dingen, ohne daß ihre Sehnsucht befriedigt wird. Ein einziges, kleines Straßenstück ist endlich von Cattaro um das Seebecken, welches den Hafen bildet, herumgeschlungen worden, aber es führt nicht bis nach Percagno, einem großen und reichen Dorfe, dessen Häuser und Weinberge sich an diesem Seebecken gruppiren; die Straße hört eine Viertelstunde vor Percagno auf und endet in Sumpf und Schmutzlachen. Und Percagno ist doch nur eine Stunde von Cattaro entfernt! Percagno gerade gegenüber auf der anderen Seite des Seebeckens liegt ein anderes, ebenso großes und reiches Dorf. Es heißt Dobrota. Zwischen Dobrota und Cattaro besteht aber gar keine Verbindung, als nur die Verbindung zur See.

Die glänzende Friedensepoche, wo Cattaro reich und mächtig war, wo in Cattaro, wie einst in Ragusa, Literatur und Wissenschaft blühten, ist lange vorbei, ebenso wie seine Heldenzeit, wo seine tapferen Bürger unter den Vorposten des Christenthums gegen die Türken und Seeräuber kämpften, von der Kačić, der Romanzero Dalmatiens, singt: „Sie hauen mit dem Säbel, wie die Ungarn; sie schießen mit den Flinten, wie die Stotarci; sie sind schnell, wie die Hercegovicini, schmuck wie die Engländer, reich wie die Holländer, klug, wie die Italiener," und dann setzt er hinzu: „Ei, Votor, Du Falkennest, zusammengebogen auf der hohen Tanne!" Das Falkennest ist noch da. Aber die Falken sind fort. Francesco Maria Appendini schrieb „von den berühmten Männern" von Cattaro. „Die berühmten Männer" sind ebenso verschwunden, wie die Falken.

In Cattaro gibt es im Sommer nur erstickende Hitze

ohne einen einzigen erfrischenden Regentag; eine Hitze von 26 Grad Réaumur bei Tage und 26 Grad Réaumur bei der Nacht; im Herbst und Winter nur Regenströme, Bora und Scirocco, salzige Brunnen, kein süßes Wasser und entsetzliche Langeweile. Es regnet in Cattaro mehr, als in irgend einem Winkel der Erde; es wird später Tag und früher Nacht, es ist im Sommer heißer und im Winter kälter, als am ganzen „anderen Ufer" von Triest bis nach dem Cap Malea, dem südlichen Vorgebirge des Peloponnes; Cattaro hat eine drückende Atmosphäre, welche, wenn der Scirocco weht, kaum athmen läßt. Das Alles macht der schwarze Berg, der sich wie ein ungeheurer Alp auf die Schultern Cattaros legt. „Siebenzehn Tage! Ja, siebenzehn volle, lange Tage mit allen 24 Stunden sind wir in Cattaro gewesen," sagt Ida von Düringsfeld. „Es ist schrecklich, aber wahr! Wir mochten wollen oder nicht; aber wir mußten. Am Nachmittage des Ausnahmstages goß es noch immer „ausnahmsweise" vom Himmel und von den Dächern. Dazu Bora, dann wieder Donnerwetter. Saures Brod, salziges Wasser, bittere Weine. Eine Locanda, welche eine furchtbare Leidenschaft für Sellerie und Pfeffer hatte."

Nun, eine Locanda, wo ich hätte wohnen können, habe ich gar nicht entdeckt. In Cattaro gibt es weder Hotels noch Gasthöfe. Ich wohnte bei dem Barbier Marović, der an Fremde möblirte Zimmer vermiethet. Die Zimmer waren nicht übel eingerichtet. Als ich zum zweitenmal bei dem Barbier wohnte, habe ich sogar ein mit Comfort eingerichtetes Zimmer bewohnt, welches glücklicherweise eine Engländerin, welche auch einen Besuch auf dem schwarzen Berge gemacht hatte, gerade räumte. Aber keins von den

möblirten Zimmern des Barbiers hatte einen Ofen oder Kamin. Und draußen zeigte das Thermometer drei Grad unter Null. Ich kämpfte immer zwei Stunden mit mir selbst, bis ich zu dem Entschluß gelangte, aus dem warmen Bett in die eisige Atmosphäre des Zimmers hineinzuspringen. Es ergeht Cattaro, wie Ragusa, wie Spalato, wie Zara, wie allen dalmatinischen Städten; weder Oefen noch Kamine. In Ragusa entdeckte ich zuweilen einen Konsul, einen Patrizier oder einen österreichischen Offizier oder Beamten, der sich im glücklichen Besitz eines Ofens oder Kamins befand, an dessen Feuer ich meine erstarrten Glieder erwärmte; in Cattaro habe ich trotz alles Suchens keinen glücklichen Besitzer eines Ofens entdecken können. Ich aß, trank, schrieb und spazierte umher im Pelz, den Hut auf dem Kopfe, und Nachts breitete ich den Pelz über die Bettdecke aus, weil die Bettdecke auch nur für den Sommer und nicht für den Winter eingerichtet war. Niemals hat der Besitz eines Pelzes mich so glücklich gemacht, wie in Cattaro, selbst nicht an der Nordküste des bottnischen Meeres, an der Grenze von Lappland. Cattaro hat aber noch einen Mangel, der oft noch empfindlicher wird, wie der Mangel an Oefen und Kaminen. Die Orte, „welche die Könige und Kaiser zu Fuß besuchen," wie man in Deutschland sagt, fehlen oder sie sind so eingerichtet, daß man sie gar nicht besuchen kann. Es ergeht Cattaro darin allerdings, wie allen anderen dalmatinischen Städten; aber dieser Mangel ist in Cattaro empfindlicher, wie überall, weil es im Herbst und Winter unaufhörlich regnet.

Außer dem Kaffeehaus auf der Marina gab es kein Kaffeehaus, wo ich mich länger als eine Viertelstunde aufhalten mochte, so düster, eng und unfreundlich sind die

Räumlichkeiten. Und das Kaffeehaus auf der Marina ist, sobald es regnet, trockenen Fußes nur mittelst Wasserstiefeln zu erreichen. Kasino's hat Cattaro, wie die andern Städte Dalmatiens, drei, ein italienisches, ein slavisches und ein drittes, welches von Offizieren und Beamten besucht wird. Auch diese Kasino's, welche in Ragusa und Spalato mit Comfort und Eleganz eingerichtet sind, erschienen mir in Cattaro düster und trübe. Oder war es der düstere, trübe Regenhimmel, der auf mich diesen Eindruck hervorbrachte? Ich weiß es nicht. Außer Zeitungen lieferten die Kasino's nichts, nicht einmal Unterhaltung. Sämmtliche Gäste saßen die Köpfe auf die Zeitungen gesenkt, schweigend um einen mit grünem Tuch drapirten Tisch herum und verließen das Lesezimmer, sobald sie jedes Stück Druckpapier durchgelesen hatten, was sich auf dem Tische vorfand. Auf dem Gesicht jedes Zeitungslesers stand geschrieben, daß ihn nur die Langeweile an den Zeitungstisch trieb. Und hatte ich etwa ein anderes Motiv, diese langweiligen Kasino's zu besuchen? Gewiß nicht! Ich ging aus dem einen Kasino in das andere, wenn ich satt und müde war, in den engen Straßen und auf den Plätzen, den Regenschirm über dem Kopfe, umherzuspazieren. Cattaro hat in seinem Aeußern ganz dasselbe venetianische Gepräge, wie sämmtliche dalmatinischen Städte. Große und stattliche Steinhäuser mit Balkons, tief hinabreichenden Fenstern und grünen Jalousieen; enge, krumme und düstere, mit breiten Steinplatten in italienischer Manier trefflich gepflasterte Straßen und seltsam unregelmäßig gestaltete Plätze, welche so klein sind, daß man vom Schwindel befallen wird, wenn man zehnmal über einen solchen Platz hin und hergeschritten ist. Mir erschienen diese „Plätze" wie Winkel. Nicht einmal

spazieren gehen kann man in Cattaro! Nur die Marina bietet Raum zur Promenade. Aber während des Sommers liegt auf der Marina die von den Kalkfelsen des schwarzen Berges reflektirte, glühende Sonne, und im Herbst und Winter toben auf der Marina Regenfluthen, Bora und Scirocco. Und wer außerhalb der Stadt einen Spaziergang versucht, rennt nach einer Viertelstunde mit der Stirn an die Felsen des schwarzen Berges. Von unerträglicher Langeweile getrieben, habe ich in Cattaro sogar mehrere Kirchen besucht und heilige Knochen sammt einem Reliquarium besehen — doch, ich will den Leser mit diesen Schilderungen verschonen.

Reite er lieber mit mir auf den schwarzen Berg! Einen heiteren und zufriedenen Menschen habe ich in Cattaro vergebens gesucht. Am meisten beklage ich die österreichischen Offiziere und Beamten, welche verdammt sind, in Cattaro oft mehrere Jahre zuzubringen. Sie leiden nicht allein unter dem Druck der Langeweile, unter allen Unannehmlichkeiten der fatalen Temperaturwechsel, sondern auch unter den Konsequenzen der politischen Disharmonien und Streitigkeiten, welche wie in allen dalmatinischen Städten, die Bevölkerung in zwei sich unaufhörlich anfeindende Parteien spalten. Also steigen wir zu Pferde und reiten wir auf den schwarzen Berg! Seinen Bewohnern und Bewohnerinnen sind wir in allen Straßen und auf allen Plätzen begegnet.

Zwölftes Kapitel.

Der Ritt auf den schwarzen Berg.

Am Abend und während der Nacht hörte der Regen nicht eine Viertelstunde auf, über Stadt und Seebecken hinabzuströmen. Wer die Regen in den Bocche nicht gesehen hat, ist gar nicht im Stande, über Regen zu urtheilen. Der Regen in den Bocche ist gar kein Regen mehr zu nennen. Das sind Fluten, Bäche und Ströme, welche sich aus den Schluchten und von den Felsengipfeln des schwarzen Berges unaufhörlich auf das schmale Gestade und auf das Seebecken stürzen, womit die berühmten Bocche bei Cattaro schließen. Und zwischen dem Rauschen der Wasserströme tobten die Donnerschläge eines fürchterlichen Gewitters. Donner und Blitz traten immer fast gleichzeitig auf. Wer die Gewitter in Dalmatien nicht gesehen hat, ist auch nicht im Stande, über Gewitter zu urtheilen. Nirgends in Europa, in Asien und Afrika habe ich solche Donnerschläge gehört und Blitze von solcher leuchtenden Intensität gesehen, wie in Dalmatien und auf dem schwarzen Berge. Bei jedem neuen Donnerschlag, der mich in dieser Gewitternacht in Cattaro erweckte, dachte ich an den Engländer, welcher

sechs Wochen in Cattaro blieb, um auf den schwarzen Berg zu reiten, und den schwarzen Berg nur von unten sah. Wie oft habe ich in dieser Gewitternacht bereut, meinen Besuch bei dem Fürsten des schwarzen Berges und bei der schönsten Prinzessin des Morgenlandes bis Ende November aufgeschoben zu haben!

Als ich am andern Morgen um sieben Uhr erwachte, hatten Regenströme und Gewitter aufgehört. Der Himmel hatte seinen dunkelgrauen Regenrock abgelegt und sich in ein hellblaues Gewand gekleidet. Der Kampf, den Bora und Scirocco in der Gewitternacht um die Herrschaft des folgenden Tages führten, hatte mit der Niederlage beider geendigt und ein sanfter „Zwischenwind" sich der Regierung des Ausnahmstages bemächtigt. Während der Bora und auch während des Scirocco wäre es nicht möglich gewesen, auf der Felsenstiege auf den schwarzen Berg zu reiten. Mit welcher Freude begrüßte ich den Zwischenwind, der mich von dem Schicksal des unglücklichen Engländers befreite! Nach einer Stunde stand ich angekleidet und reisefertig auf dem Bazar der Montenegriner neben dem brausenden Sturzbach, der sich dort aus einer Schlucht des schwarzen Berges stürzt, um einige hundert Schritte tiefer sein kurzes Leben bereits in den Fluten der Bocche zu endigen. Der Bazar ist ein kleiner, mit Maulbeerbäumen bepflanzter Kiesplatz vor der Porta di Fiumera, wo die Montenegriner im Verkehr mit den Cattaresen ihren Wochenmarkt abhalten. Die Gebirgsdekoration des Platzes ist grandios. Hart an seinem Rande steigen die Felsenstürze des schwarzen Berges ganz steil in die Höhe. Die Regengüsse der verflossenen Nacht hatten den graugelben Südalpenkalk dieser ganz kahlen Felsenberge schwarz gefärbt. Mag der schwarze Berg seinen

berühmten Namen von Ivo Strasimir herleiten, dem Begründer des Reichs, welcher nach der unglücklichen Schlacht von Kossowo die dem Tode entronnenen serbischen Helden in das Gebirge führte und wegen seiner Hautfarbe „der Schwarze" hieß, oder von der Farbe seiner Felsen und Waldungen — mir erschien am heutigen, wie an so manchen anderen Regentagen, die ich in Cetinje erlebt habe, der schwarze Berg wirklich schwarz. Neben der brausenden Fiumera erhob sich ganz senkrecht fast tausend Fuß hoch in den lichtblauen Morgenhimmel ein aus der Gebirgsmasse hervortretender Felsenstock, der Monte Sella, die Felsenstirn mit den Bastionen und Mauern eines alten, heute noch von den Oesterreichern besetzten Forts gekrönt, zu denen man auf einer schmalen Felsentreppe hinanklettert. Es war das Fort San Giovanni. Hinter diesem Felsenberg bezeichnete eine schwarze Linie, welche sich im Zickzack zu der Höhe des Gebirges hinanzog, den Weg, der mich nach der Hauptstadt von Montenegro führen sollte. In der frühen Morgenstunde war es heute noch leer und still auf dem Platze. Nur das Getöse des Sturzbaches schlug an mein Ohr. Auf dem Platze standen der montenegrinische Konsul, zwei bewaffnete Pereniken — Leibgardisten - - des Fürsten, Pistolen und Yatagan im rothen Gürtel, das Gewehr auf der Schulter, und ein baumhoher Montenegriner, der mein Gepäck zu tragen bestimmt war; neben ihm ein prächtiger türkischer Schimmelhengst. Nach einigen Minuten war ich im Sattel und ritt den Abhang hinauf, auf dessen Höhe der Hochpfad beginnt. Die beiden Pereniken schritten vor mir her. Neben dem Pferde ging der für die Abwartung desselben bestimmte Diener. Ueber den dunklen Felsenhäuptern des schwarzen Berges erglühte das in den Tinten des Südens gefärbte

Himmelszelt im rothen Morgensonnenschein. Ein Frühlingstag bei Beginn des Winters nach einer stürmischen Gewitternacht. Das gehört zu den Kontrasten der Bocche!

Auf der Anhöhe begann die von der österreichischen Regierung im Jahre 1842 gebaute Straße an den kahlen, dunkelgefärbten Bergabhängen hinanzuklimmen, wenn man einen in den Felsen ausgesprengten, kaum acht Schuh breiten, nur hie und da aufgemauerten Weg ohne Schutzmauern eine „Straße" nennen will. In einigen sechzig kurzen Windungen erreicht sie nicht die Höhe des Gebirges, sondern die Grenze Montenegros, wo sich die Felsenstiege an sie anschließt, welche bei Niegosch, der ersten montenegrinischen Ortschaft, den Kamm des Gebirges überwunden hat und nun durch wilde Thalmulden und über fürchterliche steinerne Halden in ungefähr drei Stunden nach Cetinje führt. Der Aufstieg von Cattaro bis nach Niegosch wird für einen sehr rüstigen und schwindelfreien Fußgänger ebenfalls in drei Stunden zu überwinden sein, in Niegosch aber eine einstündige Ruhe erfordern. Die Meereshöhe des schwarzen Berges beträgt 3000 Fuß.

Der Jochpfad, der vom Gestade der Bocche über Niegosch zur Hauptstadt des schwarzen Berges führt, ist der interessanteste Jochpfad, den ich in Europa erstiegen habe. Man könnte ihn mit einer jener Felsenstiegen vergleichen, welche an den Kalkwänden des hallstädter Sees oder des Königssees hinaufklimmen, wenn die Dekoration der ihn einrahmenden Scenerie nicht eine ganz andere wäre. Wohin das Auge blickt, alle Abstürze und Felsenwände vollkommen kahl und nackt! Kein Strauch, kein Baum schaut aus diesen Felsenspalten und Schluchten. Ueberall graugelbes, schwarzgeflecktes Gestein, hinabgeschurrtes Geröll, steil auf-

ragende Felsrücken und Wände. Tiefe Stille in dieser wilden Felsnatur! Vergebens lauscht das Ohr auf das Rauschen eines Sturzbaches, auf das Rieseln einer Quelle. Die Todtenstille in der Natur wird nur durch das Pfeifen und Klatschen unterbrochen, womit die Bora sich an den Felsenvorsprüngen bricht. Aber wenn die Bora stürmt, ist es lebensgefährlich, diese Felsenabstürze hinanzuklimmen. Menschen und Thiere werden von ihren Stößen zuweilen in die Schluchten hinabgeschleudert. Mit der Stärke der Bora auf den Höhen des schwarzen Berges ist kein Wetter unserer deutschen Gebirge zu vergleichen. Nur, wenn man sich mit den Händen an den Felswänden anklammert, entgeht man der Gefahr des Hinabgeschleudertwerdens. Zagend sieht der Muthigste jeder neuen Windung des Weges entgegen, weil an den Felsvorsprüngen der Sturm am heftigsten tobt. Statt der friedlichen Senner und Holzknechte erscheinen auf der Felsenstiege des schwarzen Berges bewaffnete Männer und lasttragende Weiber in fremdländischen Trachten, Maulesel und Pferde, welche Pulver hinaufschleppen oder mit Holz beladen sind, welches sie auf den Bazar von Cattaro führen. Die braunen Gesichter, die blitzenden Augen, die bunten Trachten, die Gesänge und Lieder der Menschen, Alles hat einen südöstlichen Charakter wie die Tinten, mit denen sich die Natur gefärbt hat, wie der Gedankenkreis, wie die Redewendungen, wie die Vorstellungen der Menschen, die uns begegnen. Ein grauenhafter Schlund, dessen Tiefe sich den Blicken entzieht, fällt an der Bergwand hinab, glatt, rund, eine Höhle, deren Wände Jahrtausende ausgewaschen haben. Ueberall in Albanien, in Griechenland, auf dem schwarzen Berge sieht man diese fürchterlichen Schlünde. In der düstern Kampfgeschichte dieser Länder

spielen diese Schlünde eine fürchterliche Rolle. Der Türke wird, von der Uebermacht gedrängt, in die Tiefe des Trichters hinabgestürzt, wo er Kopf und Glieder an den Wänden zerschellt, während der Sieger oben am Rande des Schlundes ein Triumphgeschrei anstimmt.

Immer höher stieg mein türkischer Schimmelhengst, ein prächtiges Bergpferd, eine Windung der Straße nach der andern hinan, ohne daß sein Athem kürzer wurde und ohne einen Moment anzuhalten. Mit derselben Leichtigkeit schritten die beiden bewaffneten Montenegriner einher, als wenn sie auf einem ebenen Pfade gingen. Es waren zwei schöne junge Männer von hochgewachsener, geschmeidiger Gestalt, deren Formen in der kleidsamen Landestracht um so vortheilhafter hervortraten. Das dunkle Haar bedeckte die rothe, mit schwarzem Rande eingefaßte Mütze, deren obere Fläche ein gestickter goldener Stern schmückte. Das Schwarz bedeutet die Trauer um das noch von den Türken geknechtete serbische Vaterland; das Roth das vergossene Türkenblut und die Rache; der Stern ist der aufgehende Stern Montenegros und die Hoffnung auf gänzliche Befreiung aller südslavischen Brüder. Um die Schultern hatten sie die Struka geschlungen, einen Mantel in der Form eines schottischen Plaids. Die Beine waren bis zum Knie mit Gamaschen bekleidet, die Füße mit Opanken, Sandalen von ungegerbtem Leder, welche mittelst Riemen an den Beinen befestigt werden. Nun lagen die Bastionen des Forts San Giovanni bereits unter mir. Wir mußten also schon tausend Fuß gestiegen sein. Immer weiter breiteten sich in der schwindelnden Tiefe die Seebecken und Meeresarme der Bocche aus. In der Beleuchtung der Morgensonne glühten sie in ihrer tiefblauen Färbung wie Becken und

Streifen von Smaragd, von gelbgrauen Kalksteinwänden eingerahmt. Die Häusergruppen, Mauern und Thürme von Cattaro waren in der Tiefe verschwunden. Ich schaute in eine wilde Gebirgslandschaft hinab, aus deren Steinwänden und Felsrücken die smaragdenen Seeaugen hinaufblickten. Nach einigen Minuten weiteren Hinaufsteigens befanden wir uns am ersten Rastplatz, einer kleinen Steinmulde an einem Abhange. Der Rastplatz heißt von den hier erschlagenen Türken „der blutige Ort." Rechts von „dem blutigen Orte" senkte sich einer von den fürchterlichen Schlünden, welche ich oben beschrieben habe, in eine grauenvolle Tiefe. Ich ritt bis an den Rand des Schlundes, um hinabzublicken. Das Auge war nicht im Stande, den Boden des Schlundes zu erreichen.

Von „dem blutigen Ort" an wurde es auf der Felsenstraße belebter. Auf den Windungen derselben erschienen mit Brennholz beladene Maulesel, montenegrinische Frauen, schwere Lasten auf dem Rücken, eine von einigen halberwachsenen Knaben begleitete Schafheerde, einzelne bewaffnete Montenegriner, welche sämmtlich nach dem Bazar von Cattaro hinabstiegen. Keiner ging ohne Gruß vorüber. Die Frauen küßten im Vorübergehen meinen bewaffneten Begleitern die Hand oder die Struka. Die Straße war so schmal, daß ich nicht, ohne anzustreifen, an den beladenen Thieren vorüberzureiten vermochte. Noch einige steile Windungen und die österreichische Grenze war erreicht. Eine hölzerne Stange bezeichnete die Grenze. Die Straße hörte auf. Ein Felsenpfad, der kaum halb so breit, wie die Straße war, begann jenseits des Grenzpfahls einen neuen Felsenabsturz hinanzuklimmen. Ich schaute wieder rückwärts. Tief unter mir erschienen die Bastionen des Forts San Giovanni auf der Spitze des

Felsenkegels. Ganz unten im Grunde des Felsengewirres leuchteten die smaragdenen Seeaugen der Bocche, von graugelben Felsenstreifen eingefaßt. Und über die graugelben Felsenstreifen hinaus schimmerte und leuchtete eine endlose, azurne Fläche, welche sich bis zum Rande des Horizonts ausdehnte. Der azurne Spiegel war das adriatische Meer.

Der Felsenpfad wurde nun immer beschwerlicher, besonders an den Stellen, wo er über Steinmuren und Geröllflächen an den Abhängen hinanklomm. Nach einer halben Stunde befanden wir uns an der zweiten Haltestelle. Ein wieder ganz kahler Felsenberg erhob sich in fast senkrechter Steilheit über die steinernen Halden und Bergkämme. Aus dem Fuße des Felsenberges sprudelte eine köstliche silberne Quelle, die einzige, welche ich von Cattaro bis zur Höhe des Gebirgskammes gesehen habe. Der Felsenberg heißt der Krstatsch. Wer von Niegosch nach Cattaro hinabreitet, steigt hier an der zweiten Haltestelle zu Pferde. Wer auf den schwarzen Berg hinaufreitet, verläßt den Sattel. Den Felsenpfad, der sich an den Abhängen des Krstatsch hinaufwindet, hinaufzureiten, ist allerdings nicht unmöglich, aber sehr gefährlich. Ich stieg vom Pferde, welches der Diener in Empfang nahm, und nun begann das Hinaufklimmen. Voran der Schimmelhengst, der bei der Arbeit von dem Diener unterstützt wurde, welcher ihn am Kopfe führte. Die beiden Pereniken gingen mir rechts und links zur Seite; an den härtesten und schlimmsten Stellen faßte Jeder von ihnen mit einer Hand einen meiner Arme. Die Sicherheit, mit welcher sie den Fuß auf die Felsvorsprünge des schmalen Pfades setzten, die Gewandtheit, mit der sie sich um die Ecken der Felsen herumschwangen, war staunens-

werth. Nie ein falscher Tritt; nie ein Hinabrutschen von den oft lose liegenden Steinen. Dabei hielten sie das Gewehr mit der einen Hand auf der Schulter, so daß Jedem von ihnen nur die andere Hand frei blieb. Allerdings kam ihnen bei diesem Hinaufklimmen auch ihre Fußbekleidung, deren Sohle elastisch war, zu Hülfe. Sie traten nicht mit der Fußsohle auf den Stein, wie ich, sondern sie umfaßten den Stein mit dem Fuße. Aber trotz der Hülfe, die sie mir leisteten, und trotz ihrer Gewandtheit war das Hinaufklimmen eine saure Arbeit, besonders an den Stellen, wo uns Thiere und Menschen begegneten, an deren Leibern wir uns vorüberdrängen mußten. Bei der Bora den Krstatsch hinanzuklimmen möchte ich nicht wagen. „Doch sahen wir nie ohne einiges Zagen der nächsten Windung des Weges entgegen," sagt Heinrich Noé, der während der Bora den Krstatsch hinaufklomm, „denn an den Windungen ist die Gewalt des Sturmes am allerheftigsten. Aufrecht zu gehen ist dort unmöglich. Man muß sich in der Stellung eines Menschen, welcher im Begriff steht, in eine niedrige Höhle hineinzukriechen, mit beiden Händen an den Felsen tastend, um solche Ecken herumschlagen." *) Ich begreife dieß, nachdem ich selbst, wenn auch ohne Begleitung der Bora, den Krstatsch hinaufgeklommen bin.

Endlich waren wir auf der Höhe der Felsenstieger angekommen. Vor uns dehnte sich eine weite, langsam ansteigende Thalmulde aus, mit Geröll und Felsentrümmern übersäet, von kahlen, steilen Bergrücken und Felswänden eingefaßt, deren obere Ränder ein leichter Schneemantel bedeckte. Ich stand am Rande des ersten „ebenen

*) S. Dalmatien und seine Inselwelt von Heinrich Noé. Wien 1870.

Feldes" der Cerna Gora. Durch das Geröllmeer der Thalmulde führte der Jochpfad nach Niegosch, dem ersten Dorfe des schwarzen Berges. Ich stieg wieder zu Pferde. Der prächtige Hengst hatte den Krstatsch erklommen, ohne einmal warm geworden zu sein. Die Pereniken schritten wieder, das Gewehr auf der Schulter und eines der zahllosen Heldenlieder des schwarzen Berges singend, vor mir her. In einer halben Stunde hatten wir Niegosch erreicht und machten vor der Schenke des Dorfes Halt.

Die Schenke war ein steinernes, mit Schindeln gedecktes, zweistöckiges Gebäude. Vor der Thür saß unter einer hölzernen Veranda ein hochgewachsener, alter Mann mit weißem Haar und Bart, in montenegrinischer Tracht, Pistolen und Yatagan im rothen Gürtel, aus einer langen, türkischen Pfeife rauchend. Neben ihm spielte ein Kind von sechs bis sieben Jahren. Der kräftige, hochgewachsene Mann war der Besitzer des Wirthshauses. Er hatte das hundertste Jahr bereits hinter sich. Das sechsjährige Mädchen war sein Kind. Dann trat die Frau des hundertjährigen Mannes aus dem Hause, um mich in italienischer Sprache zu begrüßen und mich einzuladen, ein Frühstück einzunehmen. Sie konnte in der Mitte der dreißiger Jahre sein. Gesicht und Gestalt hatten den serbischen Typus. Ich stieg vom Pferde. Sie holte ein Kissen aus dem Hause, um mir auf der Steinbank unter der Veranda neben ihrem Manne einen bequemen Sitz zu bereiten. Der Hengst wurde vom Sattel und Zaunzeug befreit und zu einem mit Hafer gefüllten Futtertrog geführt. Die Wirthin begab sich in das Haus zurück, um das Frühstück für mich und für meine Begleiter zu bereiten.

Niegosch ist hochgefeiert als Stammort des jetzt

regierenden Fürstenhauses des schwarzen Berges und als Heimat vieler in den Liedern und in der Geschichte der Černa Gora besungenen Helden. „Wein trinken drei Verbrüderte auf dem blutigen Ktschewo, dem Gefilde," heißt es im Liede von Alaj Bey; von Ktschewo ist Petar Pustachija, von Niegosch sind die beiden Brüder Lasar und Perizza. Als sie sich am kühlen Wein sattsam gelabt hatten, fingen sie an, über Allerlei zu rathschlagen, vor Allem aber über das Heldenthum, wo etwa eine gute Beute zu erbeuten wäre oder gute Köpfe abzuschneiden. Da spricht Petar Pustachija: „Um Gott, ihr zwei Verbrüderte! Ihr, die ihr immer in der Boka Kotorska seid und mit den Herren edlen Wein trinkt, habt ihr gar nichts gesehen, daß wir Beute erbeuten und schönen Reichthum heimtragen könnten?" Heute gehört Niegosch zu den größeren Dörfern der Černa Gora. Die Häuser stehen nicht in Reihen, sondern abgesondert, so daß sie mehr einzelnen Höfen als den Bestandtheilen eines Dorfes gleichen. Sie sind von Stein und mit Stroh, mit Ziegeln und auch mit Schindeln gedeckt. Nur einzelne haben ein oberes Stockwerk. Zu den stattlichsten Gebäuden gehören das Stammhaus des jetzigen Fürstengeschlechts, das Schulhaus und das Stammhaus der Wojwodenfamilie Radonič. Wie die meisten Dörfer in Montenegro ist auch Niegosch nicht von einer Umfassungsmauer umgeben.

Während ich neben dem Besitzer der Schenke unter der Veranda saß und mir an seiner Pfeife eine Cigarre anzündete, kam ein Montenegriner aus dem Dorfe und redete mich in deutscher Sprache an. Es war ein schlanker junger Mann in den zwanziger Jahren; seine Körperformen waren von großer Ebenmäßigkeit; der Kopf von auffallender

Schönheit; die Augen dunkel und feurig. Das dunkle fast schwarze Haar war mit der rothen, goldgestickten montenegrinischen Mütze bedeckt; das Unterkleid roth mit Gold gestickt, um die Schultern hatte er die Struka geschlungen; aus dem breiten rothen Gürtel schauten mit Perlmutter ausgelegte Pistolen und ein mit Silber verzierter Yatagan hervor. Ich war erstaunt über seine Ansprache in deutscher Mundart. Er sagte mir, daß er Offizier der montenegrinischen Armee sei, seine militärischen Studien auf der Kriegsakademie in Belgrad gemacht habe und Nikolaus Radonič heiße. Der Adjutant des Fürsten sei sein Bruder. Seine Familie sei in Niegosch ansäßig. Deutsch habe er in Belgrad und in Wien gelernt. Dann erkundigte er sich bei mir nach Persönlichkeiten und Verhältnissen in Belgrad, wo ich vor sechs Monaten gewesen war, besonders nach dem Obersten Zach, dem Direktor der Militärakademie, welche er sechs Jahre hindurch besucht hatte. Er erzählte mir auch, daß der Besitzer der Schenke hundert und drei Jahre alt sei. In dem gesunden Klima von Montenegro erreichen die Menschen oft ein sehr hohes Alter. Vialla sah in einem Dorfe unweit Niegosch eine Familie, welche sechs Geschlechtsfolgen zählte. Der Urgroßvater war 117, der Sohn 100, der Enkel 82, der Urenkel 60 Jahre alt und der Sohn dieses letzten, der 43 Jahre zählte, hatte einen Sohn von 21 Jahren, der ein zweijähriges Kind hatte. Während wir so miteinander plauderten, kamen noch mehrere Montenegriner aus dem Dorfe, lauter hochgewachsene, kräftige Leute, Alle bewaffnet; unter ihnen ein prächtig gekleideter, großer und sehr stattlicher Mann mit schwarzem Haar, gebräunten Gesichtszügen und blitzenden dunklen Augen. Der junge Montenegriner stellte mir ihn

als seinen Vater vor. Das Gespräch drehte sich nun um die Stellung Serbiens zur Türkei und um die Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit eines gemeinsamen Aufstandes sämmtlicher südslavischen Stämme gegen die Regierung der Pforte, zu welchem der schwarze Berg zwanzigtausend gut bewaffnete Krieger und Bosnien und Albanien Zuzüge von fünfzigtausend Aufständischen stellen könnte. Alle Interessen der Bewohner des schwarzen Berges konzentriren sich schließlich immer in den Kämpfen gegen die Türken, in der Befreiung der unterjochten südslavischen Stämme und in der Wiederherstellung des ehemaligen großen Serbenreiches. Der Kampf gegen die Türken, den der schwarze Berg nun Jahrhunderte hindurch geführt hat, ist dem Montenegriner zur zweiten Natur, ist sein Lebenselement geworden. Er bildet schließlich immer den Gegenstand jeder Unterhaltung. Ich wurde dann nach den Anschauungen und Absichten der regierenden Persönlichkeiten in Belgrad auf diesem Gebiete befragt. Der Besitzer des Wirthshauses erkundigte sich mehrmals bei mir, ob ich ihm aus eigener Anschauung versichern könne, daß sich kein Türke mehr in Serbien befinde.

Während dieser Unterhaltung, bei der Nicolaus Radonić den Dolmetscher machte, war das Frühstück fertig geworden. Die Wirthin trug mir dasselbe in einer Stube des oberen Geschoßes ihres Hauses auf. Es bestand aus Eiern, gebratenem Schinken, Brod, mehreren Arten Käse und aus auf dem schwarzen Berge in den südlichen Distrikten gewachsenem, rothem, recht gutem Weine. Nicolaus Radonić nahm an dem Frühstück Theil und erzählte mir von den Verhältnissen und Persönlichkeiten in Cetinje. Den schwarzen Kaffee nahmen wir unter der Veranda des Hauses. Es war während dem bereits zwei Uhr geworden. Ich

hatte noch drei Stunden bis Cetinje zu reiten und ersuchte Herrn Radonić, den Aufbruch meiner kleinen Reisekarawane zu veranlassen. Nach einer Viertelstunde waren meine Begleiter reisefertig. Der baumhohe Montenegriner nahm meinen Koffer auf die Schulter, als wenn es eine kleine Ledertasche sei. Der türkische Hengst stand gesattelt vor der Thür, die beiden Pereniken, das Gewehr auf der Schulter, neben dem Kopf des Pferdes. Der Wirth, die Wirthin, alle aus dem Dorfe Anwesenden reichten mir die Hände zum Abschiede. Ich mußte den Besitzer des Wirtshauses nochmals versichern, daß kein Türke mehr in Serbien sei. Als ich im Sattel saß, rief ich „Evoe Crnagora!" und ritt unter dem „Evoe Crnagora" aller vor dem Hause Versammelten die Dorfstraße hinab.

Der Weg von Niegosch nach Cetinje besteht aus einer Reihe von auf- und absteigenden, steinernen Thalmulden, welche von einzelnen kahlen Bergrücken durchbrochen werden, über denen sich hie und da ein aufgethürmter Gipfel erhebt. Wenn die Bewohner des schwarzen Berges von ihrem Lande sagen, daß als Gott über die Erde gegangen sei, um die Steine zu vertheilen, der Sack, worin er sie getragen habe, zerrissen und der ganze Vorrath auf Montenegro gefallen, so paßt dieser Ausdruck ganz auf den Theil des Landes, den ich von Niegosch nach Cetinje durchritt. Nur ausnahmsweise wuchsen hie und da einzelne Bäume und Gesträuche zwischen den Felsen und Klippen, welche in der Tiefe der Thalmulden mir wie ein Meer von ungeheuren, plötzlich versteinerten Wogen erschienen. Wohin ich blickte, scharfe Karste voll von Riffen und messerartig zugeschliffenen Steinen, schneidige Muldenränder, mit Riesenblöcken übersäet. Durch diese steinernen Mulden und über die grau-

schwarzen Bergrücken zog sich ein in Krümmungen laufender, durch große lose Steine kaum angedeuteter, dunkler Strich. Der dunkle Strich war der Saumpfad, welcher von Niegosch nach Cetinje führte. Die aufgethürmten Felsgipfel, welche hie und da hinter den Bergrücken aufragten, waren mit einem leichten Schneemantel umhüllt. Das war der Charakter der Berglandschaft, welche ich während der folgenden zwei Stunden durchritt. Gefährlich war der Saumpfad nirgends, da er an Schlünden und Abgründen nicht vorüberführte; ich war deßhalb auch an keinem Punkte genöthigt, vom Pferde zu steigen. Wenn ich aber zurückblickte auf die mit Klippen, Riesenblöcken und Geröll bedeckten Thalmulden, welche ich durchritten hatte, so überzeugte ich mich, daß der Pfad immer höher hinanstieg. Jeder neue Bergrücken, der vor mir dies versteinerte Meer durchzog, war höher, als der, den ich überschritten hatte. Ich ritt, wie ich mir selbst sagen konnte, ja zu der Wasserscheide zwischen dem Thale von Niegosch und dem Flußgebiete des Scutarisees hinan. Endlich hatte ich den höchsten Punkt des Weges erreicht. Ich hielt auf einem quer durch die ganze Landschaft sich hinziehenden, schneidigen, aus Kalkrippen gebildeten Karst. Vor mir senkte sich ein neues Felsgewirr von Mulden und Bergrücken abwärts. Ganz fern im Süden leuchtete und funkelte im Nachmittagssonnenschein der weite Spiegel eines Sees. Leuchtenden Auges wiesen mit der ausgestreckten Hand beide Pereniken auf den Seespiegel. Ich verstand ihre leuchtenden Augen und ihre Handbewegungen. Es war der Scutarisee. Kein anderer Grund des schwarzen Berges ist während der letzten drei Jahrhunderte so oft und in solchem Maße von dem Blute der unversöhnlichsten Feinde, der Czernagorzen und der

Türken, welche die Herren in Albanien sind, getränkt worden, wie die Gestade des Scutarisees. Kein Gewässer wird in den Heldenliedern des schwarzen Berges neben der Moratscha so häufig genannt, wie dieser blutige See. Von den Gestaden des Scutarisees zog im Jahre 1719 Mahmud Pascha den schwarzen Berg hinauf, der so viele Dörfer des Berglandes verbrannte und verwüstete und auch die Kirche in Cetinje zerstörte, in deren Gewölben Ivo Černojević, der Held der černagorischen Lieder, sein Schwert neben sich, schläft. Im Jahre 1703 am 5. Januar waren sämmtliche Osmanlis, die sich auf dem Boden des schwarzen Berges befanden, an einem Tage umgebracht worden. In Folge dieser montenegrinischen Vesper veranstaltete der Vezier Mahmud, wie es in dem Liede des Vladika Peter, des Dichters, welcher diesen schrecklichen Krieg besingt, heißt, am Scutarisee eine Versammlung im weißen Skadar an der Bojana. In die Versammlung rief der Vezier alle Türkenhäupter, und als er sie versammelt hatte, sprach er zu ihnen Folgendes: „Jetzt ist die Gelegenheit, ihr Anführer, daß wir uns mit mächtigem Heere den schwarzen Berg aneignen, den schwarzen Berg und das ebene Küstenland, welches wir uns von alter Zeit her gewünscht haben."

Der Charakter des Berglandes von der Höhe der Wasserscheide bis in die Nähe der Hauptstadt unterschied sich in nichts von der Strecke, welche ich von Niegosch im Aufsteigen durchritten hatte. Eine Reihe sich allmälig hinabsenkender, mit Geröll, Felsblöcken und Klippen gefüllter und von Bergrücken durchschnittener Thalmulden. An zwei verschiedenen Stellen senkte sich der Saumpfad an den Felswänden so steil abwärts, daß ich genöthigt war, vom Pferde zu steigen. Ringsum, vor mir, hinter mir, zu beiden

Seiten dieselbe graue und eintönige Felswildniß, hie und da von dunklem Gestrüpp unterbrochen. Zur rechten Hand stieg ein mit leichtem Schneemantel umhüllter, hoher Felsenberg auf. Es war der Lowtschen, einer der höchsten Berge des Landes. Dann ritt ich an einer einsamen Kapelle vorüber und betrat nun die Hochebene von Cetinje, eine steinige, ungefähr eine Miglie lange und zwei Miglien breite, mit Geröll bedeckte, hie und da durch Grasboden und Ackerfelder durchschnittene Halde. Eine vorspringende Felsenreihe entzog mir noch den Anblick der Hauptstadt. Der Jochpfad verwandelte sich nun in einen ebenen, ziemlich breiten Weg, auf dem ich zum ersten Male seit dem Aufstieg von Cattaro das Pferd in Trab setzte. Der Weg führte durch zwei kleine Dörfer mit zerstreuten, von Ackerfeldern umgebenen Häusergruppen von ganz ähnlichem Charakter, wie Niegosch. Dann schlang sich der Weg um die vorspringende Felsenreihe herum, und plötzlich breitete sich die Hauptstadt des schwarzen Berges vor mir aus. Auf einem kleinen, mit Grasboden bedeckten, ringsum mit grauschwarzen, nackten Bergrücken umgebenen Plateau öffnete sich der Blick in eine breite, sich in südlicher Richtung ausdehnende Straße, welche mit kleinen, aus einem Erdgeschoß und einem oberen Stock bestehenden, steinernen und mit Ziegeln bedeckten Häusern besetzt war. Nach vorn hin verbreitete sich die Straße in einen offenen Platz, auf welchem sich ein stattliches, aus einem Erdgeschoß und einem oberen Stock bestehendes, modernes Landhaus mit grünen Fensterjalousien erhob, dessen Rückseite ein parkähnlicher Garten umgab. Das Landhaus war die Residenz des Fürsten des schwarzen Berges und seiner Gemahlin, „der schönsten Prinzessin des Morgenlandes," welche mich zum Besuch eingeladen hatten. An

ihrem südlichen Ende war die breite Straße rechtwinklig von einer andern breiten, in ähnlicher Weise mit Häuserreihen dekorirten Straße durchschnitten, dem „Boulevard," der Nachmittagspromenade von Cetinje. Wie bei schönem Wetter an allen Nachmittagen, war der Boulevard auch heute von Spaziergängern belebt. Gruppen von Einwohnern der Hauptstadt, Viele aus langen Pfeifen rauchend, standen plaudernd neben einander oder gingen auf und ab. Der Anblick dieser lebendigen Hintergrundsdekoration, der bewaffneten, in das prächtige Kostüm des Landes gekleideten, hochgewachsenen Männer, war recht malerisch. Frauen sah ich unter den Spaziergängern keine. Die Westseite des Städtebildes, welches sich vor mir ausbreitete, dekorirte ein alterthümliches, am Abhange des Bergrückens sich erhebendes Klostergebäude, die Residenz des Bischofs von Cetinje. Auf einem Felsen oberhalb des Klosters erhob sich ein alter, runder Thurm mit Schießscharten, die Kula. Noch vor dreißig Jahren war die Brustwehr der Kula mit auf Pfählen aufgesteckten Türkenköpfen dekorirt, Siegestrophäen der Kämpfer des schwarzen Berges aus den Türkenschlachten. Heute befindet sich an der Stelle der Türkenköpfe eine große Glocke, welcher ein Semliner Kaufmann der Stadt geschenkt hat. Eine hügelige Grashalde trennte den Platz, auf dem das Landhaus des Fürsten stand, von dem Klostergebäude. Die Nordseite dieser Grashalde nahm ein rothgetünchtes, ebenfalls aus einem Erdgeschosse und einem oberen Stockwerke bestehendes, palastartiges Gebäude ein, dessen Front sich auf einen großen, von einer rothgetünchten Mauer umschlossenen Hof öffnete, welcher an jeder Seite einen kleinen, runden Thurm hatte. Das Gebäude war der ehemalige

Palast des Fürsten des schwarzen Berges. Dorthin lenkte ich den Schritt meines Pferdes; denn im oberen Stock des Palastes wohnte Herr Milan Kostić, der Direktor der Lehrerbildungsanstalt des montenegrinischen Landes, welcher die Korrespondenz zwischen dem Fürsten und mir in Betreff meines Besuchs geführt hatte. Ich überließ Pferd und Reisekoffer den Pereniken und stieg eine Seitentreppe in den oberen Stock hinauf. Die Treppe endete auf einen langen Gang, der das obere Geschoß des Palastes in seiner Länge durchschnitt und auf den sich sämmtliche Zimmerthüren, wie ich sah, erschlossen. Ich öffnete die erste beste und trat in ein zweifenstriges, äußerst wohnlich ausschauendes Gemach. Vom Sopha zwischen den beiden Fenstern erhob sich eine schöne junge Dame in reicher montenegrinischer Kleidung. Zwei wundervolle serbische Augen — die schönsten Augen, welche ich bei allen europäischen Frauen gesehen habe — leuchteten mich an. Sie trat auf mich zu, reichte mir ihre schmale weiße Hand und rief mir in deutscher Sprache entgegen: „Seien Sie willkommen. Seit einem halben Jahre erwarten wir Sie alle Tage!“ Ich war eben so erstaunt über die Erscheinung der schönen Montenegrinerin, wie über die Begrüßung in deutscher Sprache. „Aber gnädige Frau, ich weiß nicht“ — Lachend unterbach mich die schöne Erscheinung: „Sie wußten wohl nicht, daß Milan, der an Sie schrieb, verheirathet ist.“ Es war Eugenie Kostic, die Gemahlin des Direktors, den ich im Palaste suchte. Gleich darauf trat er selbst in's Zimmer, eine hohe, schlanke Gestalt von ganz serbischem Typus, um mich eben so freundlich zu begrüßen. „Ich werde dem Fürsten gleich mittheilen, daß Sie da sind, und Sie später in Ihre bereits einge-

richtete Wohnung führen," sagte er, „bleiben Sie erst bei uns, um den Kaffee zu nehmen." Nach einigen Minuten saßen wir Drei beim Kaffee, den Frau Eugenie selbst bereitet hatte, und nach einer halben Stunde war mir, als wenn ich meinen neuen Freund und seine kluge, liebenswürdige und schöne Gemahlin Jahr und Tag gekannt hätte.

Dreizehntes Kapitel.

Vom schwarzen Berge.

Wo ist der schwarze Berg? Erhebt er sich im Orient oder im Occident? Bedeckt seinen Gipfel ewiger Schnee, oder umwehen seinen Fuß die Orangendüfte des Südens? Herrscht auf dem schwarzen Berge ein orientalischer Fürst, oder weht auf seinen Felsenzinnen das Banner der Republik? Ist der schwarze Berg ein Kulturstaat oder leben seine Bewohner noch in orientalischen Sitten und Anschauungen? Brausen an seinen Klippen die Wogen der Adria oder des schwarzen Meeres? Selbst in dem Lande, dessen Bevölkerung sich einst mit Stolz „das Volk der Philosophen und der Denker" nannte, wird Mancher, der sich zu den Gebildeten zählt, die Antwort auf diese Fragen schuldig bleiben. Die große Masse weiß in Deutschland nichts vom „schwarzen Berge." Nur äußerst selten geräth ein deutscher Tourist und Schriftsteller auf den schwarzen Berg. Ich habe selbst in den dalmatinischen Städten und sogar in Cattaro, obschon doch der schwarze Berg Cattaro über die Schulter schaut, sehr selten Jemand getroffen, der einen Ritt auf den schwarzen Berg gemacht hatte. Die deutsche Literatur über den schwarzen

Berg ist deshalb äußerst gering und besteht außer einigen älteren Werken fast nur aus in Journalen und Zeitungen zerstreuten Flugblättern.

Als ich mich im Herbst des verflossenen Jahres zu einer Reise auf den schwarzen Berg rüstete, hielten mich sogar gebildete Leute in Berlin für einen „todten Mann," oder waren doch der Meinung, daß ich mit abgeschnittenen Ohren oder wenigstens mit abgeschnittener Nase von meiner gefährlichen Tour heimkehren würde. Ein von der Preußenseuche befallener Beamte rieth mir, mich doch wenigstens, bevor ich die Reise anträte, der Intervention und des Schutzes des auswärtigen Ministeriums zu versichern, wenn mir auf dem schwarzen Berge „etwas Menschliches passiren sollte." Auf dem Anhalter Bahnhofe wurde ich, als ich in das Coupé stieg, um nach Wien zu fahren, gefragt, ob die Menschen auf dem schwarzen Berge weiß oder schwarz wären? Die Geschichte, die politische Entwickelung, die Staatsverfassung des schwarzen Berges sind in Deutschland selbst für einen großen Theil der Gebildeten wie man zu sagen pflegt „böhmische Dörfer." Nur *eine* bestimmte Vorstellung beherrscht den Gedankenkreis der meisten Leute, wenn vom schwarzen Berge die Rede ist, nämlich, daß die Bevölkerung desselben aus Räubern und gefährlichem Gesindel bestehe, welches sich von Raubzügen in die benachbarten österreichischen und türkischen Provinzen nähre, und bei dieser Gelegenheit den Leuten die Nasen, Ohren und Köpfe abschneide. Diese vagen und dummen Vorstellungen haben eine ganz neue Nahrung in den bei Gelegenheit des letzten Aufstandes in der Bocche di Cattaro abgeschnittenen Nasen und Ohren gefunden. Daß die Bocchesen gar nicht zu den Bewohnern des schwarzen Berges gehören, ist dabei ganz außer Acht

Dreizehntes Kapitel.

Vom schwarzen Berge.

Wo ist der schwarze Berg? Erhebt er sich im Orient oder im Occident? Bedeckt seinen Gipfel ewiger Schnee, oder umwehen seinen Fuß die Orangendüfte des Südens? Herrscht auf dem schwarzen Berge ein orientalischer Fürst, oder weht auf seinen Felsenzinnen das Banner der Republik? Ist der schwarze Berg ein Kulturstaat oder leben seine Bewohner noch in orientalischen Sitten und Anschauungen? Brausen an seinen Klippen die Wogen der Adria oder des schwarzen Meeres? Selbst in dem Lande, dessen Bevölkerung sich einst mit Stolz „das Volk der Philosophen und der Denker" nannte, wird Mancher, der sich zu den Gebildeten zählt, die Antwort auf diese Fragen schuldig bleiben. Die große Masse weiß in Deutschland nichts vom „schwarzen Berge." Nur äußerst selten geräth ein deutscher Tourist und Schriftsteller auf den schwarzen Berg. Ich habe selbst in den dalmatinischen Städten und sogar in Cattaro, obschon doch der schwarze Berg Cattaro über die Schulter schaut, sehr selten Jemand getroffen, der einen Ritt auf den schwarzen Berg gemacht hatte. Die deutsche Literatur über den schwarzen

Berg ist deshalb äußerst gering und besteht außer einigen älteren Werken fast nur aus in Journalen und Zeitungen zerstreuten Flugblättern.

Als ich mich im Herbst des verflossenen Jahres zu einer Reise auf den schwarzen Berg rüstete, hielten mich sogar gebildete Leute in Berlin für einen „todten Mann," oder waren doch der Meinung, daß ich mit abgeschnittenen Ohren oder wenigstens mit abgeschnittener Nase von meiner gefährlichen Tour heimkehren würde. Ein von der Preußenseuche befallener Beamte rieth mir, mich doch wenigstens, bevor ich die Reise anträte, der Intervention und des Schutzes des auswärtigen Ministeriums zu versichern, wenn mir auf dem schwarzen Berge „etwas Menschliches passiren sollte." Auf dem Anhalter Bahnhofe wurde ich, als ich in das Coupé stieg, um nach Wien zu fahren, gefragt, ob die Menschen auf dem schwarzen Berge weiß oder schwarz wären? Die Geschichte, die politische Entwickelung, die Staatsverfassung des schwarzen Berges sind in Deutschland selbst für einen großen Theil der Gebildeten wie man zu sagen pflegt „böhmische Dörfer." Nur *eine* bestimmte Vorstellung beherrscht den Gedankenkreis der meisten Leute, wenn vom schwarzen Berge die Rede ist, nämlich, daß die Bevölkerung desselben aus Räubern und gefährlichem Gesindel bestehe, welches sich von Raubzügen in die benachbarten österreichischen und türkischen Provinzen nähre, und bei dieser Gelegenheit den Leuten die Nasen, Ohren und Köpfe abschneide. Diese vagen und dummen Vorstellungen haben eine ganz neue Nahrung in den bei Gelegenheit des letzten Aufstandes in der Bocche di Cattaro abgeschnittenen Nasen und Ohren gefunden. Daß die Bocchesen gar nicht zu den Bewohnern des schwarzen Berges gehören, ist dabei ganz außer Acht

Dreizehntes Kapitel.

Vom schwarzen Berge.

Wo ist der schwarze Berg? Erhebt er sich im Orient oder im Occident? Bedeckt seinen Gipfel ewiger Schnee, oder umwehen seinen Fuß die Orangendüfte des Südens? Herrscht auf dem schwarzen Berge ein orientalischer Fürst, oder weht auf seinen Felsenzinnen das Banner der Republik? Ist der schwarze Berg ein Kulturstaat oder leben seine Bewohner noch in orientalischen Sitten und Anschauungen? Brausen an seinen Klippen die Wogen der Adria oder des schwarzen Meeres? Selbst in dem Lande, dessen Bevölkerung sich einst mit Stolz „das Volk der Philosophen und der Denker" nannte, wird Mancher, der sich zu den Gebildeten zählt, die Antwort auf diese Fragen schuldig bleiben. Die große Masse weiß in Deutschland nichts vom „schwarzen Berge." Nur äußerst selten geräth ein deutscher Tourist und Schriftsteller auf den schwarzen Berg. Ich habe selbst in den dalmatinischen Städten und sogar in Cattaro, obschon doch der schwarze Berg Cattaro über die Schulter schaut, sehr selten Jemand getroffen, der einen Ritt auf den schwarzen Berg gemacht hatte. Die deutsche Literatur über den schwarzen

Berg ist deshalb äußerst gering und besteht außer einigen älteren Werken fast nur aus in Journalen und Zeitungen zerstreuten Flugblättern.

Als ich mich im Herbst des verflossenen Jahres zu einer Reise auf den schwarzen Berg rüstete, hielten mich sogar gebildete Leute in Berlin für einen „todten Mann," oder waren doch der Meinung, daß ich mit abgeschnittenen Ohren oder wenigstens mit abgeschnittener Nase von meiner gefährlichen Tour heimkehren würde. Ein von der Preußenseuche befallener Beamte rieth mir, mich doch wenigstens, bevor ich die Reise anträte, der Intervention und des Schutzes des auswärtigen Ministeriums zu versichern, wenn mir auf dem schwarzen Berge „etwas Menschliches passiren sollte." Auf dem Anhalter Bahnhofe wurde ich, als ich in das Coupé stieg, um nach Wien zu fahren, gefragt, ob die Menschen auf dem schwarzen Berge weiß oder schwarz wären? Die Geschichte, die politische Entwickelung, die Staatsverfassung des schwarzen Berges sind in Deutschland selbst für einen großen Theil der Gebildeten wie man zu sagen pflegt „böhmische Dörfer." Nur eine bestimmte Vorstellung beherrscht den Gedankenkreis der meisten Leute, wenn vom schwarzen Berge die Rede ist, nämlich, daß die Bevölkerung desselben aus Räubern und gefährlichem Gesindel bestehe, welches sich von Raubzügen in die benachbarten österreichischen und türkischen Provinzen nähre, und bei dieser Gelegenheit den Leuten die Nasen, Ohren und Köpfe abschneide. Diese vagen und dummen Vorstellungen haben eine ganz neue Nahrung in den bei Gelegenheit des letzten Aufstandes in der Bocche di Cattaro abgeschnittenen Nasen und Ohren gefunden. Daß die Bocchesen gar nicht zu den Bewohnern des schwarzen Berges gehören, ist dabei ganz außer Acht

geblieben. Boccheſen, Montenegriner, Albaneſen, Bosniaken ſind ja ſämmtlich Elemente der ſüdſlaviſchen Stämme, und der Deutſche nimmt es nicht ſo genau, wenn von den Südſlaven die Rede iſt.

Nun; ich bin nun auf dem ſchwarzen Berge geweſen und habe unter allen Verläumdungen, welche in Deutſchland und Oeſterreich über den ſchwarzen Berg und ſeine tapfern Bewohner im Munde der Leute ſind, auch nicht ein Körnchen Wahrheit entdecken können. Abgeſchnittene Köpfe, Naſen und Ohren habe ich vergebens geſucht, aber nirgends gefunden, weder in den Wohnungen der Menſchen, noch auf den Zinnen der Kula's, noch im Muſeum des alten Fürſtenpalaſtes in Cetinje. Ich fragte nach den ausgeſtopften Häuten türkiſcher Paſchas, nach den einbalſamirten Köpfen türkiſcher Großveziere, welche Reiſende vor dreißig Jahren im alten Fürſtenpalaſte geſehen haben; auch dieſe Trophäen blutiger Türkenkämpfe waren nicht mehr vorhanden. Auf der Kula von Cetinje hing eine ungeheure, metallene Glocke, welche ein Bürger aus Semlin geſchenkt hatte, und läutete friedlich die verſchiedenen Tageszeiten ein; das Muſeum des Fürſtenpalaſtes beſtand aus Türkenfahnen, Türkenſäbeln, türkiſchen Waffen, Kanonen, Uniformen und Dekorationen, glorreichen Trophäen der „Ritter vom ſchwarzen Berge," errungen und erbeutet in hundert Türkenſchlachten, welche ſämmtlich für die Freiheit und für die Unabhängigkeit des Felſen- und Freiheitsſtaates Montenegro gegen den faulen aſiatiſchen Nomadenſtamm, der zur Schande des chriſtlichen Europa noch heute ſeinen Fuß auf die Häupter von vierzehn Millionen ſüdſlaviſcher und griechiſcher chriſtlicher Brüder ſetzt, geſchlagen waren. Ausgeſtopfte Paſchahäute und abgeſchnittene Großvezierköpfe habe ich auch in den Sälen

dieſes Muſeums nicht mehr gefunden. Aber ich fand auf dem ſchwarzen Berge ein Dekret des jetzigen Fürſten, welches auf das Strengſte verbot, den im Kampfe gefallenen und getödteten Türken Naſen und Köpfe abzuſchneiden, und dies Dekret wurde auf das Strengſte gehandhabt. Ich fand Dekrete noch aus der Regierung des ermordeten Fürſten Danilo, des Vorgängers des jetzt regierenden Fürſten, welche die „Tſcheta's," die Raubzüge auf türkiſches Gebiet, abſchafften und die Zuwiderhandelnden mit ſchweren Strafen bedrohten. „Tſchetas" auf nichtfeindliches Gebiet haben auf dem ſchwarzen Berge überhaupt nie ſtattgefunden.

Wenn ein Montenegriner einmal die Gränze überſchreitet und in Dalmatien einen Hammel ſchießt, ſo ſtammt dieſe Hammelleiche nicht aus einer „Tſcheta" und ſtempelt die Bewohner des ſchwarzen Berges auch nicht zu einem Räubervolke. Ich fand ein auch noch aus der Regierungsperiode des großen Reformators Danilo ſtammendes, ſtrenges Criminalgeſetzbuch und eine ſtrenge Gerechtigkeitspflege des gegenwärtigen Fürſten, welche den ſchuldigen Dieb, Räuber und Mörder unerbittlich verfolgt und ſelten verfehlt. Ueberall fand ich Sicherheit der Perſon und des Eigenthums. Der friedliche Wanderer iſt für die kriegeriſchen Bewohner des ſchwarzen Berges eine geheilige Perſon, heilig wie die Frau, die „Arme und Schwache," welche Niemand antaſtet, weil ſie die „Schwache" iſt und es den ritterlichen Begriffen des Montenegriners widerſpricht, die „Arme und Schwache" zu beleidigen. Auf den einſamſten Pfaden gehen die Frau und der fremde Wanderer ſelbſt im Dunkel der Nacht immer ſicher, weit ſicherer, als in den Straßen und in der Umgebung der neuen Kaiſerſtadt Berlin, wo man den Montenegriner für einen „Räuber und Kopfabſchneider" hält. Von

Diebstählen, Raubanfällen, Nothzucht und anderen ähnlichen Verbrechen gegen die Sittlichkeit habe ich auf dem schwarzen Berge niemals Etwas gehört. Während ich in Cetinje wohnte, habe ich niemals die Thür meines Zimmers weder bei Tage noch bei der Nacht verschlossen, ob ich anwesend oder abwesend war, obschon ich ganz allein in einem großen Gebäude wohnte. Geld, Uhr, Kleidungsstücke, Reiseeffekten lagen auf Tischen und Stühlen umher. Ich verschloß Nichts. Nicht das Mindeste ist mir verloren gegangen oder entwendet worden, obschon das Haus fortwährend von allerlei Personen besucht wurde, weil sich in demselben das Telegrafenbureau befand. In einer sehr stürmischen Nacht, wo sich die Bora mit so heftigen Stößen an den Mauern und Vorsprüngen des einsam stehenden Gebäudes brach, daß ich fürchten konnte, das Dach werde heruntergerissen werden, trat der Telegrafendirektor Stefan Radonić in mein Zimmer, dessen Thür der Wind aufgerissen hatte, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, da ich, wie gesagt, ganz allein in dem Hause wohnte. Als er mich verließ, fragte er: „Soll ich nicht die Thür verschließen? Ihr Diener hat die Thür unverschlossen gelassen.“ — „Ist nicht nöthig; ich befinde mich ja auf dem schwarzen Berge.“ — „Aber,“ fragte er weiter, „ich bin unbekannten Menschen auf den Gängen und Treppen begegnet, welche, wie es mir scheint, Schutz vor dem Wetter im Hause suchen. Ich möchte einen von meinen Beamten auf dem Gange vor Ihrer Thür schlafen lassen.“ — „Danke; ist gar nicht nöthig; ich befinde mich ja auf dem schwarzen Berge.“ — Er ging. Mir passirte Nichts in der stürmischen Nacht. An dem Gelde, welches, wie jede Nacht, auf dem Tische lag, fehlte Nichts. In dem Gefängnisse von Cetinje fand ich keinen Dieb, sondern nur

Leute, welche sich in der Hitze der Leidenschaft oder im Gefühl ihres vermeintlichen Rechts an anderen Personen vergriffen hatten. Weiber und halberwachsene Burschen werden häufig mit Staatsgeldern von einem Dorfe zum andern geschickt, ohne daß ihnen das Geld vorgezählt wird. Das Geld kommt immer richtig an, ohne daß auch nur ein Zehnkreuzerstück an der Summe fehlt. „Ich ging im Regenwetter über die Marina von Cattaro, um an Bord meines Schiffes zu gelangen," erzählte mir der Lloydkapitain Anton Terčig, der mich im verflossenen Sommer von Syra nach Korfu führte, „nachdem ich in der Stadt einige Geldschäfte meiner Gesellschaft besorgt hatte. Da hörte ich Jemanden eiligen Schrittes hinter mir herkommen und mich anrufen. Ich blieb stehen. Es war ein Montenegriner. „Kapitain," redete er mich an, „Ihnen ist, als Sie durch das Thor gehen wollten, eine Brieftasche aus dem Rocke gefallen. Ich habe sie aufgehoben. In der Brieftasche scheint sich viel Geld zu befinden. Sie gingen sehr rasch. Ich hätte sie bald nicht eingeholt. Hier ist die Tasche. Zählen sie doch das Geld." — Er wickelte die Brieftasche aus seiner Struka und reichte sie mir hin. Erschreckt griff ich nach der Brieftasche. Es befanden sich 600 Gulden in Noten zu allerlei Beträgen darin. Ich zählte, wie der Montegriner wünschte, den Inhalt nach. Es fehlte keine Note. Nichts ist ungerechter, als die Montegriner der Neigung zum Diebstahl zu beschuldigen. Da haben Sie ein Beispiel!"

Ich fand auf dem schwarzen Berge eine republikanische Staatsverfassung, einen sehr geordneten Staatshaushalt, eine sparsame Verwaltung, ein Schulwesen, wie ich es in dieser Art in keinem europäischen Staate gefunden habe. Der Schulunterricht war nicht allein obligatorisch, nein,

er war auch ganz umsonst. Für die Bildung bezahlte auf dem schwarzen Berge Niemand einen Kreuzer. Ein trefflich eingerichtetes Lehrerseminar in der Hauptstadt versorgte die Normalschulen mit Lehrern. Die Ausbildung, die Beköstigung, die Wohnung, die Kleidung, das Studienmaterial, die Bücher in diesem Lehrerseminar trug und gab der Staat auf Kosten des Staats. Ein Mädcheninstitut bildete in gleicher Weise die Lehrerinnen für die Mädchennormalschulen. Mit dem Mädcheninstitut war zugleich eine Haushaltungsschule verbunden für die zukünftigen Hausfrauen und Familienmütter.

Die Zöglinge dieses Mädcheninstituts zahlen für Unterricht und Verpflegung keinen Kreuzer. Normalschulen fand ich über das ganze Land verbreitet. Auch wohlbesoldete Lehrer fand ich, welche nebst einem auskömmlichen Gehalte, das sich bis auf achthundert Silbergulden steigerte, Wohnung, Heizung, Einrichtungsgelder und besondere Honorare erhielten, wenn sie sich in Erfüllung ihrer amtlichen Pflichten auszeichneten, nicht arme, hungrige Schulmeister, wie in Deutschland, welche sich bei den Bauernfamilien satt essen. Und in den Schulunterricht hatte weder der Staat noch die Kirche hineinzureden. Der Lehrer änderte den Unterrichtsplan, wenn er die Aenderung im Interesse der Schule und der Schüler für nöthig hielt. Der schwarze Berg bedarf keines Schulaufsichtsgesetzes, wie Preußen. Auf dem schwarzen Berge liegen sich Staat und Kirche eben so wenig in den Haaren, wie die Geistlichkeit und die Bevölkerung. Es gibt allerdings noch Klöster, aber in den Klöstern fehlen die Mönche. Im Kloster zu Cetinje fand ich Einen Mönch; in keinem andern Kloster mehr als zwei oder drei Mönche. Und das Klostervermögen? Das

Klostervermögen wird seit der Regierung des jetzigen Fürsten für Bildungszwecke, für Besoldung der Lehrer, für Stipendien an arme Schüler verwendet. Was meinen die deutschen und österreichischen Unterthanen, welche gar nicht wissen, wie sie die Bewohner des schwarzen Berges verläumden sollen, zu einer solchen Verwendung des Klostervermögens, wenn sie die unzeheueren „Güter zur todten Hand" ihrer eigenen Kirchen und Klöster betrachten?

Ich habe auch keine Zuchthäuser und auch keine pensylvanischen Gefängnisse auf dem schwarzen Berge gefunden, wie in den europäischen Kulturstaaten, in deren Isolirzellen die unglücklichen Gefangenen den Verstand verlieren. Das in der Nähe der Hauptstadt gelegene Gefängniß war von keiner Mauer umgeben. Seine Zellen dienten den Gefangenen nur während der Nacht zum Aufenthalt. Während des Tages konnten die Gefangenen hingehen wo sie wollten und sich durch eigene Thätigkeit die Verpflegungsgebühren, welche ihnen die Regierung zahlte, erhöhen; nur die Hauptstadt selbst durften sie nicht betreten. Bis jetzt war kein Fall vorgekommen, sagten mir die Aufseher, daß Einer von den Gefangenen entflohen wäre, obschon ihnen die Gelegenheit zur Flucht häufig geboten wird, da sie nicht selten zu Botengängen in das Innere des Landes, ja oft nach Cattaro jenseits der montenegrinischen Grenze verwendet werden. Die Todesstrafe hatte der jetzt regierende Fürst bereits abgeschafft. Vor zwei Jahren war sie allerdings auf dem schwarzen Berge wieder eingeführt, aber nur für ein einziges Verbrechen, für vorbedachten und überlegten Mord. Die übrigen Strafen bestanden in Einschließung auf längere oder kürzere Zeit. Auf Diebstahl standen Stockstreiche; aber die Stockstreiche wurden für eine

so entehrende Strafe gehalten, daß wiederholt die zu denselben verurtheilten Verbrecher gebeten haben, man möge sie lieber erschießen, da für Jemanden, der Stockstreiche erhalten, nichts Anderes übrig bliebe, als auszuwandern. Der Einführung dieser entehrenden Strafe ist es auch zuzuschreiben, daß die Diebstähle in den letzten Jahren auf dem schwarzen Berge fast ganz aufgehört haben.

In dem auf dem schwarzen Berge geltenden Gesetzbuch des Reformators Danilo fand ich die Bestimmungen: „Alle Montenegriner sind gleich vor dem Gesetz." — „Ehre, Freiheit, Eigenthum und Leben sind gewährleistet." — „Gewährleistet ist die Freiheit des Kultus und der Nationalität." — „Aus Nothwehr zu tödten ist erlaubt." — „Einen Vaterlandsverräther kann Jedermann tödten." — „Wer zu Kriegszeiten sich weigert, in den Kampf zu ziehen, wird für ehrlos erklärt. Er darf keine Waffen mehr tragen, sondern es soll ihm eine Weiberschürze umgebunden werden." — „Jeder Flüchtling findet auf dem schwarzen Berge Schutz und ist unverletzlich." —

Was sagen nun die Verläumder des schwarzen Berges, welche die Montenegriner „Diebe, Räuber und Kopfabschneider" schimpfen, ohne jemals auf dem schwarzen Berge gewesen zu sein, ohne auch nur die oberflächlichste Kenntniß von seinen Bewohnern zu haben, zu diesen so eben von mir mit wenigen Strichen skizzirten Zuständen und Thatsachen? Könnte nicht mancher sogenannte europäische Kulturstaat sich die Einrichtungen und Institutionen des schwarzen Berges zum Muster nehmen? Weit eher verdient der Freiheitsstaat Montenegro den Namen eines Kulturstaates, als so manche andere europäische Staaten, deren Unterthanen hochmüthig auf die „Ritter des schwarzen Berges" hinab-

schauen, welche nun fast ein halbes Jahrtausend hindurch immer siegreich mit den Türken um ihre Freiheit und Unabhängigkeit gekämpft haben. Von diesem heroischen Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit werde ich zuerst erzählen. In den europäischen Kulturstaaten weiß man sehr wenig davon. Der schwarze Berg ist erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Europa überhaupt bekannt geworden.

Der Kampf gegen die Türken ist seit fast einem halben Jahrtausend immer das Lebenselement der Bewohner des schwarzen Berges gewesen; denn seit der Schlacht bei Kosovo, wo Strasimir Ivo, genannt der „Schwarze," die dem Tode entronnenen serbischen Helden in die Felsenwüste des schwarzen Berges führte, ist fast kein Jahr vergangen, wo die Bewohner des schwarzen Berges nicht gezwungen waren, mit den aus der Herzegovina, aus Bosnien, aus Albanien oft zu Hunderttausenden anstürmenden Türkenschwärmen um die Freiheit und Unabhängigkeit ihrer Heimath zu kämpfen. Alle Heldenlieder, alle „Piesmas" des schwarzen Berges besingen diese unaufhörlichen Schlachten und Gefechte, diese Heldenthaten des griechisch-slavischen Ritters, des Černagorzers, und man kann diese „Piesmas" nach Tausenden zählen, welche selbst oft in der Form so schön sind, daß man Cid-Romanzen zu hören glaubt. Der trotzige Krieger besingt seine eigenen Heldenthaten und die Heldenthaten seiner Väter zur Gusla, und der berühmte Name des Sängers erhöht den Eindruck seines Gesanges. In anderen Ländern gehören die Barden und die Gegenstände ihrer Gesänge gewöhnlich der Geschichte und der Sage an; auf dem schwarzen Berge sind sie Wirklichkeiten unserer Tage. Die gefeierten Thaten, welche der Sänger besingt,

sind tägliche Begebnisse. Das Andenken Ivo's des Schwarzen ist noch heute auf dem schwarzen Berge ebenso lebendig, als hätte er erst kürzlich seine Laufbahn vollendet. Quellen, Ruinen, Höhlen werden nach seinem Namen genannt, und man hofft, er werde einst als himmlischer Befreier, als politischer Messias wiedererscheinen. „Das ist ein wahrer Held; er hat wenigsten fünfzig Türken getödtet!" — „Sehen Sie sich dort den Helden an, wie stolz er vorübergeht; er hat auch ein Recht dazu!" — Diese und ähnliche Worte habe ich täglich in Cetinje gehört, und die Helden schritten vorüber in reicher, goldgestickter Tracht, Pistolen und Yatagan im rothen Gürtel, die Struka um die Schulter geschlagen, das lange mit Perlmutter ausgelegte Gewehr auf der Schulter.

So reicht auf dem schwarzen Berge die Vergangenheit überall in die lebensvolle Wirklichkeit hinein. Die Gestalten, welche der Barde in seiner Piesma besingt, haben Leib und Blut; sie wandeln körperlich in der Gegenwart umher. Wie oft saß ich mit ihnen an demselben Tische und trank mit ihnen aus demselben Glase den dunklen Wein! „Die weiße Vila, die Schutzheilige des schwarzen Berges, flog von Stambul mit leichten Flügeln bis auf das Gefild von Cetinje und rief den Knëz Nikola, ehe die Morgenröthe schien und der Morgenstern am Himmel war," heißt es in einem von diesen Heldenliedern, welches den Feldzug besingt, den der schwarze Berg im Jahre 1862 gegen die Türken geführt hat. Der Knëz Nikola ist der jetzt regierende Fürst Nikola Petrović Niegoš. „Guten Morgen, Fürst Petrović!" heißt es dann weiter in dem Gesange. Darauf antwortet der Knëz der Vila: „Gott mit Dir, Du weiße Vila, woher kommst Du am frühen Morgen?"

„Weinend sagt darauf die Vila: „Ich komme aus Stambul der Kaiserstadt; ich bin vor zwei oder drei Tagen von dort fortgegangen und habe mich nirgends verweilt. Als ich Stambul verließ, sah ich ein ungezähltes Heer, aus Asien grimmige Krieger. Es schickt sie der Großherr aus Stambul, damit sie Dir Dein Cetinje nehmen."

„Und der Fürst antwortet der Vila: „So lange ich Car Alexander und andere Freunde habe, was können mir die Türken anhaben?"

„Aber die Vila antwortet ihm:

„Rußland ist in die Politik verstrickt und wenn es Dir hätte aufrichtig helfen wollen, wie es Recht ist, so wäre heute das ganze Bosnien Dein, ohne das Blutvergießen der Helden. Auf Serbien darfst Du auch nicht hoffen. Das schweigt lieber, als daß es seine Brüder umarmt."

„Der Fürst entgegnet wieder der Vila:

„Laß auch jene uns nicht zu Hilfe kommen; so gehe mit Gott hinaus in die ganze Welt und verkünde es allen Slaven, so lange ich lebe — und bei meinem Kopfe und den Wänden der Crnagora, ich werde mich Niemandem überliefern und ruhmvoll zu Grunde gehen."

„Als sie so in der Rede waren, kommt ein Brief auf das Gefild von Cetinje von dem Vojvoden Mirko Petrović, der schreibt von gewaltigem Kriege und von Schlachten, welche mit den Türken waren, seinem Sohne Petrović Nikola."

„Da kommt die Fürstin Darinka hinzu und fragt, was es mit dem Briefe sei?"

„Du meine Muhme, Fürstin Darinka! Dieser Brief ist von Mirko, dem Vojvoden. Hör, was darin geschrieben steht."

„Zur Kenntniß Dir, mein Sohn Nikola, daß ein mächtiges Heer aus Stambul gekommen ist, zu Hilfe den Türken. Wir haben uns mit ihnen im Feuer geschlagen vom Morgen bis zum dunklen Abend. Der Donner aus den Gewehren hört nicht auf auf dem ebenen Gefilde von Sagaraz; das ganze Feld ist mit Dunkel bedeckt. Da gehen zu Grunde wackere Pereniken,*) Ivanović Ivo aus Cetinje; es gehen zu Grunde Türken; es gehen zu Grunde Crnagorzen, bis sich unsere Fahnen erhoben und auf die Türken einen Jurisch**) unternahmen und ihnen hundert und zwölf Köpfe abgeschnitten wurden. Darauf jagten wir sie zurück aus Sagaraz bis zu den Bergkischen Schanzen und dort schnitten wir zwei hundert Köpfe ab. Als jenseits Garaz die Sonne niederging, weinten viele Türkenweiber."

„Darauf rief Darinka:

„Preis sei Gott; noch glänzt das Glück der Crnagora, die keinen einzigen Freund hat, als Gott den Allerhöchsten im Himmel!"***)

Fürst Petrović ist also der jetzige Fürst der Černa Gora; die Fürstin Darinka ist die in Venedig lebende Witwe des Fürsten Danilo. Der Vojevode Mirko Petrović ist vor einigen Jahren an der Cholera gestorben. Die Fürstin zeigte mir sein Bild. So besingt dies Heldenlied lauter Persönlichkeiten der Gegenwart.

Der Krieg gegen die Türken ist seit einem halben Jahrtausend für die Bewohner des schwarzen Berges der tägliche Brauch. Greise, Kinder und Weiber eilen mit

*) Leibgardisten des Fürsten.

**) Sturmlauf.

***) Verfasser der Piesma ist der montenegrinische Senator Sabbas Janović; Uebersetzer ist Dr. Heinrich Noé.

Begeisterung zum Kampfe, wie zum Märtyrerthum. Selbst Lahme und Kranke lassen sich auf den Kampfplatz tragen. An einen Felsen gelehnt, laden sie ihre Gewehre und feuern auf den Feind. Während des Krieges mit den Türken im Jahre 1796 lag Giuro Lottocich mit gebrochenem Bein im Bett. Als er aber von der Schlacht hörte, in welcher Kara Mahmud geschlagen und getödtet wurde, ließ er sich auf einen Felsen tragen, wo er auf den Feind feuern konnte. An eine Klippe gelehnt, fuhr er, trotz aller Vorstellungen, drei Stunden mit dem Feuern fort, und als man ihm den Sieg meldete, rief er aus: „Wahrhaftig; es ist Zeit, denn ich habe keine Patronen mehr und ich wäre vor Wuth gestorben, wenn ich mich hätte ergeben müssen." Die Türkenkämpfe sind so blutig, daß sie beinahe stets mit dem Untergange des größten Theils derjenigen enden, welche an demselben Theil nahmen. Der Todte, den man nicht auf dem Schlachtfelde findet, wird von diesen tapfern Kriegern als der größte Unglückliche betrachtet. Die Verwandten sagen von dem Kranken, welcher eines natürlichen Todes gestorben ist, „er sei von Gott, dem alten Mörder, getödtet worden!" — Der größte Schimpf, den man einem Montenegriner anthun kann, ist, wenn man zu ihm sagt: „Ich kenne die Deinigen, alle Deine Vorfahren sind in ihrem Bette gestorben."

Selbst die Mönche tragen Waffen, gehen in den Kampf und vertheidigen die Klöster gegen die anstürmenden Türkenschwärme. Die Popen feuern die Kämpfenden im Gefecht an und schlagen die Türken mit Knütteln nieder, weil die Kirche ihnen verbietet, Blut zu vergießen. In den Türkenkriegen führt jeder Ritter vom schwarzen Berge seine Lebensmittel und seine Munition mit sich, welche er sich selbst

gekauft hat. Nichts ist unwahrer und ungerechter, als die Crnagorzen zu beschuldigen, sie unternähmen ihre Kämpfe bloß aus Raubgier. Mögen die Armen manche Tscheta auf türkisches Gebiet gemacht haben, um sich Heerden, Lebensmittel und Geld zu verschaffen; aber die Reichen führen ihre Streifzüge aus keinem anderen Grunde aus, als um sich Ruhm zu erwerben und um ihrem Vaterlande zu dienen. Alles Interesse dreht sich schließlich auf dem schwarzen Berge um den Kampf gegen die Türken, um die Befreiung der noch unter der Türkenherrschaft schmachtenden südslavischen Brüder, um die Wiederherstellung des großen, ehemaligen serbischen Reiches, welches vom schwarzen Meere bis zur Adria reichte, in föderativer und demokratischer Form. Die freiheitliche und die nationale Idee sind die beiden Ideen, welche den schwarzen Berg beherrschen und alle seine Bewohner zum unaufhörlichen Kampfe gegen den asiatischen Nomadenstamm auffordern, der diese beiden Ideen seit einem halben Jahrtausend unter seine brutalen Füße getreten hat.

Und welche Heldenthaten haben diese Tapfern vollbracht, welche seit einem halben Jahrtausend für die Freiheit und Unabhängigkeit ihrer Heimath ihr Blut vergossen haben! Diese unaufhörlichen Türkenkämpfe der Ritter des schwarzen Berges, welche sich bis in unsere Tage hinziehen, bilden eine lange Epopoe, zu welcher jeder neue Kampf ein neues Blatt des Ruhmes hinzufügt. Die „Piesmas" — die Volksgesänge der Crnagora — von den Helden, welche sie verherrlichen, selbst verfaßt, bilden in ihrer Gesammtheit ein historisches Monument, das treue Gemälde eines socialen Zustandes, von dem uns, außer Spanien während seiner Kämpfe mit den Mauren, kein anderes Land Europas einen Begriff geben kann. Geordnet und belebt unter der Hand

eines großen Dichters können diese Piesmas der Crnagora zugleich eine Iliade und eine Aeneide werden; denn sie verherrlichen nicht nur die Triumphe eines Heldengeschlechtes, welches in seinen Großthaten den Heroenstämmen der Vorzeit nahe steht, sondern auch die Anstrengungen eines ganzen Volkes zur Wiederherstellung eines zerstörten Reiches. Gleich den Gefährten des Aeneas, welche, aus dem brennenden Troja entflohen, in Italien Ilion wieder aufzubauen suchten, so errichteten die geächteten Serben, welche dem Blutbade von Kossovo entrannen, auf dem schwarzen Berge eine Stadt zur Aufnahme der Flüchtlinge, der „Uskoken." Von allen Seiten floh der von den Türken verfolgte Rajah von Fels zu Fels bis in die Crnagora, das sicherste Asyl für alle Verbannten der griechisch-slavischen Halbinsel In dieser Weise bildete sich aus Uskoken und Flüchtlingen der Balkanhalbinsel die Bevölkerung Montenegros und wurde für das nördliche Italien eine lebendige Schutzmauer gegen die Türken, welche, seit dem Falle Skanderbegs im Besitze von Bosnien und Albanien, ohne den Gürtel der Ritter vom schwarzen Berge, der die Ostküste des adriatischen Meeres umzog, der Republik von San Marco wahrscheinlich ein Ende gemacht haben würden.

Endlich verbanden sich die Venetianer, als sie einen Krieg mit der Pforte eröffneten, mit den Crnagorzen gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde. Die Republik Venedig begann ihre Kontinentaleroberungen unter dem mächtigen Beistande des schwarzen Berges. Indessen hatten die Montenegriner auf ihrem eigenen Gebiete keine andere Zufluchtsstätte, als ihre Wälder. Der Pascha von Skutari, Soliman, hatte ihre Engpässe genommen, ihre Dörfer verbrannt und Cetinje zerstört. Da forderte der Vladika Danilo Petrović

die um ihn versammelten Stämme auf, einen Tag festzusetzen, an welchem sie die Türken im ganzen Lande angreifen und ermorden wollten. Die fünf Brüder Martinovici erbieten sich zur Ausführung des Planes. Die Christnacht des Jahres 1703 wird zur Mordnacht ausersehen, welche die Opfer von Kossovo rächen soll. Aus dem Volksgesange, welcher diese Befreiung des schwarzen Berges verherrlicht, entnehme ich folgende prächtige Stelle:

„Der heilige Abend erscheint. Die Brüder Martinovici zünden ihre geweihten Kerzen an. Voll Inbrunst flehen sie zum neugebornen Gotte, trinken Jeder einen Kelch Wein zu Ehren des Christus, und ihre geweihten Keulen ergreifend, stürzen sie sich in die Finsterniß. Wo ein Türke zu finden war, erschienen die fünf Rächer. Wer sich nicht taufen ließ, wurde ohne Gnade niedergemacht; wer das Kreuz annahm, als Bruder vor den Wladika geführt. Zu Cetinje versammelt, begrüßte das Volk die Morgenröthe des Weihnachtsfestes mit Freudengesängen. Zum erstenmale seit dem Tage von Kossovo konnte es rufen: „Crnagora ist frei!"

Von dem Weihnachtsfeste des Jahres 1703 begann nun der unaufhörliche Kampf gegen die Türken, welche alle Jahre aus Albanien, aus Bosnien, aus der Herzegowina, anstürmten, um den schwarzen Berg wieder zu erobern, ein Kampf, welcher sich bis auf unsere Tage erstreckt, und in welchem man oft türkische Gefangene gegen Schweine auswechseln sah. Im Jahre 1711 zog der Seraskier Achmet Pascha mit einem Heere von 60.000 Mann gegen den schwarzen Berg, um eine furchtbare Niederlage zu erleiden. Die Ritter vom schwarzen Berge kehrten mit 86 erbeuteten Türkenfahnen und mit 318 abgeschnittenen Türkenköpfen nach Cetinje zurück. Noch

furchtbarer war der Angriff, den der Großvezier Duman Pascha Kiuprili auf den schwarzen Berg machte, indem er mit einem Heere von 120,000 Mann aus Bosnien und aus der Herzegowina in das Bergland einfiel. Die Türken drangen bis zur Hauptstadt vor, plünderten und verwüsteten die Dörfer und verheerten das Land weithin mit Feuer und Schwert. Die entsetzlichsten Zeiten für den schwarzen Berg waren das Jahr 1768, wo türkische Heerhaufen in der Stärke von 180,000 Mann in das Bergland einfielen, das Jahr 1750 und das Jahr 1796, wo der Pascha von Skutari von dem Vladika Peter Petrović dem Zweiten, dem Feldherrn und Dichter, in einer der rühmlichsten und entscheidendsten Schlachten, welche der schwarze Berg gefochten hat, auf's Haupt geschlagen wurde.

Die Schlacht dauerte drei volle Tage und drei Nächte. 30,000 Türken bedeckten todt oder verwundet das Schlachtfeld, unter ihnen der berüchtigte Kara Mahmud, der Pascha von Albanien. Nie haben die Türken diese Niederlage vergessen, welche die Unabhängigkeit des schwarzen Berges befestigte und deren moralische Wirkung sowohl auf dem schwarzen Berge, wie in der Türkei bis auf den heutigen Tag fortdauert. Das war die Schlacht bei Krussa, auf welche die frommen Greise von Cetinje den Vers der Bibel auf die Medianiter anwendeten: „Von Gideon besiegt, erhoben sie das Haupt nicht mehr und ließen das Volk Israel vierzig Jahre in Frieden leben, bis sein Befreier starb.“ Der Gideon des schwarzen Berges ließ den Kopf des Veziers von Albanien einbalsamiren und nach Cetinje bringen. Der glänzende Sieg von Krussa eröffnete eine neue Aera für den schwarzen Berg, dessen Unabhän-

gigkeit von diesem Tage an in den Augen von Europa anerkannte Thatsache war.

Die Kriegführung der Montenegriner gegen die Türken charakterisirt ein englischer Schriftsteller mit folgenden Worten: „Der Haß der Montenegriner gegen die Türken ist heftig; sie verabscheuen und verwünschen diese Nachbarn und die glänzenden Siege, welche sie gewonnen haben, befestigen die Montenegriner in der festen Meinung, daß es ihnen, wenn sie nur Brod, Pulver und Blei hätten und den Beistand der europäischen Mächte erhielten, gelingen würde, den größten Theil der Herzegowina und Albaniens zu überschwemmen. Es ist ein edler Geist, der ihnen jene Meinung eingiebt: es ist das Gefühl eines tapferen Volkes und geht nicht aus blindem Vorurtheile oder aus Eitelkeit hervor; denn der Montenegriner versagt dem Türken nie das Lob eines ausgezeichneten Muthes und, wie ein tapferer Mann, erkennt er in seinem Feinde großmüthig eine Tugend an, die zu übertreffen er für seine Pflicht hält und auch gewohnt zu sein glaubt. Nicht der Muth, sondern die Grausamkeit der Türken flößt ihm diesen Haß ein, und die Leiden, die ihre Einfälle seinem Vaterlande bereiten, erwecken in ihm eine grimmige Rachgier. Diese wilden Regungen werden durch die von beiden Theilen angenommene Gewohnheit genährt, den Verwundeten und Todten die Köpfe abzuschneiden, eine barbarische Sitte. Die bittere Erinnerung an die Vergangenheit wird beständig durch die Schreckniſſe der Gegenwart genährt, und die Rachgier macht ihn gleichgiltig gegen vernünftige Vorstellungen und gegen Gerechtigkeit, und stellt die Türken nach seiner Meinung außerhalb der Reihe menschlicher Wesen.“ Da hat der Be-

wohner des schwarzen Berges Recht! Die türkische Kriegführung ist eine so gräuliche, daß die Türken verdienen, außerhalb der Reihe menschlicher Wesen gestellt zu werden. Als Kiuprili Cetinje einnahm, ließ er nicht einen Altar, nicht ein Haus stehen. Noch die Kämpfe dieses Jahrhunderts wissen von namenlosen Gräueln der Türken zu erzählen. In einem Dorfe an der albanesischen Grenze metzelten die Türken im Jahre 1840 sämmtliche männliche Einwohner nieder, zündeten die Häuser an und zwangen die Weiber, ihre eigenen Kinder an den Flammen zu braten. Haben die Bewohner des schwarzen Berges etwa nicht Recht in ihrem Türkenhaß? Zu demselben Engländer sagte der Vladika Peter der Zweite, als er mit ihm van der Sitte sprach, den gefallenen Türken die Köpfe abzuschneiden: „Sie kennen die Türken so lange und werden einsehen, daß es für uns unmöglich ist, diese Sitte zuerst aufzugeben oder die Abschaffung derselben vorzuschlagen. Die Türken würden unsere menschenfreundlichen Absichten für Furcht halten und uns nach ihrer gewöhnlichen Weise doppelt so arg mitspielen. Wollten wir ihnen solche Vorschläge machen, so würden sie darin nur eine Einladung zu einem Einfall in unser Gebiet sehen, und ich muß fortwährend bedauern, was ich unserer eigenen Sicherheit wegen nicht aufzugeben wagen darf."

Als ich mit meinem Freunde Milan Kostić, dem Direktor der Lehrerakademie in Cetinje, über die Sitte der Montenegriner sprach, den gefallenen Türken die Köpfe abzuschneiden und die abgeschnittenen Köpfe als Trophäen aus der Schlacht heimzubringen, erwiderte er mir in sehr bitterer Weise: „Was die Montenegriner im Kriege gethan, nämlich, daß sie den getödteten Feinden die Köpfe abschnitten, das

thaten sie, um ihre Tapferkeit und ihre Aufopferung für die Freiheit zu beweisen. Weshalb aber begingen die Deutschen und besonders die Preußen im letzten Kriege gegen Frankreich, den ich keinen Freiheitskrieg, sondern einen dynastischen Verheerungskrieg nenne, so unmenschliche Grausamkeiten? Die Preußen besitzen doch Schulen und Bildungsanstalten aller Art. Wo blieb denn in diesem gräulichen Kriege die deutsche Humanität? Wenn wir auf die Jahrhunderte zurückschauen, welche die Montenegriner in unaufhörlichem Gemetzel durchlebt haben, wenn wir die rohen und barbarischen Gegner — die Türken und die wilden Albanesen — in Betracht ziehen, und wenn wir dann den Charakter der jetzigen Montenegriner beurtheilen, so müssen wir sie noch als Muster der Humanität anerkennen."

Ich dachte an die zur Strafe niedergebrannten französischen Dörfer, an die Niederschießung gefangener Franktireurs, an die Beschießung offener Städte mit Brandkugeln und mußte meinem Freunde Recht geben. Aber heute sind die Türkenköpfe von den Zinnen der Kula's verschwunden. Ich habe keinen abgeschnittenen Türkenkopf mehr auf dem schwarzen Berge gesehen. Der jetzige Fürst hat das gethan, was der Vladika nicht thun zu können glaubte. Den im Gefecht gefallenen Türken die Köpfe abzuschneiden, ist auf das Strengste verboten und das Verbot wird auf das Strengste gehandhabt. Die Deutschen haben also kein Recht mehr, die Bewohner des schwarzen Berges „Kopfabschneider" zu nennen. —

Zwei ganz verschiedene Wege führen den Reisenden auf den schwarzen Berg. Wenn er aus dem Abendlande kommt, so dampft er aus dem adriatischen Meere an der Punta d'Ostro vorüber in das Gewirr von Seebecken und

Meerengen, welche man mit einem gemeinschaftlichen Namen die „Bocche di Cattaro" zu nennen pflegt und landet in Cattaro. Dann steigt er auf der andern Seite der Stadt vor der Porta di Fiumera an dem brausenden Sturzbach, welcher sich aus einer Felsenhöhle des Monte Sella in das letzte Seebecken der Bocche stürzt, zu Pferd und reitet auf einer Felsenstiege auf den schwarzen Berg.

In drei Stunden hat er das Plateau erreicht und in anderen drei Stunden gelangt er nach Cetinje, der Hauptstadt des berühmten Berglandes. Der Pfad von Cattaro bis nach Cetinje führt durch eine Steinwüste. Wohin der Wanderer blickt, Felsen, Schlünde, nackte Bergrücken, mit Geröll bedeckte Plateaus und Thalmulden, wild ansteigende Höhen und Felsenmauern, zwischen denen der meistens nur einige Fuß breite Jochpfad, der nirgends den Namen eines Weges verdient, auf und abklimmt. Auf dem Plateau zeigt sich ihm eine Folge von hohen Bergrücken, welche hie und da von einem aufgethürmten Gipfel unterbrochen werden und Thalmulden umschließen, welche aussehen wie Seebecken, deren Wogen plötzlich zu Stein erstarrt sind. Alle Bergrücken sind kahl, nur hie und da wachsen einige Bäume und Gesträuche aus den Felsspalten und zwischen den Klippen; das Gestein ist Südalpenkalk, die Farbentöne wechseln zwischen Graugelb und mattem Schwarz. Kurz nach einem Regenwetter schauen die Felsen und Klippen fast schwarz aus.

Der schwarze Berg kann seinen Namen ebenso wohl von der schwarzen Farbe seiner Felsen und Klippen, wie von Ivo Strašimir herleiten, der wegen seiner dunklen Hautfarbe den Beinamen „der Schwarze" erhielt und als der Gründer des Reiches gilt. Im Bezirke von Cevo gleichen

die Felsspalten einem Eismeer, über welches kein Pferd gehen könnte, ohne die Beine zu brechen. Wohl in keinem Lande der Erde sind die Felsen und die Steinblöcke so umhergeworfen, wie auf dem schwarzen Berge. Unwillkürlich fiel mir, als ich durch diese Steinwüste und über dieses Trümmermeer ritt, immer von Neuem der Nationalgesang ein, welcher erzählt, der Gott des Himmels habe auf seiner Wanderung über die Erde, welche er in der Absicht unternommen, Gebirge zu säen, aus Unachtsamkeit auf Crnagora den Sack fallen lassen, in welchem er seine Felsenvorräthe gehabt habe. Der Sack sei gerissen und nun seien die Granitblöcke nach allen Seiten gerollt, um das Land zu bedecken. Ein in Krümmungen laufender, dunkler Strich, welcher oft durch einige große, lose Steine kaum angedeutet ist, führt durch die Thalmulden von einem Bergrücken zum andern, der Strich bezeichnet die Straße, auf welcher der Wanderer von dem Gipfel einer Anhöhe zu der anderen gelangt. Hie und da erscheinen zwischen den Bergrücken unzusammenhängende, von keiner gemeinschaftlichen Mauer umgebene, steinerne, mit Schindeln oder Ziegeln bedeckte Häusergruppen, welche fast immer nur aus einem Erdgeschoß bestehen und oft so weit auseinander liegen, daß sie mehr einzelnen Höfen, als den Gruppen eines Dorfes gleichen. In der Umgebung dieser Dörfer tauchen dann auch aus den Steinmuren Kohlfelder und Kartoffelfelder, welche mit Steinen sorgfältig umgeben sind und auch wohl einige Baumgruppen auf. Nirgends ein Fluß, nirgends ein Bach; das Rauschen und Brausen unserer waldigen wasserreichen Hochgebirgsthäler kennen diese Steinwüsten nicht. Ueberall tiefe Stille in dieser wilden und einsamen Bergnatur! Eine fleischlose Ziege am Rande eines Ab-

grundes, welche die seltenen Grashälmchen aus den grauen Klippen nagt, eine magere Schafheerde, welche nach Cattaro hinabklettert, von einigen halberwachsenen Buben und Mädchen begleitet, hie und da Weiber, welche große Lasten auf Kopf und Rücken von einem Dorfe zum andern schleppen, und bewaffnete Männer, Pistolen und Yatagan im rothen Gürtel, die Struka um die Schulter geschlungen, welche müßig eine Pfeife oder eine Cigarette rauchend nebenher gehen, mit Holzbündeln und Gemüsevorräthen beladene Esel — das ist die lebendige Dekoration auf diesen einsamen und beschwerlichen Felsenpfaden, welche durch das Bergland führen. Ganz anders stellt sich der schwarze Berg dem Reisenden dar, der aus dem Orient kommt und das Land von den Gestaden des Skutarisees oder von Novizabar betritt. Durch Thäler, mit allen Reizen und Farbentönen des Südens geschmückt, von Bächen und Flüssen durchrauscht, voll entzückender Landschaftsbilder, tritt sein Fuß in Montenegro ein. Ueppige Maisfelder, deren Halme oft den Reiter überragen, treffliche Getreidefelder, Gemüse aller Art, Tabakanpflanzungen, Weingelände, alle Baumgruppen des Südens bedecken den Boden und die Abhänge; hier wachsen Oelbäume, Maulbeerbäume, Granaten, Pfirsische und Fruchtbäume jeder Art; Wälder von Eichen und Stechpalmen, Buchen und Nußbäumen, Pappeln, Erlen und Weiden, Kiefern und Perrückenbäumen wechseln mit Kastanien, Platanen, Linden, Cypressen und den in Dalmatien gedeihenden Sträuchern. Das Unterholz auf den Bergen besteht aus Erdbeerbäumen, Wachholder, Rosmarin, Myrthe und Brombeer. Ein überaus reicher Pflanzenboden tritt an die Stelle der baumlosen, mit Geröll und Felsstücken bedeckten Steinwüste. In dem zwischen dem See von Skutari und Dal-

matien gelegenen Bezirke Cermnitza gedeihen mannigfaltigere Erzeugnisse, als in irgend einem anderen Theile des Landes. Wein, Oliven, Pfirsiche, Mandeln, Feigen, Aepfel, treffliche Quitten, Wallnüsse, Granatäpfel in Ueberfluß. Der dort gewonnene Wein ist besser und gesünder, als alle Gewächse Dalmatiens. Das Thal Bielopavlichi hat treffliches Getreideland. Die Temperatur dieser Thäler ist so mild, daß die alten Slaven die ganze Gegend „Jupa" — das Land ohne Schnee oder das Land der Sonne — nannten und die Bewohner der Thäler sich den Titel „Jupanen" — Herren des Südens — beilegten. Der Cernojevitji, der einzige große Strom des Landes, welcher auf dem Berge Maratovitji oberhalb Dobrovo entspringt und in seinem höchst ungleichen Laufe sich bald über reiche Wiesen ausbreitet, bald sich unter Schilf oder unter überhängenden Felsen verliert, strömt hier in den See von Skutari, dessen Fischreichthum einen Hauptausfuhrartikel des Landes bildet. In seinen Fluthen schwimmen Forellen von enormer Größe, Aale, Meeräschen und die zur Karpfenfamilie gehörende Scoranze, welche zu vielen Tausenden getrocknet und gesalzen nach Triest und Venedig ausgeführt werden, in Größe und Geschmack den Sardellen gleichen und frisch oder gesalzen vortrefflich schmecken. In diesen Thälern herrschen Wohlhabenheit und Reichthum; ihre Bewohner gehören zu den reichsten Montenegrinern. Wenn die von Rjeka nach Cetinje und Cattaro projektirte neue Straße fertig sein wird, also eine Verbindung zwischen dem See von Skutari und der Bocche die Cattaro hergestellt ist, werden die reichen Produkte dieser Distrikte für das materielle Wohl des schwarzen Berges von größter Bedeutung werden. Mit der Möglichkeit des leichteren Transportes werden die reichen Produkte der

Zeta und des Bajanagebietes zu reichen Absatz- und Ausfuhrquellen werden.

Montenegro bildet die südwestliche Ecke des alten Königreiches Serbien, welches unter seinem berühmten Kaiser Stephan Duschan um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts sich von den Gestaden des adriatischen Meeres bis zu den Fluthen des schwarzen Meeres ausdehnte und sowohl von den Wellen des Archipelagus wie von den Wässern der Donau bespült wurde. Der schwarze Berg erhebt sich zwischen 42° 10′ und 42° 56′ nördlicher Breite und 18° 41′ und 20° 22′ östlicher Länge; westlich ist er begränzt von dem österreichischen Kreise Cattaro, nördlich von der türkischen Provinz Hercegowina und von einem Theile Bosniens, östlich und südlich von der türkischen Provinz Albanien. Der Flächenraum beträgt 80 bis 90 geographische Geviertmeilen, während der Umfang auf ungefähr 70 Meilen geschätzt wird. Ganz genau ist indeß diese Angabe nicht. Wenn ich in Cetinje nach der Ausdehnung des Landes fragte, so antwortete man mir, daß ich ungefähr drei Tage brauchen würde, um den schwarzen Berg nach jeder Richtung hin zu bereisen. Ebenso wenig genau möchten die statistischen Angaben sein, welche man mir in Cetinje über die Bevölkerung gemacht hat, weil der Bewohner des schwarzen Berges die Weiber und Kraftlosen nicht zu zählen pflegt und nur die Männer in Betracht zieht, welche fähig sind, ein Gewehr zu tragen und gegen die Türken in den Kampf zu ziehen. Im siebenzehnten Jahrhundert bestand nach venetianischen Berichten die Bevölkerungsziffer Montenegros aus 20.000 bis 30.000 Seelen. Während der Franzosenherrschaft in Dalmatien stieg diese Ziffer auf 50.000. Zwanzig Jahre später geben die Statistiker 75.000 Seelen an, während im

Jahre 1855 die Grlista, der officielle Kalender, die Bevölkerungsziffer auf 100.000 bestimmt. Im Jahre 1850 betrug nach den mir gemachten Angaben die Bevölkerungszahl 120.000. Ohne Uebertreibung würde nach meiner Meinung heute der schwarze Berg eine Einwohnerzahl von 130.000 Seelen, Weiber, Kinder und Schwache eingerechnet, haben. Mit mehr Genauigkeit kann man die Ziffer der streitbaren Männer angeben. Im Jahre 1835 gab die Grlista 15.000 Krieger an, während im Jahre 1838 die dalmatinische Zeitung von Zara 20.000 Krieger in den sieben Bezirken oder „Nahien," in welche das Land getheilt wird, aufzählt. Heute soll, wie man mir in Cetinje sagte, die Gesammtziffer der streitbaren Kämpfer in allen sieben Bezirken, die Bezirke der „Brda" — nämlich die Gebirgsbezirke — eingerechnet, 25.000 waffenfähige Männer betragen. Ich möchte nicht sagen, daß diese Ziffer zu hoch gegriffen sei. Im Falle eines Krieges mit der Türkei würde die Gesammtziffer der regelmäßig bewaffneten, einexercirten Truppen sich ebenso hoch belaufen, einschließlich der Reiterei, deren Zahl man mir auf 3000 angab. Die Bewaffnung der Infanterie besteht theils in Hinterladern theils in gezogenen Gewehren.

In der seit einigen Jahren in Rjeka eingerichteten Gewehrfabrik sind täglich 15 Arbeiter mit Reparaturen beschäftigt. Die Patronenwerkstätten in Cetinje, welche unter der Leitung des Ingenieurs Vladimir Ilić aus Belgrad stehen, fertigen täglich 12.000 Patronen an. Ich fand bei meinem Besuch der Werkstätten 45 Leute beschäftigt und 22 Maschinen zum Anfertigen der Patronen für Hinterlader im täglichen Gange. Der Vorrath der fertigen Patronen für Hintertader wurde mir auf 200.000 Stück angegeben. Sehr be-

deutende Pulvervorräthe sind auf verschiedenen Punkten des Landes aufgehäuft.

Die gegenwärtige Gebirgsartillerie besteht aus 12 gezogenen und aus 30 älteren, nicht gezogenen Kanonen. Die gezogenen Kanonen, welche ich gesehen habe, genügen allen Ansprüchen der neuesten Kriegskunst, ebenso wie die nach einem gemischten System angefertigten Hinterlader. So würde der schwarze Berg zu einer Erhebung der südslavischen Stämme auf der Balkanhalbinsel also ein regelmäßiges, gut bewaffnetes, einexercirtes und wahrhaftig nicht zu verachtendes Kontingent stellen können, während Serbien einschließlich seiner kriegstüchtigen und gut ein exercirten Landwehren 150.000 Mann auf den Kampfplatz zu führen im Stande ist. Aber man rechnet auf dem schwarzen Berge auch im Fall eines von Serbien und Montenegro begonnenen Kampfes gegen die Türken auf große bewaffnete Zuzüge aus Bosnien und Albanien. Diese würden sich nach der Meinung von Mitgliedern der „Omladina" — bekanntlich eine über Serbien, Montenegro und die noch den Türken unterworfenen südslavischen Länder verbreitete geheime republikanische Verbindung — welche ich auf dem schwarzen Berge traf, auf wenigstens 80.000 bewaffnete Männer belaufen.

Städte und Festungen hat der schwarze Berg nicht, wenn man nicht Cetinje, die Hauptstadt und den Sitz der Regierung, der aus ungefähr hundert Häusern mit sechshundert Einwohnern besteht, eine Stadt nennen will, nur Dörfer, obschon in diesen „Dörfern" die Häuser und Gebäude oft so weit auseinanderliegen, daß man sie weit eher für einzelne Höfe, als für Bestandtheile eines gemeinschaftlichen Dorfes halten könnte. Keines von diesen Dörfern

hat eine gemeinschaftliche Umfassungsmauer; wenige haben eigentliche Straßen;. die Häuser stehen vereinzelt, nicht in regelmäßig angelegten Reihen. Diejenigen Häuser, welche ausnahmsweise dicht neben einander stehen, haben nur eine gemeinschaftliche Mauer und sind gewöhnlich besser gebaut. Meistens sind die Häuser von Stein, mit Schindeln, Ziegeln oder auch mit Stroh gedeckt. Wie in unseren Alpenländern findet man die Ziegeldächer, um sie vor Windstürmen zu schützen, häufig mit schweren Steinen bedeckt, welche in der Form von Vierecken auf das Dach gelegt werden. Warme Häuser sind auf dem schwarzen Berge ein Bedürfniß im Winter, da das Bergland fast drei tausend Fuß hoch über dem Meere zwischen hohen Gipfeln liegt, welche viele Monate hindurch mit Schnee bedeckt und stürmischen Winden ausgesetzt sind. Jedes Haus hat gewöhnlich ein oder zwei Gemächer im Erdgeschoß. Das Gemach im Erdgeschoß dient zugleich als Wohnstube, Schlafgemach und Küche. Eine unverrückbare, aus Planken, welche auf einem schlichten Gestell ruhen, bestehende Bettstelle befindet sich in einer Ecke des Gemachs. Auf der Bettstelle befindet sich eine Matratze nebst einer wollenen oder durchnähten Decke. Wer keine wollene Decke hat, deckt sich mit der „Struka" zu oder legt sich auch auf den Boden, wenn es ihm an einer Bettstelle fehlt. Hölzerne Fußböden habe ich nur in den Häusern der Wohlhabenderen gefunden. In einer andern Ecke des Gemachs befindet sich der Heerd, eine Feuerstätte, welche sich ungefähr einen Fuß über den Boden erhebt. Ueber dem Heerde schwebt gewöhnlich ein Kessel an einem an der Decke befestigten Ringe. Das weitere Hausgeräth besteht aus einer Bank, einigen Stühlen und Tischen. Das einzige Glänzende, was man in einem montenegrinischen

Hause findet, sind die Waffen und die Anzüge der Bewohner. Ueber den Gemächern des Erdgeschosses befindet sich der Boden, zu dem man aus einem von diesen Gemächern vermittelst einer Leiter hinaufsteigt. Er nimmt den Raum zwischen den Giebeln ein und dient zum Aufbewahren der Getreidevorräthe. In den kleinen Dörfern haben die Häuser keinen Boden zwischen den Giebeln. Das Strohdach ruht auf den Mauern, welche oft bloß aus rohen Steinen bestehen und ohne einen verbindenden Mörtel aufeinander gelegt sind. Ein zweites, oberes Stockwerk haben wenige Häuser, außer in Cetinje, in Rjeka, in Niegosch und in einigen größeren Dörfern.

Ein großer Uebelstand aller montenegrinischen Häuser besteht darin, daß sie ohne Schornstein sind und der Rauch des Herdes und der Oefen sich durch Fenster und Thüren einen Weg sucht. Das ist selbst bei neuangelegten Gebäuden der Fall. Die Unterrichtszimmer des Schulhauses in Niegosch, eines stattlichen, aus einem Erdgeschoß und einem oberen Stockwerk bestehenden, vor Jahr und Tag aufgeführten Gebäudes, fand ich voll von Rauch. Selbst in Cetinje habe ich nur zwei Gebäude gefunden, welche nicht an diesem Uebelstande litten, das Wohnhaus des Fürsten und das Haus des fürstlichen Sekretärs Sundečič. Von der Hauptstadt des Landes werde ich später ausführlich erzählen. Sie schaut wie ein freundliches und reinliches dalmatinisches Landstädchen aus.

Der größte Uebelstand, welcher der materiellen Entwicklung des schwarzen Berges entgegentritt, ist der Mangel an fahrbaren Straßen und die Trennung des Landes vom Meer. Der einzige Weg, welcher aus Cattaro auf die Höhe des Gebirges führt, ist nur auf österreichischem Gebiet in

der Gestalt eines Saumthiersteges aufgemauert. Er wurde im Jahre 1842 angelegt und klettert in zwei und sechszig Windungen die fast senkrecht abfallenden Felsen hinan. Ohne Brustwehren hat er kaum eine Breite von einigen Schuh, so daß zwei sich begegnende, beladene Maulthiere nur mühsam im Stande sind, sich auszuweichen; von einem Befahren der Straße mittelst eines Fuhrwerks ist selbstverständlich gar keine Rede.

Jenseits der montenegrinischen Grenze verwandelt sich dieser Reitweg aber in einen höchst beschwerlichen Jochpfad, welcher an manchen Stellen in solcher Steilheit die Felsen hinanklimmt, daß der Reiter gezwungen ist, den Sattel zu verlassen und sich seinen eigenen Beinen zum Weiterkommen anzuvertrauen. Noch weit stärker tritt diese Nothwendigkeit an ihn heran, wenn er die Felsenabstürze hinabreitet. Selbst wenn er das Plateau erreicht hat, nimmt der Jochpfad keine andere Gestalt an. Die beiden Pfade, welche Niegosch mit der Hauptstadt und die Hauptstadt mit Rjeka verbinden, sind von ganz ähnlicher Beschaffenheit. An den Stellen, wo sie die Bergrücken hinabklimmen, habe ich nicht gewagt, im Sattel zu bleiben, nicht sowohl weil ich für mich selbst, sondern weil ich im Fall eines Sturzes für die Beine des edlen türkischen Pferdes fürchtete, welches mir der Fürst zur Verfügung gestellt hatte. Viele Jochpfade, welche nach den entlegenen Gebirgsdörfern führen, sind aber nicht einmal für Saumthiere gangbar. Jeder Transport von Gegenständen muß auf denselben durch Menschenkräfte stattfinden. Lasten, welche einem einzelnen Saumthiere nicht aufgeladen werden können und sich für den Rücken eines Menschen zu schwer erweisen, sind nur mit unendlichen Schwierigkeiten und mit enormen Kosten von einem Orte zum andern zu

befördern. Um sich von den Schwierigkeiten, welche sich der Weiterbeförderung von schweren Gegenständen auf dem schwarzen Berge entgegenstellen und von den Kosten, welche derartige Transporte verursachen, einen Begriff zu machen, will ich nur eine Thatsache anführen. Auf der Kula von Cetinje fand ich eine große Kirchenglocke aufgestellt, welche eine Schwere von fünfzehn Centnern hatte. Ein Semliner Bürger hatte diese Glocke der Einwohnerschaft der Hauptstadt des schwarzen Berges zum Geschenk gemacht. Um das Geschenk desto willkommener zu machen, hatte er großmüthiger Weise aber auch freiwillig die Verpflichtung übernommen, die Transportkosten für die Glocke bis auf die Zinnen der Kula zu tragen. Die Glocke kam glücklich an Bord eines Schiffes in Cattaro an und wurde ausgeladen. Alle Transportmittel, die Glocke auf der Felsenstiege auf das Plateau des schwarzen Berges zu schaffen, erwiesen sich indeß als ungenügend. Man versuchte es mit Saumthieren; man versuchte es mit Holzschleifen — die scharfen Windungen, in denen sich die Straße auf österreichischem Gebiet bis zur montenegrinischen Grenze an den Felsenecken herumschwingt, machten beide Transportarten unmöglich. Schließlich blieb nichts Anderes übrig, als sich zum weiteren Transport der Glocke einzig und allein auf die Tragkraft der Menschen zu stützen. Dies geschah. Die starken Arme und die starken Rücken der Bergbewohner schafften die schwere Kirchenglocke nach unendlichen Anstrengungen schließlich glücklich auf die Zinne der Kula von Cetinje. Aber die Transportkosten der Glocke betrugen von Cattaro bis nach Cetinje nicht weniger als 130 Napoleonsd'or.

Eine ordentliche Fahrstraße, welche, das Land durchschneidend, den Skutarisee, also die reichen und fruchtbaren

Gegenden des Landes, mit den Gestaden der Bocche verbindet, würde selbstredend für die steigenden Produktion sowie für die Ausfuhrquellen des Berglandes von unschätzbarem Werthe sein. Diese Fahrstraße ist schon lange projektirt und auch bereits tracirt. Die Kosten derselben sind auf Eine Million Gulden veranschlagt. Die Regierung des schwarzen Berges hat sich bereit erklärt, die Hälfte dieser Summe aus Staatsmitteln herzugeben und die Handarbeit an der ganzen Straße, welche eine Länge von sieben und einer halben geographischen Meile haben wird, allein zu übernehmen. Die zweite Hälfte der Kostensumme hätte Oesterreich zu tragen, auf dessen Gebiet die kostspieligsten und schwierigsten Bauten fallen würden. Daß dies für Montenegro so wichtige Straßenbauprojekt bis jetzt nicht zum Abschluß gekommen ist, liegt, soviel mir bekannt ist, nur an der Zögerung der österreichischen Regierung. Will die österreichische Regierung nun nicht endlich zum Abschluß des Projekts kommen, welches, ganz abgesehen von den Sympathien, welche sich Oesterreich auf dem schwarzen Berge erwerben würde, auch für den Bezirk von Cattaro und für die ganze Bocche von unschätzbarer Bedeutung werden wird? Nach der Politik, welche die österreichische Regierung bis jetzt dem schwarzen Berge gegenüber beobachtet hat, ist auf Beschleunigung des Projekts allerdings nicht zu rechnen. Seit länger als einem Jahrhundert ist Oesterreichs Politik den Montenegrinern, den Serben und allen noch von den Türken unterjochten südslavischen Stämmen gegenüber eine feindselige gewesen. Hätte Oesterreich nicht diese unkluge Politik festgehalten, so könnte es heute auf dem schwarzen Berge alle die Sympathien besitzen, welche sich jetzt Rußland zugewendet haben. Trotz der natürlichen

Abneigung seines Volkes gegen die Deutschen hatte der Vladika Peter der Zweite, der Held, Staatsmann und Dichter, die Absicht, sich in Wien weihen zu lassen und ein Bündniß mit Oesterreich zu schließen; aber das kaiserliche Kabinet in Wien entfremdete sich den großen Reformator des schwarzen Berges durch abstoßende Kälte und durch allzu ängstliche Bedachtsamkeit sofort.

Der Vladika reiste deshalb statt nach Wien nach Petersburg, fand dort die zuvorkommendste und ehrenvollste Aufnahme und erlangte alle Garantien, um welche er sich in Wien vergebens bemüht hatte, in Petersburg mit größter Leichtigkeit. Seit dieser Zeit und auch schon seit der Regierung des Vladika Peter des Ersten hat Rußland den schwarzen Berg nach den verschiedensten Richtungen hin unterstützt und seine volkswirthschaftlichen Interessen vielfach gefördert. Als Entschädigung für die pekuniären Verluste welche Montenegro erlitten hatte, als es sich mit Rußland gegen die Franzosen verband, welche Dalmatien besetzt hielten, zahlte die russische Regierung dem Vladika Peter dem Zweiten jährlich eine Summe von 85,000 Francs, nicht als eine Pension wie deutsche Schriftsteller behauptet haben, sondern als Abzahlungen einer von Rußland dem schwarzen Berge gegenüber kontrahirten Schuld. Sehr häufig sind in schlechten Jahren russische Kornladungen nach dem schwarzen Berge gegangen. Die heiligen Gefäße in Cetinje sind Geschenke des Caren. Zur Erhaltung des kürzlich in Cetinje gegründeten Mädchenbildungsinstituts, sowie zur Erhaltung des Lehrerbildungsseminars zahlt die russische Regierung jährlich nicht unbedeutende Beiträge. Als ich in Cetinje war, beabsichtigte die Regierung vier von den besten Zöglingen des Lehrerseminars zu ihrer weiteren Ausbildung auf die

höhere geistliche Akademie nach Petersburg zu senden. Die russische Regierung hatte sich zur unentgeltlichen Aufnahme der jungen Leute erboten. Dreizehn junge Montenegriner befanden sich bereits behufs ihrer unentgeltlichen technischen Ausbildung in Moskau. Kann man sich da wundern, wenn der sterbende Vladika Peter der Erste seinem Volke immerwährende Dankbarkeit gegen Rußland empfahl? Ist es da zu erstaunen, wenn der Wladika im Jahre 1840 seine beiden Neffen zu ihrer Ausbildung nach Petersburg schickte? Kann ein vernünftiger Mensch den Montenegrinern Liebe zu Rußland vorwerfen, wenn Rußland der einzige europäische Staat ist, welcher den schwarzen Berg unterstützt? Das russische Kabinet unterstützt den schwarzen Berg nicht in der Hoffnung, daß Montenegro sich ihm einst freiwillig unterwerfen werde, sondern weil das Bergland ihm auch in seiner Freiheit und staatlichen Unabhängigkeit von großem Nutzen ist. Es muß Rußland doch sehr daran liegen, daß am adriatischen Meere ein unabhängiger Staat existirt, welcher den Bewegungen Oesterreichs entgegentritt, nachdem es sich in Besitz Dalmatiens, Ragusas und Cattaros gesetzt hat. Trotz dieser ganz natürlichen Sympathien für Rußland ist aber von Sympathien für die politischen Zustände in Rußland in dem Freiheitsstaate Montenegro gar keine Rede. Ebenso wenig wie in Serbien denkt dort Jemand daran, unter russische Botmäßigkeit kommen zu wollen. „Wenn irgend eine österreichische oder deutsche Akademie sich bereit erklären würde, einige Studirende aus Montenegro umsonst aufzunehmen und auszubilden, wie dies von Seiten Rußlands geschieht," sagte mir der Direktor der Lehrerakademie in Cetinje, „so würden wir unsere jungen Leute sehr gern nach Deutschland oder Oesterreich schicken. Da uns aber nur Rußland zu

diesem humanen Zwecke die Hand bietet, so schicken wir sie selbstverständlich nach Rußland und werden deshalb als übertriebene Russenfreunde geschildert. Es ist wohl leicht zu begreifen, daß wir Interesse für Rußland haben; aber das Hemd ist uns näher als der Rock. Nie wünschen wir in ein Unabhängigkeitsverhältniß zu Rußland zu kommen. Montenegro war immer ein freies und unabhängiges Land. Die Bewohner des schwarzen Berges ertrugen Hunger und Kälte zwischen ihren Felsen für die Freiheit; sie haben für die Freiheit Jahrhunderte hindurch stromweise ihr Blut vergossen; wie sollten sie sich wünschen, unter Rußlands Pelz zu kommen? Lieber frieren, als in einem russischen Pelz stecken! Föderation der freien südslavischen Stämme und Staaten ist unser Programm. Weiter Nichts."

Oesterreich fürchtet beständig für Cattaro, welches die Bevölkerung des schwarzen Berges als das Erbe ihrer Vorfahren zurückfordert, wenn sie den Platz auch schon im Jahre 1443 verloren hat. Die großen und tiefen Seebecken und Meerengen der Bocche, welche den größten Schiffen gestatten, hart am Ufer anzulegen, sind nach dem Bosporus und nach dem Golf von Lepanto die bestgelegenen Seeplätze, welche die griechisch-slavischen Länder überhaupt besitzen und würden sich bei entsprechender Unterstützung mit Handelsfahrzeugen bedecken, welche dem Handel von Triest keinen geringen Abbruch thun könnten. Die Bewohner des schwarzen Berges sehen es also mit Zorn an, daß sich diese Seeplätze in den Händen Oesterreichs befinden, während das Meer der einzige Handelsweg Montenegros ist und seine Bewohner von diesem Handelswege abgesperrt sind, während ihr Gebiet kaum einen Flintenschuß vom Meere entfernt ist! Dadurch sind sie ebenso geneigt, Oesterreich wie die

Türkei anzugreifen, weil sie sich ihr historisches und vertragsmäßiges Recht auf den Besitz von Cattaro ins Gedächtniß zurückrufen. Bei ihrer freiwilligen Uebergabe an Venedig im Jahre 1410 behielt sich die Republik von Cattaro ausdrücklich das Recht vor, daß, wenn Venedig einmal nicht mehr im Stande sein würde, die Republik zu schützen, die Bewohner der Gestade der Bocche ihre ursprüngliche Freiheit wiedererhalten sollten, daß sie aber niemals ohne ihre Zustimmung an eine andere Macht abgetreten werden könnten und dürften. Als die Bucht von Cattaro nun im Frieden von Campo Formio von den Franzosen an Oesterreich abgetreten wurde, schickten die Knèzen der an der Bucht gelegenen Gemeinden eine Deputation an den Vladika des schwarzen Berges, sie in ihrem vertragsmäßigen und historischen Recht zu schützen. Cattaro selbst ist der Gegenstand einer Reihe von Kämpfen geworden, in denen die Bewohner des schwarzen Berges bis jetzt vergeblich versucht haben, sich wieder in Besitz dieser Stadt zu setzen.

Vierzehntes Kapitel.

Vom schwarzen Berge.

Unter der Regierung des großen Vladika Peter des Zweiten Petrović, den Cyprien Robert mit Recht „den Erleuchter seines Stammes" nennt, ist der schwarze Berg in die Reihe der europäischen Kulturstaaten eingetreten. Die erste Schule in Montenegro stammt aus seiner Regierungszeit. Bis dahin studirten die angehenden Geistlichen in den Klöstern bei den Mönchen. Sein Nachfolger und Neffe, der Vladika Danilo, den man den zweiten Reformator des schwarzen Berges nennen kann, setzte auch auf dem Gebiete der Volksbildung das Werk seines großen Vorgängers mit eben so viel Geschick wie Energie fort. „Unsere Nachbarn," sagte der Vladika Peter zu einem englischen Reisenden,*) „haben die Montenegriner als Räuber und Mörder gebrandmarkt, aber ich bin entschlossen, daß sie es nicht sein sollen; ich will zeigen, daß sie ebenso fähig sind, zur Veredlung und Gesittung zu gelangen, als irgend ein anderes Volk." Er führte Dorfschulen ein und errichtete in

*) Sir J. Gardner Wilkinson.

Cetinje eine Bildungsanstalt für arme Jünglinge, welche bald gegen hundert Schüler zählte.

Welche enorme Fortschritte hat das Schulwesen auf dem schwarzen Berge aber seit der Regierung des gegenwärtigen Fürsten Nikola des Ersten Petrović Njegoš gemacht! Auf dem Gebiete der Volksbildung wird man ihn einst mit demselben Recht „den Erleuchter seines Volkes" nennen, wie die Historiker dies auf dem Gebiet der staatlichen Reformen mit dem Vladika Peter dem Zweiten, dem Staatsmann, Helden und Dichter gethan haben. Die Zahl der Normalschulen bestand in Montenegro bis zum Jahre 1870 aus der vierklassigen Normalschule in Cetinje und aus sechs Dorfschulen, während der Fürst das Lehrerbildungsseminar und das Mädchenbildungsinstitut in Cetinje im Jahre 1869 gegründet hatte. Mit dem Jahre 1870 begann der Fürst nun eine umfassende Reform des ganzen montenegrinischen Schulwesens, eine Reform, welche in den verflossenen zwei Jahren bereits ganz enorme Erfolge erzielt hat. Im mittleren Europa weiß man von diesen Reformen eben so wenig, wie von dem heutigen Stande der Schulen in Montenegro; ja, man hat kaum eine Ahnung davon, daß auf dem schwarzen Berge überhaupt ein geordnetes Bildungswesen existirt. Und doch übertrifft das gegenwärtige montenegrinische Schulwesen sowohl in seinen Principien wie in seinen einzelnen Bildungsanstalten das Schulwesen mancher europäischen Kulturstaaten bei Weitem. Das klingt paradox! Wohlan, ich werde den Beweis für meine Behauptung führen! Auf dem schwarzen Berge ist die Schulbildung nicht allein obligatorisch, sondern auch umsonst. Die beiden großen Principien der Volksbildung, um welche sich in den europäischen Kulturstaaten noch heute Landtage

und Regierungen überall in den Haaren liegen, sind auf dem schwarzen Berge längst durchgeführt worden. Alle Montenegriner sind verpflichtet, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Der Unterricht in diesen Schulen kostet nichts. Bücher, Schreibmaterial werden den Schülern in diesen Schulen umsonst von Seiten der Regierung geliefert. Ueberall im Lande sind Stipendien zur Unterstützung armer Schulkinder errichtet. Weder Staat noch Kirche haben aber ein Recht, in die dem montenegrinischen Schulwesen zu Grunde gelegten Studienpläne einzugreifen. Aenderungen dieser Studienpläne nimmt der Lehrer nach seinem eigenen Ermessen vor, wenn er diese Aenderungen im Interesse der Schüler und Schülerinnen für nöthig hält. Auf dem schwarzen Berge, unter dem „Volke der Räuber und Kopfabschneider" gibt es weder Regulative noch Schulaufsichtsgesetze, wie in Preußen, und die Geistlichkeit hat auf dem schwarzen Berge kein Recht, in den Schulunterricht selbstständig einzugreifen Was sagt man in Oesterreich und in Deutschland zu einem solchen Schulwesen?

Von den beiden großen Kulturstätten des Landes, von dem Lehrerbildungsseminar und von dem Mädcheninstitut in Cetinje werde ich später erzählen und nun eine kurze Skizze der Reformen und der Resultate der Reformen geben, welche seit drei Jahren in Montenegro in Angriff genommen und erzielt worden sind.

Nachdem das Lehrerbildungsseminar und das Mädchenbildungsinstitut in Cetinje gegründet waren, faßte der gegenwärtige Fürst den Entschluß, die Zahl der Normalschulen des Landes zu heben und zu vermehren. Normalschulen gab es im Jahre 1870 in Montenegro sechs. Es wurde nun eine Kommission ernannt, deren Aufgabe darin bestand,

das Land zu bereisen und die geeignetsten Orte zur Errichtung neuer Schulen auszusuchen. Noch in demselben Jahre wurden in Montenegro vierundzwanzig neue Normalschulen eröffnet, welche von 1424 Schülern besucht wurden. Der Erfolg, welcher in diesen neuen Normalschulen erzielt wurde, war ein äußerst günstiger. Lehrer und Schüler lehrten und lernten mit einer wahren Gier. Als Grundlage des Unterrichts in den Normalschulen wurde nach der Pestalozzischen Lehrmethode eine neue Fibel verfaßt, an sämmtliche Schulen versandt und außerdem massenhaft verkauft. Zu gleicher Zeit errichtete die Regierung dreißig Stipendien zur Unterstützung armer Schulkinder. Im Jahre 1871 wurden wiederum acht neue Normalschulen eröffnet, so daß Montenegro jetzt, einschließlich der Hauptschule in Cetinje, der Lehrerbildungsanstalt und des Mädcheninstituts, einundvierzig Schulen und Bildungsanstalten besitzt, welche von mehr als zweitausend Schülern und Schülerinnen besucht werden.

Jede Normalschule hat drei Klassen; die Hauptschule in Cetinje hat dagegen vier Klassen. Bei jeder Normalschule ist Ein Lehrer angestellt, während an der Hauptschule in Cetinje zwei Lehrer unterrichten. Die Zahl der Schüler, welche diese Hauptschule — die einzige, welche bis jetzt in Montenegro existirt besuchen, betrug bei meiner Anwesenheit in Cetinje 92. Der Gehalt der Lehrer an den Normalschulen beträgt 200 bis 340 Silbergulden im Jahre. Außerdem erhält jeder Lehrer freie Wohnung und freies Holz. An der Hauptschule in Cetinje ist der Lehrergehalt höher; dort beläuft er sich, außer freier Wohnung und freiem Holz, auf 560 Silbergulden.

Die Aufsicht über sämmtliche Normalschulen führt ein

Schulinspektor, welcher jährlich einmal die Schulen zu bereisen hat und für Druck und Versendung der nöthigen Bücher, Wandtafeln und Landkarten sorgt. Gegenwärtig bekleidet diese Stelle unentgeltlich ein junger Serbe aus Ungarn, Herr Milan Kostić, zugleich Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Cetinje, dem das montenegrinische Schulwesen viel zu verdanken hat. Lehrer an einer ungarischen Schulanstalt, nachdem er seine Studien in Wien und Petersburg gemacht hatte, trug er sich, als er von der beabsichtigten Reform des montenegrinischen Schulwesens hörte, dem Fürsten des schwarzen Berges an, die an den neuen Schulen anzustellenden Lehrer während seiner eigenen Ferien unentgeltlich für ihr Lehreramt nach der neuen Lehrmethode unterrichten zu wollen, damit sie nicht gänzlich unvorbereitet in ihr neues Lehramt einzutreten nöthig hätten; denn man besaß damals als Lehrer für die neuen Normalschulen nur solche Jünglinge, welche die vier Klassen der Hauptschule in Cetinje abgemacht hatten. Der Fürst nahm den Antrag des jungen Serben natürlich mit Freuden an, und Herr Kostić siedelte nun während seiner Ferien für zwei Monate nach Cetinje über, um den neuen montenegrinischen Lehrern praktische Vorträge nach der neuesten Lehrmethode zu halten. Sämmtliche bereits an den bestehenden Schulen angestellte Lehrer wurden von der Regierung eingeladen, nach Cetinje zu kommen und den Vorträgen beizuwohnen. Im Jahre 1870 nahm Herr Kostić diese praktischen Vorträge in Bezug auf die zweite und dritte Klasse der Normalschulen von Neuem auf, während er zugleich die Leitung des Lehrerbildungsseminars übernahm. Selbstverständlich sind diese praktischen Vorträge für die Lehrmethode an den montenegrinischen Normalschulen von großer Wichtigkeit gewesen.

Währenddem ist seit den letzten drei Jahren von Seiten des Fürsten, des Gründers der gegenwärtigen Normalschulen, alles Mögliche geschehen, um den Eifer der Lehrer und Schüler zu fördern. Bei seinen Reisen im Lande unterläßt der Fürst nie, die Schulen zu besuchen und sich durch persönliche Anschauung von dem Gedeihen seiner Schöpfungen zu überzeugen. Bei diesen Besuchen wurden den besten Lehrern Belobungen und Geschenke gegeben und bei den meisten die Gehalte aufgebessert. In der Cetinjer Hauptschule, in der Lehrerakademie und in dem Mädchenbildungsinstitut wohnt der Fürst allen Prüfungen bei, richtet selbst Fragen an die Zöglinge und belohnt die besten unter ihnen mit reichlichen Geldprämien. Bei meiner Anwesenheit in Montenegro habe ich eine Dorfschule, die Schule in Nègos und die Hauptschule in Cetinje in allen vier Klassen besucht und bin erstaunt gewesen über die Fortschritte, welche die Zöglinge dieser Schulen binnen kurzer Zeit gemacht hatten, sowie über den Eifer, mit dem die Lehrer ihre Zöglinge unterrichteten. Besonders hat mich die demokratische Gleichheit erfreut, welche in der Cetinjer Hauptschule herrschte. Der Sohn des Senators und des fürstlichen Sekretärs saßen neben den armen Bauerknaben aus einem der umliegenden Dörfer; im Mädcheninstitut fand ich Verwandte der Fürstin unter den Töchtern armer Arbeiter aus Cetinje, alle in derselben Kleidung, alle gleich verpflegt und in gleicher Weise beköstigt. Auf dem schwarzen Berge gibt es keine Titel, keine Prärogative und keine Standesunterschiede. Jeder Bürger ist dem andern gleich. In den Volksversammlungen, wo die öffentlichen Angelegenheiten berathen werden, hat der ärmste Bürger, wie der reichste seinen Sitz und seine Stimme, und der Aermste kann kühn zu dem

Reichsten sagen: „Das, was du willst, will ich nicht," und wenn dieser ärmste Mann Beredsamkeit besitzt, so kann seine Meinung selbst über die Meinung des Vladika triumphiren. Dies Bewußtsein der Gleichheit, welches alle Bürger durchdringt, fand ich auch unter den Kindern auf den Schulbänken wieder. Die Lehrgegenstände in den Normalschulen bestehen im Rechnen, Schreiben, Lesen, in slavischer Grammatik, in Arithmetik, in serbischer und montenegrinischer Geschichte, in Geographie und in Katechismus.

Die Mädchenbildungsanstalt in Cetinje besteht aus einer Bildungsschule nebst einer Haushaltungsschule. In der Bildungsschule werden die jungen Mädchen in der serbischen Sprache und Literatur, in der allgemeinen Geschichte, in der serbischen Geschichte, sowie in der Geschichte des schwarzen Berges, in der Erdbeschreibung, in der französischen und russischen Sprache, im Gesang und in der Religion und Moral unterrichtet. Die Haushaltungsschule umfaßt alle Gegenstände des Haushaltungswesens, alle weiblichen Handarbeiten und die Seidenzüchterei. Der Unterricht in der Mädchenbildungsanstalt besteht aus zwei Lehrkursen; jeder Kurs dauert zwei Jahre. Nach Vollendung der vierten Klasse bleiben diejenigen Schülerinnen, welche Lehrerinnen in den Mädchenschulen werden wollen, noch ein Jahr im Institut, um sich auf ihr Lehramt vorzubereiten. Unterricht und Beköstigung sind umsonst. Kleidung, Schreibmaterial, Bücher erhalten die Zöglinge auf Kosten des Staates. Außer den Stipendistinnen, welche also für Ausbildung und Verpflegung nichts zu zahlen haben, können auch junge Mädchen aufgenommen werden, welche nur den Schulunterricht genießen, ohne in der Bildungsanstalt zu wohnen. Für den Unterricht und für ihre Ausbildung im

Hauswesen bezahlen diese auswärtigen Zöglinge nichts. Wollen diese auswärtigen Zöglinge Beköstigung und Wohnung haben, also alle Vortheile der eigentlichen Stipendistinnen genießen, so zahlen sie für das Jahr 300 Silbergulden. Als Direktrice der Mädchenbildungsanstalt ist eine russische Dame, Fräulein Nadezda Paejevics, angestellt, welche einen Gehalt von 2500 Gulden erhält, die Oekonomie der Anstalt führt und den Unterricht leitet; neben ihr unterrichten zwei noch sehr junge serbische Damen, Fräulein Milena Stanjević und Fräulein Milka Kokanović. Jede von ihnen erhält außer Wohnung, Kost, Heizung, Licht und Bedienung einen jährlichen Gehalt von 300 Silbergulden. In der Religion sowie im Gesang unterrichtet einer der Professoren der Lehrerbildungsanstalt.

Die Mädchenbildungsanstalt in Cetinje, welche in diesem Jahre auf 100 Schülerinnen gebracht werden soll, wird für die Bildung der montenegrinischen Frauen und Mädchen von weitreichenden Folgen sein. Sie wird in Jahr und Tag nicht allein eine große Anzahl von Lehrerinnen für die montenegrinischen Mädchenschulen heranbilden, sondern aus ihr werden auch Frauen und Mütter hervorgehen, welche die ihnen zu Theil gewordene Bildung in ihre Familien übertragen und in dieser Weise zu eigentlichen Kulturträgerinnen der weiblichen Bevölkerung Montenegros werden. Das weibliche Geschlecht steht auf dem schwarzen Berge noch insofern unter dem Druck orientalischer Anschauungen, als die Frau als nicht ebenbürtig dem Manne betrachtet wird. Als „Arme" und „Schwache" ist ihre gesellschaftliche Stellung eine untergeordnete, keine gleiche.

Wenn der Mann von seiner Frau, wenn der Bruder

von seiner Schwester spricht, so geschieht dies in einer entschuldigenden Weise, als wenn die Würde des Mannes dadurch verletzt werden könnte, daß er der Frau erwähnt. Wie oft habe ich in Cetinje im Gespräch mit den Männern die Worte gehört: „Verzeihen Sie, meine Frau!"

In manchen Häusern fand man es ganz sonderbar, wenn ich im Gesellschaftsanzuge erschien, um „den Damen einen Besuch zu machen." Ich habe diese sonderbaren Anschauungen sogar bei Männern gefunden, welche ihre Bildung in Paris und in Wien erhalten hatten. Auf dem Gebiete dieser Vorurtheile und dieser schiefen Ansichten über die sociale Stellung der Frau werden die Zöglinge der Mädchenbildungsanstalt, wenn sie wieder in den Kreis ihrer Familien zurückgehen, um selbst Hausfrauen und Mütter zu werden, für die Kultur der Bevölkerung des schwarzen Berges von großer Bedeutung werden.

Von noch weit größerer Bedeutung für die Bildung und für den Kulturfortschritt der Bevölkerung des schwarzen Berges wird die im Jahre 1869 in der Hauptstadt errichtete Lehrerbildungsanstalt werden. Mit Recht kann man sie als die eigentliche Kulturstätte Montenegros betrachten. Die Errichtung dieser Lehrerbildungsakademie, welche in einigen Jahren sämmtliche Schulen Montenegros mit wissenschaftlich durchgebildeten Lehrern versorgen wird, ist ein gar nicht hoch genug anzuschlagender Gedanke des gegenwärtigen Fürsten. Zur Erhaltung der Akademie gibt die russische Regierung einen jährlichen Beitrag von 8000 Rubeln, ohne indeß den geringsten Einfluß auf Studienplan und Leitung zu haben. Den Lehrplan der Akademie hat der gegenwärtige Direktor, Herr Milan Kostić, entworfen. Ihm ist es auch anheimgestellt, je nach näherer Kenntniß der Landes-

verhältnisse oder aus Gründen der Zweckmäßigkeit Veränderungen im Lehrplan vorzunehmen, sobald er es für nöthig hält. Bereits ist dies auch mehrfach geschehen. In das Seminar können die Zöglinge aufgenommen werden, welche die vier Klassen der Hauptschule in Cetinje mit Erfolg durchgemacht haben. Die Aufnahme in das Seminar hängt von einer strengen, von dem Direktor und von den Lehrern des Seminars vorgenommenen Prüfung der Aufzunehmenden ab, welche in Gegenwart des Bischofs von Cetinje, als Vorstehers des Seminars und der Kirche stattfinden muß. Die besten Schüler aus verschiedenen Stämmen werden nach dieser Prüfung alsdann Stipendisten und sind als solche von jeder Zahlung befreit. Sie erhalten die ganze Ausbildung, die Kleider, die Bücher, das Studienmaterial, Wohnung, Heizung, Licht, jede Verpflegung und Beköstigung umsonst. Machen sie gute Fortschritte, sind die Lehrer mit ihrem Fleiß und mit ihrem Betragen zufrieden, so erhalten sie außerdem auch dauernde Geldunterstützungen.

Nach Beendigung ihrer Studien in der Akademie werden sie als Lehrer an die verschiedenen Normalschulen des Landes versetzt. Zeichnen sie sich aber besonders aus, so werden sie auf Kosten des Staats zu ihrer weiteren Ausbildung an die höhere geistliche Akademie nach Petersburg oder auf eine andere, ausländische Universität geschickt.

Die Lehrerakademie befindet sich in den Räumen des alten Fürstenpalastes der Hauptstadt. Dort wohnen Lehrer und Zöglinge; die früheren fürstlichen Zimmer und Säle sind zu Wohnzimmern, Schlafsälen, Speisesälen und Unterrichtszimmern umgewandelt worden.

Der Tag bricht früh an in dieser Lehrerakademie. Im Sommer wird um fünf Uhr, im Winter um sechs Uhr auf-

gestanden. Um sieben Uhr wird gefrühstückt. Die Vorlesungen beginnen um acht Uhr und dauern bis zwölf Uhr Mittags. Nur der Vormittag ist indeß für die Vorlesung bestimmt. Der Nachmittag ist dem Selbststudium, den körperlichen Bewegungen und kriegerischen Uebungen gewidmet, welche von zwei serbischen Offizieren geleitet werden. Die Uebung in den Waffen geht in der Lehrerbildungsakademie zu Cetinje mit den geistigen Studien Hand in Hand. Jeder Montenegriner ist Bürger und Krieger. Der Mönch und der Pope weiß das Gewehr zu handhaben wie der Soldat. Ueber der Lagerstätte jedes Zöglings der Lehrerakademie im alten Fürstenpalaste zu Cetinje fand ich seine Waffen an der Wand aufgehängt, den Yatagan, das lange Messer zu Hieb und Stich, die Pistolen und einen Hinterlader.

Nur der Samstag Nachmittag bildet von dieser Regel eine Ausnahme. Zwei Stunden des Samstag Nachmittags sind für die Wiederholung des in der Woche Gelernten bestimmt.

Um zwölf Uhr wird in der Lehrerakademie gemeinschaftlich zu Mittag gespeist. Die Küche ist reichlich und gut. Das Mittagessen besteht aus Suppe und zwei frisch zubereiteten Schüsseln. Wein wird an Sonn- und Feiertagen getrunken, sowohl Mittags wie Abends.

Die Abendtafel findet um sechs Uhr statt und besteht ebenfalls aus zwei frischen Schüsseln. Das ist die tägliche Hausordnung der Lehrerakademie im alten Fürstenpalaste der Hauptstadt!

Die Akademie ist gegenwärtig für die Aufnahme von 30 Stipendisten eingerichtet. Zöglinge, welche nicht in der Anstalt wohnen und nur am Unterricht unentgeltlich Theil

nehmen, erhalten ihr Studienmaterial, Bücher und Papier ebenfalls umsonst. Der Unterricht wird von dem Direktor und neben ihm von drei Lehrern ertheilt. Die Oberaufsicht über die Oekonomie führt einstweilen Einer von den Lehrern. Jeder Lehrer bezieht einen Gehalt von 800 Silbergulden jährlich, der Direktor hat einen jährlichen Gehalt von 1500 Silbergulden. Wohnung, Holz und Licht erhält jeder von den Lehrern so wie der Direktor umsonst. Beim Antritt des Amtes erhält jeder Lehrer zu seiner Einrichtung 100 Silbergulden; der Rektor 200 Silbergulden. Mit jedem fünften Jahre steigt der Gehalt um 25 Procent. Nach 30jährigem Dienste bezieht jeder Lehrer seinen ganzen gegenwärtigen Gehalt als lebenslängliche Pension. Wie manches deutsche Lehrerseminar könnte sich auch in Betreff der Lehrergehalte die Lehrerakademie des schwarzen Berges als Muster nehmen!

Die Akademie ist in 4 Klassen eingetheilt. Der Kursus in jeder Klasse nimmt ein Jahr in Anspruch, so daß die ganze Ausbildung in der Akademie 4 Jahre dauert. Nur ganz gute Schüler werden indeß nach Ablauf eines Jahres zum Uebertritt von einer Klasse in die andere Klasse zugelassen. Die Lehrgegenstände der vier verschiedenen Klassen bestehen in Katechismus, allgemeiner Kirchengeschichte, Weltgeschichte, heiliger Schrift, Kirchenrecht, Pastoraltheologie, Moraltheologie, Logik, Physik, Pädagogie, serbischer Sprache nebst Literatur, russischer Sprache, kirchenslavischer Sprache, allgemeiner Literatur, Geographie, Schreiben und Lesen, Rechnen, Mathematik und Anschauungslehre. Bei den Vorlesungen über die heilige Schrift findet eine sorgfältige Auswahl aus den Geschichten des alten Testaments statt. Ausführlicher werden die Gegenstände des neuen Testamentes behandelt. Für den Rechnenunterricht ist Močnkis Rechnen-

buch für Volksschulen zu Grunde gelegt; als Lesebuch dienen die drei serbischen Lesebücher. Bei allen Gegenständen, von denen aus dem Lesebuche vorgelesen wird, wird die Anschauungslehre sogleich praktisch angewendet. Die Geschichte wird in Verbindung mit der Geographie vorgetragen; den Vorlesungen der Weltgeschichte ist die Weltgeschichte meines unvergeßlichen Freundes Gustav Struve, des radikalen Republikaners, der im Jahre 1848 zuerst die Fahne für die deutsche Republik erhob, zu Grunde gelegt, bekanntlich die einzige wirklich demokratische Weltgeschichte, welche in der deutschen Literatur überhaupt existirt. In der vierten Klasse geht das Lesen des dritten serbischen Lesebuches mit der Religionslehre, mit der Geographie, mit der Geschichte und mit der Naturgeschichte Hand in Hand. In dieser vierten Klasse werden auch freie schriftliche Aufsätze aller Art nach von den Lehrern aufgegebenen Thematis aufgefertigt. Das ist der Lehrplan, nach welchem in der Lehrerbildungsakademie des schwarzen Berges gelehrt und studirt wird! Ich denke, manches Lehrerseminar in Deutschland könnte sich auch diesen Lehrplan als Muster nehmen.

Die Hauptschule Montenegros hat in den Räumen des Klosters von Cetinje Aufnahme gefunden, bis ein anderes Gebäude für dieselbe beschafft sein wird, in dem interessanten Kloster, wo zugleich der Bischof von Cetinje residirt, oder ich will lieber sagen, in drei oder vier Zimmern recht bescheiden wohnt. In diesen bescheidenen Räumen wohnte und starb Peter der Erste Petrović am 18. Oktober 1830 in einem Alter von 80 Jahren. Dort führte der große Reformator, der in den großen Hauptstädten Europas erzogen und gebildet, der an die Lebensweise der vornehmen europäischen Aristokratie gewohnt war, ein einfaches, ja

strenges Leben, so daß es während seiner letzten Krankheit nicht einmal Feuer in seiner Schlafkammer, oder ich will lieber sagen, in seiner ärmlichen Zelle hatte. Als dieser Chef eines Heldenvolkes verschieden war, kamen alle Stammeshäupter aus dem ganzen Lande herbei, um ihm zum letztenmale die Hände zu küssen. Nach einer Bestimmung seines Testamentes wurde über seinem Grabe ein sechsmonatlicher Waffenstillstand mit allen inneren und äußeren Feinden geschlossen, und der ganze schwarze Berg seufzte und betete, nur denjenigen anrufend, welcher sein ganzes Leben hindurch sich als guter Bürger und als guter Priester gezeigt hatte. „Der Wladika, Peter der Erste," sagt Cyprien Robert von diesem großen Manne, „hat mehr als irgend einer seiner Vorgänger zur Konstituirung Montenegros beigetragen. Seine Tapferkeit und die unbesiegbare Energie seines Willens schlossen keineswegs die Milde aus, welche bei ihm auf eine nicht gewöhnliche Weise hervortrat. Er besaß die Gabe der Ueberzeugung und der Beredsamkeit in einem solchen Grade, daß es nur eines Wortes aus seinem Munde bedurfte, um die Crnagorzen zu den größten Opfern zu bewegen. Unbegränzt war seine Gewalt und er befahl sogar der Gouvernatur, obwohl diese stets von ihm geachtet wurde und ihm gegenüber saß. Welche Meinung man auch von seinen Handlungen als Regent hegen mag, so muß man doch den Mann bewundern, der das glänzende Leben der europäischen Aristokratie kennen gelernt hatte und dennoch unter einem Volke lebte, welches jeden Luxus entbehrt. Um vollständig der Erleuchter seines Stammes zu sein, läßt sich Peter Petrović die Strenge und die einförmige Lebensweise seiner Vorfahren gefallen, nimmt die ungeheure Verantwortlichkeit einer für unumgänglich nothwendig gehaltenen

Revolution auf sich, trotz aller Widerwärtigkeiten, aller Gefahren, welche die Reformatoren einer von ihren alten Sitten eingenommenen Gesellschaft umringen."

Auch heute noch wird der große, verstorbene Vladika, welcher drei und fünfzig Jahre regiert hat, auf dem schwarzen Berge hoch verehrt. Die Bewohner schwören bei seinem Namen, so daß man von ihm mit Horaz sagen kann: „Jurandasque tuum per nomen ponimus aras." Während seines Lebens galt sein Fluch oder sein Segen für die Ursache von Glück und Unglück. Sein Nachfolger benutzte die allgemeine Verehrung, um ihn unter die Zahl der Heiligen zu versetzen. Der Leichnam wurde aus dem verborgenen Grabe genommen, in der Kirche des Klosters aufgestellt und auf den Sarg ein Deckel gelegt, der die frommen Besucher zu Opfergaben einlud. Viele Weihetafeln bezeugen die wunderbaren Heilungen, welche man seiner Vermittlung zuschreibt.

In den Räumen dieses Klosters, wo der große Vladika schläft, fand ich die Hauptschule von Cetinje. Sie hat, wie ich schon erwähnte, abweichend von den montenegrinischen Normalschulen, vier Klassen, in denen von zwei Lehrern unterrichtet wird. Die Zahl der Schüler betrug, als ich die Schule besuchte, 92 Kinder von acht bis fünfzehn Jahren. Ich habe dem Unterrichte in den verschiedenen Klassen beigewohnt, und war, wie bei meinem Besuche in der Dorfschule zu Nëgoš, erstaunt über die Leistungsfähigkeit und über die Fortschritte der Kinder. Die Handschrift von Kindern von acht Jahren, welche noch nicht sechs Monate in der Klasse zugebracht hatten, war so schön, deutlich und sorgsam wie ich sie in deutschen Schulen oft nicht bei viel älteren Kindern gefunden habe, welche länger als Jahr und Tag

Schreibunterricht gehabt hatten. Ein Knabe von dreizehn Jahren vollendete ein schwieriges Rechenexempel von einem Dutzend großer, unregelmäßiger Brüche mit der größten Gewandtheit und Sicherheit binnen kaum zehn Minuten an der Tafel. Auch in dieser Schule waltete unter den Kindern eine demokratische Gleichheit.

Ich schließe hiemit meine kurze Skizze des montenegrinischen Schulwesens, einer Schöpfung von kaum drei Jahren. Ein Schulwesen ohne Schulaufsichtsgesetz, ohne Disziplinargesetze behufs Maßregelung und Absetzung der Lehrer, ohne Regulative, ohne Bevormundung jeder geistlichen und weltlichen Behörde, Lehrmethode, Unterrichtsplan, Vorträge, Gegenstände der Vorträge ganz dem freien Willen und der Einsicht der Lehrer anvertraut! Ein Lehrerseminar, welches alle Volksschulen des Landes mit Lehrern versorgt, an dessen Spitze ein radikaler Republikaner steht, wo als Handbuch für den Geschichtsunterricht das Geschichtswerk eines radikalen Republikaners eingeführt ist, ein Lehrerseminar ohne jede Aufsicht einer weltlichen oder geistlichen Behörde!

Die ganze Volksbildung, der Unterricht in allen Schulen umsonst; die Verpflichtung, die Kinder in solche Schulen zu schicken, obligatorisch. Der Religionsunterricht auf den Unterricht in der Moral eingeschränkt; alle Dummheit, Blödsinn und Albernheit des alten Testamentes vom Religionsunterricht ausgeschlossen. Und der Staat gibt noch den Schülern, welche es brauchen, zum Unterricht Kost, Wohnung und Kleidung dazu. Was meint der neue preußische Kultusminister Dr. Falk zu diesem Schulwesen der Barbaren auf dem schwarzen Berge, „der Räuber und Kopfabschneider?“ Möchte er nicht das preußische Schulwesen nach den Prin-

zipien des montenegrinischen Schulwesens umgestalten? Doch — solche Hoffnungen dämmern wohl bloß in den Köpfen der Nationalliberalen und der Mitglieder der Fortschrittspartei, welche nun auch kürzlich von der Preußenseuche befallen sind. Dr. Falk müßte dann eben Senator der republikanischen Regierung des schwarzen Berges und nicht preußischer Kultusminister „von Bismarks Gnaden" sein.

Im Hause des russischen Konsuls in Ragusa, Herrn Yonine, machte ich zuerst die Bekanntschaft eines Montenegriners. Es war der Präsident des montenegrinischen Senats, Herr Bojo Petrović, ein Cousin des gegenwärtigen Fürsten, welcher mit einer Mission der Regierung nach Wien und Petersburg reiste, ein junger Mann im Anfang der dreißiger Jahre, mit dunklem Haar und dunklen Augen, schönen und einnehmenden Gesichtszügen, den Teint etwas gebräunt, die Gestalt schlank und von ebenmäßigen Formen, aber nicht hochgewachsen, wie dies meistens auf dem schwarzen Berge der Fall ist. Die montenegrinische Tracht: die goldgestickte rothe Weste, die reichbesetzte ärmellose Jacke von gleicher Farbe und der weiße paletotartige Rock, der bis zum Knie reichte, stand ihm ganz vortrefflich. Eine breite, bunte Schärpe trug er um den schlanken Leib geschlungen; ein funkelnder, reichbesetzter, türkischer Säbel hing an goldenem Gehänge an seiner Seite; die Brust war mit Ordenssternen und Dekorationen bedeckt. In seiner äußern prächtigen, eleganten und vornehmen Erscheinung, in seinen einnehmenden und angenehmen Manieren, in der Gewandtheit, sich auszudrücken und in der Tournure war er das wahre Prototyp eines „Ritters vom schwarzen Berge." Oder soll ich sie etwa nicht „Ritter" nennen, diese Tapfern, welche sich nun fast ein halbes Jahrtausend

für die Freiheit und Selbstständigkeit ihrer Bergesheimat mit Legionen von Türken herumgeschlagen haben, ohne jemals besiegt worden zu sein? Jeder geht auf dem schwarzen Berge in den Kampf, wenn die wilden Albanesen und die grausamen Türken zu Hunderttausenden anstürmen, um sich endlich, wie es in dem Piesma' heißt, welches den schrecklichen Feldzug Kara Mahmuds besingt, „des schwarzen Berges und des ebenen Küstenlandes, welches wir so lange gewünscht haben," zu bemächtigen, wie zum Märtyrerthum. War Nikatz Tomanović, der sich mit vierzig Gefährten im Jahre 1750 durch ein feindliches Heer von zwanzigtausend Mann durchschlug, den Kehia Pascha tödtete, und, obschon gefährlich verwundet, glücklich zu den Seinigen gelangte, nicht ein solcher Ritter?

In der Schlacht wehrt sich der Montenegriner aufs Aeußerste. Nie bittet der Ritter des schwarzen Berges um Erbarmen. Wird Einer von ihnen schwer verwundet und ist es unmöglich, den Verwundeten aus den Händen der Feinde zu befreien, so hauen ihm seine eigenen Waffengefährten mittelst des Yatagans den Kopf ab. „Als bei dem Angriff auf Chobuk," erzählt ein russischer Offizier *) „eine kleine Abtheilung unserer Truppen sich zurückziehen mußte, stürzte Einer unserer Offiziere, ein nicht mehr junger Mann, vor Erschöpfung zu Boden. Ein Montenegriner, der ihn fallen sah, lief auf ihn zu und sprach, seinen Yatagan aus dem Gürtel ziehend: „Ihr seid sehr tapfer und müßt wünschen, daß ich Euch den Kopf abhaue. Sprecht ein Gebet und macht das Zeichen des Kreuzes." Entsetzt über diesen Vorschlag, erhob sich der Offizier mit Anstren-

*) British and foreign Review.

gung aller ihm noch übrig gebliebenen Kräfte vom Boden und gelangte, unter dem Beistande des freundlichen Montenegriners zu seinen Gefährten."

Auch in der Tracht gleicht der Bewohner des schwarzen Berges dem Gebirgsbewohner von Kastilien. Der Hals wird bloß getragen, die Brust bedeckt eine rothe, gewöhnlich reich mit Gold gestickte Weste, über dieser Tuchweste wird eine ebenfalls mit goldenen Schnüren und Knöpfen reich verzierte, ärmellose, rothe oder grüne Jacke getragen. Ein weißer, vorn offener Paletot mit Aermeln von gleicher Farbe reicht bis ans Knie. Weite, orientalische Beinkleider von einem blauen Wollstoff umschließen das Bein bis oberhalb der Wade. Ein Ledergürtel, in welchem reich verzierte, lange Pistolen und ein reichgeschmückter Yatagan stecken, umschließt den Leib. Ueber diesem Ledergürtel wird eine breite, rothe, auch zuweilen bunte Schärpe getragen. Den Kopf bedeckt der niedrige montenegrinische Fez mit schwarzseidenem, breitem Rande und rothem Deckel, in welchen ein Stern und das Stück eines Regenbogens mit Gold gestickt sind. Der schwarze Rand bedeutet die Trauer um das noch unter türkischer Botmäßigkeit seufzende serbische Vaterland, die rothe Farbe des Deckels das Türkenblut, Stern und Regenbogen die Hoffnung auf Befreiung aller serbischen Stämme aus türkischer Knechtschaft. Um die Schultern wird nach Art des schottischen Plaid die Struka geschlungen, deren Stoff aus weißer oder braun gefärbter, langhaariger Wolle besteht. Der untere Theil des kräftigen Beines steckt in weißen, wollenen Gamaschen; der Fuß ist mit der Opanka bekleidet, einer leichten, elastischen Sandale aus ungegerbtem Leder, welche mittelst lederner Kreuzriemen am unteren Theile des Beines befestigt ist. In

Galatracht werden die Opanken durch schwarze, lakirte Stiefel ersetzt, welche über die Wade bis zu den blauen Beinkleidern hinaufgezogen werden. Das ist der vollständige Anzug des slavischen Ritters des schwarzen Berges! Wenn Einer von ihnen in seinem Waffenschmuck durch die benachbarten Gegenden reitet, so strömen von allen Seiten die Landbewohner herbei, um den Helden des schwarzen Berges zu begrüßen und einen jener wunderbaren Männer zu betrachten, deren Heldenthaten die Unterhaltung aller Slaven bilden.

Zwei von diesen Tapferen, welche in die letzten blutigen Konflikte am Skutarisee verwickelt waren, befanden sich während meines Besuches in Cetinje. Sie waren dort internirt. Häufig kamen sie in den alten Fürstenpalast zu meinem Freunde Milan Kostić und seiner schönen Frau. Es waren große, schöne und kräftig gebaute Männer mit gebräunten Gesichtern, dunkelbraunem Haar, schwarzen Schnurrbärten und hellbraunen, funkelnden Augen, die Brust war mit Ordenskreuzen und Medaillen bedeckt, welche sie für ihre tapfere Thaten während der Türkenkämpfe im Jahre 1862 erhalten hatten. Und wie prächtig sahen sie aus, diese hohen, weit über die Mittelgröße hinausreichenden, ebenmäßig gebauten Gestalten in ihrem bunten, turbanartigen Kopfschmuck, in ihren mit goldener Stickerei bedeckten rothen Jacken und Westen, die weiße Struka um die Schultern geschlagen, den schlanken Leib mit breiter, rother Schürze umwunden, aus deren Falten die mit Gold, Silber und Perlmutter verzierten Kolben der langen Pistolen und der mit Wahlschmuck ausgelegte Griff des Yatagans herausblickten, der so manchen Türkenkopf abgeschnitten hatte!

Der Montenegriner ist groß, kräftig, von schlanker und

ebenmäßiger Gestalt. Gewöhnlich reicht sein Wuchs über die Mittelgröße hinaus. Die Männer übertreffen die Weiber an Schönheit der Gesichtsbildung sowie der Gestalt bei Weitem. Das Haar ist gewöhnlich von dunkelbrauner Farbe, schwarzes Haar ist selten. Profil und Augen haben ganz den serbischen Typus; die Form der Nase ist gerade oder nur wenig gebogen. In dem gesunden Bergklima, bei der sehr mäßigen Lebensweise und der vielen Bewegung erreichen die Montenegriner häufig ein sehr hohes Alter. Einer der ersten Montenegriner, dem ich auf dem schwarzen Berge begegnete, hatte das hundertste Jahr hinter sich. Es war der Besitzer der Schänke zu Njegos, wo ich Halt machte und mein Pferd füttern ließ. Von hoher, kräftiger Statur, hielt er sich gerade aufrecht; ich hätte ihm kaum 60 Jahre gegeben. Eine halbe Stunde später sah ich in der Schule das jüngste Kind dieses mehr als hundertjährigen Mannes, ein Mädchen von 6 Jahren. Vialla sah in einem anderen Dorfe eine Familie, welche 6 Geschlechtsfolgen zählte. Der Urgroßvater war 117, sein Sohn 100, sein Enkel 82, sein Urenkel 60 Jahre alt und der Sohn dieses letzteren, welcher 43 Jahre zählte, hatte einen Sohn von 21 Jahren, der wieder ein zweijähriges Kind hatte. Das paßt recht gut zu dem Rufe, worin diese Länder vor alten Zeiten standen, als man dem Illyrier Dando ein Alter von 500 Jahren zuschrieb. *) Krankheiten gehören in diesem gesunden Bergklima zu den unbekannten Erscheinungen. Die einzige Krankheit, von der ich in Montenegro gehört habe, war das Wechselfieber. Die beiden Aerzte, welche ich in der Hauptstadt fand, Dr. Frillay, ein

*) Plinius VII. 48.

Franzose und ein Grieche, hatten wenig oder gar nichts zu thun, und würden, falls sie nicht Gehalte von der Regierung bezogen hätten, von dem Ertrage ihrer Praxis gewiß nicht haben leben können. Krüppel habe ich nirgends gesehen. Auch durch sehr kräftige Lungen und durch kräftige Stimmen zeichnen sich die Montenegriner aus. Ich habe mich oft über die Tragweite dieser mächtigen Stimmen gewundert. „Wir fuhren," erzählt ein englischer Reisender,*) „in geringer Entfernung an einem Dorfe vorbei und hielten unsere Ruder an, um Neuigkeiten zu hören. Die meisten Einwohner waren abwesend, aber Einer, ein großer Mann, saß mit einigen müßigen Leuten oben auf der Hütte. Es war der erste Präsident des Senats, kurz der Sprecher des Hauses, und gewiß, wenn eine Stentorlunge von Nutzen für dieses Amt im Parlament der Montenegriner ist, so war er vollständig dazu befähigt. 20 Minuten unterhielt sich dieser vornehme Mann mit uns in einer Entfernung, welche anfänglich eine Viertelmeile betragen mochte, aber wahrscheinlich auf drei (englische) Meilen stieg, ehe seine Stimme uns endlich unvernehmlich wurde." Das erinnert uns an Stentors fünfzigstimmige Kraft und an die Leistung des Aegypters, den Darius nach Herodots Erzählung bei seinem Heere benutzte, um seine Befehle über die Donau hin ausschreien zu lassen. Die Sprache der Montenegriner ist ein sehr schöner, unvermischter und schönklingender Dialekt des Serbischen; sie selbst sind ja der ausgeprägteste und schönste Typus des serbischen Stammes. Krasinski sagt von der Sprache der Montenegriner: „Sie soll unter allen slavischen Dialekten der ursprünglich slavischen Sprache am

*) Blackwood's Edinburgh Magazine. 1853.

nächsten kommen, das heißt derjenigen, in welche die heilige Schrift im neunten Jahrhundert durch Cyrillus und Methudius übersetzt ward und die noch immer bei allen Slaven, welche sich zur morgenländischen Kirche bekennen, als die heilige Sprache gilt." *)

Die Montenegriner zeichnen sich durch große körperliche Stärke, durch Muskelkraft und Elastizität der Glieder aus. Ich habe diese Muskelkraft mehrmals bei ihren Springübungen und bei einem Spiele, wo jeder der Theilnehmer den Anderen durch Schleudern schwerer Feldsteine in die Weite zu übertreffen sucht, bewundert. Als der venezianische Geschäftsträger Bolizza den schwarzen Berg besuchte, bedienten sich seine Bewohner noch der Schilde und der Lanzen und ihre Lieblingsbelustigungen bestanden in einer Art von Turnieren, bei denen sie sich zu Pferde mit dem Wurfspieß angriffen; **) noch heutzutage gleichen ihre langen Flinten, ihre Pistolen und Yatagans denjenigen, welche wir in unseren Waffensammlungen aufbewahren. Niemals sah ich einen Bewohner des schwarzen Berges unbewaffnet. Mit Pistolen, langen Flinten und Yatagans Bewaffnete holten mich vom Bazar von Cattaro auf den schwarzen Berg und Bewaffnete begleiteten mich auf dem Rückwege bis an Bord des Dampfers.

Bei den Nachmittagsspaziergängen auf dem Boulevard von Cetinje erschien Jedermann bewaffnet. Alle Montenegriner, welche mich in meiner Wohnung besuchten, machten ihren Besuch im Waffenschmuck. Die Waffen des Monte-

*) S. British and foreign quarterly Review. Nr. XXI.

**) Relazione del sangiacato di Scutari. Manuskript. Bibliothek von San Marco.

negriners bestehen aus einer weittragenden Flinte, deren Schäfte und lange Rohre mit Perlmutter und Stahlverzierungen eingelegt sind, aus langen, reichverzierten Pistolen und aus dem Yatagan, einem langen Messer auf Hieb und Stich. Der Montenegriner ist ein trefflicher, selten fehlender Schütze. Dem Schuße folgt der Gebrauch des Yatagans, sobald sie mit dem Feinde handgemein werden. Ueber die Kampfart und die Kriegsgewohnheiten der Bevölkerung des schwarzen Berges entnehme ich aus dem Bericht eines Offiziers der russischen Flotte während der Kämpfe mit den Franzosen folgende interessante Stelle, deren Thatsachen heute noch meistens zutreffend sind: „Die Montenegriner sind stets bewaffnet und haben bei ihren friedlichsten Beschäftigungen stets ihre Waffen bei sich, Büchse, Pistolen, Yatagan und Patrontasche. In ihren freien Stunden schießen sie nach einem Schilde und sind seit ihren Knabenjahren an diese Uebungen gewöhnt. Sie wissen Beschwerden und Entbehrungen zu ertragen und machen, ohne zu ermüden und mit frischem Muthe, sehr lange und angestrengte Märsche. Mit großer Leichtigkeit erklettern sie die steilsten Felsen und ertragen geduldig Hunger, Durst und jegliche Entbehrung. Ist der Feind geschlagen und auf dem Rückzuge, so verfolgen sie ihn mit einer Schnelligkeit, die ihnen den Mangel an Reiterei ersetzt. Unter Bergen wohnend, welche bei jedem Schritte Päße öffnen, wo einige tapfere Männer ein ganzes Heer aufhalten können, fürchten sie keinen Ueberfall. Ist der Feind übermächtig, so verbrennen sie ihre Dörfer und verwüsten ihre Felder, und haben sie ihn in ihre Berge gelockt, so umringen sie ihn und greifen ihn heftig an. Die Taktik der Montenegriner beschränkt sich darauf, daß sie gute Schützen sind. Sie feuern auf der Erde

liegend und werden nicht leicht getroffen, während ihre geschwinden, nicht fehlenden Schüsse in den geschlossenen Reihen des Feindes große Zerstörungen anrichten. Sie wissen dabei mit geübtem Auge über Entfernungen zu urtheilen und verstehen es trefflich den Vortheil des Bodens zu gewinnen. Sobald das Vaterland in Gefahr ist, vergessen sie alle persönlichen Regungen und alle Feindschaft, gehorchen den Befehlen ihrer Anführer und halten es für ein Glück sowie für eine Gnade Gottes, in der Schlacht zu sterben.*)

Ein Löwe im Kampf, grausam und erbarmungslos in der Schlacht, ist der Montenegriner ebenso gutmüthig freundlich gegen Jedermann während seiner friedlichen Beschäftigungen. Der fremde Wanderer ist ihm heilig; wohin er kommt, findet er eine gastfreundliche Aufnahme.

Ueber seine geistigen Fähigkeiten sagt Sir Gardiner Wilkinson: „Es fehlt im keineswegs an Verstand, der nur einer gehörigen Ausbildung bedarf, und selbst die Einwohner von Cattaro gestehen zu, daß die Montenegriner einer hohen, geistigen Bildung fähig sind.“ Ich möchte mein Urtheil über die geistigen Fähigkeiten der Montenegriner etwas positiver fassen und von ihnen sagen: Der Montenegriner hat eine bedeutende geistige Intelligenz, eine schnelle Fassungsgabe und die Lust sowie den Willen, diese Gaben der Natur rasch auszubilden. Beweise für mein so gefaßtes Urtheil habe ich bei meinen Besuchen in den montenegrinischen Schulen genug gefunden. Auf dem Telegraphenamte in Cetinje waren zwei junge Montenegriner von kaum siebenzehn bis achtzehn Jahren erst seit einigen Monaten beschäftigt. Ich habe ihnen oft bei ihrer Thätigkeit

*) British and foreign Review.

zugesehen und die Geschicklichkeit und den Eifer bewundert womit sie Tag und Nacht den Dienst versahen.

Die friedliche Beschäftigung des Mannes besteht im Feldbau und in der Bewirthschaftung der Aecker. Das Hüten der Heerden wird gewöhnlich den halberwachsenen Burschen und den Kindern überlassen. Der Montenegriner ist ein fleißiger und thätiger Ackerbauer. Kein urbarer Bodentheil wird vernachlässigt, auf jedem noch so kleinen Stückchen Feld, welches gepflügt werden kann, baut er Mais, Kartoffeln oder eine andere Nutzpflanze und läßt kein Mittel unversucht, durch Arbeit Nahrung zu gewinnen und die Ausfuhr des Landes zu vermehren. Neben dem Ackerbau ist seine Lieblingsbeschäftigung die Fischerei und die Jagd. Wild gibt es allerdings nicht im Ueberfluße, viel Hasen, aber wenig Geflügel. Der Montenegriner ist ebenso gewandt in der Erlegung des Wildes wie im Abschneiden der Türkenköpfe. Ein eigentliches Handwerk übt der Bewohner des schwarzen Berges nicht. Das Handwerk ist nicht nach seinem Geschmack. Er beschränkt sich in Montenegro auf die Arbeiten des Hufschmiedes, auf Ausbesserung der Waffen und auf die Anfertigung von Haushaltungsbedürfnissen. Die Manufakturisten beschränken sich auf die Anfertigung der Struka's, der Sandalen und anderer Theile des Anzugs, wie der Stickereien an den Kleidern.

Sir Gardiner Wilkinson fällt über ihren Charakter folgendes günstige Urtheil, welches heute — dreißig Jahre später — wo Montenegro auf einer weit höheren Kulturstufe steht, noch günstiger ausfallen würde: „Die Montenegriner sind gastfrei und höflich gegen Fremde und freundlich gegen Diejenigen gesinnt, welche ihre stolzen Ansichten von

Unabhängigkeit und Vaterlandsliebe theilen. Sie sind munter und wenn auch nicht gesittigt, doch keineswegs roh."

Zur Schilderung des Charakters der montenegrinischen Frau will ich durch Mittheilung eines Stückes eines Piesmas, welches den Titel: „Die Crnagorazin" führt, beginnen: „Ein Haiduk klagt und jammert," heißt es in diesem schönen Nationalgesange, „Armer Stanischa, wie unglücklich bin ich, daß ich Dich ohne Lösegeld („ohne Lösegeld" bedeutet „ohne Rache") fallen ließ. Aus der Tiefe des Thales Zusa hört die Gattin Stanischa's dies Wehklagen und weiß nur, daß ihr Gatte so elend gefallen ist. Alsbald eilt mit einer Flinte in der Hand die für ihren Glauben glühende Christin auf dem grünen Bergpfade hinunter, auf welchem die Mörder ihres Gatten, geführt durch Tschenghitj Aga, entflohen. So wie sie Tschenghitj Aga erblickt, legt sie das Gewehr an und streckt ihn nieder. Erschreckt durch die Kühnheit des Heldenweibes, ergreifen die übrigen Türken die Flucht und überlassen ihr den Kopf ihres Anführers, den sie vom Rumpfe trennt und in ihr Dorf mitnimmt. Fati, die Witwe Tschenghitj's, schreibt alsdann einen Brief an die Witwe Stanischa's: „Christliche Gattin, Du hast mir die beiden Augen geraubt, indem Du meinen Tschenghitj Aga ermordetest; wenn Du eine echte Crnagorazin bist, so kommst Du morgen ohne eine Begleitung an die Grenze, wie auch ich mich ohne Begleitung dort einfinden werde, auf daß wir unsere Kräfte messen und sehen, wer von uns beiden die bessere Gattin war." Die Christin legt ihre weibliche Kleidung ab, nimmt den Anzug und die Waffen Tschenghitj's, ergreift ihren Yatagan, ihre beiden Pistolen und ihre glänzend Dschewergane (Gewehr, Karabiner), besteigt den schönen Renner des Aga und durchfliegt

die Pfade des Thales Zusa, indem sie vor jedem Felsen ruft: „Wenn ein Bruder aus der Crnagora hier versteckt ist, so tödte er mich nicht, indem er mich für einen Türken hält; ich bin eine Tochter der Crnagora.“ Aber an der Grenze angekommen, sieht sie, daß die treulose Bula (Türkin, Frau eines Muselmannes) ihren Dschewer (Pathe) mit sich genommen hat, der auf einem großen, schwarzen Renner wüthend auf die junge Christin losstürzt. Diese erwartet ihn unerschrocken, trifft ihn mit einer gutgezielten Kugel ins Herz und schneidet ihm den Kopf ab; dann holt sie die Bula auf ihrer Flucht ein und führt sie gebunden nach Zusa, wo sie dieselbe zu ihrer Dienerin macht, welche die Waisen Stanischa's an ihrer Wiege in Schlaf singen muß. Und nachdem sie dieselbe fünfzehn Jahre als Magd bei sich gehabt hat, gibt sie die Bula frei und sendet sie zu den Ihrigen zurück.“

Die Frau des Ritters vom schwarzen Berge nimmt an den Kämpfen des Mannes Theil; sie geht mit ihm ins Gefecht, ladet das Gewehr, stürzt sich mit in den Kampf und rächt seinen Tod, wenn er fällt. Ihr Herz ist voll Vaterlandsliebe zu ihrer bergigen Heimat, wie das Herz des Mannes und voll Haß und Rachgier gegen den Türken, den Feind ihres Landes. Täglich habe ich auf dem schwarzen Berge Beispiele von dem Muthe und der Tapferkeit seiner Frauen gehört. Vialla erzählt: „Vier Montenegrinern, welche mit ihrer Schwester, einem jungen Mädchen von 21 Jahren, eine Wallfahrt zu der Kapelle des heiligen Blasius im Cevothale angetreten hatten, wurde von sieben Türken in einer Felsschlucht aufgelauert, welche so eng war, daß sie nur hintereinander gehen konnten. Kaum waren sie zwischen den schroffen Felsen, welche den Weg auf beiden

Seiten begrenzten, als plötzlich Flintenschüsse den einen Bruder tödteten und den anderen Bruder gefährlich verwundeten. Es war unmöglich, umzukehren, ohne sich einem gewissen und schmählichen Tode auszusetzen, da der Feind, wenn sie den Rücken gewendet hätten, sie hätte nach Gefallen vernichten können. Die beiden unverwundeten Brüder rückten unerschrocken vor, das Feuer erwidernd, und tödteten zwei Türken, während der Verwundete sich an einen Felsen lehnte und zwei andere Türken erschoß, aber dabei selbst durch einen Schuß niedergestreckt wurde. Die Schwester nahm ihm nun das Gewehr ab, lud und feuerte gleichzeitig mit ihren beiden anderen Brüdern, aber in demselben Augenblicke stürzte Einer von ihnen todt nieder. Die beiden überlebenden Türken drangen jetzt wüthend auf den einzigen, noch übrigen Montenegriner ein, welcher aber mit seinem Yatagan Einem von ihnen den Schädel spaltete, ehe er selbst den tödtlichen Schuß empfing. Die unglückliche Schwester, welche unterdessen unablässig gefeuert hatte, stand eine Weile unschlüssig; aber plötzlich nahm sie eine erschrockene und flehende Miene an und bat um Erbarmen. Der Türke, wüthend über die Niederlage seiner Gefährten, war grausam genug, ihre anscheinende Angst zu benutzen und versprach ihr um den Preis ihrer jungfräulichen Ehre Schonung ihres Lebens. Sie zögerte anfänglich, als wenn sie sich den Antrag des Elenden überlegte; kaum aber bemerkte sie, daß er nicht mehr auf der Hut war, als sie ihn mit dem Messer durchbohrte, welches sie in ihrem Gürtel trug. Tödtlich verwundet, strengte der Türke nun seine schwindenden Kräfte an, riß den Dolch aus seiner Seite und schwankte zu dem muthigen Mädchen; aber, zur Verzweiflung getrieben, stürzte

sie sich mit übermenschlicher Kraft auf ihren unbarmherzigen Feind und stieß ihn in den vor ihnen gähnenden Abgrund."

Die soziale Stellung der Frau leidet auf dem schwarzen Berge noch unter dem Einfluß orientalischer Anschauungen. Nicht daß die Frau, wie das Weib des Türken, der Spielball seiner Launen und der rechtlose Gegenstand seiner Sinnlichkeit ist, welches er in einem verschlossenen und vergitterten Harem einsperrt und das Haus nicht ohne seine Zustimmung verlassen kann, nicht daß die Frau als ein Theil seines Haushaltes betrachtet wird, sowie ein Pferd zum Marstall des Herrn gehört, sondern sie ist immer seine Lebensgefährtin, seine einzige Genossin, die einzige Mutter seiner Kinder, welche die Mutter mit weit mehr Liebe und Achtung behandeln, als dies oft in Kulturländern der Fall ist; aber trotz alledem wird sie in der Gesellschaft als die zweite Person, als die Dienerin des Mannes angesehen, welcher alle mühsamen Arbeiten des Haushaltes obliegen, die der Mann mit seiner Würde als Mann nicht für vereinbar hält. Sobald die Feldbestellung vollendet ist, glaubt der Mann, allen ihm obliegenden Pflichten genügt zu haben. Alle geringeren Plackereien des Haushaltes überläßt er den Weibern, und der Mann müht sich, abgesehen von der Feldbestellung, nur ab, wenn seine eigene Neigung ihn zu einer Anstrengung treibt. Im Uebrigen ist die Frau die Stellvertreterin des Mannes in allen beschwerlichen Anstrengungen, das arbeitende Lastthier des Hauses, während der Mann seine Pfeife raucht, müßig umhergeht und mit seinen Freunden schwatzt. Sehr selten ist der Mann geneigt, irgend Etwas zu tragen oder eine Mühe zu übernehmen, welche er seinem Weibe auferlegen kann. Die Maisspreu, das Wasser, das Holz, kurz Alles, was das Haus braucht, wird von den

Weibern, oft weither, herbeigeschleppt. Die Lasten, welche von einem Dorfe zum andern geschafft, die Ausfuhrartikel, welche auf den Bazar nach Cattaro kommen, werden den Schultern und dem Rücken der Frau aufgebürdet. Auf allen Bergpfaden in Montenegro habe ich Weiber gesehen, welche Lasten schleppten, während der Mann, häufig müßig seine Pfeife rauchend, nebenherging. Auf der Felsenstiege, welche von Cattaro auf den schwarzen Berg führt, begegnete ich einer Menge Frauen, welche Erdäpfel, Kohl und Holzbündel hinabschleppten. Deutsche Bauernweiber würden nicht im Stande sein, die Lasten zu schleppen, mit denen ich Montenegrinerinnen beladen gesehen habe. Allerdings sind die Montenegrinerinnen ebenso kräftig, wie zähe; ihr Gliederbau ist knochig; Sehnen und Muskeln sind stark ausgebildet.

Die Frau ist in Montenegro in sozialer Beziehung überall das zweite Wesen, die Dienerin, die „Schwache," die „Arme," wie die Frau des Morlachen in Dalmatien. Sie küßt dem Manne die Hand, nicht allein dem eigenen Manne, sondern auch dem Fremden, der ihr Haus betritt. Mich hat diese Sitte auf dem schwarzen Berge oft genirt. Der Montenegriner findet nichts Auffallendes darin, weil die Sitte in der sozialen Stellung der Frau wurzelt. Der Mann und die männlichen Mitglieder der Familie erwähnen der Frau und der weiblichen Verwandten vor Fremden fast nie, ohne hinzuzufügen: „Verzeihen Sie, meine Frau, meine Schwester, meine Schwägerin, meine Tochter," als wenn die Erwähnung derselben einer Entschuldigung bedürfe. Ich konnte nur selten dazu gelangen, in montenegrinischen Familien „den Damen" vorgestellt zu werden, selbst wenn ich erklärte, daß mein gegenwärtiger Besuch

nur diesen und keinen anderen Zweck habe. Selbst Männer, welche in Deutschland und Frankreich gebildet waren, also französische und deutsche Sitte kennen gelernt hatten, wunderten sich in solchen Fällen über mein Ansinnen und „die Damen" entflohen, wenn sie meinen Schritt im Vorzimmer hörten. Der Grund ist hier nicht die Eifersucht, wie bei den Türken, sondern die Anschauung über die soziale Stellung der Frau. Bei unseren Nachmittagsspaziergängen auf dem Boulevard von Cetinje erschienen die Männer immer ohne die Frauen. Die einzige Ausnahme von dieser Regel machte der Direktor der Lehrerakademie, der seine Frau am Arme führte und ich selbst, indem ich Fräulein Milka Kokanović, eine der Lehrerinnen des Mädcheninstituts, einige Male zum Spaziergange einlud. Meine Aufforderungen an die anderen Freunde in Cetinje, ihre Damen auf die Nachmittagspromenade zu führen, blieben immer ohne Erfolg. Man würde sich indessen sehr irren, wenn man in dieser Zurücksetzung der Frau in sozialer Beziehung eine Herabwürdigung finden wollte. Das ist durchaus nicht der Fall. Die Zurücksetzung beruht nur in der Sitte, und das Herkommen hat die montenegrinische Frau mit der Sitte ausgesöhnt, ohne daß sie ihren Mann deshalb weniger lieb oder von ihm weniger geliebt wird. Auch heirathet der Mann in Montenegro das Mädchen seiner Wahl aus Liebe, nicht um Heiratsgut oder Vermögen zu erwerben. Selbst eine Aussteuer ist nicht Brauch auf dem schwarzen Berge. Und weil die Frau als „die Schwache" angesehen wird, so steht sie auch unter dem Schutz dieser Schwäche. Der „Ritter vom schwarzen Berge" ist zu ritterlich gesinnt, um „der schwachen Frau" Etwas zu Leide zu thun. In den entlegensten Gegenden, auf den einsamsten Hochpfaden geht

die Montenegrinerin selbst im Dunkel der Nacht immer sicher und unangefochten. Von einer gegen eine Frau verübten Brutalität habe ich nie Etwas gehört.

Schön sind die Mädchen das schwarzen Berges nur in früher Jugend, wo ihr Antlitz Frische und Glanz zeigt. Später verlieren die Züge die Weiche. Die Farbe nimmt bald männliche Töne an. Muskeln und Knochen werden stark, während die Glieder an Rundung verlieren und die Fülle des Fleisches abnimmt. Der Grund dieser Erscheinungen ist die Arbeitslast, womit man sie überhäuft. Der weibliche Anzug ist sehr kleidsam wie die Tracht der Männer. Er besteht aus einem Rock von weißem Tuch, der bis zu den Knöcheln reicht. Den Oberkörper bekleidet ein buntes Leibchen, über welches eine bis zum Gürtel reichende Aermeljacke von Sammt oder von bunten Stoffen gezogen wird, welche auf den Armen reiche Goldstickereien trägt und an den Besätzen mit goldenen und silbernen Knöpfen geziert ist. Der Hals wird entblößt getragen; gewöhnlich schmücken ihn Ketten aus goldenen und silbernen Münzen oder auch kostbare Halsbänder. Das Hemd ist vor an den Besätzen sowie auf den langen, weiten und offenen Aermeln mit buntfarbiger Seide in verschiedenen Mustern oder mit Goldfäden durchwirkt und reicht bis zu den Knöcheln. Ein mit drei oder vier Reihen echter oder falscher rother Karneolen besetzter Gürtel umschließt den Leib. Die Schürze ist bunt gewirkt oder besteht aus weißem Tuch, wie der Rock und ist dann unten mit einem breiten, bunten Rande verziert. Die Töchter und Frauen der Reichen und Vornehmen ersetzen Rock und Schürze durch einen bis zur Fußspitze reichenden farbigen oder dunklen Rock aus Seide oder Wolle. Die auf den Haarflechten getragene rothe Mütze der Mädchen

ist vorn mit vielen kleinen, goldenen oder silbernen Münzen bedeckt, welche in der Form von Schuppen geordnet sind; ein an der Mütze befestigter, goldgestickter Schleier fällt über die Schultern hinab. Die rothe Mütze der verheirateten Frauen hat statt der goldenen und silbernen Münzen einen Rand von schwarzer Seide oder an festlichen Tagen eine mit goldenen Zierrathen geschmückte Binde. Statt des weißen Schleiers tragen die verheirateten Frauen einen reich mit Gold gestickten schwarzen Schleier, welcher vermittelst einer goldenen Nadel auf dem Wirbel befestigt wird.

Fünfzehntes Kapitel.

Cetinjer Spaziergänge.

Belgrad ist eine überall in Europa bekannte Hauptstadt. Sie liegt an einer der größten und belebtesten europäischen Wasserstraßen; Poststraßen und Telegraphendrähte vermitteln eine beständige Verbindung mit allen Theilen von Europa; bei der Regierung in Belgrad sind diplomatische Agenten aller Regierungen akkreditirt; mehrere große in der Hauptstadt Serbiens erscheinende Zeitungen bringen täglich Mittheilungen über alle dort die Welt interessirenden Vorfälle und Ereignisse; wir sind über Belgrad besser unterrichtet, wie über Stambul, der Hauptstadt des Padischah. Ganz anders ist es in Cetinje, der Hauptstadt des schwarzen Berges und der Residenz des gegenwärtigen Fürsten und seiner beiden Vorgänger, des verstorbenen Fürsten Danilo und des Vladika Peter des Zweiten. Selten erhalten wir aus der Hauptstadt Montenegros zuverlässige und sichere Nachrichten, obschon die Stadt selbst lange nicht so weit von dem mittleren Europa entfernt ist, wie Stambul und Athen, da sie sich mit der Hauptstadt Italiens, mit Rom, fast unter demselben Breitengrade befindet. Die

Ursache dieser auffallenden Erscheinung ist theils in den sehr schlechten Kommunikationsmitteln Cetinjes mit der Küste, in dem bisherigen Mangel an Wohnungen in der Stadt selbst und in dem Umstande zu suchen, daß die Vertreter der fremden Mächte in jenen östlichen Gegenden ihren Wohnsitz nicht in Cetinje, sondern in dem leichter zugänglichen und zu einem wohnlichen Aufenthalt sich besser eignenden Ragusa an der dalmatinischen Küste genommen haben. Die Einrichtung einer regelmäßigen Postverbindung zwischen Cetinje und Cattaro, bezüglich welcher die Verhandlungen mit der österreichischen Regierung im Abschlusse begriffen sind, die zahlreichen Neubauten in Cetinje, welche dem dortigen Wohnungsmangel endlich abhelfen werden, der Bau der projektirten, auch wenigstens bereits tracirten, ganz Crnagora durchschneidenden Fahrstraße von Rjeka nach Cattaro, also von den Gestaden des Skutarisees nach den Ufern der Bocche werden hoffentlich bald diesen Uebelständen abhelfen und die Hauptstadt des schwarzen Berges den übrigen europäischen Hauptstädten näher bringen.

Fremde Reisende haben bis jetzt Cetinje selten besucht. Sie scheuen den Ritt auf den schwarzen Berg. Wer die Hauptstadt Montenegros aber vor zehn bis zwölf Jahren besucht hat und seinen Besuch heute wiederholt, wird die Stadt kaum wiedererkennen. Einer von den neueren Schriftstellern über Dalmatien war vor zehn Jahren dort. „Wir gingen in der „Hauptstadt" umher," erzählt er, „oder gesellten uns zu den Crnagorzen, welche diejenigen Häuser aufsuchten, in denen ein Feuer brannte, um welches sie sich rauchend und Kaffee trinkend herumsetzten. Was das Aussehen der Hauptstadt anbelangt, so gleicht dieselbe einem Städtchen im Innern von Dalmatien, wobei man sich nur

jede Spur von italienischer Bauart wegdenken muß, oder noch besser einem Dorf der kroatischen Militärgrenze. Die Häuser bestehen meist nur aus einem Erdgeschoß und ihre Bewohner, obwohl glänzende Waffen tragend, machen den Eindruck der Verwahrlosung und der Armuth." *)

Heute macht die Hauptstadt des schwarzen Berges den Eindruck einer freundlich ausschauenden und regelmäßig gebauten dalmatinischen Landstadt. Von elenden Häusern, von Armuth und von Verwahrlosung ist nichts mehr zu sehen. Mit Ausnahme weniger Häuser haben sämmtliche Gebäude außer dem Erdgeschoß einen oberen Stock und sind fast alle mit Ziegeln gedeckt. Strohdächer habe ich nur zwei oder drei bemerkt. Alle Häuser sind aus Stein aufgeführt; Thüren und Fensterjalousien haben einen färbigen Anstrich; die Wände sind meistens hell gestrichen. Die Zahl dieser Häuser dürfte wenigstens hundert betragen, die Ziffer der Bewohner der Häuser sechshundert übersteigen. Ich rechne bei dieser Zifferangabe die Einwohnerschaft mehrerer Dörfer, welche sich in solcher Nähe der Hauptstadt befinden, daß sie als Vorstädte derselben gelten könnten, nicht mit. Die Häuser bilden geschlossene Reihen. Cetinje unterscheidet sich durch diese Bauart von allen anderen Ortschaften des schwarzen Berges, wo die Häusergruppen vereinzelt stehen und ohne gemeinschaftliche Verbindung mit einander sind.

Zwei Straßen durchschneiden die Hauptstadt Montenegro's von Osten nach Westen und von Norden nach Süden. Jede Straße hat eine Breite von ungefähr zehn Klaftern,

*) Dalmatien und seine Inselwelt, von Heinrich Noe. Wien, 1870.

ist gut geschottert und mit Kies ausgefahren, so daß man auch bei starkem Regenwetter trockenen Fußes von einem Ende der Stadt zum andern gelangen kann. Bei den Wetterlaunen des schwarzen Berges, wo im Frühjahr und Winter die Witterung oft ein halbes Dutzendmal täglich wechselt, ist diese Anlage der Straßen von nicht genug zu schätzender Annehmlichkeit. Die von Osten nach Westen führende Straße öffnet sich an ihrem westlichen Ende auf einen kleinen Platz, welcher von zwei großen, kürzlich fertig gewordenen Gebäuden eingerahmt wird. Das eine von diesen Gebäuden ist zur Aufnahme des Mädchenbildungsinstitutes bestimmt, welches sich gegenwärtig noch in den Räumen des alten Palastes befindet. Es besteht aus einem Erdgeschoß und aus einem oberen Stock, hat eine Front von eilf Fenstern bei einer Tiefe von fünf Fenstern, ist ganz massiv gebaut und mit Ziegeln gedeckt. Das zweite Gebäude ist ebenfalls massiv aufgeführt, besteht ebenso aus einem Erdgeschoß und aus einem oberen Stock und ist zu einem Einkehrwirthshause für die die Hauptstadt besuchenden Fremden bestimmt.

Die zweite von Norden nach Süden die Stadt durchschneidende Straße erweitert sich in ihrer Mitte zu einem weiten, gutgeschotterten und mit Kies aufgefahrenen Platze. Auf diesem Platze erhebt sich das Wohnhaus der fürstlichen Familie, ein ansehnliches, modernes aus zwei Stockwerken bestehendes Landhaus. Der mittlere Theil desselben stammt aus der Regierungszeit des Fürsten Danilo; die beiden Flügel sind von dem gegenwärtigen Fürsten angebaut worden. Eine parkähnliche Gartenanlage schließt sich an die Rückseite des Landhauses an. Eine Grashalde trennt den Platz von dem ehemaligen fürstlichen Palaste, in dessen Räumen der Fürst Danilo und auch der Vladika Peter der Zweite in seinen

letzten Lebensjahren residirt haben. Der Palast ist ein langes, massiv aufgeführtes, aus einem Erdgeschoß und aus einem oberen Stock bestehendes Gebäude, dessen Hauptfront einige dreißig Fenster zählt und nach einem großen Hofe hinausgeht, auf welchen die Hauptreppe mündet. Neben dem Hauptgebäude erheben sich noch mehrere kleine Gebäude, welche theils die eine Seite des großen Hofes einrahmen und einen zweiten, kleineren Hof bilden. Der ganze Gebäudekomplex ist von einer starken, zwei Klafter hohen Mauer umgeben, deren Ecken runde Vertheidigungsthürme krönen. Dem Hintergrund des Platzes nach den Bergen zu bildet das Kloster, ein auf einem niedrigen Felsenvorsprunge sich erhebendes Gebäude von mehr festungsartigem als klösterlichen Aeußern, welches nöthigenfalls einen Türkensturm aushalten könnte. Es gleicht in seinen architektonischen Formen dem Ende des vorigen Jahrhunderts von den Türken zerstörten und niedergebrannten Kloster. Das ursprüngliche Kloster stand an einem anderen Orte, in der Ebene, nicht weit von der Vorderseite des alten Fürstenpalastes. Noch heute sind Trümmer desselben vorhanden. Es wurde bereits im Jahre 1485 erbaut, aber von den Türken zweimal zerstört, einmal im Jahre 1623, das anderemal im Jahre 1714. Wo die Türken auch nur momentan auf dem schwarzen Berge sich festgesetzt hatten, da hausten sie immer mit wilder Zerstörung, mit Flammen und Blut. Bei der letzten Einnahme Cetinjes zu Ende des vorigen Jahrhunderts ließen sie kein Haus und keinen Altar stehen. Aus jener fürchterlichen Zeit rühren auch noch die Trümmer einer Kirche her, welche sich in der Nähe des alten Fürstenpalastes auf einer grasbewachsenen Bodenerhöhung erheben. In einem Grabgewölbe dieser uralten Kirche ver-

körperte sich einst der goldene Traum des schwarzen Berges. Ivo Crnojević, der Neffe Strašimir Ivo's oder Ivo's des Schwarzen, der Held der crnagorischen Lieder — so erzählt die Sage — ist nicht gestorben, sondern er schläft nur, sein Schwert neben sich, in einem Grabgewölbe dieser ältesten Kirche Crnagoras. Der Held wird eines Tages erwachen und mit seinem Erwachen wird der Glanz und die Macht des montenegrinischen Reiches beginnen. Der goldene Traum wird ja mit der unausbleiblichen Zerstörung der Türkenherrschaft in Europa freilich einst zur Wirklichkeit werden; aber der Held der montenegrinischen Piesmas schläft heute nicht mehr im Grabgewölbe der berühmten Kirche, sondern hat seine Ruhestätte in der Klosterkirche von Cetinje gefunden, wo auch der heilige Peter ruht. Der jetzige Fürst ließ vor einigen Jahren in dem Unterbau der zerstörten Kirche Nachgrabungen nach dem Grabe Ivo Crnojevićs veranstalten. Bei diesen Nachgrabungen wurde nicht nur der ganze Grundplan der Kirche zu Tage gefördert, sondern auch viele Bruchstücke des Altars, Säulenknäufe, Köpfe und Leiber von geflügelten Greifen und andere auf eine weit vorgeschrittene Baukunst hindeutende architektonische Reste. Unmittelbar vor dem von den Türken zerstörten Altare entdeckte man beim Nachgraben zwei mit Steinplatten bedeckte Gräber, welche vermittelst einer dünnen, steinernen Scheidewand getrennt waren. Im Innern dieser beiden Gräber fanden sich Menschenknochen. Da nun auf dem schwarzen Berge die Leichen wohl in der Umgebung der Kirche bestattet werden, die Ehre eines Begräbnisses innerhalb einer Kirche jedoch nur den Fürsten oder berühmten Helden zu Theil wird; da ferner der Held Ivo Crnojević nach der Ueberlieferungen der Piesmas körperlich ein Riese

war und die vorgefundenen männlichen Knochen in der That auf eine außergewöhnlich hohe Gestalt des Leichnams schließen ließen, so ist kaum zu zweifeln, daß die in beiden Gräbern der alten Kirche vorgefunden menschlichen Ueberreste wirklich die Gebeine des Helden Ivo und seiner Gemahlin sind. Die Kirche sowie das Kloster, von dem man noch einige Trümmer in der Nähe des alten Fürstenpalastes bemerkt, hatte Ivo der Schwarze selbst erbaut, als er Cetinje gründete. Es ist merkwürdig, wie sein Andenken sich bis zum heutigen Tage auf dem schwarzen Berge lebendig erhalten hat, als wäre er nicht vor vier Jahrhunderten, sondern erst vor einigen Jahren gestorben. Das Andenken des großen Mannes erfreute sich der Liebe des Volkes in um so höherem Grade, als sich seine Nachfolger seiner wenig würdig zeigten.

Er hatte bekanntlich seinen einzigen Sohn mit einer Venetianerin vermählt. Im goldenen Buche von San Marco, in welches der mächtige Ivo im Jahre 1474 als einer der Großen von Venedig eingetragen wurde, las man einige Jahre später die Vermählung seines Sohnes mit einer Dame aus der Familie Erizzo. Die montenegrinischen Piesmas nennen die Schwiegertochter Ivo's eine Tochter des tapferen Dogen Moncenigo. Moncenigo war, nachdem er das von den Türken belagerte Skadar mit Hilfe Ivo's entsetzt hatte, Doge geworden und kam aus politischen Gründen auf den Gedanken, sein Geschlecht mit seinem politischen Verbündeten zu verschwägern.

Oberhalb des Klosters ragt auf einem Felsenvorsprung ein alter, runder, mit Schießscharten versehener Thurm empor, die „Kula" von Cetinje. Heute befindet sich auf der Spitze dieser Kula die friedliche Glocke, von der ich bereits erzählt

habe, deren Transport von der Marina von Cattaro bis auf die Höhe des Thurmes fast hundert Napoleonsd'or gekostet hat. Ehemals hatte die Kula eine andere Bestimmung. Die in der Schlacht den Türken abgeschnittenen Köpfe wurden auf den Zinnen der Kula als Trophäen aufgesteckt. Sir Gardiner Wilkinson hat diese blutigen Trophäen noch im Jahre 1840, wo er Dalmatien und Montenegro bereiste, gesehen.

„Auf einem Felsen gleich über dem Kloster," erzählt er, „steht ein runder Thurm mit Schießscharten, aber ohne Geschütze, in welchem ich zwanzig Türkenköpfe zählte, welche auf Pfähle rings um die Brustwehr gesteckt waren als Siegesdenkmale der Montenegriner, und auf den Felsen sah man die Bruchstücke anderer Schädel, welche mit der Zeit zerfallen waren. Das ist ein seltenes Schauspiel in einem christlichen Lande, in Europa, unmittelbar in der Nähe eines Klosters und eines bischöflichen Sitzes. Es läßt sich nicht erwarten, daß sich bei einem solchen Zustande die Gesichtszüge erhalten hätten, und ebenso wird man die türkischen Physiognomien in diesen Köpfen suchen wollen, von denen viele seit Jahren in dieser Stellung sind; aber merkwürdig war für mich das Gesicht eines jungen Mannes. Die zusammengezogene Oberlippe, unter welcher eine Reihe weißer Zähne hervortrat, zeigte einen Ausdruck von Entsetzen, der zu verrathen schien, daß im Augenblick des Todes Furcht oder Schmerz ihn sehr gequält haben mochte."

Nun, die Türkenköpfe und Türkenschädel sind jetzt von den Zinnen der Kula von Cetinje, wie von den Zinnen aller anderen Kula's des schwarzen Berges verschwunden! Ich habe keinen einzigen abgeschnittenen Türkenkopf mehr in Montenegro entdecken können. Ein Dekret des jetzigen

Fürsten verbietet auf das Strengste, wie ich schon früher erwähnt habe, den im Kampfe gefallenen Türken die Köpfe abzuschneiden, und wird auf das Strengste gehandhabt. Die moralische Entrüstung, in welche der englische Reisende beim Anblick der Kula von Cetinje gerathen ist, hat aber keine Berechtigung. Die Türken haben während der letzten drei Jahrhunderte bei ihren unaufhörlichen Angriffen auf den schwarzen Berg so furchtbare Gräuel verübt, daß kein vernünftiger und human denkender Mensch es den tapferen „Rittern des schwarzen Berges" verdenken kann, wenn sie diesen in der Schlacht gefallenen Barbaren die Köpfe abschnitten und sie als Trophäe auf die Zinnen ihrer Kula's steckten.

Das ist das moderne Kleid, in welchem sich die Hauptstadt Montenegro's heute dem Reisenden zeigt, der von dem Gestade der Bocche oder von den Ufern des Skutarisees auf den schwarzen Berg reitet! Die kleine Thalebene, auf welcher Cetinje erbaut ist, hat eine Länge von 3000 Klafter bei einer Breite von 500 Klafter, ist 3500 Fuß über der Meeresfläche gelegen und von schroffen, wilden Bergrücken von Südalpenkalk umgeben. Die Ebene besteht meistens aus Grasland, dessen angebauter Theil nur dürftige Ernten von Mais, Kartoffeln und Kohl erzeugt. Das Gras, häufig mit Farrenkraut gemischt, ist nicht hinreichend, Heu für den Winter zu liefern. Als Sir Gardiner Wilkinson im Anfang der vierziger Jahre Cetinje besuchte, bestand die Stadt nur aus einigen zwanzig Häusern, aus dem alten Fürstenpalaste und aus dem Kloster.

In den Räumen des ehemaligen Fürstenpalastes der Hauptstadt befinden sich heute die Lehrerakademie, das Mädcheninstitut, die Staatsdruckerei und das „Museum" — ich

will es lieber in bezeichnenderer Weise den „Trophäensaal“ nennen — wo die Trophäen montenegrinischer Tapferkeit aus den Türkenschlachten, erbeutete Kanonenrohre, Türkenfahnen, Türkensäbel, türkische Uniformen und Dekorationen aufbewahrt werden; die neuesten unter diesen Trophäen sind die den Türken in der Schlacht bei Grahovo abgenommenen Fahnen. Die erste Druckerei, welche Montenegro besaß, befand sich auf der Festung Obod, und zwar bereits im Jahre 1494. Von den dort gedruckten Büchern habe ich ein Kirchengesangbuch in Cetinje gesehen. Es ist in Großoktav und hat recht hübsche Buchstaben. Als den Bewohnern des schwarzen Berges in den unaufhörlichen Türkenkämpfen einst die Kugeln ausgingen, wurden die Lettern der Druckerei der Festung Obod zu Kugeln umgegossen und in die langen Flinten geladen, um ihren friedlichen Beruf mit einem kriegerischen umzutauschen und manchen dieser wilden und blutbefleckten türkischen Barbaren todt niederzustrecken. Die gegenwärtige Druckerei im Fürstenpalaste ist von dem Vladika Peter dem Zweiten im Jahre 1835 eingerichtet. Ich fand die Typographen mit Satz und Druck der beiden in Cetinje erscheinenden, von Herrn Simon Popovic redigirten Wochenzeitungen „Der Montenegriner“ und „Die Montenegrinerin“ beschäftigt. „Der Montenegriner“ ist eine politische, Leitartikel, politische Uebersichten und tüchtige und interessante Korrespondenzen aus Bosnien, Albanien, der Hercegovina und Serbien enthaltende Zeitung; „Die Montenegrinerin“ ist ein Unterhaltungsblatt, welches Gedichte, Novellen und belletristische Aufsätze allerlei Art bringt. Außer den beiden Zeitungen werden in der Druckerei die montenegrinischen Schulbücher gedruckt. Mit der Buch-

druckerei ist eine Buchbinderei verbunden, wo die Schulbücher sogleich gebunden, brochirt und geheftet werden.

So ist der ehemalige Palast der Herrscher Montenegros zu einer wirklichen und fruchtbringenden Kulturstätte des Landes geworden. Die Säle und Zimmer, welche einst die beiden fürstlichen Reformatoren Peter der Zweite und Danilo der Zweite bewohnten, sind in Wohnzimmer, Schlafsäle und Hörsäle für die jungen Leute umgewandelt welche unter der tüchtigen Leitung des Direktors Milan Kostić und drei anderer Professoren zu Lehrern des Volkes herangebildet werden. Eine besondere Abtheilung des Palastes bewohnen die weiblichen Zöglinge der Mädchenbildungsanstalt mit ihren Lehrerinnen, bis das zu ihrer Aufnahme bestimmte neue und große Gebäude neben dem Einkehrwirthshause eingerichtet sein wird. Sämmtliche Zimmer und Säle öffnen sich auf einen breiten Gang, der den Palast in seiner ganzen Länge durchschneidet und haben die Aussicht nach dem großen Binnenhofe. Alle Räumlichkeiten sind nur von mittlerer Größe, aber hell und luftig. Durch Pracht haben sie sich auch, als die beiden Vorgänger des jetzigen Fürsten in ihnen residirten, nicht hervorgethan. Die übrig gebliebenen Vergoldungen und Skulpturen an den Decken tragen den Stempel großer Einfachheit.

Der von mir schon mehrmals erwähnte englische Reisende besuchte in diesem Palaste den Vladika Peter den Zweiten und gibt von der Persönlichkeit des interessanten Mannes und von der damaligen Einrichtung des Palastes folgendes Bild: „Alle Gemächer gehen auf einen langen Gang, an dessen oberem Ende der Vladika seine Zimmer hat. Das ansehnlichste ist das Billardzimmer, welches zugleich als Audienzzimmer, Speisesaal und gewöhnliches Be-

ſuchzimmer dient. Daran ſtößt ein kleineres Gemach, Bibliothek genannt, welches einige Bücher und viele Pfeifen enthält und eher für den Winter, als für den Sommer eingerichtet iſt. Die Wände des Billardzimmers ſind mit Büchſen und mit anderen Waffen geziert, und auf der einen Seite ſieht man mehrere ſchadhafte Gewehre, welche als Andenken an die Tapferkeit der Montenegriner aufbewahrt werden."

„Der Vladika liebt das Billard, oder ſieht es doch gern ſpielen und einige von ſeiner Leibwache oder ſein Adjutant erfreuen ihn oft durch ihre Geſchicklichkeit. Rauchen iſt ein Lieblingsgenuß jedes Montenegriners und der Vladika erfreut ſich an Cigarren wie an der türkiſchen Pfeife. An ſeiner Tafel hat der Vladika die europäiſche Sitte eingeführt: aber ich war überraſcht, als ich das Frühſtück auf engliſche Weiſe eingerichtet fand und unter anderen unerwarteten Genüſſen war auch friſche Butter, welche ich nirgends in Dalmatien angetroffen hatte. Er ſpeiſt zuweilen allein, aber ſein Vetter Georg Petrović und ſein Adjutant werden oft eingeladen und waren immer im Palaſte, wenn ich dort zu Tiſche war."

„Mit Fremden ſpricht er am liebſten franzöſiſch; er verſteht aber auch italieniſch und deutſch. Sehr gut fand ich ihn unterrichtet über die Machtverhältniſſe und über die Mittel der verſchiedenen Staaten Europas; er hat ein ſehr treues Gedächtniß für ſtatiſtiſche Einzelnheiten. Seine Anſichten über die auswärtige Politik der einzelnen Staaten erinnerten mich an die Unterredungen, welche ich oft mit Ruſſen über dieſelben Gegenſtände gehabt habe, und dies erklärt ſich leicht aus ſeinem häufigen Verkehr mit dieſem

Volke und aus der Richtung, die er während seines Aufenthaltes in Petersburg erhalten hat."

Und an einer andern Stelle fährt Sir Gardiner Wilkinson in der Schilderung des Vladika folgendermaßen fort: „Außer seinen Herrschertalenten hat der Vladika das Verdienst, ein ausgezeichneter serbischer Dichter zu sein; er vereint alle Eigenschaften eines tüchtigen Kriegers und eines geschickten Diplomaten. Er ist Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften in Europa, und da er theils in Castel nuovo, theils in Rußland seine Bildung erhalten und die Höfe zu Wien und Petersburg besucht hat, so sind ihm alle Vortheile europäischer Gesellschaft zugeflossen und seine Lebensweise zeigt, daß er die Annehmlichkeiten eines verfeinerten Lebens zu schätzen weiß. Er wurde 1825 zu Erakovich, einem Dorfe in der Gemeinde Nëgoš, geboren, von welchem er den Zusatz seines Namens Petrović „Nëgoš" entlehnt hat. Er wird Monsignor und Eminenza genannt und hat den Titel „Vladika di Montenegro e Brda" von der östlichen Abtheilung des Landes, den Bergbezirken."

„Bei einem Volke, wie die Montenegriner, ist das Verdienst der Kriegserfahrenheit eine große Empfehlung für den Herrscher, und wiewohl es in unseren Tagen für einen Bischof als ein sonderbarer Vorzug erscheinen mag, mit der Büchse eine in die Luft geworfene Citrone zu treffen, so erhöht diese Leistung doch das Vertrauen, welches seine Soldaten auf ihn setzen. Auch sein Aeußeres ist nicht wenig zu seinen Gunsten, und seine majestätische Gestalt von beinahe sechs Fuß acht Zoll kann wohl einem einfachen und kriegerischen Volke Ehrerbietung einflößen. Er ist dabei hübsch und ebenmäßig für seine Höhe gebaut. Er hat einen kleinen Bart; sein langes, dunkles Haar fließt

auf den Nacken hinab. Den Kopf bedeckt eine rothe Fezmütze. Er hat gewölbte Augenbrauen und der Ausdruck seiner Züge ist mild und freundlich. Seine gewöhnliche Tracht ist kriegerisch, wie die allgemeine Landestracht, doch kostbarer und mit einem Scharlachpelze bedeckt. Er trägt die kurzen und weiten Beinkleider der Montenegriner und dazu weiße Strümpfe und schwarze Schuhe. Zwei etwas sonderbare Zusätze seines Anzuges sind eine schwarze Halsbinde und schwarze, bocklederne Handschuhe."

„Sein Benehmen ist ungemein gefällig und seine Unterhaltung verständig und anziehend. Seine Bemerkungen über Geschichte und Politik und über die mannigfaltigen Gegenstände, von denen er gern spricht, verrathen viel Klugheit und ein treffliches Gedächtniß; seine Begeisterung für sein Vaterland muß Bewunderung und Achtung erwecken. Wohlwollend, gastfrei und höflich empfängt er mit Vergnügen die Besuche von Fremden und wünscht besonders, daß Engländer Antheil an der Wohlfahrt seines Landes nehmen möchten, welches wegen der Nachbarschaft und wegen des Umstandes, daß die Montenegriner in dem Kampfe gegen die Franzosen in den Bocche di Cattaro uns unterstützt haben, nach seiner Meinung einigen Anspruch auf unsere freundliche Behandlung machen kann. Er wiederholte dies einmal in seinen Unterredungen mit mir." Die Aeußerung des Fürsten Danilo zu demselben englischen Reisenden: „Unsere Nachbarn haben die Montenegriner als Räuber und Mörder gebrandmarkt; aber ich bin entschlossen, daß sie es nicht sein sollen; ich will zeigen, daß sie ebenso fähig sind, zur Veredlung und zur Gesittung zu gelangen, als irgend ein anderes Volk," habe ich bereits früher mitgetheilt.

Der Vladika hat Wort gehalten. In kulturhistorischer und reformatorischer Beziehung wird seine Regierung für den schwarzen Berg unvergeßlich bleiben. Er bewies durch seine Verwaltung, daß er würdig war, der Nachfolger seines begabten und großen Vorgängers zu sein. Weder der ihm von einem Theil der Bevölkerung entgegengesetzte Widerstand, noch die Schwierigkeiten seiner vereinzelten Stellung waren im Stande, ihn an der Ausführung seiner reformatorischen Entwürfe zu hindern, welche er mit Besonnenheit und Festigkeit ins Leben rief. Er errichtete die ersten Bildungsanstalten und baute die ersten Straßen, verbot die Raubzüge und schaffte die Blutrache ab. Unter dem Namen Senat setzte er eine oberste gesetzgebende Behörde ein, welche zugleich den Gerichtshof letzter Instanz bildete und errichtete eine bewegliche Gensdarmerie, welche für Ruhe und Sicherheit im Lande sorgte, die Privatfehden verhinderte und die Räuber und Mörder festnahm. Die Abschaffung der Blutrache und die Vollstreckung der Todesstrafe an Mördern waren die schwierigsten Aufgaben des Reformators. Ein hartnäckiger Widerstand stellte sich der Vollziehung jedes Gesetzes entgegen, dessen Uebertretung mit dem Tode bedroht war. Man hielt so unbeugsam an der Wiedervergeltung, daß Niemand gefunden werden konnte, der den Henkerdienst leisten wollte, weil er der Familie des Verbrechers sein eigenes Leben ausgesetzt hätte. In Cetinje mußte eine Hinrichtung eine ganze Woche hindurch von einem Tage zum andern aufgeschoben werden.

Der Vladika ersann deshalb ein Mittel, um den Henker der Rache zu entziehen. Sollte ein Verbrecher den Tod erleiden, so wurde eine Anzahl von Leuten aufgeboten und ihnen befohlen, auf ein gegebenes Zeichen auf denselben zu

feuern. Auf diese Weise konnte kein Einzelner als Urheber der Tödtung bezeichnet werden und kein Verwandter des Erschossenen war verpflichtet, Rache zu nehmen. Zuweilen weigerten sich auch die Gemeinden, Verbrecher auszuliefern, welche den Gemeinden angehörten, weil sie die Auslieferung für eine Schmach hielten. Auch hier wußte sich der Vladika zu helfen. Da im Orient der Heerd unverletzlich ist, so konnten und durften die Gensdarmen gesetzlicherweise nicht in das Haus dringen, dessen Thür verschlossen wurde. In einem solchen Falle wurde Feuer an das Haus des Verbrechers gelegt. Die Flammen zwangen den Mörder, das Haus zu verlassen und entweder den Gendsarmen in die Hände zu fallen, oder in der Türkei Schutz zu suchen.

Eine andere weitere Schwierigkeit war die Einführung einer Besteuerung und einer Steuergesetzgebung. Das Volk war seit Jahrhunderten daran gewöhnt, von seinen Feinden Tribute zu erpressen, ohne seinen eigenen Chefs das Geringste zu zahlen. „Wir kämpfen gegen die Türken," sagten die Bewohner des schwarzen Berges, „um keinen Harač entrichten zu dürfen, und würden ja wieder Rajahs werden, wenn wir eine Abgabe zahlen müßten. Aber die Leute des heiligen Vladika durchzogen das Land, jedes Haus und jede Familie wurde zu zwei oder drei Gulden jährlich taxirt; dem Volke wurde das Recht garantirt, die Verwendung seiner Gelder überwachen zu dürfen — und es bezahlte. Zwei Knesen, welche die Steuer verweigerten, sollen im Jahre 1841 erschossen worden sein; jedenfalls fand seit dieser Zeit keine Widersetzlichkeit mehr statt. Auch eine Tabakssteuer, eine Salzsteuer, eine Fischsteuer und eine Abgabe von geräuchertem Fleisch wurde von dem Vladika Peter dem Zweiten eingeführt. Um seine Reformen durchzusetzen,

bedurfte Peter der Zweite eines kräftigen Armes und einer unermüdeten Feder. Beides fand er an dem geschickten Milaković, den er zu seinem ersten Minister machte; dessen ungeachtet konnten die Weisheit und die Geschicklichkeit dieses Ministers den Vladika nicht vor den Bedrängnissen schützen, welche ihm die Aufstände der Jahre 1833, 1835 und 1841 verursachten und die nicht ohne Blutvergießen gedämpft wurden.

Peter der Zweite war erst zwanzig Jahre, als er nach dem Tode Peter des Ersten, der ihn als seinen Neffen zu seinem Nachfolger bezeichnet hatte, auf die Tenne von Crnojević Ivo geführt und von dem ganzen Volke unter dem Namen Peter der Zweite als Vladika begrüßt wurde. Er begann seine Regierung mit einem glänzenden Türkensiege, indem er die Vorhut der nach europäischer Art disciplinirten und durch zahlreiche Siege über die Insurgenten Albaniens im Kriege abgehärteten Armee des Großveziers Mahmud Reschid schlug und vernichtete. „Serbische Falken," heißt es in dem Piesma, welches diese glänzende Schlacht besingt, „wie versteht ihr es, mit Karabinerschüssen die kaiserlichen Pascha's auf den rechten Weg zu leiten, damit sie sich nicht verirren und mit ihren Leuten in den tiefen Forsten umkommen! Wie versteht ihr es, sie einen reichlichen Harač einsammeln zu lassen, bis ihrer allzu häufigen Besuche müde, ihr ihnen den Kopf abschneidet! Dies wird, Gott sei Dank, immer der Fall sein, so lange es auf dem schwarzen und freien Berge Gewehre und tapfere Männer gibt." Sobald der Friede wieder hergestellt war, beeilte sich der Vladika, aus der Popularität, die er erlangt hatte, Nutzen zu ziehen und seine Macht zu befestigen. Bisher hatte er nicht gewagt, als Reformator aufzutreten; jetzt ergriff er kühn das

Ruder des Staates und umgab sich mit einer Gewalt, welche vor ihm noch kein Vladika gehabt hatte. „Man mußte erstaunen," sagt Cyprien Robert von der Regierung dieses Reformators, „wie in weniger als zehn Jahren Peter der Zweite die Wildheit seiner Landsleute gemildert und nie er sie an das bürgerliche Leben gewöhnt hat, so daß er die Blutrache abschaffen, den Raub bestrafen und den heiligen Gebrauch der Otmitza einschränken konnte. Man wirft ihm vor, daß er weniger als Priester, denn als unerbittlicher Chef handle und die Strenge so weit treibe, daß er die Schuldigen sogar in seiner Gegenwart hinrichten lasse; aber ist man überzeugt, ob er bei einem so verstockten Volke den Gesetzen auf eine andere Weise Achtung verschaffen könnte?"*)

Auch der Vladika Danilo bewohnte den alten Fürstenpalast in Cetinje während seiner kurzen Regierung des schwarzen Berges. Es war ein kühner, energischer und bedeutender Mann und trug sich mit großen Ideen, deren Verwirklichung leider sein früher Tod ein Ende machte. Er fiel durch Mörderhand auf der Marina von Cattaro. Kein politisches Motiv, sondern Privatrache drückte dem Mörder die Feuerwaffe in die Hand. Wie sein Vorgänger gehörte er ebenfalls der Familie Petrović an, dieser Makkabäerfamilie, aus der eine Reihe von Helden, Aposteln und Reformatoren hervorgegangen ist. Um die Civilisation der Bewohner des schwarzen Berges hat sich der Vladika Danilo große und dauernde Verdienste erworben. Er trennte die geistliche von der weltlichen Macht, unterdrückte das frühere System der kleinen Tyrannen, welche für willkürliche Taxen die Regierung der einzelnen Bezirke besorgten, richtete

*) Les Slaves de la Turquie par Cyprien Robert. Paris.

Schulen und Bildungsanstalten ein und sorgte nach Kräften für Sicherheit und Ordnung im Lande. Das Landesgesetzbuch, welches eine Civilgesetzgebung und eine Kriminalgesetzgebung umfaßt, aus dem ich früher eine Reihe von Bestimmungen mitgetheilt habe, verdankt seine Entstehung seinem organischen und schöpferischen Talent.

Auch die Regierung des Vladika Danilo war voll von Kämpfen, Schlachten und Gefechten mit den türkischen Barbaren. Kaum hatte er die Regierung angetreten — im Oktober 1851 — als er sich genöthigt sah, gegen die kleine Festung Piperi zu ziehen, deren sich die Türken durch List und Verrath bemächtigt hatten. Pero und Djordje Petrović, Präsident und Vicepräsident des montenegrinischen Senats, rafften so viel Truppen zusammen, wie in der Eile möglich war, und zogen nach der in allen Türkenkriegen genannten Veste Zabljak, wo sich die türkische Armee unter dem Kommando des Pascha von Skutari aufgestellt hatte. Der Vladika Danila marschirte mit seiner Heeresabtheilung nach Piperi, griff die Türken und Arnauten an, welche sich bei Spuž gesammelt hatten, warf sie zurück und bemächtigte sich von neuem Piperi's. Von Piperi zog er auf Zabljak, um sich mit den beiden andern montenegrinischen Heeresabtheilungen zu vereinigen. Es war am Ende des Jahres 1852.

Im Anfang des Jänner des folgenden Jahres rückten nun von allen Seiten große türkische Truppenmassen gegen den schwarzen Berg heran, um ihn ringsum einzuschließen und sodann ihre regelmäßigen Operationen in großem Maßstabe zu beginnen. Omer Pascha nahm seine Aufstellung mit 34.000 Mann zwischen Spuž und Podgorica; der Vezier von Antivari mit 8000 Mann am Berge Su-

torman, der Südspitze des schwarzen Berges; Selim Bey mit 10.000 Mann am See von Skutari; im Norden des schwarzen Berges wurden zwei Korps, jedes zu 10.000 Mann, aufgestellt. Ueber 60.000 Türken wurden also in Bewegung gesetzt, um endlich „den lange gewünschten schwarzen Berg" zu erobern, wahrlich eine furchtbare Heeresmacht, während die montenegrinische Armee wohl kaum 15,000 Mann betrug.

Die Lage war eine sehr gefährliche. Die Proklamationen und Versprechungen von Abgabenfreiheit, welche Omer Pascha erließ, hatten die an der Grenze von Montenegro belegenen Bezirke der Herzegovina, welche sich zuerst für die Montenegriner erklärt hatten, wankend gemacht; auf dem schwarzen Berge selbst enstand eine Partei, welche angesichts der großen drohenden Gefahr von Anknüpfung friedlicher Unterhandlungen sprach. Aber der energische und entschlossene Vladika Danilo drang mit seiner Ansicht auf unbedingte Aufnahme des Kampfes durch. Eine ganze Reihe von Gefechten enwickelte sich in den Nahien Rjeka, Crnitza und Zeta, in den südlichen Bezirken des Landes, in denen die Ritter vom schwarzen Berge, immer Einer gegen Zehn, die türkischen Barbaren auf allen Punkten angriffen und zurückwarfen. In der Nacht vom 16. Januar überfielen sie sogar das Lager von Osman Pascha von Skutari.

Währenddem griff der Vladika mit nur 2000 Mann Reis Pascha an, welcher bis Ostrog vorgedrungen war, schlug ihn total und warf die Reste der geschlagenen Truppen bis über den Grenzort Poria auf das türkische Gebiet zurück.

Omer Pascha wurde nach solchen glänzenden Waffenthaten der Ritter vom schwarzen Berge gezwungen, sich aus strategischen Rücksichten „nachrückwärts zu konzentriren."

Die Intervention Oesterreichs in Konstantinopel nöthigte schließlich die Pforte, ihre Truppen von allen Punkten der montenegrinischen Grenze zurückzuziehen und ihre neuesten Eroberungspläne aufzugeben. Niemals ist die Pforte zu diesen Eroberungsversuchen weder faktisch noch rechtlich berechtigt gewesen. Die türkische Behauptung, Montenegro als ein zu dem Paschalik von Scutari gehöriges Gebiet zu betrachten, ist eine türkische Fiktion. Niemals sind die türkischen Barbaren im rechtlichen Besitz des schwarzen Berges gewesen; ihr Besitz des Landes beschränkt sich auf einzelne Durchzüge, Steuererpressungen und Plünderungen. Die Pforte hat Montenegro niemals behauptet und niemals wirkliche Souveränetätsrechte auf dem schwarzen Berge ausgeübt. Freiwillige Unterwerfungsakte zu Zeiten innerer Wirren gingen stets nur von einzelnen Renegaten aus, welche flüchtig und von den Behörden verfolgt, gezwungen waren, ihr Vaterland zu verlassen, oder von Parteien, welche in ihrem eigenen Lande niemals eine Majorität hatten. Auch eine Lehensherrlichkeit oder ein Protektorat der Türken über den schwarzen Berg hat zu keiner Zeit stattgefunden. Die Vladika's Peter der Erste und Peter der Zweite Petrović erhielten allerdings mehrmals seitens der Pforte das Anerbieten eines erblichen Belehnungsberats nebst dem Versprechen einer nicht unbedeutenden Erweiterung ihres Gebiets; aber Beide wiesen das Anerbieten entschlossen und energisch zurück. Der Vladika Peter der Zweite erwiderte den türkischen Barbaren, „er habe kein Berat nöthig, so lange seine Landsleute entschlossen seien, ihn und das Land zu vertheidigen; falls sie aber aufhören würden, ihm ergeben zu sein, würde ihm auch ein Berat nichts nützen." Die Ansprüche der Türken auf Montenegro begründen sich daher

auf nichts anderes, als auf die freche Behauptung, daß der schwarze Berg zu ihrem Reiche gehören könnte und daß er früher einmal einen Bestandtheil der Staaten ausgemacht habe, welche im Laufe der Jahrhunderte durch Eroberung türkische Provinzen geworden sind. Auch haben die Türken selbst die Unabhängigkeit Montenegros mehrmals anerkannt. Es sind Urkunden türkischer Pascha's vorhanden, welche die Vladika's des schwarzen Berges nicht als türkische Vasallen, sondern als unabhängige Fürsten bezeichnen.*)

Kaum war die Gefahr, welche dem schwarzen Berge von Seiten der Türken drohte, beseitigt, als sich der rastlose und energische Danilo der inneren Organisation des Landes zuwandte und die Reformen seines großen Vorgängers aufnahm. Peter der Zweite Petrović wäre selbst in einem europäischen Kulturstaate ein ausgezeichneter und bedeutender Regent gewesen; es war deshalb für den Vladika Danilo nicht leicht, als Nachfolger Peters des Zweiten den an ihn gemachten Ansprüchen Genüge zu leisten. Der Vladika besaß weder die hohe, imponirende Gestalt, noch die hohe geistige Begabung seines großen Vorgängers; auch war er nicht im Stande, durch materielle Vortheile seinem Volke die Reformen annehmbarer zu machen. Alle dazu nöthigen Geldmittel mußten durch Steuern aufgebracht werden, und die neu eingeführte Besteuerung war eine der größten Schwierigkeiten, mit denen Peter der Zweite zu kämpfen gehabt hatte. Danilo war aber nicht der Mann dazu, sich durch Aufstände, Widerwärtigkeiten

*) La souveraineté du Monténégro par J. Vaclik. Leipzig 1858. Unsere Zeit. Montenegro von O. Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.

und Widerstand schrecken zu lassen. Mehrmals war er gezwungen, mit Gewalt die sich gegen ihn erhebende Opposition zu beseitigen. Es erfolgten zahlreiche Verbannungen und selbst einzelne Hinrichtungen der Aufständischen. Der Vladika trennte nun die geistliche Gewalt von der weltlichen Gewalt, welche sein Vorgänger noch in seiner Person vereinigt hatte, und wußte seine Anerkennung als weltlicher Fürst von Montenegro seitens Englands, Rußlands und Oesterreichs durchzusetzen, während er durch diesen Anerkennungsakt zugleich die Unabhängigkeitserklärung Montenegros seitens der europäischen Mächte erlangte. Er regelte die Steuergesetzgebung, indem er die Klostergüter zu Hilfe nahm, um das Defizit der Einnahmen zu decken. Die Armee brachte er auf eine Stärke von 15.000 Mann. Von größter Wichtigkeit für die Civilisation des Landes wurde das von ihm eingeführte Landesgesetzbuch, indem es die Abschaffung einer Menge Mißbräuche und im wilden Charakter der Bevölkerung wurzelnden Gewohnheiten und Anschauungen, wie die Blutrache und die Raubzüge, gesetzlich durchführte. Dies Landesgesetzbuch, welches der Fürst zu Neusatz in Ungarn drucken und an sämmtliche selbstständige Bewohner des schwarzen Berges vertheilen ließ, gibt das beste Bild von den damals in Montenegro herrschenden moralischen und politischen Zuständen. Ich werde deshalb eine Reihe von Bestimmungen aus demselben mittheilen: *)

„Jeder muß seine Häuptlinge, Richter und Aeltesten

*) Nach der von Freiherrn O. v. Reinsberg-Düringsfeld in „Unsere Zeit" veröffentlichten Uebersetzung des Landesgesetzbuches von Montenegro.

achten und lieben. Wer sie verleumdet oder mißhandelt, zahlt 10 Thaler Strafe, während der Richter, Häuptling und Aelteste, der einen Montenegriner beleidigt, 20 Thaler Strafe zahlen muß. Werden von der Landesgewalt Häuptlinge, Richter, Aelteste oder Pereniken in einen Stamm oder Dorf geschickt, um einen Schuldigen festzunehmen, und Jemand vertheidigt diesen, so haben die Abgesandten das Recht, ihn festzunehmen, oder ihn, falls er Widerstand leistet, auf der Stelle zu tödten. Nur müssen sie sich vorsehen, keinen Unschuldigen zu treffen. Diebstahl, Raub und Frevel jeder Art im Nachbarlande werden in Friedenszeit bestraft, als wären sie im eigenen Lande geschehen. Auch im türkischen Gebiet darf während des Friedens und während des Waffenstillstandes keine Tscheta oder Beute gemacht werden. Die Beute wird in diesem Falle dem Besitzer zurückerstattet und der Schuldige vor Gericht bestraft. Jeder Montenegriner, der einen Andern ohne Grund und ohne Nothwendigkeit tödtet, wird erschossen und kann sich nicht loskaufen. Entflieht er, wird sein ganzes Vermögen konfiscirt und zum Besten des Fiskus verkauft. Wer ihn aufnimmt, verbirgt oder vertheidigt, wird bestraft gleich ihm."

„Die Blutrache ist streng verboten. Der Mörder allein kann getödtet werden, welchen das Gericht verfolgt. Seine Verwandten dürfen auf keinerlei Weise belästigt werden. Duelle sind erlaubt; nur dürfen bei 100 Thaler Strafe die Sekundanten nicht am Kampfe Theil nehmen oder Andere den Kämpfern zu Hilfe kommen."

„Wer aus Bosheit Feuer anlegt, muß allen Schaden ersetzen und wird noch überdies mit dem Tode bestraft. Auch kann derjenige, welcher sich vom Brande bedroht sieht, selbst den Brandstifter tödten."

„Auflagen und Steuern müssen zur festgesetzten Zeit entrichtet werden. Wer dieselben verweigert, wird als Vaterlandsverräther bestraft. Wer bei der Schätzung Landwein und Güter nicht angibt, verliert die verheimlichten Güter als Strafe. Die Häuptlinge und Aeltesten können Geldbußen bis zur Summe von 20 Thalern verhängen. Höhere Strafen müssen vom Gericht bestimmt und an die Staatskasse gezahlt werden. Wer sich ungerecht bestraft glaubt, kann sich an das Obergericht wenden, welches die nöthige Untersuchung einleiten wird. Ist die Klage gerecht, so werden die Behörden für die Ungerechtigkeit bestraft. Ebenso wird der Richter, Aelteste oder Häuptling, welcher der Staatskasse Geldbußen entzieht, abgesetzt und muß den fünffachen Betrag der veruntreuten Summe zahlen."

„Verletzt ein Sohn die Achtung gegen die Aeltern, wird er das erstemal mit einer Geldstrafe, das zweitemal mit Gefängniß und körperlicher Züchtigung bestraft. Hilft auch das nicht, so kann der Vater ihn aus dem Hause jagen."

„Jeder Geistliche muß alle Sonntage die Kirche besuchen, sie rein halten, pünktlich die Vorschriften der Kirche befolgen und soviel als möglich das Volk im Guten und in der Religion unterrichten. Wer das nicht thut, wird abgesetzt. Ehescheidungen, welche die Kirche nicht erlaubt, sind verboten. Will sich Jemand verheiraten, muß er es drei Tage vor der Trauung dem Ortsgeistlichen anzeigen, damit er das Mädchen fragen kann, ob es auch will. Ist das nicht der Fall, so darf der Geistliche die Ceremonie nicht vollziehen. Thut er es dennoch, so wird er aus der Kirche ausgestoßen. Nimmt Jemand die Frau eines An-

dern, oder entführt er ein Mädchen, das ihm nicht von ihren Aeltern oder Verwandten verlobt worden ist, so wird er des Landes verwiesen und sein Vermögen konfiszirt. Vereinigt sich aber ein Mädchen aus freiem Willen, auch ohne Wissen der Aeltern, mit einem Manne, so kann man ihnen nichts anhaben. Wenn ein Montenegriner eine Frau oder ein Mädchen schwängert und sie nicht heiraten will, so zahlt er ihr 130 Thaler zum Unterhalt des Kindes und dies Kind tritt mit seiner Majorennität in die Rechte der ehelichen Kinder. Nimmt er aber das Kind zu sich, so zahlt er nichts. Ist er verheiratet, so zahlt er 130 Thaler Strafgeld oder muß sechs Monate im Gefängniß sitzen. Ueberrascht ein Montenegriner seine Frau beim Ehebruch, so kann er sie und ihren Liebhaber tödten. Entflieht sie, so wird sie Landes verwiesen. Trachtet eine Frau ihrem Manne nach dem Leben, so wird sie mit dem Tode bestraft, aber nicht erschossen. Herrscht Unzufriedenheit in der Ehe, so kann sich der Mann von der Frau trennen, muß aber für ihren Unterhalt sorgen und kann sich nicht scheiden lassen. Gibt die Frau jedoch nach ihrer Trennung durch ihre Aufführung Grund zur Klage, so kann sie für sich selbst sorgen. Kindesmord wird mit dem Tode bestraft."

„Ein Dieb, der bei der That ergriffen wird, wird mit Stockschlägen bestraft. Kinder und Blödsinnige sind davon ausgenommen. Wird ein Dieb zum dritten Male ergriffen, so wird er erschossen. Eine Frau, welche ihren Mann bestiehlt, wird die beiden ersten Male mit Gefängniß, das dritte Mal mit körperlicher Züchtigung bestraft und von ihrem Manne geschieden. Sie darf jedoch nicht wieder heirathen; er kann es. Wer die Kirche bestiehlt, wird mit dem Tode bestraft. Wer aus Freundschaft, durch

Bestechung oder aus Dummheit eine geheime Unternehmung der Regierung veröffentlicht, muß 150 Thaler Strafe zahlen."

„Wer die Ruhe eines Marktes stört, wird mit 20 Thalern Geldbuße oder mit Gefängniß bestraft; wer aber vor der Kirche Lärm oder Streit erhebt, mit 25 Thalern Geldbuße oder mit Gefängniß. Ein Verleumder wird bestraft, wie derjenige, den er ungerechter Weise verleumdet hat, bestraft werden würde, wenn die Anklage wahr wäre."

„Jeder Flüchtling, der das montenegrinische Gebiet betritt, ist in Sicherheit und darf von Niemanden belästigt werden, so lange er ruhig und nach den Landesgesetzen lebt. Er genießt dann dieselben Rechte wie die Landesbewohner, gleichviel welcher Nationalität oder Religion er angehören mag."

„Ist irgend ein Verbrechen in den Trunkenheit begangen, so trifft den Schuldigen nur die halbe Strafe. Nur, wenn die That an einem persönlichen Feinde verübt wurde, tritt die ganze Strafe ein."

„Wer zu den Waffen greift und dadurch Blutvergießen verursacht, wird mit dem Tode bestraft, und der, welcher ihm geholfen hat, zu 10 Thalern Strafe verurtheilt. Hat es keine blutigen Folgen gehabt, so zahlt der Erstere allein 20 Thaler Strafe."

„Wer künftig eines seiner unbeweglichen Güter verkaufen will, muß zuvor in Gegenwart von Zeugen seine Verwandten und sodann seine Nachbarn fragen, ob sie es zu dem gebotenen Preise kaufen wollen. Sind sie nicht dazu geneigt, so kann er es verkaufen, an wenn er will. Jedoch muß im Kaufkontrakt ausdrücklich vermerkt werden, daß und wann die obige Anfrage geschehen ist, widrigen-

falls der Verkauf nichtig ist. Söhne können sich bei Lebzeiten der Aeltern nur mit deren Bewilligung von ihnen trennen und der Vater kann nach Gefallen das Vermögen vertheilen, wie er will; denn Jeder ist Herr seiner Güter und kann bei Lebzeiten oder durch Testament über seinen Besitz verfügen, wie er will. Ist aber darüber nichts verfügt worden, so wird beim Tode des Vaters das Vermögen unter alle Kinder gleich vertheilt. Lebt die Mutter, so hat sie den lebenslänglichen Genuß vom Vermögen des Mannes, und die Theilung geschieht nach ihrem Tode, wenn die Kinder majorenn sind. Sind sie es nicht, so verwaltet ein Vormund das Vermögen, bis die Kinder zwanzig Jahre alt sind. Verheiratet sich ein Mädchen, so hat sie nur Anspruch auf die Mitgift, welche ihr die Eltern dem Herkommen gemäß gutwillig geben, aber kein Anrecht auf das Vermögen des Vaters. Eine Witwe ohne Kinder genießt, so lange sie Witwe bleibt, das ganze Einkommen des Vermögens ihres verstorbenen Mannes. Heiratet sie wieder, so erhält sie eine Rente von zehn Thalern; hat sie aber Kinder, für jeden Sohn oder für je zwei Töchter noch Einen Dukaten jährlich. Stirbt ein Vater ohne Söhne, so bleibt sein ganzes Vermögen den Töchtern. Nur seine Waffen erhält — hat er nichts Anderes darüber verfügt — der nächste männliche Anverwandte. Hat er aber Schwestern, so erhalten diese ein Drittel, und die Töchter bloß zwei Drittel des Nachlasses. Erhält ein junges Mädchen bei ihrer Verheiratung Güter zur Mitgift und stirbt es ohne Kinder, so fallen die Güter an ihre Brüder oder Schwestern oder nächsten Verwandten zurück. Die Letztern erben auch, wenn ein Vermögen ohne direkte Erben bleibt. Sind gar keine

Verwandten vorhanden, so fällt das Vermögen dem Fiskus anheim."

„Die Richter sollen unparteiisch sein, jede Partei und ihre Gründe hören, jede Partei sprechen lassen und ihr Urtheil, welches in ein Register eingetragen werden muß, erst dann fällen, wenn sie vollkommen klar über die Sache sind und sie, nach Entfernung der Parteien, reiflich unter sich erwogen haben. Zeigt sich ein Richter dabei parteiisch, so wird er abgesetzt und muß 150 Thaler Strafe zahlen. Verlangt oder empfängt ein Richter Geschenke, um einen Schuldigen freizusprechen, oder um einen Unschuldigen zu verurtheilen, so wird er abgesetzt und muß 120 Thaler Strafe zahlen, von denen derjenige, welcher ihn anzeigt, 50 Thaler als Belohnung erhält. Derjenige, welcher den Richtern Geschenke verspricht oder gibt, darf nicht mehr vor Gericht erscheinen, wird für schuldig erklärt und muß für jede Zechine, welche er gegeben, Eine Woche im Gefängniß sitzen. Das Geschenk fällt dem Fiskus zu. Sind die Richter nicht eins, so entscheidet die Majorität der Stimmen; jeder muß aber erklären, daß er nach seiner eigenen Ueberzeugung gentheilt habe. Bringt jedoch Einer von ihnen Uneinigkeit und Störung in die Versammlung, so wird er entlassen und ein Anderer für ihn von der Regierung ernannt, welche auch die Häuptlinge und Aeltesten, die ihr untüchtig erscheinen, absetzen kann. Da die Richter und Behörden, gleich den anderen Häuptlingen, von der Nationalversammlung bestellt werden, um für das öffentliche Wohl zu sorgen und über Ruhe und Frieden zu wachen, so dürfen sie sich nicht mit Privatangelegenheiten, mit Handel und Reisen befassen, sondern müssen die festgesetzte Zeit hindurch dem Amte obliegen, zu welchem sie ernannt sind."

Im Jahre 1854 verheiratete sich der Fürst Danilo mit Fräulein Darinka Kvekičora, der Tochter eines in Triest wohnenden griechischen Großhändlers, welche gegenwärtig mit ihrer Tochter in Venedig lebt. Drei Jahre später reiste er nach Paris, um durch Vermittlung Frankreichs eine Vereinbarung mit den Türken anzubahnen, welche neuerdings wieder Angriffe auf das Gebiet von Montenegro versucht hatten, aber bei Grahovo vollständig von den Rittern des schwarzen Berges geschlagen wurden. Kalil Pascha und Tausende von türkischen Barbaren bedeckten mit ihren Leichnamen das Schlachtfeld; viele Kanonen und die ganze Bagage gingen verloren. Die Unterhandlungen in Paris scheiterten, obschon die Pforte sich zu Landabtretungen, namentlich zur Abtretung eines Theils der Küste des Scutarisees verstehen wollte, daran, daß die Pforte eine Szuzerainetät über Montenegro beanspruchte. Mitten in seinen staatsmännischen Plänen und innern Reformen, denen sich der unermüdliche Danilo nun von Neuem zuwandte, überraschte ihn der Tod durch die Hand des Mörders auf der Marina von Cattaro.

Sechszehntes Kapitel.

Cetinjer Spaziergänge.

Aus dem alten Fürstenpalaste gelangt man mittelst weniger Schritte in das moderne Landhaus, welches der gegenwärtige Fürst des schwarzen Berges mit seiner Familie bewohnt. Den mitleren Theil desselben hat der Vladika Danilo erbaut, die beiden Flügel sind von dem jetzigen Fürsten aufgeführt. Es besteht aus einem Erdgeschoß und aus einem oberen Stock und macht durch seinen hellen Anstrich und durch die grüngestrichenen Fensterjalousien einen recht freundlichen Eindruck. Die Räume des Erdgeschoßes haben nicht dieselbe Höhe, wie die Räume des oberen Stockes. An dem großen Eingangsthore auf der Flur halten zwei Pereniken, das Gewehr auf der Schulter, Pistolen und Yatagan im rothen Gürtel, Wache. Am Ende der Flur steigt man auf einer breiten, schönen Treppe zu dem oberen Stock hinauf, der von einem breiten Gange durchschnitten wird, auf den sich die nach dem Platze und die nach den Bergen hinausgehenden Säle und Zimmer öffnen.

Die Wohnzimmer der Fürstin, die Empfangssäle und die Staatszimmer nehmen die vorderen, nach dem großen

Platze belegenen Räume ein; in dem hinteren Theile des Hauses befinden sich die Zimmer des Fürsten, die Kinderzimmer, die Schlafzimmer und der große, sehr geschmackvolle Eßsaal. Der Empfangssaal, ein großer Ballsaal, ein kleiner Empfangssalon und mehrere Staatszimmer sind in prächtigster Weise dekorirt. Reiche und kostbare Tapeten, deckenhohe, vergoldete Spiegel, prächtige, dicke Teppiche, parquettirte Fußböden, ein reiches und höchst geschmackvolles Meublement, vergoldete Kronleuchter, Gobelins und Oelgemälde lassen den Eintretenden weit eher vermuthen, daß er sich in einem mit fürstlichem Luxus ausgestatteten, palastartigen Landhause im mittleren Europa in der Nähe einer großen Hauptstadt als auf dem einsamen, windumrauschten, dritthalbtausend Fuß über der Meeresfläche belegenen Plateau des in Europa fast unbekannten schwarzen Berges befindet. Drei vorzüglich ausgeführte Oelgemälde schmücken die Hauptwand eines dieser prachtvollen Säle. Aus den reichvergoldeten Rahmen schauen die von Čermáks Meisterhand gemalten Bilder des verstorbenen Fürsten Danilo, des gegenwärtigen Fürsten Nikola Petrović und seiner schönen Gemalin hinab.

Die einfachsten Räume des Landhauses sind die Privatzimmer des Fürsten, ein Arbeitskabinet und ein Rauchzimmer, an welche die Kinderzimmer, zwei sehr wohnliche Gemächer, stoßen, wo während meiner Besuche im Landhause nach dem Abendessen gewöhnlich der Thee genommen wurde, weil es dort am wärmsten und am gemüthlichsten war. Der große und schöne Eßsaal kehrt seine Fenster dem ehemaligen Fürstenpalaste zu und nimmt die nördliche Seite des Gebäudes ein.

Nikola der Erste, Petrović Nĕgoš, Fürst des schwarzen Berges und der Brda, ist der Sohn des Velikivojvoden

Mirko Petrović und seiner Gemalin Stane Petrović und wurde am 13. (25.) September 1837 geboren. Der Fürst Nilo der Zweite war sein Oheim von väterlicher Seite. Auch sein Geburtsort ist das zwischen Cattaro und Cetinje gelegene Dorf Nëgoš, die Wiege des montenegrinischen Fürstengeschlechtes, welches dem interessanten Berglande seit Danilo dem Ersten so viele berühmte und bedeutende Vladika's und Fürsten gegeben hat. Seine Kindheit und die ersten Jünglingsjahre wurden mit jenen auf dem schwarzen Berge üblichen gymnastischen Uebungen ausgefüllt, welche uns an die Kampfspiele der alten Hellenen erinnern. Schon als Knabe zeichnete sich Nikola Petrović im Wettrennen, im Springen und Ringen, im Schießen und im Reiten aus. Diese gymnastischen Uebungen stählten seine körperliche Kraft und verliehen ihm eine außerordentliche Behendigkeit und Geschmeidigkeit der Glieder, wovon der Fürst noch heute Beweise liefern kann. Er ist sowohl der beste Schütze wie der vorzüglichste Reiter Montenegros. Diese physische Ueberlegenheit, auf welche andere Fürsten gewöhnlich wenig Werth legen, imponirt den Bewohnern des schwarzen Berges außerordentlich. Mit einem Felsstück auf der Schulter einherzuspringen, eine Kugel oder einen Stein weit fortzuschleudern, über einen breiten Graben setzen, mit gebundenen Füßen über ein Pferd springen: das sind Fähigkeiten, welche die Montenegriner bezaubern und welche den Fürsten Nikola zum bewunderten Liebling des Bergvolkes machen. Mit Auswendiglernen und mit Studien wurde der Sohn des berühmten Vojvoden Mirko nicht viel während seiner Kinderjahre geplagt; aber während der langen Winterabende lauschte er mit dem größten Interesse den Erzählungen der Türkenkämpfe und hörte die Piesma's, welche die fünfhundert-

jährige Epopöe der Ritter des schwarzen Berges in tausend Türkenschlachten bilden, zur Gusle singen. In der Seele des Knaben erwachten ein fanatischer Patriotismus und ein glühender Türkenhaß. Dem Fürsten Danilo flößten die Energie und die Fähigkeiten des Neffen ein so hohes Interesse ein, daß er beschloß, falls seine Ehe kinderlos sein oder falls er selbst in gewaltsamer Weise enden sollte, ihn zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Der damals zehnjährige Knabe wurde deshalb von dem Fürsten nach Triest gesandt, um dort eine seiner wahrscheinlichen zukünftigen Stellung würdige, geistige Ausbildung zu erhalten. Als er das vierzehnte Jahr zurückgelegt hatte, wechselte er den Ort seiner Studien. Der Fürst sandte den Neffen nach Paris in das Lyceum „Louis le Grand."

Nikola Petrović blieb fünf Jahre in Paris, mit Fleiß und Eifer seinen Studien obliegend. Die Freiheit, welche er in der luxuriösen Weltstadt genoß, übte auf den Sohn der Berge keinen verderblichen Einfluß aus. Die Stimmen der Freude und der Lust schlugen nicht an sein Ohr; die Vergnügungen und Genüsse von Paris interessirten ihn wenig; seine größte Freude bestand darin — so erzählte er selbst — wenn er nach beendeten Studien „dem Geräusch und dem Gewimmel des großen Ameisenhaufens entfliehen konnte, um fern von den beengenden Häusern und Mauern einsam in der freien Natur umherzuschwärmen und den Duft seiner heimatlichen Berge zu suchen." Ganz besondere Lichtblicke im Pariser Leben waren vorübergehende Besuche in dem heimatlichen Berglande. Wenn er in den Bocche di Cattaro die Felsen der Crnagora aus den blaugrünen Fluthen aufsteigen sah, so schlug sein Herz höher und er erkletterte die kahlen Abstürze des Krstaz wie ein

gefangengewesener Löwe, der sich der Wüstenfreiheit zurückgegeben sieht. Der Aufenthalt in Paris hatte in dem zukünftigen Fürsten des schwarzen Berges keineswegs den Hang zum Luxus, zum Wohlleben und zu den Genüssen der europäischen Civilisation entwickelt; als ein wahrer Montenegriner kehrte er in seine einsame, bergige Heimat zurück und beendigte in Cetinje unter der Leitung seines Oheims die in Triest und Paris begonnenen Studien. Nikola Petrović zählte damals neunzehn Jahre. Nichts ließ voraussetzen, daß er seinem Oheim und Wohlthäter so bald in der Regierung Montenegros folgen würde.

Das mörderische Attentat von Cattaro raubte dem schwarzen Berge einen der einsichtsvollsten, klügsten und energischsten Fürsten, den das Land jemals besessen hat. Sterbend empfahl Danilo der Zweite nochmals seinen Neffen Nikola Petrović zu seinem Nachfolger und der Wille der Nation bestätigte diesen Wunsch des sterbenden Vladika. Glücklicherweise fand der in der Schule des Lebens und des Regierens noch unerfahrene junge Fürst nicht dieselben Schwierigkeiten und Kämpfe vor, welche seinem Oheim den Regierungsantritt so sehr erschwert hatten. Die Energie und der große Einfluß seines Vaters Mirko waren für den Sohn eine mächtige Stütze. Wenige Monate später vermählte sich der junge Fürst mit Fräulein Milena Vukotić, mit der er nach Landessitte schon als Knabe verlobt war. Diese Ehe verband eine der ältesten und edelsten Familien des Landes mit dem montenegrinischen Fürstenhause.

Aber nur eine kurze Zeit verging und der junge Fürst des schwarzen Berges mußte die unaufhörlichen Türkenkämpfe von Neuem aufnehmen. Die Ereignisse des Krieges

von 1862 sind noch so frisch im Gedächtnisse der Menschen, daß ich sie hier nicht von Neuem zu schildern brauche. Vater und Schwiegervater des Fürsten wehrten sich gegen die türkischen Barbaren wie die Tiger, welche man in ihrer Höhle angreift. „Wir haben uns mit ihnen im Feuer geschlagen vom Morgen bis zum dunklen Abend" heißt es in dem schönen Piesma, welches diesen glänzenden Feldzug der Ritter des schwarzen Berges gegen Omer Pascha und Derwisch Pascha besingt, jenen Feldzug, von dem der Padischah in Stambul rühmte: „Ich habe die ganze Macht ausgerüstet, damit die Crnagora gezüchtigt wird," und dessen Heeresmassen die „weiße Vila" weinend dem jungen Fürsten in Cetinje mit folgenden Worten schildert: „Ich komme aus Stambul, der Kaiserstadt; ich bin seit zwei oder drei Tagen dort fortgegangen und habe mich nirgends verweilt. Als ich Stambul verließ, sah ich ein ungezähltes Heer, Asiens grimmige Krieger. Ich sah es und ging weiter. Das eine Heer kommt bei Bar (Antivari in Albanien) ans Land, dem Omer Pascha zu Hilfe; das andere dem Derwisch Pascha. Es schickt sie der Großherr aus Stambul, damit sie Dir Dein Cetinje nehmen." „Wir haben uns mit ihnen im Feuer geschlagen vom Morgen bis zum dunklen Abend," schreibt alsdann Mirko an seinen Sohn. „Der Donner aus den Gewehren hört nicht auf, auf dem ebenen Gefilde von Sagaratz; das ganze Feld ist mit Dunkel bedeckt. Da gehen zu Grunde wackere Pereniken, Ivanović Ivo aus Cetinje; es gehen zu Grunde Türken; es gehen zu Grunde Crnagorzen, bis sich unsere Fahnen erhoben und auf die Türken einen Jurisch — Sturmlauf — unternahmen und ihnen hundert und zwölf Köpfe abgeschnitten wurden. Darauf

jagten wir sie zurück aus Saragatz bis zu den Bergki'schen Schanzen und dort schnitten wir zweihundert Köpfe ab. Als jenseits Garatz die Sonne niederging, weinten viele Türkenweiber." In der berühmten Schlacht bei Grahovo, deren Fahnen heute die Wände des Trophäensaales im alten Fürstenpalaste schmücken, wurden die türkischen Heere von den Rittern des schwarzen Berges vernichtet.

Auf die fürchterlichen Verheerungen des blutigen Türkenkrieges folgte in Montenegro eine schreckliche Hungersnoth. Die ersten Regierungsjahre des jungen Fürsten waren recht mühevoll, und wenn die folgenden Jahre der Ruhe und des Friedens so viel Unglück und Elend auch endlich verwischten, so trat im Jahre 1867 doch wieder eine neue, bis dahin auf dem schwarzen Berge unbekannt gebliebene Plage auf. Die Cholera brach mit fürchterlicher Heftigkeit aus und erlosch erst, als sie Tausende von Opfern, unter ihnen Mirko Petrović, den Vater des Fürsten hingerafft hatte.

Obschon der väterlichen Stütze beraubt, begann der junge Fürst seine reformatorische und organisatorische Thätigkeit; bereits im folgenden Jahre verlieh er dem Lande eine Konstitution, deren Hauptpunkte in der Ausdehnung der Machtvollkommenheit des Senats, in der Kontrolirung der Finanzen und in der Anlage eines Budgets, also nicht in der Vergrößerung der fürstlichen Macht, sondern in der Erweiterung der Volkssouveränetät-wurzeln. Die oberste Verwaltungs- und Justizbehörde von Montenegro ist der Senat. Derselbe besteht aus sechszehn von der Bevölkerung der verschiedenen Nahien — Landdistrikte — gewählten Senatoren. Von dieser höchsten Behörde des Landes halten sich vier Mitglieder für beständig in Cetinje auf, während zwei

auswärtige Mitglieder in zweimonatlichen Zeiträumen einander ablösen. Der volle Senat versammelt sich jährlich viermal. Die Beschlüsse des Senats werden nach absoluter Majorität gefaßt.

Alle schweren Vergehen und Verbrechen, welche nicht vor den Kapitani der einzelnen Stämme, deren es neunundreißig gibt, zur Verhandlung kommen, müssen vor dem Senat entschieden werden. Zur Aburtheilung eines Verbrechens, auf welches die Todesstrafe steht, muß sich der volle Senat versammeln. Auch die Todesstrafe schaffte der Fürst damals ab. Sie ist allerdings vor zwei Jahren wieder eingeführt, aber nur als Strafe für ein einziges Verbrechen, für den vorbedachten und mit Absicht überlegten und ausgeführten Mord. Die Todesstrafe für politische und sogenannte Majestätsverbrechen, welche noch alle europäische Kulturstaaten in ihren Strafgesetzbüchern führen, und welche das Strafgesetzbuch für das deutsche Kaiserreich sogar in den Staaten dieses auf „Blut und Eisen" gegründeten neuen Kaiserreiches wieder hergestellt hat, wo sie bereits, wie in Sachsen, abgeschafft war, kennt der schwarze Berg nicht. Das Staatsvermögen wurde von dem fürstlichen Vermögen und von dem Kirchenvermögen gesondert und für jede Vermögensmasse ein besonderer Verwalter bestimmt. Das Klostervermögen wurde für Bildungszwecke und für Schulanstalten angewiesen. Die konstitutionele Freiheit hat also auf dem schwarzen Berge mit der von dem Fürsten im Jahre 1868 verliehenen Konstitution ebenso große Fortschritte gemacht, wie die Regelung des Staatshaushaltes und die Ordnung der Finanzen.

Das Jahr 1869 beginnt mit einem Hauptereigniß, mit der Reise des Fürsten nach Petersburg. Mit welchen diplomatischen Kombinationen diese Reise zusammenhängt,

bin ich nicht im Stande zu sagen. Soviel steht aber fest, daß seit der Rückkehr des Fürsten sich bedeutende Fortschritte verwirklicht haben. Lehrerseminar und Mädcheninstitut, von denen ich erzählte, wurden in Cetinje gegründet; eine telegraphische Linie wurde durch das ganze Land vom Scutarisee nach Cattaro gezogen und ungefähr vierzig Normalschulen an den Hauptorten eröffnet. Die Armee wurde mit neuen Waffen versehen und nach einem neuen System organisirt, welches sowohl den Forderungen der modernen Kriegskunst — ich will lieber, um die rechte Bezeichnung zu wählen, der modernen „Menschenschlächtereien" sagen — als den annehmbarsten Traditionen des Landes entspricht.

Von dieser Zeit an hat sich auch der Handel in Montenegro mehr entwickelt; die Zahl der Häuser in Cetinje hat sich verdoppelt und die innere Einrichtung derselben ist weniger primitiv geworden. Ferner ist zu hoffen, daß eine Postkonvention mit Oesterreich bald in Kraft trete — der neue österreichische Postmeister war bei meinem Besuch in Cetinje wenigstens eingetroffen — und endlich hegt der strebsame Fürst den Plan, Albanien und Dalmatien vermittelst einer durch Montenegro führenden Straße von Cattaro nach Rjeka zu verbinden. Die Straße ist projektirt und tracirt, wann sie zu Stande kommen wird, das hängt von der wohlwollenden Haltung Oesterreichs ab.

Der Fürst von Montenegro ist heute drei und dreißig Jahre alt, ein hochgewachsener, schöner und äußerst stattlicher Mann von kräftigen und ebenmäßigen Formen, über die Mittelgröße hinausreichend, das wahre Prototyp eines „Ritters vom schwarzen Berge". Seine Gesichtszüge tragen den Stempel der Intelligenz und der Energie, reiches, dunkles Haar beschattet eine breite, mittelhohe Stirn, ein dunkler

Schnurrbart deckt die kräftige Oberlippe, ein kurzgeschnittener Backenbart die Wangen; die Augen blicken feurig, lebhaft und wohlwollend. Ein unbeschreiblicher Zug von Schalkhaftigkeit und Humor verschönt dies edle und schöne Menschenantlitz, wenn der Fürst scherzt und Jemanden aus seiner Umgebung neckt — wie es mir scheint, eine Lieblingsneigung. Die malerische und prächtige montenegrinische Tracht kleidet ihn vortrefflich und ist ganz dazu geeignet, die kräftigen und ebenmäßigen Formen der hohen, schlanken Gestalt desto mehr hervortreten zu lassen. Im Ganzen genommen ist Fürst Nikola Petrović trotz seiner ausgezeichneten und höchst gediegenen europäischen Bildung ein wahrer Montenegriner geblieben, welcher sein Land bis zum Fanatismus liebt, voll Vertrauen in die Zukunft blickt und mit Energie und Beharrlichkeit seine reformatorischen und organisatorischen Pläne durchsetzt. Seinen demokratischen Anschauungen und Grundsätzen haben der fünfjährige Aufenthalt in Paris, die französische politische Bildung ihr Gepräge aufgedrückt. Von dynastischem Dünkel und von absolutischen Neigungen habe ich in dem Wesen dieses Mannes auch nicht das Geringste entdecken können. Die erhabenen Grundsätze der Demokratie: die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen müssen ja in der Seele jedes Montenegriners wiederklingen, der seit so vielen Jahrhunderten für die Freiheit und nationale Selbstständigkeit seines Landes gekämpft hat, der keine Standesunterschiede und keine Privilegien kennt, dessen Stimme bei den Berathungen der öffentlichen Angelegenheiten in den Volksversammlungen eben so viel gilt, wie die Stimme jedes Andern, dessen Meinung selbst über die Meinung des Vladika triumphirt, wenn er Beredtsamkeit besitzt, um sie dar-

zuthun und durchzuführen. Was der Knabe liebte, das liebt in der Persönlichkeit des Fürsten heute noch der Mann. Dem Glanz der europäischen Feste zieht er bei Weitem jene mittelalterlichen Abende auf dem schwarzen Berge vor, wo er im Kreise seiner Tapfern den monotonen Kriegsgesängen unter Begleitung der wehmüthigen Gusle lauscht. Er selbst liebt und pflegt, wie der edle Peter Petrović der Zweite, der Held, Staatsmann und Dichter, die Poesie; außer seiner Landessprache spricht er italienisch, etwas deutsch und französisch in einer Vortrefflichkeit, wie ich die französische Sprache von einem Ausländer sehr selten sprechen gehört habe.

Die Fürstin Milena von Montenegro stammt, wie ich schon erwähnt habe, aus einem der ältesten und angesehensten Geschlechter, aus der Familie Vukotić. Nach Landessitte wurde sie schon in der Wiege mit Nikola Petrović, dem Neffen und voraus bestimmten Nachfolger des Fürsten Danilo, verlobt. Schon in früher Jugend lernte sie die ernste Seite des Lebens kennen. Ihre Mutter starb und das zehnjährige Mädchen wurde, dem Wunsche des Fürsten Danilo gemäß, seiner engeren Heimat entrissen um in Cetinje bei der Fürstin Darinka, der Gemalin des Fürsten Danilo, erzogen zu werden. Aber schon nach drei Jahren erfolgte die Katastrophe von Cattaro. Fürst Danilo fiel unter Mörderhand.

Fürst Nikola Petrović bestieg den Stuhl des Vladika von Montenegro und vermählte sich mit seiner sehr jugendlichen Verlobten, welche erst im vierzehnten Lebensjahre stand. Die Fürstin Milena ist am 10/22. April 1847 geboren, hat also heute erst ihr fünf und zwanzigstes Lebensjahr erreicht. Aus ihrer zehnjährigen Ehe mit dem Fürsten Nikola stammen fünf Kinder, vier Mädchen: Ljubitza Sorka,

Militza Widossawa und Mara Widossawa, welche in den Jahren 1864, 1866, 1868 und 1869 geboren sind, außerdem ein Knabe Danilo Alexander, der Nachfolger seines Vaters auf dem Stuhl des Vladika des schwarzen Berges, welcher im Jahre 1871 geboren wurde.

Umstände und Verhältnisse erziehen und bilden den Menschen. Sie haben auch den Charakter und das Wesen der jugendlichen Fürstin geformt. Klug und taktvoll sich ihrer Umgebung gegenüber benehmend, durch Sanftmuth und Liebenswürdigkeit herrschend, wurde sie bald dem Volke ein Idol und jedem Fremden eine fesselnde Erscheinung. Wer dieser schönen Frau naht, muß ihre Güte und Freundlichkeit, wer sie näher kennen lernt, ihr tiefes und edles Gemüth rühmen. Anmuth und weibliche Würde, nüchterne Schärfe des Verstandes ersetzen reichlich, was ihr an wissenschaftlicher Bildung abgeht und machen sie zu einem leuchtenden Idol für die Frauen des schwarzen Berges, deren soziale Stellung sich noch unter dem Drucke orientalischer Anschauungen befindet. Zärtliche Gattin und Mutter, gibt sich die Fürstin Milena mit aufopfernder Selbstlosigkeit der Sorge um Gemal und Kinder hin. Ihre Kinder sind ihre Schätze; die Kinderwelt ist ihre Welt, aus der sie sich nur selten und nur gezwungen losreißen kann, um in irgend einem Bade ihre Gesundheit zu stärken. Die Fürstin machte längere oder kürzere Besuche in Wien, in Triest und in Venedig bei der verwitweten Fürstin Darinka und den Verwandten derselben. Aber der Luxus und die Genüsse, welche begünstigte Länder der höheren Gesellschaft bieten, ließen die Tochter des schwarzen Berges ebenso gleichgültig und unempfindlich, wie alle Huldigungen, welche ihr als Fürstin und Schönheit im Auslande gezollt wurden. Wie

der Fürst Nikola, ihr Gemahl, in Paris, so sehnte auch sie sich aus dem Glanz und aus den Genüssen der großen europäischen Städte stets nach ihrer windumrauschten, einsamen und wilden Bergesheimat zurück. Die Montenegriner hängen mit schwärmerischer Liebe an ihrem heimatlichen Boden — die Heimatsliebe ist ein durchgehender Zug in ihrer Individualität —; rühmen doch die Montenegriner im Anschauen der wundervollen Ufer des Bosporus, der schwarze Berg sei der schönste Theil der Erde. Bis zum letzten Jahre war indeß ein Zug von Schwermuth in dem Wesen der Fürstin Milena nicht zu verkennen. Der Himmel schien ihr einen Sohn und dem Lande einen Erben versagen zu wollen; aber nach zehnjähriger Ehe sollte ihr auch dieser Wunsch erfüllt werden. Die Geburt Danilo's machte sie zur glücklichsten Mutter und wohl auch zur glücklichsten Fürstin.

Die Fürstin des schwarzen Berges ist eine der schönsten Frauen, welche ich gesehen habe. Der serbische Frauentypus ist in ihrer Gestalt und auf ihrem Antlitz in vollendeter Vollkommenheit ausgeprägt. Dunkelbraunes, fast schwarzes Haar umrahmt in reicher Fülle den edelgeformten Kopf; die von langen Wimpern beschatteten, braunen Augen haben jenen unbeschreiblichen feuchten Schimmer von Glanz und Schwermuth, welcher so häufig das serbische Frauenauge verklärt; die Gesichtszüge sind regelmäßig und tragen das Gepräge der vollendeten Anmuth und des Liebreizes, wodurch sich das Wesen der Fürstin auszeichnet. Die Gestalt ist hoch und schlank; die Formen sind von vollkommener Ebenmäßigkeit und Schönheit, ohne der Fülle zu entbehren. Der auf dem Hinterkopf befestigte, über den schönen Nacken hinabwallende Schleier der montenegrinischen Frauen und die

reiche, goldgestickte montenegrinische Kleidung stimmen besser zu dieser vollendet schönen orientalischen Erscheinung, als die moderne, europäische Frauentracht.

Meine angenehmsten Stunden in der Hauptstadt des schwarzen Berges habe ich in dem alten Fürstenpalaste in Gesellschaft des Direktors der Lehrerbildungsanstalt, seiner Gemalin und einiger Lehrer der Anstalt, sowie im Landhause des Fürsten und „der schönsten Prinzessin des Morgenlandes" zu gebracht. In der Wohnung meines Freundes Kostič machte ich auch die Bekanntschaft eines interessanten Mitgliedes der „Omladina," bekanntlich einer geheimen Verbindung, welche über Serbien und über die noch der Türkei unterworfenen Länder der südslavischen Nationalitäten ausgebreitet ist und die Gründung einer Reihe demokratischer Föderativstaaten an Stelle der ihrem Untergange entgegengehenden europäischen Türkei anstrebt. Der Archimandrit Basilius Pelagić — so war sein Name — war das Prototyp eines südslavischen radikalen Demokraten und Republikaners, ein junger Mann von bedeutender Geistesbildung, von großer Intelligenz, von Energie und von selbstbewußtem, politischem Streben, voll glühender Liebe für seine noch unter der brutalen Botmäßigkeit des asiatischen Nomadenstammes schmachtenden südslavischen Brüder.

Er war unter tausend Gefahren aus der türkischen Gefangenschaft in Asien entflohen, hatte in Belgrad eine Zufluchtsstätte gefunden und machte einen Besuch in der Hauptstadt des schwarzen Berges, um dann nach Serbien behufs Veröffentlichung einer im politischen Interesse der südslavischen Stämme kürzlich verfaßten schriftstellerischen Arbeit zurückzukehren. Seine letzten Schicksale geben einen Beweis von der tyrannischen Willkür der türkischen Beamten

in den unterworfenen südslavischen Ländern. Der junge Mann hatte seit drei Jahren in Banja Luka in Bosnien ein Lehrerbildungsseminär errichtet. Da wurde er den türkischen Beamten lästig und verdächtig. Sie machten mit ihm einen kurzen Prozeß. Ohne Einleitung irgend eines gerichtlichen Verfahrens wurde er im Februar in seiner Wohnung in Banja Luka in der Nacht von türkischen Polizeisoldaten gefangen genommen, um angeblich vor das hohe Gericht nach Stambul geschleppt und dort „wegen Vertheidigung nationalen Rechtes und wegen versuchter Einführung von Schulen in Bosnien" — welch' famoses, unseren europäischen Strafgesetzbüchern bis jetzt unbekanntes Verbrechen! — in Anklagezustand versetzt zu werden. Aber statt nach Konstantinopel, schleppten ihn die türkischen Polizeisoldaten nach Asien. Der Weg ging über Troja nach Kutai.

In Kutai wurde er erst vierzehn Monate lang eingekerkert und dann, da die lange und schwere Kerkerhaft ihm endlich eine gefährliche Krankheit zuzog, im Stadtbezirke internirt. Von einer Einleitung zu Untersuchung wegen des neuentdeckten, famosen Verbrechens war natürlich keine Rede. Die türkische Justiz macht sich politischen Verbrechern gegenüber das Geschäft noch weit leichter, wie die Justiz europäischer Kulturstaaten. Im Stadtbezirk internirt, gelang es dem unglücklichen Archimandriten, die Aufmerksamkeit seiner Häscher zu täuschen, nach langem Umherirren die Küste zu erreichen und von dort mittelst einer Barke an Bord eines russischen Schiffes zu gelangen, welches ihn nach Odessa führte. In Odessa schiffte er sich nach Galacz ein, und von Galacz nahm er seinen Weg nach Belgrad. Zugleich mit ihm wurden in Bosnien noch zwei andere Lehrer

und der Lehrer von Mostar, Jovan Pervics, wegen derselben Verbrechen — Vertheidigung des nationalen Rechtes und Einführung von Schulen — eingekerkert, wie er mir erzählte. Die drei Unglücklichen wurden, statt nach Konstantinopel vor das hohe Gericht, nach Afrika geschleppt und dort eingekerkert. Von ihrer Einkerkerung an gehören beide Unglücklichen zu den „Verschwundenen." Keine Kunde ist von ihnen nach Europa gedrungen. Will die serbische Regierung nicht einmal bei der Regierung der hohen Pforte in Stambul in energischer Weise diese drei „Verschwundenen" reklamiren? —

Mein Aufenthalt in der Hauptstadt des schwarzen Berges nahte seinem Ende. Die letzten Tage waren voll Sturm, Gewitter und Regengüssen. Blitz und Donner erfolgte immer zu gleicher Zeit. Das schwefelgelbe Aufleuchten versengte die Augen, während die in den Schluchten der schwarzen Felsen sich brechenden Detonationen den Donnerschlägen eines fortlaufenden Kanonenfeuers glichen, und dazwischen heulte und tobte die Bora mit solcher Gewalt, daß ich oft dachte, das massive Steingebäude würde mir über dem Kopfe zusammenstürzen. In dem „tempo fantastico" des schwarzen Berges fehlte nur noch das Erdbeben.

Ich rathe Niemanden, im Winter auf den schwarzen Berg zu reiten. An mehreren Tagen konnte ich nur mit Mühe in das fürstliche Landhaus oder in den alten Palast gelangen, so tobte die Bora und so stürzten die Regenfluten aus dem dunkelgrauen Wolkenhimmel auf das Felsplateau von Cetinje. Dann hatte sich ringsum die ganze Felsdekoration in Schwarz gekleidet.

An solchen Tagen war auch der Boulevard von Cetinje leer von Besuchern. Niewand erschien in den Nachmittagsstunden auf dem gewöhnlichen Spaziergange. Hie

und da schritt eine Gestalt in Wasserstiefeln, die Kapuze des Regenmantels über den Kopf gezogen, auf der Straße, um einen Freund in der Wohnung zu besuchen, bei ihm ein Cigarette oder eine Pfeife zu rauchen und von den „Türken in Europa," den Hoffnungen in die Wiederaufrichtung des Serbenreiches und den Privatangelegenheiten des schwarzen Berges zu sprechen. So fanden wir uns in der Wohnung des Redakteurs des „Montenegriners," Simon Popović, oder in dem Kloster bei dem Bischof, oder bei Frau Eugenie Kostić im alten Palaste, wo zuweilen die beiden jungen serbischen Lehrerinnen aus dem Mädcheninstitute, welche blos aus einem Flügel des Palastes in den andern zu gehen brauchten, am Thee Theil nahmen. Zwei serbische Offiziere, welche seit Jahr und Tag als Instrukteure der montenegrinischen Armee in Cetinje lebten, einige Lehrer des Seminars, der neue österreichische Postmeister, der den endlichen Abschluß der Postkonvention mit Oesterreich erwartete, um seine organisatorische Thätigkeit zu beginnen, waren gewöhnlich von der Gesellschaft, lauter unverheiratete Leute, welche „nicht wußten, wo sie den Abend hinbringen sollen." Das Kaffeehaus mit Lesekabinet und Billardzimmer, welches der von Triest eingetroffene neue Pächter des Einkehrwirthshauses einrichten wollte, war noch nicht fertig. Der Telegraphendirektor Stephan Radonić und sein Bruder Stanko Radonić, der Adjutant des Fürsten, hatten sich seit vierzehn Tagen mit zwei jungen Damen aus dem Mädcheninstitut verheiratet, befanden sich also noch in den Flitterwochen und blieben selbstverständlich des Abends zu Hause. Auch Dr. Frillay, der in Cetinje wohnende französische Arzt, Herr Sundecić, der Sekretär des Fürsten und mehrere Senatoren zogen den Aufenthalt am häus-

lichen Heerde an solchen Sturm- und Regenabenden den geselligen Ausflügen in das Kloster, in den alten Fürstenpalast oder in das Redaktionszimmer Simon Popović vor.

Oder ich war von dem Fürsten des schwarzen Berges und der schönsten Prinzessin des Morgenlandes zum Mittagessen um fünf Uhr oder zum Thee eingeladen. Gewöhnlich waren der Schwager des Fürsten, seine Mutter, die Witwe des berühmten Velikivojvoden Mirko Petrović, der Adjutant Stanko Radonić, die Gouvernante der fürstlichen Kinder, eine schweizerische junge Dame aus Schaffhausen Fräulein Louise Neukomm, zuweilen auch Herr Simon Popović und Dr. Frillay von der Gesellschaft. Wir speisten so vortrefflich, daß ich scherzweise gewöhnlich bei jedem Diner oder Souper die Frage wiederholte: „Haben Sie einen französischen Koch, mein Fürst?" worauf der Fürst dann lachend erwiderte: „Nein, Herr Doktor; ich sagte Ihnen schon gestern, ich habe eine böhmische Köchin." Mein Platz war zwischen der schönsten Prinzessin des Morgenlandes und der deutschen Landsmännin aus der Schweiz, Fräulein Louise; mir gegenüber hatte der Fürst zwischen seiner Mutter und seinen beiden ältesten Töchtern, Sorka und Militza, Platz genommen; die Unterhaltung war heiter und ungezwungen und wurde in französischer und serbischer Sprache geführt, wo Fräulein Louise, welche mit derselben Fertigkeit serbisch, wie deutsch und französisch spricht, so freundlich war, mir als Dolmetscherin zu dienen.

Der Abend wurde gewöhnlich in den Kinderzimmern zugebracht, wo es am wärmsten und gemüthlichsten war. Die Hoffnungen und die Reformen des schwarzen Berges, die europäische Politik, die politische Gegenwart Frankreichs, Oesterreichs, und Deutschlands bildeten dann das Thema

der Unterhaltung, in welcher der Fürst, sein Adjutant und Simon Popović gemeinsam mit mir die äußerste Linke vertraten, während Fräulein Louise mit ihren konservativen Anschauungen sowohl auf religiösem, wie auf politischem Gebiet ganz allein blieb und sich immer vergebens an die Fürstin und an den Schwager des Fürsten wandte. Der Adjutant des Fürsten, mein liebenswürdiger und geistvoller Freund Stanko Radonić, der ihr am heftigsten opponirte, wenn sie von „ihrer Kirche" sprach oder die demokratische Republik angriff, erhielt dafür von ihr zuweilen den Beinamen meines „Alter ego" und des „rothen Jakobiners." Dr. Frillay, der mich am ersten Abend mit mißtrauischen Blicken ansah, als er hörte, daß ich „ein Preuße" sei, wandte mir bald seine Sympathien zu, als ich von der „Preußenseuche," der aus den letzten beiden dynastischen Kriegen erzeugten neuen deutschen Völkerkrankheit erzählte und ihre verderblichen Wirkungen auf den Fortschritt in der bürgerlichen und politischen Freiheit in Deutschland schilderte. Wenn die Nacht die Hauptstadt des schwarzen Berges in ihren rabenschwarzen Schattenmantel gehüllt hatte, so daß man, wie man zu sagen pflegt, „nicht mehr die Hand vor Augen sah" und der Himmel plötzlich mit einem neuen „Tempo fantastico" in Donner, Blitz, Regenguß und Bora debutirte, begleiteten mich die Herren Popović und Radonić bis an das Thor meines Hauses, wo der Philipp, ein österreichischer Deserteur, der auf dem schwarzen Berge eine Zufluchtstätte und eine Frau gefunden und den der Fürst mir als Kammerdiener während meines Besuches zugeordnet, bereits vorsorglich mein Zimmer erleuchtet und noch einige Stück Holz in den großen Ofen geworfen hatte.

„Ich glaube, wir bekommen morgen Schnee.“ Mit diesem Unkenruf hatte mich Freund Kostić in den letzten Tagen meines Aufenthaltes allabendlich geängstigt, wenn wir Wetterprophezeiungen für den folgenden Tag anstellten, ob ich nach Cattaro hinüberreiten könne oder nicht. „Und wenn wir Schnee bekommen, was dann?“ war meine gewöhnliche Frage, mit der ich die Prophezeiung begleitete. „Dann sind Sie wahrscheinlich auf sechs Wochen auf dem schwarzen Berge eingeschneit. Trotzalledem können Sie aber morgen nicht reiten; die Bora macht das Hinabsteigen lebensgefährlich,“ war die mich erschreckende Antwort. Trotz der schönen Aufnahme, welche ich auf dem schwarzen Berge gefunden, hatte der sechswöchentliche Bergarrest für mich nichts Verlockendes und ich beschloß, den ersten Morgen, wo die Bora nicht stürmte und der Himmel keine Regenströme herabsandte, zum Hinabreiten zu benutzen. Eigentlich hatte ich die Absicht gehabt, von Skutari aus wieder an das adriatische Meer zu gelangen. Aber der Weg von Skutari nach Antivari, wo die Lloyddampfer anlegen, war mir bei schlechtem Wetter als halsbrechend geschildert worden und nahm außerdem zwei Tage in Anspruch. Die Landstraße, welche in jedem europäischen Lande die Hauptstadt einer Provinz mit dem Hafen dieser Hauptstadt verbinden würde, mußte in Albanien ein durch sumpfige Niederungen über Felsbrocken und Geröll führender Saumpfad ersetzen und die Nacht hätte ich in einem türkischen Karavanserai wahrscheinlich auf nackter Erde und vielleicht bei einem Gericht Pillaf zubringen müssen, wenn es in dem Karavanserai überhaupt etwas Genießbares gab. Landstraßen und Wirthshäuser, wo man schlafen und essen kann, sind in der europäischen Türkei ebenso unbekannte Dinge, wie Häfen,

um sich einzuschiffen. Wer keine Matratze mitbringt, kann in einem türkischen Khan auf der Erde liegen, und wer keine Eßvorräthe in der Reisetasche hat, ist auf's Hungern oder günstigenfalls auf eine ungenießbare Speise, welche er mit den Fingern aus der flachen Hand ißt, angewiesen. Eine elende, gebrechliche Barke führt ihn endlich an den gastlichen Bord des Lloyddampfers, der auf der Rhede oder auf hoher See vor Anker liegen bleiben muß, weil die asiatischen Nomadenhorden, welche die Balkanhalbinsel regieren und verwalten, es nicht für nöthig halten, Häfen und Quais zu bauen. Ich hatte bei meiner vorjährigen Reise in der Türkei alle diese Leiden und Mühseligkeiten genug kennen gelernt, um auf dem holprigen Saumpfade von Skutari ans Meer und in Antivari neue Versuche zu machen, wie weit es die Türken in den Reformen gebracht hatten und zog es vor, statt mich in Antivari wieder einzuschiffen, von der Marina von Cattaro „nach Europa" zurückzukehren.

Endlich, nachdem es noch am Tage vorher genug gestürmt, geregnet, geblitzt und gedonnert hatte, zog eine ruhige Nacht über den schwarzen Berg herauf. Um zehn Uhr hörte der sturmflutartige Regen auf; ich schlief ein, ohne von dem Geheul der Bora und von den krachenden Donnerschlägen auch nur einmal geweckt zu werden. Um sechs Uhr Morgens erwachte ich. Tiefe Stille auf dem schwarzen Berge ringsum! Bora und Scirocco hatten sich so müde und matt gekämpft, daß allen beiden die Kraft ausgegangen war, den Kampf um die Herrschaft des anbrechenden Tages fortzusetzen. Ein milder Zwischenwind fächelte die schwarzen Felsenhäupter. Ich eilte ans Fenster. Der Boden war noch frei von Schnee. Milan's unken-

hafte Prophezeiung war nicht in Erfüllung gegangen. Ein rosenrother Frühlingstag stieg hinter den schwarzen Felsenhäuptern, welche die Hochebene von Cetinje umragen, am blauen Morgenhimmel auf. Ich kleidete mich an, rief nach dem Kammerdiener Philipp, befahl das Frühstück und das Packen meines Reisekoffers und schrieb auf den Rücken einer Visitenkarte einige Worte an den Adjutanten, mit der Bitte, meine Abreise sofort in Scene zu setzen. Ich traute dem „tempo fantastico“ des schwarzen Berges auch nicht einen Tag.

Von der schönsten Prinzessin des Morgenlandes und dem Fürsten des schwarzen Berges hatte ich in richtiger Ahnung des heiteren windstillen Sonntagmorgens und trotz aller unkenhaften Prophezeiungen Milan's schon Tags vorher Abschied genommen.

„Ich verspreche Ihnen, für mein Land und für mein Volk alles Mögliche zu thun,“ hatte mir Fürst Nikola Petrović beim Abschiede gesagt, „Sie können mir helfen, wenn Sie mit Ihrer Feder in Deutschland die Gegenwart des schwarzen Berges schildern. Ich hoffe, die Sympathien Ihres Volkes werden dann mit uns sein.“ — „Ich verspreche es Ihnen, mein Fürst,“ erwiderte ich, „Sie sollen mit mir zufrieden sein.“ Dann begleitete er mich bis zur Treppe. „Und wo sehen wir uns wieder,“ fragte der erste „Ritter vom schwarzen Berge,“ indem er mir nochmals zum Abschiede die Hand reichte, „vielleicht in Deutschland.“ — „Nein,“ erwiderte ich, „nicht in Deutschland; ich weiß einen besseren und schöneren Platz.“ — „Nun, wo denn?“ — „Auf dem Atmeidan in Stambul, wenn die Ritter des schwarzen Berges, die Serben und die Griechen Osman aus seinem Zelte und die Türken aus Europa gejagt haben.“

Ich stieg die Treppe hinab und ging nochmals in den alten Fürstenpalast, um von Freund Milan und seiner schönen Frau Abschied zu nehmen. Milan begleitete mich auf den großen Platz, wo sich die beiden Straßen von Cetinje treffen. Dort fand ich das türkische Bergpferd und die beiden Pereniken, welche mich zum Gestade der Bocche geleiten sollten. Stanko Radonić und Simon Popović kamen, um von mir Abschied zu nehmen. Ich drückte den Freunden vom schwarzen Berge noch einmal die Hand und ritt, ohne mich umzusehen, langsam den Boulevard von Cetinje entlang. Der Abschied hatte mich etwas wehmüthig gestimmt. Wo werde ich sie wiedersehen, die Freunde, welche nachdem sie den Glanz und die Genüße der europäischen Hauptstädte kennen gelernt haben, das Leben in der Einsamkeit ihrer Berge vorziehen, um die Pioniere in der Civilisation ihres Volkes zu werden?

Die frische Morgenluft, der heitere, rosenroth und himmelblau gefärbte Frühlingsmorgen stimmten mich ebenfalls heiterer, als ich durch die Dörfer ritt. Der Dezembertag glich einem heiteren, windstillen Frühlingstage. Kein Lüftchen regte sich. Die Bora hatte das ganze graue Wolkengesindel in die Schlünde gestürzt, in deren bodenlose Tiefe die Ritter des schwarzen Berges so manchen Türken hinabgeworfen haben. Nie habe ich einen so prächtigen Bergritt gemacht, wie an diesem heiteren, himmelblauen Sonntage. Vor der Schenke in Nëgoš saß wieder ihr hundertjähriger Besitzer im Mittagssonnenschein; zu seinen Füßen spielte wieder sein jüngstes Kind, das fünfjährige Mädchen; seine Frau setzte mir und meinen Begleitern wieder gebratenen Schinken und gebackene Eier zum Mittagessen vor; und wieder kamen Nikola Radonić und die Helden von

Nëgoš, unter deren Yatagan so mancher Türkenkopf gefallen war, um von mir Abschied zu nehmen, hoffentlich nicht für das Leben, und als ich wieder zu Pferde stieg, riefen wir alle „Evo Crnagora! — Hoch' lebe der schwarze Berg!"

Das Hinabklettern vom Kristac war schwieriger, als das Hinaufsteigen. Die Abstürze des Bergabhanges waren mit Eis bedeckt; die einzelnen Steine des Felsenpfades mit leichtem Schnee verhüllt, so daß sie im Hinabschauen vom Auge nur mit Mühe unter der Schneedecke herausgefunden werden konnten. Ich war gezwungen, vorsichtig den einen Fuß vor den andern zu setzen, da die Stiefelsohle auf den mit Eis und Schnee bedeckten Steinbrocken keinen festen Halt bot, um nicht auszugleiten und nicht hinabzustürzen. Mit desto größerer Sicherheit traten meine bewaffneten Begleiter mit ihren elastischen Sandalen auf, mit welchen sie jeden Stein umfaßten, statt auf denselben zu treten, so daß ein Hinabgleiten unmöglich war. Mit der einen Hand das Gewehr auf der Schulter haltend, faßte Jeder mit der andern, freigebliebenen Hand einen meiner Arme, und nun ging es im raschen Tempo abwärts, ohne daß meine unsicheren Tritte auf dem gefrorenen Boden auch nur ein einziges Mal mein Ausgleiten zur Folge hatten. Dem Bergpferde wurde der nämliche Dienst durch die beiden Diener geleistet. Während der Eine es am Kopfe hielt, faßte der Andere den Schweif. So gelangten wir ohne einen Unfall wieder auf die schmale Straße, welche an der Grenze Montenegro's und Oesterreichs in zwei und sechszig Windungen nach Cattaro zu den Gestaden der Bocche hinabklettert. Im Nachmittagssonnenschein schimmerten und leuchteten die dunkelgrünen Augen der Seebecken und Meerengen der Bocche di Cattaro aus ihrem röthlich angehauchten Felsenrahmen

wieder zu mir hinauf, wie große Smaragde und lange Smaragdstreifen in goldener Fassung, und am Horizont leuchtete und schimmerte, von rothen Streiflichtern und rothen Reflexen überströmt, der weite blaue Spiegel des adriatischen Meeres, und die Ränder der glänzenden und funkelnden Spiegelfläche verschwammen in den blauröthlichen Tinten des südlichen Himmels, welcher sich wie ein Riesengewölbe von Krystall über dem leuchtenden Landschafts- und Seebilde aufbaute. Musik tönte aus der Tiefe. Deutlich unterschied ich die Töne des Einzugsmarsches auf die Wartburg aus Richard Wagner's genialer Oper. Die Musikbande eines österreichischen Regiments spielte auf der Marina von Cattaro. Ich stieg wieder zu Pferde. Aber als ich in der nächsten Nacht wieder in Cattaro im Hause des Barbiers Marović in meiner früheren Wohnung schlief, um am andern Morgen in See zu gehen, brach von Neuem das „tempo fantastico" des schwarzen Berges mit allen seinen Sonderbarkeiten und fürchterlichen Wettern über Cattaro und die Bocche los. Der schwarze Berg donnerte und blitzte immer zugleich und sandte endlose Regenströme und Regenfluthen auf die Stadt und auf das Gestade hinab, und Sirocco und Bora begannen neue und wüthende Kämpfe um die Herrschaft der folgenden Woche, als wenn sie sich alle beide den Hals brechen wollten. Und ich träumte wieder von dem unglücklichen Engländer, welcher sechs Wochen in Cattaro wahrscheinlich auch im Hause des Barbiers Marović und vielleicht in demselben Zimmer vegetirte, um auf den schwarzen Berg zu reiten und nach sechs Wochen unverrichteter Sache nach dem grünen England zurückkehrte, ohne den schwarzen Berg anders gesehen zu haben, als von unten, und segelte am andern Morgen in Sturm und Regen durch

die Seebecken und Meerengen der Bocche und über das adriatische Meer nach Ragusa, der einzige Reisende auf dem großen Dampfer. In Ragusa blieb ich acht Tage, um anderes Wetter und ein anderes Schiff abzuwarten. Die englischen Matrosen haben Recht, wenn sie das adriatische Meer im Winter, „das Teufelsmeer" nennen. Und als ich wieder in Wien war, fand ich dort einen Brief meines Freundes Kostić vom schwarzen Berge vor, der also lautete:

„Es war uns leid, daß Sie nicht länger hier blieben; aber mein Rath, Sie zu baldiger Heimkehr zu bewegen, bewährte sich zufällig sehr gut; denn am Montag erhielten wir bereits Schnee, der sich jetzt schon bis zu den Knieen erhebt. Nun sollten Sie unser schneeweißes Cetinje sehen. Wir sind alle verweht und stecken wie die Mäuse in den Löchern. Draußen weht es und tobt es, wie in Sibirien, aber nur ein Kontrast beweist uns, daß wir im Süden sind; denn es donnert eine halbe Stunde weit, wie im Hochsommer, während wir Schnee haben. Interessant wäre es jedenfalls für Sie, auch von dieser Seite unsere Natur zu bewundern; beneiden würden Sie uns aber ganz und gar nicht. Die armen Maulthiere können sich kaum die mühevolle Bahn brechen und sehen so betrübt aus, als wenn sie sagen wollten: „Seht ihr nicht das Unwetter; wie könnt Ihr uns in solch ein Wetter hinausjagen!" Aber nichts hilft den armen Thieren; sie ziehen mühsam weiter und zeigen ihr Mißbehagen im Abschütteln des Schnees von den langen Ohren. Ach, wie beneiden wir Sie, daß Sie jetzt in die großen Städte ziehen! Nun, was ist da zu thun, als den Ofen recht warm heizen zu lassen und eng vereint mit meinen sieben und dreißig Söhnen vier

bis fünf Schritte breit und sechzig Schritte lang in unserem Hofe den Schnee aufzuräumen, und doch die schöne, „kühle“ Luft zu schöpfen und einige Schritte spazieren gehen zu können; denn sonst würden wir verurtheilt sein, vielleicht bis Georgi Hausarrest zu haben.“

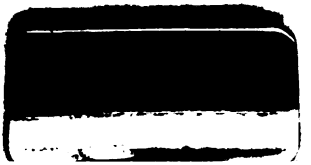
Mit seinen sieben und dreißig Söhne meinte der Schreiber des Briefes die sieben und dreißig Zöglinge der Lehrerakademie. Nun, vor dem zweimonatlichen Hausarrest auf dem schwarzen Berge hatte mich mein gewöhnliches Glück bewahrt, wie vor sechs Jahren in Afrika vor dem glühenden Hauch des Samum, als es mich wenige Tage vor Beginn der fürchterlichsten Hitze durch das „Thor der großen Wüste,“ durch den Felsenpaß von Es Kantara auf die kühlen und luftigen Hochebenen der afrikanischen Steppe geleitete.

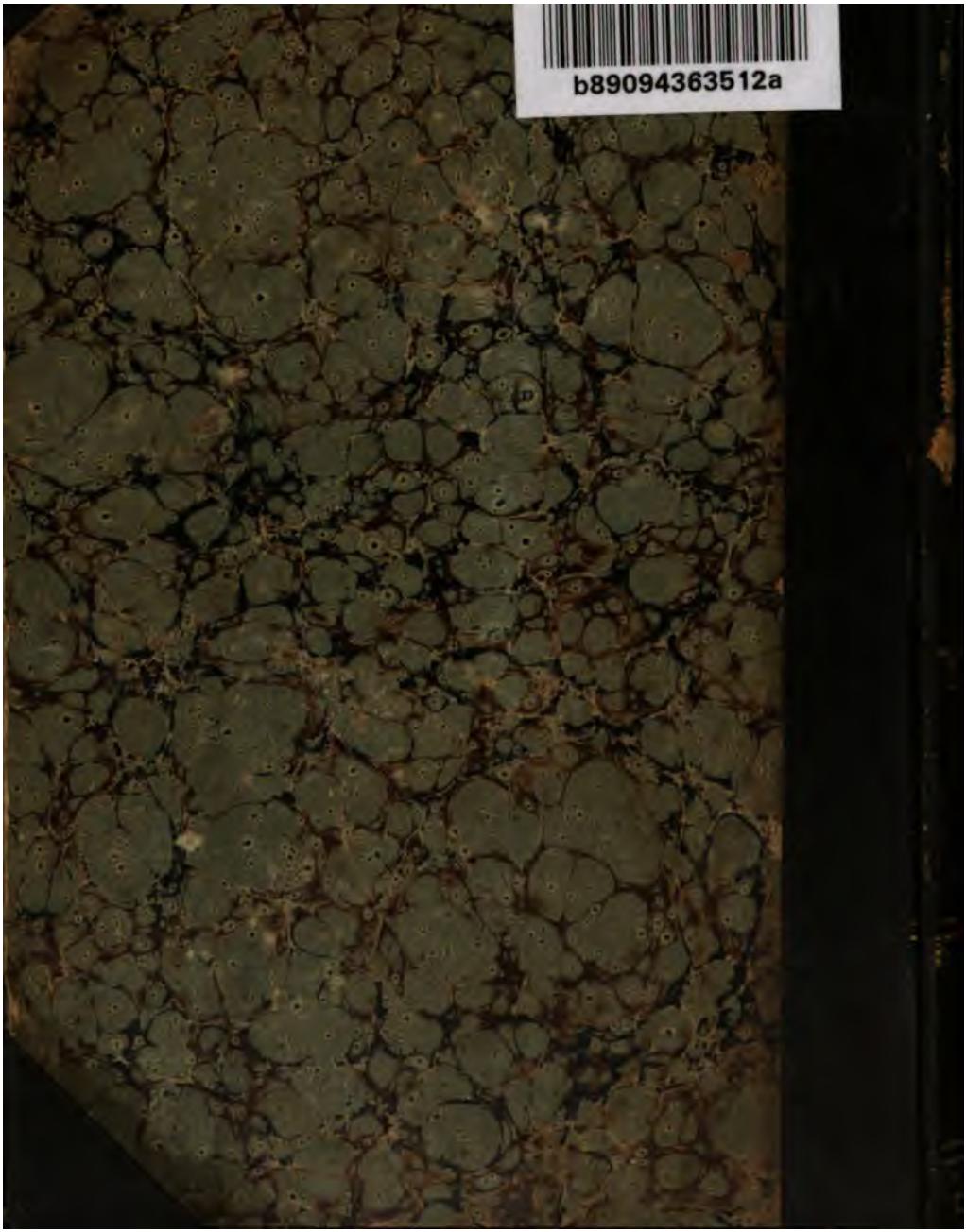
Inhalt.

	Seite
Erſtes Kapitel. Die Türken in Europa	1
Zweites Kapitel. Die Türken in Europa	22
Drittes Kapitel. Die Türken in Europa	49
Viertes Kapitel Athenienſiſche Spaziergänge	72
Fünftes Kapitel. Athenienſiſche Spaziergänge	89
Sechstes Kapitel. Athenienſiſche Spaziergänge	104
Siebentes Kapitel. Athenienſiſche Spaziergänge	126
Achtes Kapitel. Athenienſiſche Spaziergänge	139
Neuntes Kapitel. Griechiſche Leiden und Kämpfe	160
Zehntes Kapitel. Der Weg nach dem ſchwarzen Berge	173
Eilftes Kapitel. Aus Cattaro	197
Zwölftes Kapitel. Der Ritt auf den ſchwarzen Berg	206
Dreizehntes Kapitel. Vom ſchwarzen Berge	226
Vierzehntes Kapitel. Vom ſchwarzen Berge	263
Fünfzehntes Kapitel. Cetinjer Spaziergänge	297
Sechszehntes Kapitel. Cetinjer Spaziergänge	327

89094363512

B89094363512A




b89094363512a